Magazin
für
Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. **Neunzehnter Band.**

Fünfundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1917.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1917.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3 Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. Januar 1917

Vorbemerkung.

Anstelle unseres heimgegangenen Mitarbeiters, Herrn Prof. em. E. Otto, hat sich Herr Pastor H. Kamphausen bereit finden lassen, als Mitarbeiter einzutreten, was schon im Novemberheft v. J. auf dem Umschlag angezeigt wurde. Das Januarheft bringt dieses Mal mehrere beachtenswerte Aufsätze aus der Feder von Pastor H. Kamphausen.

Vorwort.

„Wohl dem Volk, des der Herr sein Gott ist."
Psalm 33, 12.

Es wird keinen Menschen überraschen, wenn auch dieses Vorwort im Zeichens des Krieges steht. Am 1. Januar schauen wir rückwärts und vorwärts. Wenn wir auf das verflossene Jahr schauen, so war es eben in erster Linie ein Kriegsjahr, und wenn wir vorausschauen, so deutet noch kein Zeichen an, daß „Krieg und blutig Kleid bald soll verbrannt und mit Feuer verzehret werden." An sensationellen Friedensgerüchten fehlt es zwar nicht, aber es wird meist bald klar, daß sie in die Blätter lanziert werden, um Deutschlands Friedensbedürfnis kundzutun und den Glauben an das allmähliche Zusammenbrechen seiner Kräfte zu nähren.

Von diesem Krieg hier keine Notiz zu nehmen wäre ebenso wenig natürlich wie schriftgemäß. Das Predigtamt hat seine prophetische Seite, und jetzt mehr als sonst bedürfen wir der Anlehnung an das prophetische Wort und Beispiel. Ich denke nicht an die Propheten des Neuen Testaments, sondern des Alten. Die Propheten waren Männer, die in Zeiten der Krisis erstanden und ihrem Volk mit der Leuchte des göttlichen Wortes hineinleuchteten ins Dunkel der Zeit. Sie waren Gottesmänner und Patrioten, und was das Volk bewegte, bewegte sie. Es wäre unmöglich, daß gewaltige Vorgänge auf dem politischen und nationalen Leben nicht ein Echo gefunden hätten auf ihrer Kanzel. Wir haben in diesen Zeiten von Pastoren gehört, von denen ihre Zuhörer sagten: In all diesen weltbewegenden Momenten und Jahren haben sie nicht ein Mal auf der Kanzel Bezug genommen auf den großen Völker=

krieg! Das verstehe, wer kann, jedenfalls sind sie dem Beispiel der Propheten nicht gefolgt. Dabei ist es selbstverständlich auch vorgekommen, daß andere ins andere Extrem gegangen sind und die Kriegstrompete so oft geblasen haben, daß ihre Zuhörer unter dem Zuviel und Zulaut geseufzt haben.

Doch wir danken dem Herrn für die Propheten des Alten Testamentes. Im Neuen Testament ist Israels Selbständigkeit und bald auch seine Nationalität gebrochen. Da bleibt nur noch das Geistliche und Kirchliche übrig. Im Alten Testament stehen die Propheten an der Arbeit an ihrer Nation. Darum, wenn es sich um Berücksichtigung des Nationalen, Politischen, Volkstümlichen (im Sinne von: Völklichen, nicht: Populären) handelt, so greifen wir ins Alte Testament. Wir danken dem Herrn, daß, so wie das Alte Testament Jesu Bibel war, es auch ein unentbehrlicher Teil unserer Bibel ist.

Es gibt Leute, die an dem Alten Testament, an dem Jehovah des Alten Testaments und seinem Geist viel auszusetzen haben. Das kam deutlich zum Ausdruck beim Beginn des Krieges. Bei uns hat es ja schon lange Gegner des Krieges gegeben, und in den letzten Jahren hatte die Bewegung sehr an Stärke gewonnen. Wir haben auch dagegen nichts einzuwenden.

Es ist ja die Hoffnung unseres Glaubens, daß einmal die Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet werden sollen. Aber wir haben die Beobachtung gemacht, daß die Gegnerschaft gegen Deutschland in unserm Land noch größer war als gegen den Krieg; und als im Anfang der Siegesgang der deutschen Waffen so schnell und überwältigend war, da haßten viele jener Friedensfreunde — und andere — den Krieg noch viel mehr als vorher, weil Deutschland sich als ein so gewaltiges Kriegsvolk erzeigte. „Gott einen „Gott der Schlachten" zu nennen, sei eine Gotteslästerung. Im Alten Testament möge das vorkommen, aber wir ständen höher, wir hätten den Geist Christi. Den Herrn um Sieg anzuflehen, wäre einem Christen unmöglich." Wir wußten nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten. Daß man den Herr als Führer unseres Alltagslebens und seinen gewöhnlichen Dingen ansehe und anrufe, das wäre gut und christlich, aber in den Streit um eines Volkes Existenz und Zukunft könne man seinen Gott und Christus nicht mitnehmen, o Sancta Simplicitas! Wir haben nie allzuviel Ehrfurcht vor der Durchschnittstheologie unseres aufs Praktische gerichteten Landes und noch weniger seiner Presse gehabt, aber das ging uns doch zu weit. Und das bei den Nachkommen der Puritaner, die sich im Streit als das Volk Gottes wußten und unverzagt des Glaubens waren, daß Gott und Gotteswort und Glaube und Gebet im Kriege noch mehr ihre Stelle hätten als im Frieden! In der Tat, die Angloamerikaner des 20. Jahrhunderts sind sehr aus der Art geschlagen. Doch, Freunde, laßt uns gleich hier hinzufügen, daß diese Leute in den zwei Jahren viel gelernt haben. Gott ist ihnen jetzt auch nicht mehr so unsympathisch als der „Gott der Schlachten," insonderheit wenn sich das Waffenglück auf die Seite der

„Allies“ neigt; und „Preparedneß,“ d. i. „For War,“ ist jetzt so sehr ein Glaubensartikel des Volkes geworden, daß wer nicht daran glaubt, ein Ketzer und Verräter heißt, obwohl es doch früher hieß, der Spruch si vis pacem, para bellum sei eine längst überwundene Irrlehre.

Nun, wie gesagt, wir haben so viel von dem Geist des Alten Testamentes in uns, daß wir von vornherein mit Gott in den Krieg gezogen sind. In meiner Jugend ging ich oft in meines Vaters Kontor. Zuweilen lag dort das große Hauptbuch aufgeschlagen auf dem Pulte. Ich öffnete es meist auf der ersten Seite. Da stand mit großen Lettern: Mit Gott. Es machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck, ein so frommes Wort in einem so kalten und geschäftsmäßigen Buche an solcher Stelle zu finden. Es schien dem großen Geschäftsbuch eine gewisse Weihe und Würde zu geben. Nun dann, wenn ein solches Wort da am Platze ist, wie viel mehr wenn ein Volk auszieht: Mit Gott für König und Vaterland!

Erhebend war es wahrzunehmen, daß, wenn die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, Mensch und Volk sich spontan nach oben wendet, gewiß wenigstens das deutsche Volk. So taten wir auch hier im fernen Lande. Uns bangte es in der Seele ob der Feinde großer Macht und List, aber unerschütterlich lag uns der Glaube im Herzen: Deutschland kann nicht untergehen! Wir stützten diesen Glauben auf die Gerechtigkeit seiner Sache, an der uns kein Zweifel war, und auf die Lebens- und Schaffenskraft dieses Volkes, von dem wir überzeugt waren, daß es noch eine Zukunft habe. Dieser Glaube hat uns bis jetzt nicht getäuscht und hat uns aufrecht erhalten. Wäre es bloß das eine gewesen, die Gerechtigkeit seiner Sache, so hätten uns Zweifel kommen können. Solche Zweifel kommen wirklich. Hat es doch auch sonst Völker gegeben, deren Sache gut war, und doch sind sie unterlegen. Denken wir an die Buren in ihrem Kampf mit England.

Aber wir fühlen, Deutschland hat noch seine Mission nicht erfüllt. Wir lebten des Glaubens, daß ihm noch eine große Zukunft beschieden sei. Wir hegten die stille Hoffnung, und viele Nichtdeutsche haben sie seit Jahren mit uns gehegt und ausgesprochen (cf. Stoddard, den Verfasser der schönen Reisebücher im Band „Tirol“), daß Deutschland berufen sei, an die Stelle Englands zu treten.

Da legte sich der Gedanke lähmend auf die Seele: Ja, aber vielleicht hat Deutschland der Demütigung und Läuterung nötig, und dieser Krieg, indem es der Uebermacht erliegt oder doch geschwächt wird, soll es zur Einkehr und Sinnesänderung führen. Da war es vielleicht, wo uns die Propheten vor die Seele treten. Was waren sie auf dem Höhepunkt der prophetischen Kraft als Propheten des Gerichtes? Wie lernten wir wieder die übermenschliche Kraft dieser Männer bewundern, wenn wir bedachten, wie schwer die Last gewesen sein muß, angesichts des Feindes nationalen Untergang zu predigen. Wie schwer in solchen Kriegszeiten, daß die Stimme der Wahrheit auch nun sich Gehör verschafft, wenn sie Ungünstiges, Unwillkommenes zu sagen hat. In

Frankreich fällt Jaurès der Sozialist, als Gegner des Krieges, gleich im Anfang vom Stahl des Meuchelmörders. Was munkelte man bei Wittes Tod in Rußland, wie gefährlich war die Lage Giulianos in Italien, des Freundes des Dreibundes?

So predigten also die Propheten Gericht. Nun dann können wir uns bei ihnen wenig Trost holen. Nein, verstehen wir dies nicht falsch. Die Propheten sind die Werkzeuge und Interpreten der Gerechtigkeit Gottes. Sie sehen in schweren Schicksalten seine züchtigende Hand, sie schauen in den Heimsuchungen die schweren Ungewitter, die die Luft reinigen, und das Land fruchten, trotz ihrer Verheerungen. Aber sie sind auch die Zeugen des Gottes der Heilsgedanken. Nach den Gerichten scheint die Sonne seiner Gnaden. Läßt ein Volk sich warnen, so sollen seine Wege nach dem Weichen der Flut höhere und bessere sein als zuvor und der Bogen seines Friedens über ihm leuchten.

Sodann soll man doch nicht bloß an die Propheten des Gerichtes denken, aus der Zeit der Dekadenz des Volkes. Hier ist Moses, der eine neue Zeit verheißt, hier ist Samuel, der ein Ebenezer aufrichtet, hier ist Jesaja, dem die Zukunft größer erscheint als die Gegenwart. Was ihnen allen gemein ist, ist der Kampf gegen die Sünde und das Zutrauen zu der Macht und Gnade Gottes. Ist das nicht, was wir brauchen, damals und jetzt brauchen?

Die Sünde und der Abfall ist nicht nur in Frankreich zu finden. Materialismus und Dünkel nicht nur in England, Unglaube und Fleischeslust und Mammonismus hatten auch in unserm alten Vaterland sich breit gemacht. Und nun fegt der Herr mit eisernem Besen und die Propheten geben den Text, die Erläuterung, die Deutung. Aber zu dem Bußwort den Gnadenspruch: „Es sollen wohl Berge weichen . . . und die zuversichtliche Vergewisserung: „So viel der Himmel höher ist . . . sind meine Wege höher als eure Wege." Da wird das Herz still und der Glaube richtet sich auf. Das ist mehr als der Glaube an die sittliche Weltordnung. Den hat der Philosoph, den haben in etwa schon die alten Heiden gehabt. Ich machte neulich eine interessante Entdeckung, oder eigentlich ich machte sie zum zweiten Mal. Es war in Oehlers Alttestamentlicher Theologie. Es heißt dort S. 29 Anm. von der antiken Heidenwelt: „Ob das Schicksal oder die Tugend die Welt bestimme, oder wie sich die Wirkungen beider verteilen, das ist die Rätselfrage, die, wenn auch bald in der einen, bald in der andern Weise zuversichtlich beantwortet, immer ungelöst wiederkehrt. Beachten wir z. B. wie ein Demosthenes in seiner früheren Zeit von dem Walten göttlicher Gerechtigkeit in den Geschicken der Völker zeugt, wie er prophetisch den Sturz der auf Lüge und Meineid gegründeten Macht verkündet, wie er zwar zugibt, daß das (blinde) Schicksal in allem den Ausschlag gebe, aber Glücksgaben desselben nur für möglich hält, wo auf die Gunst der Götter zu rechnen sittliche Berechtigung vorhanden sei, und wie er dann am Abend seines Lebens keine bessere Erklärung für das Unglück seines Volkes weiß, als daß eben das Schicksal

aller Menschen, wie es jetzt herrsche, hart und schrecklich sei, und daß darum auch Athen seinen Anteil an dem allgemeinen menschlichen Mißgeschick habe empfangen müssen." Oehler hat noch weitere Beispiele, die uns die Armut des klassischen Altertums in diesen Dingen, in seiner Lehre von den schweren Schickungen, enthüllen. Auch wir sind nur Menschen und tragen schwer an diesem jahrelangen und welterschütternden Leid, aber wir danken den Propheten, daß sie uns neben dem Gott der sittlichen Weltordnung den Gott, der Heilsgedanken über uns und der Welt hat, bezeugen.

Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist, das diesen Glauben festhält und neubewährt sieht. Man liest oft in englischen Zeitungen Worte des Neides über Amerika, das an diesem Krieg reich wird. Es ist nicht des Neides wert. Die Einbuße ist größer als der Gewinn. Krasser Mammonsdienst und rücksichtslose Gewinnsucht heben da besonders ihr Haupt, wo der Reichtum der kriegerzeugte, den Boden düngt. Doch mehr als das. Verleumdung und Lüge haben kaum je solche Triumphe gefeiert. Die Fähigkeit, das Gute beim Gegner zu sehen= Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben, ist ganz verloren gegangen. Vorurteil, natürliche Sympathien und Antipathien, Arroganz, Verachtung des Fremden und Gegnerischen, haben sich nie in solcher Schamlosigkeit gezeigt, wie jetzt. Das Land ist in geistige wie ökonomische Abhängigkeit von England und seiner Weltherrschaftsmania gekommen. Millionen seiner besten Bürger sind verbittert und entfremdet. So kann man billig bezweifeln, ob die Stellung und Erfahrung Amerikas während des Krieges eine beneidenswerte und glückliche war oder nicht. Sittliche Werte sind drüben neugeprägt oder neuempfunden und behauptet worden, die den Verlust an Geld und Gut weit aufwiegen und vielleicht, so steht zu hoffen, die Opfer an Blut und Leben einigermaßen gut machen.

So bleibt es für uns dabei, daß der Reichtum eines Volkes in seinen Tugenden besteht, seine Gesundheit in der Reinheit der Sitten, der Stärke des Charakters, sein Rang in der Höhe der Ideale, welche seiner Männerwelt Trieb- und Strebekraft verleihen. An uns ist es, die Quelle zu diesen Gütern im Worte Gottes aufzuzeigen. Diese Quelle ungetrübt zu erhalten und sich nach Kräften jedem, der in unsern Bereich fällt, zugänglich zu machen. H. Kamphausen.

Evangelische Liturgie.

(Dieser Vortrag wurde auf der östlichen Pastoralkonferenz des Colorado-Distrikts in Fort Collins gehalten und auf Beschluß derselben dem Editor des „Evang. Magazins" eingesandt von Pastor G. Tillmanns.)

Das zur Bearbeitung und Besprechung gestellte Thema lautet: „Evangelische Liturgie." Zunächst wollen wir für unsere rußländischen Gemeinden dadurch in den Stand gesetzt werden, die Liturgie einheitlich im evangelischen Sinne zu gestalten, d. h. so, daß wir uns dabei möglichst

an unsere evangelisch-synodale Agende anschließen, aber auch die unsern rußländischen Gemeinden gewohnten und lieben Gebräuche so viel als möglich schonen, uns aber dabei an das Wesen der kirchlichen Liturgie halten.

Dazu ist ein Haupterfordernis die Darstellung des Begriffes und der Geschichte der Liturgie.

Es dürfte aber nicht nur für unsere Arbeitsgebiete, sondern von allgemein theologischem Interesse sein, daß wir un. diesem auf kirchlichen Konferenzen selten behandelten Thema einmal zuwenden. Die Entwicklung der Zeit bringt unweigerlich die verschiedenen Denominationen der protestantischen Welt einander näher. Das nötigt uns, die verschiedenen Gebräuche in den uns mehr oder weniger nahe stehenden Kirchen nicht nur an der Hand der Heiligen Schrift, sondern auch der Geschichte zu verstehen und zu würdigen.

Die Liturgie ist aber der Teil des Gottesdienstes, an dem die Gemeinde sich aktiv beteiligt. In manchen Gemeinden unserer Synode beteiligen sich die Anwesenden nicht nur durch geistiges Mitbeten und Anhören des Wortes Gottes, sondern auch durch Gesang und Antworten an der Liturgie. Die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, daß es die Andacht und den Segen fördert, wenn die Gemeinde sich aktiv im Gottesdienst beteiligt. Die Geschichte zeigt uns auch die Berechtigung dazu.

Wenden wir uns zuerst zu dem Begriff des Wortes: Liturgie. Dasselbe ist abzuleiten von den griechischen Worten: λαὸς und ἔργον: Volk, öffentliche Gemeinde und Tat, Werk, Handlung, Λήιτος meint: das zur Gemeinde Gehörige oder Gemeindeangelengenheitliches, wie Zetschwitz in Herzogs Realenzyklopädie sich ausdrückt. Das griechische Wort λειτουργία bedeutet, also die in, auch event. von der Gemeinde vollzogene Tat oder Handlung: „Gemeindedienst" ist die wirkliche Uebersetzung. Die Liktoren und Arbeiter im Heeresdienst wurden λειτουργοὶ bezeichnet. In der Septuaginta bedeutet das Wort den öffentlichen heiligen Dienst im Tempel.

Im Neuen Testament ist Christi Priester- und Opferdienst zu unserer Erlösung so bezeichnet: Röm. 8, 2 u. 6, 10, 11. Aehnlich: Phil. 2, 17. Paulus nennt unser ganzes Leben eine λειτουργία, einen Gottesdienst: Röm. 12, 1, 15, 16; Phil. 2, 25. In der christlichen Kirche ist das Wort in einem weiteren und engeren Sinne gebraucht worden. Im weiteren Sinne bezeichnet es den Gottesdienst in seinem ganzen Verlaufe. In diesem Sinne redet man auch von einer Taufliturgie. Im engeren Sinne werden unter Liturgie die Teile des Gottesdienstes verstanden, welche in bestimmten Formen und Ordnungen sich fest eingebürgert haben und in Worten oder in Gesängen des Geistlichen und der Gemeinde bestehen. Es sind die in allen oder in bestimmten Gottesdiensten wiederkehrenden gottesdienstlichen Gebete, Schriftworte, Lob- und Bittausdrücke. In unseren Erwägungen reden wir von der Liturgie in diesem engeren Sinne.

Welch eine geschichtliche Entwicklung hat nun die Liturgie in der christlichen Kirche genommen?

Zur Zeit der Apostel gab es einen öffentlichen homiletischen Gottesdienst, der im Anfang im Tempel bei Tage, also morgens oder nachmittags, gehalten wurde (Apg. 2, 15, 42; 3, 1, 11, 12 etc.). Außerdem wurde ein anfangs nur abends gefeierter, sakramentaler Gottesdienst in den Häusern gehalten. Dieser war für die Getauften bestimmt und später auch auf dieselben allein beschränkt (Apg. 2, 46; 20, 7 etc.). Diese Abendmahlsfeiern waren mit einem gemeinsamen Mahl verbunden nach der Weise der Passahfeier Jesu mit seinen Jüngern. In beiden Gottesdiensten wechselten Gruß, Segenswunsch, Gebet und Ansprache des Leitenden mit Hymnen und Gesängen der Gemeinde ab. Diese Gesänge waren Anfangs Psalmen. Jesus hat ja nach jüdischem Gebrauche den Kelch der Danksagung mehrere male seinen Jüngern zum Herumreichen gegeben, dazwischen die gebräuchlichen Psalmen gebetet und das Brot und seine Worte zur späteren Wiederholung und zum Gedächtnis an ihn hinzugefügt. Diese Formen bildeten den Kern der christlichen Abendmahlsfeier und wurden allmählich reichlicher ausgestaltet. Im Neuen Testament finden sich Andeutungen solcher neu entstandenen Gebräuche: Ephes. 2: 14; 1 Tim. 3, 16, 2 Tim. 11—13 etc. Diese liturgischen Formen zu denen auch der Friedenskuß (zu verstehen aus dem orientalischen Ausdruck tiefer Freude und Bewegung) hinzukam, nahmen immer mehr einen stabilen Charakter an, gestalteten sich aber in den verschiedenen Gegenden verschieden. Solche liturgischen Gebräuche bildeten sich nicht nur für die Abendmahlsfeiern, sondern für alle andächtigen Versammlungen. Denken wir doch an die um die österlichen Tauffeiern sich bildende Vigilienfeier.

Die dem Geistlichen zufallenden liturgischen Teile sind von demselben im Anfang offenbar gesprochen und nicht gesungen worden. Erst später hat es sich in der römischen und griechischen Kirche herausgebildet und ist dann auch in manchen lutherischen Kirchen beibehalten worden, daß der Geistliche in der Liturgie sang. Trotzdem zeigt uns aber das Beispiel der ersten Kirche, wie einseitig es war, daß Calvin und ihm nachfolgend ein großer Teil der reformierten Kirche allen Gesang von Gebeten und Hymnen mit Ausnahme der Psalmen von Seiten der Gemeinde im Gottesdienst verwarf.

Auf der andern Seite geht aber aus den in den Schriften der Apostelschüler angeführten liturgischen Gebeten und Gesängen klar hervor, daß die Christen in den ersten zwei Jahrhunderten das Abendmahl lediglich als Erinnerungsmahl an den Versöhnungstog Christi feierten.

Nach dieser Skizzierung der Liturgie der apostolischen Kirche wenden wir uns zu ihrer weiteren geschichtlichen Entwicklung. Was ist aus dieser ursprünglichen einfachen christlichen Liturgie geworden?

Durch die Verbote Trajans wurden im Anfang des zweiten Jahrhundert die Agapen (Liebesmahl) sistiert. Nicht lange darnach oder zugleich wurde die Abendmahlsfeier an den morgigen homiletischen Got-

tesdienst angeschlossen. Nun wurde aber die sakramentale Feier als missa fidelium von dem homiletischen Gottesdienst als missa catechumenorum insofern getrennt, als beim Schluß des letzteren die noch Ungetauften und Pönitenten entlassen wurden. Bis dahin scheint die Gegenwart derselben bei der Sakramentsfeier nicht ausgeschlossen gewesen zu sein. Wenigstens beschreiben Irenaeus und Justinus martyr (um 150) dieselbe in öffentlichen Schriften unbedenklich.

Schon von Anfang an, aber noch mehr seit dieser Aenderung, wurde die Abendmahlsfeier als der eigentliche Gottesdienst der christlichen Gemeinde oder wenigstens als ihr Höhepunkt angesehen und immer mehr durch Wechsel in Gesang, Gebet, Lobpreisung und zeremonieller Symbole ausgezeichnet, dagegen der homiletische Gottesdienst (missa catechumenorum) in diesen Stücken entleert. Die apostolischen Konstitutionen geben Ende des dritten Jahrhunderts Bericht darüber. Schon im Jahre 330 wurde in Rom eine Schule für kirchlichen Gesang gegründet. Chorgesänge kamen damals auch auf. Ambrosius von Mailand führte melodischen Schwung, rhythmische Betonung und reichliche Modulation ein. Unter Gregor dem Großen aber kam der feierliche, feste getragene Charakter in dem liturgischen Gesang zur Herrschaft. Dieser waltet auch heute noch im Wesentlichen in unseren deutschen evangelischen Choralmelodien vor.

Nach dem vierten Jahrhundert wurden die verschiedenen bestimmten Arten der Liturgie festgelegt: Eine jerusalemische, alexandrinische, byzantinische im Morgenland, eine gallische, mailändische, mozarabische und römische im Abendland.

Von da an, wenngleich anfangsweise schon in den Schriften Augustins erkennbar, trat, steigend bis zur Reformation, eine immer stärker werdende greuliche Entartung des Gottesdienstes ein. Derselbe wurde allmählich zu dem katholischen Messegottesdienst. Der früher vor der Austeilung stattfindende sog. „Troitus," die Abendmahlsermahnung und -vorbereitung durch eine kurze Predigt, fiel bald ganz fort. So bestand dieser Hauptgottesdienst lediglich in Liturgie. Die Liturgie mußte also dieser papistischen Entartung dienen.

In derselben können wir folgende Punkte als die hauptsächlichsten bezeichnen:

1. Zu den im ersten Jahrhundert mit der Abendmahlsfeier verbundenen Agapen hatte jeder freiwillige Gaben mitgebracht. Diese Liebesopfer wurden durch Gebet geweiht und aus ihnen die zum Abendmahl nötigen Elemente entnommen. Die Agapen hörten nun Anfang des zweiten Jahrhunderts auf. Aber die Sitte, Gaben zu bringen, blieb. So verband sich die Idee des von Menschen dargebrachten Opfers mit der Feier des Opfers Christi.

2. Die Teilnahme der Gemeinde an der Kommunion anfangs an jedem Tag, dann an jedem Tag des Herrn stattfindend, beschränkte sich allmählich auf besonders ausgezeichnete Tage. Jedoch war die Abendmahlsfeier der eigentliche Akt des regulären Gottesdienstes. Deshalb

mußte die Kommunion stattfinden, wenn auch keine Gemeindeglieder daran teilnahmen. Es mußte deshalb als genügend angesehen werden, wenn der Geistliche kommunizierte.

3. Der Geistliche zeigte dann wenigstens die konsekrierten Elemente dem Volk. Und, je mehr die wahre Frömmigkeit abnahm, desto mehr wurden dem Aberglauben und schauerlichen Gefühl in dem doch christlich sein wollenden Volke die Türen geöffnet.

4. Die römischen Priester förderten solche Volksgefühle in hierarchischem Interesse. So entwickelte sich von Stufe zu Stufe die römische Transsubstantationsidee und später die Lehre, daß der Priester durch sein Gebet die Abendmahlselemente in den wahren Leib und das Blut Christi verwandele, und daß nun der Priester diesen Leib Christi Gott für die Sünden des Volkes als Opfer darbringt, eine unblutige Wiederholung des blutigen Opfers Christi am Kreuze. Der Priester bringt dasselbe für das Volk dar, auch für Abwesende und für Abgeschiedene, die noch im Fegfeuer schmachten.

Der Priester ist der Wundertäter, ein hundertmal potenzierter alttestamentlicher Hohepriester. Kein Wunder, daß das Volk den nun so in der Hostie hervorgezauberten Christus anbetete und in Schauer und Ehrfurcht auf die Kniee fiel und sich bewegt im Sündengefühl an die Brust schlug, wenn der Messediener mit seinem Glöcklein ankündigte, daß die Konsekration vollzogen sei und wenn er dem mit der Monstranz am Frohnleichnamstag durch die Straßen in feierlicher Prozession wandelnden Priester voranschritt.

Kein Wunder aber auch, daß die durch die Predigt der Reformation zum Glauben an das vollkommene Opfer Christi gekommenen Gemüter an diesem Aberglauben und der diesem Unwesen zu Grunde liegenden Lehre tiefen Anstoß nahmen. Das Ganze war ihnen ein Götzendienst.

Ein altes, nur in wenigen Exemplaren noch vorhandenes Buch enthält den Bericht einer von der Obrigkeit eingesetzten Kommission, welche nach dem Restitutionsedikt in den Jülich-Cleve-Bergschen Landen untersuchte, wie weit Luthers Lehre Eingang gefunden habe. Da wurden in Ortschaften, in welcher heute keine Protestanten vorhanden sind, 20 bis 40 und mehr Leute vor die Kommission geführt. Auf die Frage, warum sie nicht mehr zur Messe gingen, antworteten sie: Sie könnten und wollten nicht einen gebackenen Herrgott (die Hostie) anbeten und nicht daran teilnehmen, wenn der Kukuk (die mit dem Aufsatz versehene Monstranz, welche die Hostie enthielt) durch die Straßen getragen werde.

Kein Wunder aber auch, daß nun auch die Reformatoren genötigt waren, den ganzen Gottesdienst und auch die ganze Liturgie umzugestalten. Der ganze christliche Gottesdienst war ja eine liturgische Opfermesse. Die Predigt war ganz in die Nebengottesdienste verdrängt worden oder gar verschwunden. Nur hier und da waren in vorreformatorischen Bewegungen, besonders in Deutschland, Versuche gemacht worden, die Verkündigung des Wortes Gottes wieder aufzunehmen. Die

Reformation brachte deshalb mit der Erneuerung des alten christlichen Gottesdienstes auch eine Erneuerung der alten christlichen Liturgie im neuen evangelischen Sinne.

Wir müssen deshalb die Geschichte der Liturgie skizzieren, um die Prinzipien für eine evangelische Liturgie zu gewinnen. Wir können nun auch verstehen, warum manche Reformatoren im Gegensatz gegen die römische Messe und ihre liturgische Formen die letzteren ganz abschafften und nur den Psalmengesang stehen ließen. —

Hier erkennen wir aber wieder den gesunden Sinn des großen Reformators Luther. Er ließ sich weder durch die unsinnigen Bilderstürmer noch durch die einseitigen reformierten Liturgiestürmer irre machen. Trotz des in der katholischen Messe zur Glorifizierung des Priesters gebotenen Götzendienstes erkannte er in den meisten Stücken der alten christlichen Liturgie herrliche Gebete und Responsorien als Ausdrücke evangelischen Glaubens. Er rettete, sammelte und ordnete sie und gab seinem deutschen Volke in seiner „Deutschen Messe," 1526, wieder eine rein christliche evangelische Liturgie. Dieselbe gruppiert sich nach alt christlichem Muster um Predigt und Sakrament, welche beiden Stücke auch die Mittelpunkte des alten christlichen Gottesdienstes waren. Während derselbe aber in der ersten christlichen Kirche in zwei verschiedene Gottesdienste geteilt war, konnten diese letzteren in der christlichen Volkskirche zu einem Gottesdienst und einer Liturgie verbunden werden. Die Feier des hl. Abendmahles wurde aber nur an den dazu bestimmten Sonntagen mit dem Predigtgottesdienst verbunden. Die Verkündigung des Wortes Gottes bekam durch die Reformation sakramentgleichen Wert.

Nach dieser prinzipiellen und geschichtlichen Darlegung wenden wir uns zu den einzelnen Stücken der evangelischen Liturgie.

Hier muß nun zunächst bemerkt werden, daß sowie in der ersten Kirche, auch ähnlich in der Evangelischen Kirche die Liturgie in verschiedenen Landeskirchen und Gegenden verschieden gestaltet wurde. In Deutschland hat man sich mit großer Befriedigung und gutem Erfolg bemüht, die alten würdigen Stücke der Liturgie, soweit sie noch nicht in Gebrauch waren, einzuführen.

Die in den Zeiten des Rationalismus aufgekommenen, oft sehr zweifelhaften musikalischen Leistungen von Kirchenorchestern unter dem Namen „Motetten" sind seit längerer Zeit abgekommen und haben würdigen klassischen Einlagen Platz gemacht.

Im Folgenden sind nun die einzelnen liturgischen Teile so angeordnet, wie sie möglichst mit unserer synodalen und der rußländischen Liturgie übereinstimmen. Bei jedem Teile werden die sachlichen Erklärungen gegeben. Nach Bedürfnis können dann Aenderungen mit Verständnis gemacht werden.

A. Vorliturgie.

1. Das Invitatorium, Eingangsspruch in unserer synodalen Agende genannt. Mit diesem Wort beginnt der Pastor den Got-

tesdienst. Dasselbe ist vielfach das Wort: „Im Namen des Vaters" etc. Es kann auch ein anderes passendes Wort sein. Ein solches Votum ist nicht überall im Gebrauch. Der Gottesdienst nimmt aber mit demselben einen würdigen Anfang. Ein passendes, würdig gespieltes Präludium vor diesem Invitatorium, ist in größeren Kirchen gewiß praktisch und wünschenswert. Nach dem Eingangsspruch kündigt der Pastor das erste Lied der Gemeinde an.

Nach dem ersten Lied der Gemeinde folgt:

2. Das Adjutorium, Votum in der synodalen Agende genannt. Es ist das Wort: „Unsere Hilfe sei im Namen des Herrn "etc. Die Agende bietet auch eine Auswahl von anderen Worten. Manche Liturgen lassen dieses Votum ganz aus und gehen sofort zu dem auf jeden Fall jetzt folgenden in der Agende „Anrufung" genannten Teil über. Dieses ist der sogenannte „Introitus" der alten Kirche. Derselbe bestand aus einem oder mehreren Bibelversen, die an jedem Sonntag verschieden waren und für den Charakter des Sonntags paßten. Die lateinischen Kirchennamen der Sonntage sind die lateinischen Anfangsworte dieses Introitus, z. B.:

Reminiscere domine miserationum tuarum = gedenke Herr an deine Barmherzigkeit am Sonntag Reminiscere aus Psalm 25, 6.

Unsere synodale Agende hat ein kurzes Anrufungswort als Introitus. Es würde keine Störung sein, wenn der Liturg den alten kirchlichen Introitus hier gebrauchen und denselben der Anrufung vorausgehen lassen würde.

Die Gemeinde singt einmal Amen, wenn der Liturg endigt.

3. Derselbe beginnt nun das „Gloria Patri," das sog. „kleine Gloria," mit den Worten: „Ehre sei dem Vater" etc. Die Gemeinde nimmt dasselbe auf und fährt fort mit dem Gesang:

„Wie es war von Anfang, wie es ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

In der alten Kirche wurde nach einigen Ordnungen an Stelle des kleinen Gloria das große Gloria, das Gloria in excelsis gesungen (Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden etc.). Doch fand dieses große Gloria nach anderen liturgischen Ordnungen, so heute noch in manchen lutherischen Kirchen, an anderen Stellen seinen Platz, so z. B. nach der Schriftlektion oder auch in der Abendmahlsliturgie. Oft wird auch das große Gloria von einem Chor figuriert gesungen.

4. Hierauf folgt das Confiteor, das allgemeine Sündenbekenntnis mit sich anschließendem dreimaligen „Herr, erbarme dich" der Gemeinde. Dieses ist aber in der altkirchlichen Liturgie nur der Ausdruck des Verlangens nach der göttlichen Gnade. Es ist also verschieden von dem speziellen Sündenbekenntnis in der Abendmahlsliturgie. In manchen evangelischen Kirchen folgt auch an Stelle dieses kurzen Sündenbekenntnisses ein solches, weiter ausgeführtes, nach der Predigt, wenn keine Abendmahlsfeier stattfindet. Es wird dort als die „offene Schuld" bezeichnet.

Das „Herr erbarme dich" der Gemeinde ist das bekannte alte: „Kyrie eleison." Dasselbe wurde und wird heute noch mancherorts öfter im Laufe der Liturgie als Bestätigung oder Antwort auf ein Wort der Liturgie gesungen.

In manchen Kirchen erhebt die Gemeinde diesen Ruf in der Litanei nach jedem Gebetsabschnitt.

In manchen alten Liturgien wurde dieses Kyrie durch weitere Sätze ausgeführt und figurierte so unter dem Namen „Leisen" und wurde bei Prozessionen und anderen Gelegenheiten gesungen, auch vielfach in der lateinischen Uebersetzung: Miserere. In den Zeiten der Pest zogen die Flagellantenzüge durch die Straßen und erhoben ihr „Miserere," oft wiederholend, in schauerlichen Klagetönen.

5. Auf das „Herr, erbarme dich" erfolgt nun die „Absolutio" des Liturgen, die Zusage der Sündenvergebung. Unsere Agende gibt eine genügende Auswahl von hier passenden Bibelworten. Die Gemeinde eignet sich die erhaltene Zusage an mit dem folgenden Verse: „Allein Gott in der Höh sei Ehr." Hier wäre der Wunsch wohl berechtigt, daß die Gemeinde auch einmal einen anderen passenden Vers singen könnte.

6. Der folgende Teil der Vorliturgie beginnt mit der „Salutatio," dem Gruß des Liturgen: „Der Herr sei mit euch" und der Antwort der Gemeinde: „Und mit deinem Geiste." Es ist auffallend, wie einig die sonst so uneinigen Deutschen bisweilen in Irrtümern sein können. Aller Orten, in Deutschland, Rußland und Amerika kommt, offenbar aus Mangel an Nachdenken, der Fehler vor: „Und mit seinem Geiste." Hier ist zu bemerken, daß die römische Kirche diesen Wechselgruß oftmals, in der Abendmahlsliturgie sechsmal, hat. Auch Luther-Liturgien bringen diesen Gruß in der Abendmahlsliturgie zum zweiten Male in einem Gottesdienst. Diese Wiederholung sollte als unevangelisch fallen.

Jetzt kommt in manchen Liturgien die Aufforderung: „Erhebet eure Herzen," und die Antwort der Gemeinde: „Wir erheben sie zum Herrn." Dies ist das alte "sursum corda." Damit wurde in der alten Kirche nach der „Salutatio" die Abendmahlsfeier eingeleitet. Andere Liturgien haben es im gewöhnlichen Gottesdienst in der Schlußliturgie. Auf jeden Fall ist die Abendmahlsfeier der alte geschichtliche Platz für dieses geweihte Wort. Wir lassen es deshalb an jener Stelle und kommen in der Schlußliturgie noch darauf zurück. Nun folgt:

7. Das Kollektengebet vor der Schriftlektion mit folgendem einmaligem Amen der Gemeinde. An manchen Orten wird an dieser Stelle dreimal Amen gesungen. Das dreimalige Amen hat seine klassische Stelle nach dem „Credo" und sollte dort allein verbleiben.

8. Darauf kommt die Verlesung der Schriftlektion. Vielfach wird nur, entweder das Evangelium oder die Epistel des betr. Sonntags gelesen. Es ist alter Kirchengebrauch und heute noch an manchen Orten üblich, hier beide Perikopen zu verlesen, wenn nicht über eine derselben gepredigt wird. Dieser alte Brauch sollte beobachtet werden. Die Gemeinde wird nicht zuviel mit dem Schriftwort gespeist.

Nach der Schriftverlesung schließt der Liturg mit einem passenden Bibelvers und mit Halleluja.

Dieser Bibelvers ist das alte „G r a d u a l e." Diese Bezeichnung kommt wohl daher, daß der Liturg diesen Vers aussprach, wenn er noch auf den Stufen des Lesepultes stand.

Die Gemeinde nimmt nun das Halleluja des Geistlichen in dreimaliger Wiederholung auf.

9. Das letzte Stück der Vorliturgie ist nun das „C r e d o." Da möchte ich fragen: Sollten wir nicht energisch versuchen, daß das Glaubensbekenntnis von allen nach alter Sitte laut gesprochen wird? Es ist sicher, daß die äußere Mitbeteiligung der Anwesenden auch ihre innere Aktivität fördert. Es hat doch im Grunde betrachtet keinen Sinn, daß der Geistliche das allen Getauften bekannte oder bekannt sein sollende Glaubensbekenntnis für die ganze Gemeinde allein bekennt. Natürlich muß man dann aber darauf verzichten, daß an Festtagen das nicänische Symbolum gebraucht wird, was an manchen Orten geschieht. Nach dem „Credo" sollte es nun keinerorts fehlen, daß die Gemeinde in das dreimalige Amen einstimmt.

B. Schlußliturgie.

Es ist sicher inkonsequent, wenn nun der Schluß des Gottesdienstes mit seinem wichtigen Gebet ohne alle liturgische Beteiligung der Gemeinde dasteht. Ebenso fehlerhaft ist es, wenn überhaupt eine Liturgie, d. h. eine Beteiligung der Gemeinde in der Liturgie stattfindet, daß die Schlußliturgie von dem Pastor von der Kanzel aus geleitet wird. Der Altar ist der kirchliche Ort für das Gebet. Dabei mag der Prediger immerhin am Schluß der Predigt ein spezielles kurzes Gebet als Schlußseufzer für die Predigt halten. In manchen Orten beginnt der Liturg die Schlußliturgie mit dem Gruße: „Der Herr sei mit euch" etc. Derselbe wäre hier eine Wiederholung und hat seinen passenden Platz im Anfang der evangelischen Liturgie. Hier ist aber als Anfang der Schlußliturgie, wenn keine Abendmahlsfeier stattfindet, als 10. Stück:

Die G e b e t s a u f f o r d e r u n g am Platz: Erhebet eure Herzen = sursum corda" und die bereitwillige Antwort der Gemeinde: „Wir erheben sie zum Herrn."

11. Nun folgt das wichtige K i r c h e n g e b e t mit Darbringung aller wichtigen allgemeinen, kirchlichen, synodalen, gemeindlichen und privaten Fürbitten und Angelegenheiten. Dieses Gebet schließt mit dem Vaterunser. Hier kann ich einen Wunsch nicht unterdrücken. In Deutschland ist es in einigen Gegenden Sitte, daß die Gemeinde den Schluß „denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen" mit dem betendenLiturgen einstimmend singt. Die Singweise ist so würdig und passend, daß in ihr der Ausdruck liegt: „Wir haben dir, o Vater, nun alles dargelegt und wir trauen es dir zu, daß du unser Gebet erhörst. Du kannst es, du allein. Darum Amen." Wo eine Gemeinde diesen liturgischen Gebrauch hat, läßt sie sich densel=

ben nicht nehmen. Die sonst etwas karg bedachte Schlußliturgie bekommt dadurch einen herrlichen Abschluß.

12. Nun folgt der Segen des Liturgen und ein letzter Vers der Gemeinde. Da wäre es schön, wenn auch wohl einmal ein anderer Vers gesungen würde als: „Unsern Ausgang“ etc. Es ist wohl gesagt worden: Die Gemeinde solle keinen Schlußvers mehr singen. Der Segen des Herrn solle das Letztgehörte sein. Die Gemeinde sei nicht mehr recht andächtig bei dem Schlußvers, da manche sich schon zum Fortgehen fertig machen, weil sie nicht warten können etc. Zu antworten wäre wohl: Es würde noch schlimmer sein, wenn solche Unruhe sich schon während des Segens zeigte. Und das wäre bei den Ungeduldigen der Fall, wenn kein Schlußvers mehr käme. Wo aber, wie es doch sein soll, nach dem Schlußvers noch ein stilles Schlußgebet im Gebrauch gehalten und gepflegt wird, da wird auch der Schlußvers noch andächtig gesungen. Bleibt der Pastor aber noch ruhig an seinem Ort und singt den Schlußvers stehend mit, betet auch noch still, dann ist die Gefahr beseitigt.

C. Abendmahlsliturgie.

Findet die Feier des hl. Abendmahles statt, so fällt die Schlußliturgie unter „B“ fort. Die Abendmahlsfeier beginnt da, wo kein besonderer Beichtgottesdienst gehalten wird, mit einem Beicht l i e d. Darauf folgt der Geistliche mit der Beichtvermahnung unserer Agende. Diese, resp. die Abendmahlsvermahnung ist das, was die alte Kirche als das einzige Predigtwort in der missa fidelium mit dem Namen „Troitus“ bezeichnete.

Auf die Beichtvermahnung folgt nun das spezielle Sündenbekenntnis. An dasselbe schließt sich nach der schönen Sitte unserer Rußländer, während sie knieend verharren, das ergreifende alte Beichtlied: „Hier liegt vor deiner Majestät,“ etc. In demselben klingt allerdings leise für den Theologen erkennbar die katholische Messeidee an, jedoch nur in einem, auch evangelisch deutbaren, Wort. Doch möchte ich diesen Vers nicht missen.

Unsere Agende gibt an, daß nach diesem Sündenbekenntnis sich die Gemeinde erheben und laut „Ja“ auf die Beichtfrage sprechen und die Absolution erhalten solle. Manche unserer Leute wünschen, daß die Gemeinde dabei knieend bleibe. Beides hat einen guten Sinn.

In dem Falle, daß ein besonderer Beichtgottesdienst vorausgegangen ist, spricht der Liturg statt des bisher unter 10 angegebenen, nach einem Vers der Gemeinde, die A b e n d m a h l s v e r m a h n u n g unserer Agende. Nun folgen die schönen Abendmahlsantiphonien:

11. „E r h e b e t e u r e H e r z e n,“ etc. Hier ist das sursum corda an seinem altgeschichtlichen Platz. Die Gemeinde antwortet: „Wir erheben“ etc. Dieses sollte bei der Sakramentsfeier nicht ausfallen. Es ist ja auch keine Wiederholung, weil die Schlußliturgie unter „B“ bei der Abendmahlsfeier ausfällt. Darauf kommt das Responsorium:

12. vom Liturgen: Lasset uns danken dem Herrn, und von der Gemeinde: Das ist billig und recht,

13. vom Liturgen: Wahrlich, es ist billig und recht und heilbringend, der Herr, etc. Dieses ist die alte sogenannte „Präfation“ vor dem heiligen Abendmahl.

Die Gemeinde antwortet mit dem dreimal: „Heilig“ etc. An dieses „Trishagion“ schloß sich in der alten Kirche das sogenannte „Benedictus“ mit dem „Hosianna.“

Dieses „Heilig und Hosianna“ wird in manchen Kirchen vom Chor mit leisen, geweihten Stimmen gesungen und trägt sehr zu einer Weihestimmung bei.

14. Hierauf folgt das Gebet des Liturgen um Segen des Abendmahlsgenusses mit dem „Vaterunser“ und dann die Konsekration durch die Einsetzungsworte.

Darauf singt die Gemeinde das „Agnus“: „Christe, du Lamm Gottes“ etc.

Darauf folgt die Distribution. Während derselben singt die Gemeinde Verse eines Abendmahlsliedes.

15. Darauf wird vom Liturgen der Dank im Gebet dargebracht. Unsere Agende gibt dazu eine passende Auswahl. Das Dankgebet schließt mit dem Segen, worauf die Gemeinde noch einen Schlußvers singt: „Die wir uns allhier beisammemn finden,“ oder einen ähnlichen Vers. Ich erwähne nur noch, daß in manchen Gemeinden der Organist während der Austeilung leise zwischen den Versen des Abendmahlsliedes in langsam feierlichen Tönen etwas längere Zwischenspiele erklingen läßt.

Doch muß darauf geachtet werden, daß es gerade beim hl. Abendmahl begründet ist, das Gute, Gebräuchliche in der Gemeinde treu zu pflegen und nötige Neuordnungen nur mit zarter Hand einzuführen.

Zum Schlusse des Ganzen möchte der Referent dem einen Ausdruck geben, daß man bei solchen Studien von Neuem wieder dankbar bewundern muß: 1) Welch ein Schatz von würdigem, evangelischem Sinn und christlichem Glauben in diesen alten liturgischen Bestandteilen des ersten christlichen Gottesdienstes verborgen ist, und 2) mit welch feinem, gesundem Verstand und Gefühl Luther bei allem energischen Ausfegen des papistischen Sauerteiges und Götzendienstes uns doch das echt Evangelische und Christliche der alten kirchlichen Liturgie samt der würdigen, schönen Musik bewahrt hat. Dessen sei auch bei der 400jährigen Wiederkehr des Gedächtnisses der Reformation dankbar gedacht. Darum wollen wir auch bei aller freudigen Pflege modernen christlichen Gesanges die alte christliche Liturgie in treuem evangelischen Sinne erhalten und pflegen.

Die moderne Theologie im Lichte des Zeitromans.

Von Pastor H. Kamphausen.

Es kommt nicht oft vor, daß in diesen Blättern der belletristischen Literatur Erwähnung getan wird. Das scheint darauf hin zu deuten, daß wir uns mit ihren Erzeugnissen wenig beschäftigen. Ohne Zweifel verlieren wir nicht viel, wenn wir an der großen Masse der Bücher der Unterhaltungsliteratur, die da kommen und gehen, achtlos vorübergehen. Immerhin verdient es der Beachtung, daß in dem „Leben von Philipps Brooks" zu lesen steht, daß dieser große und vielbeschäftigte Mann die laufenden Erscheinungen dieser Art stets auf seinem Schreibtisch zur Hand hatte. Wenn nichts anderes, so lernt man in solchen Büchern die Denk- und Schreibweise der Welt kennen. Hier tauchen ihre Probleme auf, hier enthüllen sich die Herzen und Charaktere. Hier fühlt man den Menschen der Mitwelt den Puls und zwar oft mit mehr Ungeniertheit, als es im gewöhnlichen Leben möglich ist. Dazu kommt die Anregung für die Einbildungskraft, die Bereicherung für das Gemütsleben, sowie die Gewinne für Sprache und Ausdruck.

Wie dem nun auch sei, zuweilen — nicht oft — aber in großen Zwischenräumen sehen wir uns einem Werke gegenüber, das sich turmhoch über seinesgleichen erhebt. Da fühlen wir sofort, hier redet ein Meister. Wir lauschen einer Stimme, die uns gewaltig in ihren Bannkreis zieht. Wir haben etwas von dem Gefühl jener Massen, die von alters zu sagen pflegten: Es ist ein Prophet unter uns aufgestanden! So ist es dem Verfasser gegangen mit dem Buch von Winston Churchill, "The Inside of the Cup." Dies Buch ist bald nach seinem Erscheinen von Pastor Munzert im Juliheft 1914 in dem Theologischen Magazin besprochen worden. Br. Munzert gab damals eine Inhaltsangabe und kurze Kritik. Selbiges kann dort nachgelesen werden. Ich beabsichtige nichts derartiges zu geben. Mir ist das Buch ein Zeichen der Zeit, eine Auseinandersetzung mit den großen Bewegungen, die uns auf verschiedenen Gebieten umströmen, insonderheit auf dem religiösen und sozialen. Es ist ein Versuch zur Lösung der gewaltigen Probleme, die uns die Fortschritte der Zeit auferlegen und wir müssen zu diesem Versuch Stellung nehmen.

Das Buch scheint mit mächtigem Griff den Zeitgenossen in die Saiten der Seele gefahren zu sein, denn eine Auflage jagt förmlich die andere. Ich selbst hatte noch nicht weit gelesen, da war ich schon unter dem merkwürdigen Zauber der Darstellung. Drei oder vier Abende nacheinander saß ich über seinen Blättern, zu Zeit gewaltig gepackt von dem steigenden Interesse der Handlung. Worin liegt die Erklärung der zwingenden Gewalt, die das Buch auf den Leser ausübt? Vor allen Dingen natürlich darin, daß es das Erzeugnis eines Schriftstellers von Gottes Gnaden ist. Winston Churchill hat sich zuerst einen Namen gemacht durch sein Erstlingswerk, "The Crisis." Aber da erklärte die Tatsache, daß er sich die gährende, brausende Zeit des Bürgerkrieges

zum Gegenstand gemacht mit ihren ergreifenden Kontrasten und Szenen, ihrer Tragik zum Teil seinen Erfolg. Hier ist nichts von dem, die Geschichte spielt in der Gegenwart. Es handelt sich in ihr bloß um einen Rektor der Episkopalkirche, der, selber zu einer tieferfaßten Erkenntnis der Mängel und Bedürfnisse der Kirche geführt, strebt sie frei zu machen von totem Orthodoxismus und der Herrschaft des Mammons. Demnach muß wohl das Geheimnis darin liegen, daß wir einerseits direkt in die lebendigen Fragen unserer Zeit hineingeführt werden und andererseits in der dramatischen Kunst, mit welcher die Geschichte aufgebaut ist.

Natürlich fehlt es nicht an Spuren dieser Eigenschaften in manchen anderen Büchern, aber hier erscheinen sie in hoher Potenz. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich muß sagen, das Buch erinnert mich in etwa an „Hypatia" von Chas. Kingsley. Auch dort — in Hypatia — streitet Weltanschauung, das Alte mit dem Neuen, auch dort ist das religiöse und philosophische Interesse das vorherrschende wie hier das religiöse und soziale. Freilich ist zuzugeben, daß es für Kingsley größere Kunst und historische Kenntnis erforderte, die Gestalten und Ideen des fünften Jahrhunderts in Fleisch und Blut darzustellen als für Churchill, der seinen Gegenstand aus der Mitwelt schöpft.

Um nun zu den Problemen überzugehen, mit denen Churchill oder Rektor Hodder (das ist der Name des Helden) zu tun hat, so wird hier alsbald klar, daß der Verfasser ein warmes Herz für die Kirche hat. Die Kirche ist gebunden, sie ist blind. Sie hat eine große Aufgabe an der Welt des 20. Jahrhunderts und kann sie nicht lösen. Warum nicht? Aus zwei Gründen: 1) Weil sie nicht Schritt gehalten hat mit der Wissenschaft und ihrer Glaubenslehre, und 2) weil sie nicht als Kirche sich zum Anwalt der Massen, der ökonomisch Bedrückten macht, sondern vielmehr den Reichen erlaubt sie ebenso zu beherrschen, wie sie in der Welt gebieten.

Nun ist aber unser gutes Glück, daß diese Dinge nicht in trockener Diskussion behandelt werden. Ich sage „trockener" Diskussion, obwohl die Diskussion solcher Dinge ja mit nichten immer trocken sein muß. Nehmen wir Rauschenbuschs Bücher, besonders das erste, "The Church and the Social Crisis." Dem kann niemand den Vorwurf der Trockenheit machen. Aber es ist doch etwas anderes, wenn wir solche Glaubens- und Lebensanschauungen in Aktion sehen, wenn sie vor unseren Augen ihre Rolle spielen als Triebfedern dramatischer Handlungen. Es ist wahr, es liegt in der Natur der Sache, daß sich in Folge seines Charakters in dem Buche sehr viel Diskussion findet. Darin erinnert es ganz besonders an die obengenannte Hypatia. Man hat deutlich den Eindruck, daß es eine Tendenzschrift ist. Die Geschichte ist Nebensache und das Sichauswirken der geistigen Probleme ist Hauptsache. Des Interesses wegen ist das Ganze in Geschichtsform gegossen, es spielt sogar die Liebe hinein, denn der Rektor wird von der Tochter seines Kirchenratspräsidenten sehr beeinflußt, und sie gewinnen einander lieb. Br. Mun-

zert hat Ausstellung dagegen gemacht, ich kann ihm da nicht beistimmen. Es gehört das zum Charakter einer Erzählung, auch Pastoren können mit dem Jägersmann im wilden Forst sagen: „Und dennoch hat die harte Brust die Liebe auch gespürt." Aber man fühlt, es ist alles dies nur Beiwerk. Das Buch verdient nicht den Namen „Roman." Wenn ich in der Ueberschrift von einem „Zeit r o m a n" gesprochen, so geschah das nur aus Ermanglung eines besseren, jedenfalls ist der Ton auf dem „Zeit" und nicht auf dem „Roman."

Hodder ist ein Mann von 40 Jahren, Zehn Jahre in einer kleinen Stadt tätig, kommt er als Rektor der vornehmen St. Johns-Kirche nach einer westlichen Metropole (wahrscheinlich St. Louis). Die Kirche liegt im Zentrum der Stadt, die Wogen des Verkehrs wie des Lasters umbranden sie, aber sie ist die Kirche der vornehmen Welt. Im Vorstand (Vestry) sitzen vor allem Elder Parr, ein einflußreicher Geldfürst von starker Persönlichkeit, und seine Freunde. Hodder steht mit denselben auf gutem Fuße, trotzdem er eine überaus selbständige und ernste Persönlichkeit ist. Er verzehrt sich in Arbeit, aber er hat das Gefühl, er erreicht nichts. Die Kirche hat ihre institutional features, parish house, etc., aber sie erfüllt ihre Mission nicht, sie kommt nicht an die Massen heran.

So geht es zwei Jahre, dann kommt die Sommervakanz heran, die in St. Johns schon Anfang Juni beginnt. Sie dauert drei Monate. In diesen drei Monaten ereignet sich etwas. Etwas? sagen wir. In diesen drei Monaten ereignet sich alles: der alte Hodder geht unter, und ein neuer ersteht. Er ging in seine Vakanz mit sich selbst und allem andern unzufrieden, er kommt aus ihr als der Prophet einer neuen Zeit, als der Evangelist einer großen Botschaft. Sein Erlebnis ist dem des Paulus gleich, der als Verfolger in Damaskus einzog und als Prediger auszog. Die Frage ist: Sind die Ereignisse, die er erlebte, solcher Art, daß sie eine solche Wandlung psychologisch als genügend gegründet erscheinen lassen? Hodder durchforscht in seiner Vakanz Dalton Street in der Nähe von St. Johns. Da sind „Familien"- und andere Hotels. In einem derselben lernt er eine Familie Garvin kennen. Das Kind blutarm und dann in Folge schlechter Erziehung, der Vater verzweifelt, weil ohne Stelle. Durch eine von Eldon Parrs Finanzgründungen hat er sein Vermögen verloren. Er haßt Eldon Parr und die Kirche, deren Vestrymann derselbe ist. Hier hört Hodder zuerst von Parrs dunklen Finanztransaktionen. Im selben Haus wohnt Kate Marcy, eine Prostituierte. Er trifft auch sie und hört von den Ursachen, weswegen Mädchen auf den Weg des Lasters kommen, von Hungerlöhnen und von dem sich spreizenden Luxus auf der andern Seite. Seine eigenen Glieder sind die Besitzer von Häusern der Unzucht. Da gehen ihm die Augen auf. Das sind also die Leute, welche in St. Johns den Ton angeben, Sonntags in die Kirche gehen wie die Pharisäer in den Tempel und rauben der Witwen Häuser. Sie bestehlen das Publikum durch ihre halsabschneiderischen Finanzmethoden und wollen dann ihre Ge-

wissen versöhnen mit Settlementhäusern und Almosen. Was für eine gotteslästerliche Allianz der Kirche mit dem Mammon der Ungerechtigkeit!

Dann noch ein Charakter von wunderbarer Lieblichkeit, Horace Bentley. Er ist alt und arm, aber von ihm strahlt Friede aus; früher reich und Glied von St. Johns, ist er durch Eldon Parr ruiniert worden. Doch es hat ihn nicht erbittert, er lebt an abgelegener Straße, der Helfer der Elenden, der Tröster der Unglücklichen, weithin wirft er seine Netze aus zur Rettung der Versinkenden. In seiner milden, hilfsbereiten Freundlichkeit erinnert er an die Brüder Cheerible in Dickens Oliver Twist. In dem findet H., was er sucht. Er verkörpert das Christentum, wovon H. träumt. Auch Alison Parr, die skeptische, aber ehrliche Tochter von Parr, so ganz anders als ihr Vater, läßt ihn fühlen, daß nur eine völlige Emanzipation von Mammon und Scheinheiligkeit ihm und der Kirche die Achtung der Ehrlichgesinnten bringen kann.

Doch dies ist nicht alles. Bisher haben wir nur von ökonomischen und sozialen Mißverhältnissen geredet. Um gegen die Herrschaft des Reichtums und des Pharisäismus zu revoltieren, ist geistige und geistliche Unabhängigkeit nötig. Jene Parrs und Konsorten sind hoch orthodox. Sie glauben, der Herr habe Reiche und Arme gemacht, nämlich sie reich und andere arm. Sie sind konservativ, halten fest am Glauben der Väter u. s. w. Sie stützen sich auf die Worte der Schrift. Um ihnen gegenüber zu treten, ist eine freie, dem Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Anschauung von der Schrift erforderlich. Fernerhin da die Aufgabe der Kirche nicht sein kann, bloß den Glaubensstern vergangener Zeiten zu galvanisieren, sondern eine lebendige Botschaft für diese Zeit zu haben, nicht nur von Büchern, wie gut und heilig sie immer sein mögen, zu lernen, sondern auch von dem Buch der Zeit und der Menschheit, so stürzt sich nun H. in die kritische Arbeit der Rekonstruktion seiner ganzen Theologie. Jeder Sachverständige weiß, daß das nicht in drei Monaten geht.

Wenn also H. nach drei Monaten als Prophet des neuen Glaubens auftreten kann, so werden wir die obengestellte Frage, ob der großen Wandlung, die aus dem alten H. einen neuen macht, psychologisch genügend Zeit und Motivierung gegeben, verneinen müssen.

Wir sprachen oben von Paulus und seiner großen Erfahrung zu Damaskus. Ja, sagen wir, eine plötzliche Bekehrung ist möglich. Aber Paulus begab sich dann auf drei Jahre nach Dama.kus. Hodder aber erscheint nach drei Monaten wieder auf der Kanzel und ist dann nicht nur ein begeisterter Anhänger des neuen Glaubens, sondern ein vollendeter Kämpe und Vertreter desselben. So schnell gehen aber diese Sachen nicht. Ueberhaupt wird jeder Leser des Buches den Eindruck haben, daß der H. v o r der Vakanz ein ziemlich langweiliger, unbedeutender Mensch ist, obwohl jeder von ihm sagt: Es ist etwas Großes in ihm; n a c h der Vakanz ist er hinreißend, imponierend, heldenhaft. Da kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Entwicklung for-

ciert und in etwa unnatürlich, jedenfalls im tatsächlichen Leben so nie gefunden werde.

Schön und ergreifend ist die Schilderung der inneren Kämpfe, in denen Hodder seinen bisherigen Glaubensstand einer schonungslosen Kritik unterzieht.

"He considers them, those whirling words at night. Once they had been the candles of Jehovah, to light the path of His chosen nation, to herald the birth of His Son. And now? How many billions of blind, struggling creatures clung to them? Where now was this pinpoint of humanity, in the midst of an appalling spectacle of a grinding, remorseless nature?

And that obscure event, on which he had staked his hopes? Was He, as John had written, the First Born of the Universe, the Word Incarnate of a System that defied time and space, the Logos of an outworn philisophy? Was that Universe conscious as Berkeley had declared, or the blind monster of substance alone, or energy, as some modern scientists brutally and triumphantly maintained? Where was the Spirit that breathed in it of hope?

* * * *

Scarcely had the body been lifted from the tree than the disputes commenced, the adulterations crept in. The spontaneity, the fire and zeal of the self-sacrificing itinerant preacher gave place to the paralyzing logic then pervading the Roman Empire, and which had its course down the ages to the modern sermon. The simple faith of the cross which had inspired the martyr along the bloody way from Ephesus to the Circus at Rome was formalized by degrees into philosophy: the faith of future ages was settled by compromises, by manipulation, by bribery in Councils of the Church, which resembled modern political conventions, and in which pagan Emperors did not hesitate to exert their influence over the metaphysical bishops of the factions. Recriminations, executions, murders—so the chronicles ran.

The prophet, the idealist disapproved, the priest with his rites and ceremonies and sacrifices, his power to save and damn, was once more in possession of the world.

Ah, when the superstition of remote peoples, the fables and myths, were taken away; when the manufactured history and determinisms of the Israelites from the fall of man to the coming of that Messiah, whom the Jews crucified because He failed to bring them their material Kingdom, were discredited, when the polemic and literal interpretations of evangelists had been rejected, and the pious frauds of tampering monks; when the ascetic Buddhism was removed; the cults and mysteries, the dogmas of an ancient naive philisophy discarded; the crude science of a Ptolemy who conceived the earth as a flat terrestial expanse and hell as a smoking pit beneath proved false; the revelation of a Holy City of jasper and gold and crystal, the hierarchy with its divine franchise to save and rule and conquer—when all this and more was eliminated from Christianity, what was left?

In Trümmern lag für H. die Welt des Glaubens, und was würde nun aus ihm? Nun, lieber als Mann untergehen denn als Heuchler sich äußerlich behaupten.

Aber er hat doch keine Lust unterzugehen, er will leben. So sucht er nun wieder Berührung mit dem Leben. Da ist Alison, die Tochter Parrs, von der er weiß, sie ist die teilnehmende, verständnisvolle Genossin seiner Kämpfe. Da ist Bentley! An Bentley rafft sich seine Seele auf. Er ist ihm der Beweis des Christentums; nicht des dogmatischen, sondern lebendigen, schöpferischen. Ihn sehen, mit ihm umgehen, heißt mit dem Geist, der liebt, belebt, sich verzehret im Dienste anderer, in Berührung kommmen. Ja, ein Christ sein heißt Diener einer großen Sache. Welcher Sache? Der Sache der Menschheit; es heißt Glauben haben an die anerschaffene, unausrottbare Güte, an den Adel der Menschheit. Gewiß, es ist viel Böses in ihr, rings umher der Kampf ums Dasein, Selbstsucht, Laster, Unterdrückung. Trotzdem an den Sieg des Guten zu glauben kann nicht Resultat des wissenschaftlichen Forschens sein, es erfordert die sittliche Tat des Glaubens! Die großen Persönlichkeiten der christlichen Welt und Geschichte nötigen uns Glauben ab, aber da ist keine, die sich mit dem Schöpfer des christlichen Glaubens vergleichen könnte. Es gibt keinen Einfluß, der so tief und dauernd als der seine gewesen, keine Anstalt, von der so viel Licht, Kraft, Trost ausgegangen, als die christliche Kirche. So findet sich H. zu Christo zurück, so gelangt er zu dem Punkt, wo er Grund unter den Füßen hat. Aber das muß gesagt werden, daß es dem Verfasser weniger gut gelungen ist, den Prozeß der Rekonstruktion zu schildern, als den des Niederreißens. Warum und wie H. zu Christo sich zurückfindet, ist nicht mit klarer, zwingender Logik, noch weniger in packenden Zügen geschildert. Es hätte eins der ergreifendsten Episoden der Geschichte sein können und sollen, meinen wir, wenn es nicht so geworden ist, so war nicht Churchills Geschick daran schuld, sondern die neuere Theologie, der es nicht möglich ist, den müden Pilger in Bunyans schönen Bildern am Fuße des Kreuzes niedersinken zu lassen und all seiner Lasten los werden.

Immerhin H. hält sich an Christum. Es ist ihm unmöglich von ihm loszukommen. Nachdem er so den Felsengrund gefunden, baut er sich eine Lebensanschauung auf. Es ist im Wesentlichen das Glaubensgebäude der neuen Theologie, ein Deutscher, Namens Engel, der städtische Bibliothekar, ist ihm behilflich; der deutsche, kritische Geist zeigt ihm das Baumaterial, Harnack ist einer von denen, deren Baupläne ihm von Nutzen sind. Seine Resultate sind dem Kundigen nichts Neues. Die Dreieinigkeit zeigt uns die drei Weisen oder Gesichtspunkte, unter denen man die Gottheit anschauen kann. Der erste ist der Vater, der Schöpfer. Sofern aber Gott sich in einem Menschen vollkommen offenbart, heißt Gott der Sohn. Weil dieser Sohn nach der Weise und dem Zweck des göttlichen Geistes lebt, heißt er Logos. Die alte Philosophie nannte diesen Zweck, diese Bedeutung des Lebens Lo-

gos, und das Nicänische Bekenntnis ist der Ausdruck des Glaubens an jene Philosophie. „Empfangen von dem Vater vor aller Zeit," heißt: Der Zweck, der göttliche Offenbarungsplan, hat von Ewigkeit bestanden. Der Ausdruck des Alten: „Er kam vom Himmel herunter," ist ungeschickt und nicht wörtlich zu verstehen. „Geboren von Maria der Jungfrau" ist ein Stein des Anstoßes für viele. Churchill widmet diesem Glaubenssatz viel Aufmerksamkeit. Einmal, gleich im Anfang macht er sogar den unbegreiflichen Fehlgriff, eine junge Frau zum Rektor gehen zu lassen und ihn um Auskunft zu bitten über die jungfräuliche Geburt. Wir können allenfalls verstehen, daß einer jungen Frau diese Sache ein großes Rätsel ist, aber kaum, daß sie zu einem unverheirateten Manne ginge, um es sich von ihm erklären zu lassen. Aber bei Churchill sind die jungen Frauen und die Jungfrauen überhaupt sehr wißbegierig und so klug! Die Alison Parr z. B. übertrifft an Geistesschärfe, Selbständigkeit, an der Gabe Menschen und ihre Herzen zu lesen alles, was wir noch gesehen haben. Doch zurück zur Jungfrauengeburt. Es ist eine Mythe. Sie entstand aus dem Begehren, zu beweisen, daß Maria die Jungfrau sei von Jesaia geweissagt, die einen Sohn, den Messias, gebären sollte. Aber das Wort Almah, dort gebraucht, heißt nicht Jungfrau, sondern junge Frau. Ein weiterer Grund, warum es in der Bibel steht und dann im Glaubensbekenntnis war, weil man einem kindlichen Zeitalter auf diese Weise am besten den Begriff der Fleischwerdung und Präexistenz klar machen konnte: ein frommer Betrug also, (so sagen wir, nicht Hodder). Wir sehen hier, die Sache ist nicht neu. Beyschlag hat das schon vor vielen Jahren gelehrt, ihm war die Präexistenz Christi eine ideale: er war präexistent in dem Gedanken und Willen des Vaters. Auch bei Beyschlag war es nichts neues, mir ist, als fänden wir so etwas schon in dem 1. Brief des Johannes.

Die Auferstehung des Leibes dürfte sich beziehen auf die Auferstehung Christi, fährt er fort. Wie das zu verstehen, wissen wir nicht, aber auf irgend eine Weise muß es geschehen sein, Die Weise ist gleichgültig, aber die Wirkung ist da im Glauben der Jünger, ebenso wie Apg. 9 bei der Bekehrung des Paulus wir nicht wissen, wie die Vision und der ganze Vorgang zu erklären, aber Paulus ist da und sein Lebenswerk. Diese gewaltige Wirkung läßt sich nicht leugnen, was man auch von dem Wunder denken möge. Von der Auferstehung des Leibes im allgemeinen sagt H. nichts.

Die Versöhnung bedeutet Einigung mit dem Weltgeist durch stellvertretendes Leiden, ohne letzteres läßt sich die volle Bedeutung des Lebens nicht erkennen noch erschöpfen. Um diese Auslegung des Wortes atonement zu erklären, spricht er das Wort at-one-ment aus; das ist eine auch sonst öfters gebrauchte Methode und kann etymologisch gerechtfertigt werden.

Christus, so kann man sagen, starb für die Menschen, weil er den Tod erleiden mußte, um die volle Bedeutung des Lebens an den Tag zu

bringen. Erlösung heißt Erleuchtung, es ist also wesentlich eine Sache der Belehrung durch Predigt, Leben und Sterben. Daß der Christ von der Vergebung der Sünden redet, scheint H. gewissermaßen der Entschuldigung zu bedürfen. Alison Parr hat das Bedürfnis kaum, noch weniger möchte sie auf den Knieen rutschen, um Vergebung zu erhalten. Mr. Hodder, wir fürchten, der Begriff der Sünde ging bei Ihnen nicht tief genug, nicht so tief wie bei Luther, auch nicht wie bei Paulus.

So hat sich bei H. Stein zu Stein gefügt, oder um in anderm Bild zu reden, eine Schuppe nach der andern ist ihm vom Auge gefallen. Einst war er blind, in Dogmen gefangen. Rund umher war die Wissenschaft und erfüllte die Welt mit Licht, aber am Eingang der Kirche stand der Priester mit abweisender Gebärde. Bis hierher und nicht weiter! Als wenn die Wissenschaft je etwas anderes als die Wahrheit finden könnte und als wenn der Glaube an Dinge, die nicht mehr sind, irgend welche Stärke verleihen könnte, als wenn Gott verlangen könnte, daß man für ihn lügen, heucheln oder abergläubisch sein sollte! Vielmehr soll der Priester der Kirche dem Priester der Wissenschaft die Hand reichen. Sie arbeiten beide an dem Werke, der Menschheit die Wahrheit Gottes zugänglich zu machen. Sie dienen miteinander als solche, die ein Pfund empfangen haben, die Menschheit der Zukunft besser und weiser sowohl, als gesünder, stärker und glücklicher zu machen.

So kommt denn der September heran. Die Vakanz neigt sich dem Ende zu, die Gemeinde ist zurückgeflutet vom Seeufer und den Bergen. Es ist Sonntag und Hodder ist zum ersten Mal wieder in seiner Kanzel, die in den letzten drei Monaten von seinem Assistenten ausgefüllt wurde. Man fühlt, es ist ein großer Tag. Es liegt in der Atmosphäre, die Züge des Rektors verraten es. Man lese dies Kapitel, es stellt den Klimax des Buches dar. Es ist der Tag der 95 Thesen, oder der Reichstags zu Worms, Hodder tritt vor seine Gemeinde mit seinem Programm. Er legt seine geistliche Platform nieder, seine 39 Artikel im Licht der Erkenntnis des 20. Jahrhunderts. Der Text ist: Ihr müsset von neuem geboren werden. Aber die Wiedergeburt, die ihm vorschwebt, ist tiefer, umfassender, unsagbar weitgreifender als die gewöhnliche. Er erzählt der Gemeinde seine Geschichte, was er H. war, als er kam, und was ihn umgewandelt. Vom ersten Augenblicke kann jeder Tieferschauende sehen, was vorgegangen, daß vor ihnen ein Mann stand, den Gottes Hand gezeichnet, ein Herold einer neuen Zeit, ein Mann, dem eine gewaltige Botschaft auf den Lippen brennt. Er sprach davon, was ihm die Kirche und ihr Glaube früher gewesen, die Gemeinschaft der Rechtgläubigen, allerdings mit der Begier, möglichst viele Außenstehende einzuführen und ihrer Zahl hinzufügen. Aber es sei nicht gegangen. Dann sei er nach außen getreten, und habe die Welt umher kennen gelernt, die Elenden, Armen, Verzagten, die Sünder, dann habe er gesehen, wie die Kirche selbst an dieser Sünde schuld gewesen und Kirchenglieder die Verhältnisse geschaffen, die zur Sünde und zum Elend trieben. Dann sei er an Glauben und Kirche irre geworden eine Zeit lang, aber der

Herr habe ihn geführt und ihm die Augen geöffnet. Er habe gesehen, daß teils ein rückständiger Glaube, der von dem befreienden Licht moderner Wissenschaft nichts gelernt habe, und teils der Mammonismus derer, die in der Kirche führende Stellung hätten, ihr die geistig Selbstständigen sowohl als die großen Massen entfremdet habe. Nun aber sei es an der Zeit, Buße zu tun, um ein Neues zu pflügen. Das sei die große Wiedergeburt, den Irrweg als solchen zu erkennen und bereit zu sein. den Weg Christi zu gehen. Die Kirche sei die Gemeinschaft der also Wiedergebornen, ihre Aufgabe sei, Männer und Frauen zu wandeln und sie dann in die Welt zu schicken, um für das Reich Gottes unablässig zu arbeiten. Formulare und Bekenntnisse seien nicht nötig. jede einzelne steht und fällt seinem Gott. Möge nun die Kirche sich ihrer großen Aufgabe widmen, dem Dienst der Menschheit, dann wird es Männer geben, die den Aufgaben gewachsen sind, der Priester wird dem Propheten Platz machen. Ich diene, das ist der große Zweck des Menschenlebens, die Weigerung es zu tun, die große Erzsünde. Die Kirche traue dem Volk, im Volke ist der Allmächtige, vox populi, ist vox dei auch in diesem Sinn. Die Aufgabe der Kirche ist, die Brüder zu Christen zu machen. Ist dies geschehen, so ist Kirche und Staat eins, wie schon jetzt die Kirche und Demokratie im Grund eins sind. (Derselbe Gedanke schon vor 50 Jahren von R. Rothe ausgesprochen.) Immer höher scheint der Prediger zu steigen, immer gewaltiger ragt seine krafterfüllte Persönlichkeit.

"The very mists of the future seemed to break before his importuning gaze, and his eyes seemed indeed to behold, against the whitening dawn of the spiritual age he predicted, the slender spires of a new Church sprung from the foundations of the old. A Church, truly Catholic, tolerant, whose portals were wide in welcome of all mankind. The creative impulse, he had declared, was invariably religious, the highest art but the expression of the mute yearning of a people, of a race. Those had once risen all over Europe, those wonderful cathedrals which still cast their spell upon the world, and art to-day would respond—was responding—to the unutterable cravings of mankind, would strive once more to express in stone and glass and pigment what nations felt. Generation after generation would labor with unflagging zeal until the last sculptural fragment of the new Cathedral—the new Cathedral of Democracy—pointed upward toward the blue vault of heaven. Such was his vision—God the Spirit, thought was reborn, carrying out his great design. . . . ."

Wir sehen, die Begeisterung hatte H. auf die Höhen der Empfindung und der glaubensvollen Ahnung getragen. Kein Wunder, wenn die Gemeinde überwältigt ist, d. h. der empfängliche Teil. Die Reichen, die Totorthodoxen, die Selbstsüchtigen, die Heuchler schäumen vor Wut, drohen mit Ketzergericht, Amtsentsetzung, die andern fühlen sich wie von Engelschwingen gehoben. Eine neue Zeit wird kommen. Es wird nicht mehr verlangt werden, daß man glaube gegen seine Vernunft. Die Kirche läßt die Wissenschaft, die Arbeit, das Interesse der Außenwelt

in ihre heiligen Hallen, und sie geht selbst hinaus und weiht jede Arbeit, auch die weltlichste, so sie recht und im Sinn der Pflichterfüllung zum Besten des großen Ganzen getan, als eine heilige gottwohlgefällige. Wunderbar, die jungen, kräftigen Männer, die bisher nur für Sport und dergl. Sinn gehabt, kommen hervor und sagen: das gefällt uns, da wollen wir mitarbeiten. Reformer, die an der Besserung der Politik und der städtischen Administration arbeiten, bisher ohne kirchlichen Anschluß, geben ihm die Hand: Von jetzt an komme ich und sage jedem meiner Freunde, geh in diese Kirche. Seine Kirche wird auf einmal die populärste. Es drängen sich die Leute in den Gängen, wo bisher vornehme Kühle und Gemessenheit von Eindringlingen nie gestört wurden.

Was aber sagen wir dazu, meine Freunde? Ich weiß, was ich dazu sagen würde. Eine solche Allerweltskirche mit einem Allerweltsprogramm wird ohne Zweifel die Massen anziehen, wenn eine starke Persönlichkeit an der Spitze steht, und auch so lange diese Persönlichkeit sich der Sache widmet wird sie eine bestimmte Stelle in der Gemeinschaft einnehmen. Es gibt ja schon jetzt solche Kanzeln und Gemeinden. Ich denke an Bigelows Kirche in Cincinnati, auch andere, wie Gunsaulus in Chicago und ähnliche in New York könnten genannt werden. Doch ich ziehe Bigelows vor, weil bei dem die soziale Seite und das Interesse für die Massen vorwiegt.

Wie ging es dem H. weiter? Wir wissen nicht, denn das Buch schließt bald darauf. Er hat sich auf eine solche Höhe gestellt, daß es ihm wohl schwer fallen wird, sich da zu halten. Doch hat ihm der Dichter solche persönliche Kraft, Klarheit und Begeisterung gegeben, daß uns um ihn nicht bange wird. Was seine Theologie und das Bekenntnis seiner Kirche anbetrifft, so kann nur eins von zwei Dingen geschehen: Entweder es wird positiver, klarer, entschiedener christlich, oder es läßt sich in die hochtrabende und doch öde Moral der „Ethical Culture Societies" auf.

Freilich haben wir zu Hodder Vertrauen, er hat den Mut und die Furchtlosigkeit des Propheten. Man lese das Kapitel "The Great Arraignment." In demselben begibt er sich in Eldon Parrs, des großen Finanzfürsten und Autokraten Haus, wie einst Nathan in den Palast des David, und sagt zu ihm: Du bist der Mann! Er tut das mit solcher Ruhe, Sicherheit und durchdringenden Schärfe, wie es keiner von uns tun könnte, vielleicht auch nicht für seine Pflicht halten würde.

Ein anderes Kapitel, wo die erhabene Charakterstärke des Mannes ebenfalls sich glänzend bezeugt, ist das, betitelt: "The Vestry Meets." Ich halte das für ein wahres Kabinettstück. Es ist das beste des ganzen Buches. Der Kirchenvorstand nimmt Stellung zu seiner neuen Theologie. Es sind sieben Männer in diesem Vestry und sieben verschiedene Charaktere, die der Dichter mit großer Klarheit und Konsequenz uns vorführt. Fünf sind gegen H., aber jeder hat seine eigenen Gründe, seine eigene Weise sie zu vertreten und fällt nicht aus seiner Rolle. Meisterhaft, sagen wir da zu Churchill. Zwei sind für ihn, und wir sehen

hier die Vertreter des Neuen gegen die des Alten, Gut gegen Böse, das Gesamtwohl gegen das Privatinteresse. Das ganze aber ist dominiert von zwei Persönlichkeiten, von Hobder und Parr, die andern sind nur Gefolge, die sich um die Hauptfaktoren gruppieren.

So sagen wir, es ist eine Vestrysitzung, wie wir noch keine mitgemacht, mit höchster Kunst dargestellt, zugleich durch das dramatische Ringen der beiden Lebensanschauungen mächtig packend.

Hobder bleibt in St. John, doch wie es St. John weiter geht, bleibt abzuwarten. Wir sehen, daß Männer von reichen Gaben und selbstständiger Bildung, zugleich voll Interesse für die Kirche, das Heil der Kirche finden in einer liberalen Theologie, in einem weitherzigen Bekenntnis und dem Verständnis für die sozialen Fragen des Tages. Ja, sagen wir, es ist wahr: Soziologie hat schon einen Platz gefunden auf den Kathedern unserer Seminarien, sie wird auch mehr und mehr Anspruch auf die Kanzeln machen; frei im Urteil, weiten Herzens, gewiß auch das, aber eines Erlösers, wie die Evangelien ihn verkünden, kann die Kirche im 20. Jahrhundert ebenso wenig entbehren, als sie es im ersten konnte.

Die Bibel und der Koran.

Referat gehalten auf der Pastoralkonferenz in Redwood, Texas, im Herbst 1915. Von J. Biegeleisen.

(Auf Wunsch der Konferenz eingesandt.)

Manchem der werten Brüder mag diese Nebeneinanderstellung von Göttlichem und Menschlichem, von Zeitlichem und Ewigem eigenartig erscheinen. Aber diese Nebeneinanderstellung wurde durch die Behauptung des Korans veranlaßt. Er behauptet nämlich an der einen Stelle, er sei der Bibel ebenbürtig und an einer anderen Stelle geht er noch viel weiter, indem er sagt, er stehe höher denn die Bibel.

Indem wir die beiden einander gegenüberstellen, werden wir imstande sein, zu sehen, ob ein Vergleich zwischen Bibel und Koran sich herstellen läßt, sodann werden wir sehen, ob der Koran das Recht hat, sich über die Bibel zu erheben.

Zunächst noch ein Wort zur Orientierung über das, was der Koran eigentlich ist.

Koran heißt zu Deutsch „Lesebuch" ähnlich wie die Bibel Buch heißt. Dieser Koran, der nach muhamedanischer Lehre, seit ewigen Zeiten bei Gott war, ist vom Engel Gabriel in der Nacht Al quadr d. h. in der Allmachtsnacht, aus dem siebenten Himmel herniedergebracht. Der Koran ist dem Muhameb im Laufe von 23 Jahren geoffenbart worden. Schon darum ist er kein einheitliches Werk. Und überhaupt ist der Koran erst gemacht worden von denen, die ihn zusammengestellt haben, denn Muhamed war, wie er im Koran genannt wird, ein „Umjchum" d. h. ein Unkundiger des Lesens und des Schreibens. Der Koran wurde stückweise auf Knochen und Schulterblätter geschrieben und in den Frauengemäch-

ern aufbewahrt. Da kam es auch einmal vor, daß ein solches Lederstück auf recht wunderbare Weise abhanden gekommen ist. "O, Prophet," so teilte ihm eine seiner Frauen dies traurige Ereignis mit, „Das Hausvieh hat ein Lederstück samt der Offenbarung aufgefressen" Muhamed, der um schlagfertige Aussprüche nie verlegen war, antwortete: „Sorge nicht drum, Allah wird eine bessere Offenbarung schenken."

Der Koran besteht aus 114 Suren, die verschieden lang sind. Jede Sure trägt meistens ein Schlagwort als Ueberschrift, das der Sure selbst entnommen ist. Eine eingehende Untersuchung der Bibel, wie des Korans hier vorzunehmen, würde uns zuweit führen, zumal da uns die Kenntnis des Urtextes des Korans fehlt. Doch, fällt es einem auf, wenn man die Aengstlichkeit wahrnimmt, mit welcher der Verfasser des Korans sich fortwährend gegen Einwürfe zu sichern sucht und sein Verfahren und seine Ansprüche zu sichern und Erklärung zu geben sucht, für den Mangel jener Beglaubigung, die von der wahren Prophetenwürde unzertrennlich ist.

In Sure 7 sucht Muhamed sein Verfahren zu rechtfertigen, indem er sagt: „Sie haben geschworen den heiligen Schwur, daß wenn ihnen ein Zeichen gegeben werde so wollen sie glauben. Sprich, wahrlich Zeichen stehen allein in Gottes Macht."

Wie oft betont er, daß seine Rede wahr, seine Worte die eines Gottgesandten seien. In Sure 69 läßt er „die Engel" reden: „Wenn er, Muhamed, Falsches von uns ausgesagt hätte, so würden wir seine rechte Hand ergriffen, und die Ader seines Herzens entzwei geschnitten haben."

Gerade solche Unruhe und solcher Argwohn, wie ihn der Verfasser des Korans verrät, läßt auf Betrug schließen, denn ein schuldloses redliches Gemüt kennt solches nicht. Muhamed setzt immer Widerspruch voraus und erwartet Opposition. Die Wahrheit dagegen braucht solche Vorsicht nicht und bedarf solcher Verwahrung niemals.

Man sehe sich nun hier die Verfasser der Bibel an. Die Schreiber unserer heiligen Schriften sind nicht vorsichtig, um dem Tadel zu entgehen, Zweifel zu hegen oder Unglaubliches und Wunderbares zu erklären: und dies einfach darum, weil sie selbst nicht zweifeln an den mitgeteilten Tatsachen, die sie für sich selbst sprechen lassen und weil sie wissen, daß die Heilige Schrift getrost Zweifel, Angriffe und Kritik vertragen kann.

Die Bibel gibt die kunstlose Erzählung von Begebenheiten; sie tragen alle den Stempel einer solchen Einfalt, alles ist handgreiflich und natürlich ohne gleisnerische Ausschmückung, Großsprecherei und Prunk wie sie im Koran hervortreten.

Man sehe sich einmal die Berufung des EvangelistenMatthäus an, die er uns selbst in seinem Evangelium 9, 9 erzählt, wie einfach und schlicht, wie keusch und unschuldig ist uns dies große Ereignis mitgeteilt. Die heiligen Erzähler stellen keinerlei Betrachtung an über das Mitgeteilte. Sie sind erhaben in ihrer ruhigen Einfachheit, die das Herz im Sturm gewinnt und sogleich ein Gefühl des Vertrauens einflößt, wir

fühlen, daß wir Tatsachen lesen und keine Phantasiegebilde, Offenbarungen himmlischen Ursprungs und nicht Ergüsse wilder Leidenschaften.

Wie verschieden sind z. B. unsere Empfindungen, wenn wir den Livius lesen, oder wenn wir den Evangelisten Johannes lesen. — Livius war ein römischer Geschichtsschreiber, der zurzeit Jesu lebte. — Livius teilt seine eigene Ansicht über Dinge mit, die er selbst beschreibt, während der Evangelist Johannes die Begebenheiten erzählt, wie sie wirklich gewesen sind. Als Historiker wird Livius immer seinen Ruhm behalten, was aber den Stil der Erzählung anbetrifft, so muß der Vorzug dem Evangelisten Johannes eingeräumt werden.

Wie langweilig und unverständlich ist dagegen der Stil im Koran? dem sogenannten durchsichtigen vom Himmel gekommenen Buche, dessen Worte und Vorsicht die unzweifelhaften Zeichen eines trügerischen Machwerks bekunden. Das während seiner Existenz als Nation verhältnismäßig wenig bekannte Volk der Juden, hat erst nach seiner Zerstreuung den größten Einfluß auf die übrige Menschheit ausgeübt. Und das muß als eines der größten Wunder der Geschichte gelten. Die jüdische Nation von Alters her im Besitz des Geheimnisses, das der Welt zum Heil dienen sollte, mußte für eine gewisse Zeit ihre Bedeutung verlieren, als dies Geheimnis kündlichgroß geworden ist durch die größte Offenbarung in Jesu Christo. Damals ist offenbar geworden, daß der Auserwählung dieses merkwürdigen Volkes ein weiser Vorsatz zugrunde lag.

Von einer Bevorzugung der Araber vor der Entstehung des Islams sagt der Koran nichts. Jedenfalls haben die Araber, wie jede wandernde Nation irgend eine Mission zu erfüllen. Es fragt sich nur, ob, wenn sie nie existiert hätten, dies für die Welt ein großer Verlust gewesen wäre. Gott hat, wie er die Babylonier und Römer zur Züchtigung der alttestamentlichen Gemeinde gebraucht, so die Araber zum Werkzeug seiner Strafe für die christliche Kirche gemacht.

Nicht so Israel. Wäre dies Volk nicht vorhanden gewesen, so müßte die ganze Weltgeschichte notwendig einen andern Lauf genommen haben. Die Abgötterei hätte überhand genommen und es wären keine Elemente vorhanden aus denen die Erneuerung der Menschheit sich aufbauen konnte. Die Geschichte Israels in diesem Lichte betrachtet stellt die gesamte Geschichte aller andern Völker des Altertums in den Hintergrund und übertrifft sie an Gewichtigkeit.

Jeder historische Zug in der Bibel hat einen prophetischen oder typischen Charakter. In den letzten drei Kapiteln der Offenbarung St. Johannes läßt sich der innige Zusammenhang jedes einzelnen Umstandes mit irgend welchem Zuge bemerken, der in den ersten Kapiteln der Genesis berichtet ist; und so steht Anfang und Ende der Bibel miteinander verbunden in vollkommenster Harmonie.

Diesen harmonischen Zusammenhang des Alten und des Neuen Testaments erkennt der Koran vollkommen an, denn in Sure 5 sagt er: „Wir haben Jesum, den Sohn der Maria, in die Fußtapfen der Prophe-

ten treten lassen, um das Gesetz, das schon in ihren Händen war, zu bestätigen, und haben ihm das Evangelium als Richtschnur gegeben und zur Leuchte dargereicht, um das schon vorhandene Gesetz zu erfüllen." Wenn Muhamed den Koran in die Beziehung zum Evangelium zu bringen vermöchte, wie das Evangelium zum Alten Testament, so würde es besser um ihn bestellt sein. Da aber die Bibel ein vollständiges abgeschlossenes Ganzes ist, ist diese Annahme von vorne herein ausgeschlossen.

Nicht eine einzige Wahrheit findet sich im Koran, die nicht schon in der Bibel aufgezeichnet ist. Ein geschichtlicher Faden, der in die Zeit des Neuen Testaments, oder bis in den Anfang der Welt zurückführt, ist nicht aufzuspüren, statt dessen werden einige wichtige biblische Tatsachen, für welche selbst profane Schriftsteller Zeugnis ablegen, geleugnet.

Ob der Koran berechtigt ist eine Ergänzung des Gesetzes oder des Evangeliums zu sein, müssen wir sagen, daß das Urteil der Widersacher Muhameds, wie es uns im Koran selbst aufbewahrt ist, eine ganz gerechte Meinung über seinen Inhalt abgibt. Denn in Sure 21 heißt es: „Sie, seine Gegner nämlich, sagen, der Koran ist voll wirrer Träumereien, fürwahr er hat ihn listig ersonnen," und in Sure 25 heißt es: „Sie sagen auch, dies sind Fabeln der Alten, die er niederschreiben ließ, sie werden ihm des Morgens und des Abends vorgesagt."

Der Koran will ein historisches Buch sein und doch führt der Autor einige der heiligen Geschichte entlehnten Bruchstücke als Offenbarung darin ein und spricht in Sure 3 folgende Worte: „Dies ist den geheimen Geschichten entnommen und wir offenbaren es," und vergißt, daß dieselbe schon vor 600 und 2000 Jahren in der Welt gepredigt und mit Ehrfurcht aufgenommen wurde.

Sollte jemand an der Hoheit dieses durchsichtigen vom Himmel gekommenen Buches zweifeln, dann hüllt sich Muhamed in seine angebliche Prophetenwürde, schleudert im Namen Allahs Flüche gegen seine Widersacher und verdammt sie zu Höllenqualen, statt vernünftige Bedenken mit Vernunftsgründen zu widerlegen.

Hier nur ein Musterstück der muhamedanische Flüche. In Sure 74 spricht er im Namen Allahs zu seinem Gegner: „Ich will dir vielen Jammer senden. Siehe, er plante gegen mich, Tod ihm; er sann über meine Worte, Tod ihm. Er blickte finster umher mit ernstem Angesicht, dann wandte er sich stolz ab und sprach: „Dies ist nichts als Zauberei von anderen entlehnt, es sind Menschenworte. Wer das tut den will ich in die Hölle werfen. Und wer kann sagen, was diese Hölle ist? Nichts bleibt verschont, nichts entgeht ihr. Sie verzehrt das Fleisch der Menschen in Flammen, 19 Engel haben wir gesetzt über sie."

Der Koran ist zwar in Kapitel und Verse eingeteilt, eine Ordnung des Inhalts aber nirgends wahrzunehmen. Vorwürfe und Flüche gegen Feinde stehen zwischen kriegerischen Ratschlägen für Fußvolk und Reiterei. Die Geschichte von der roten Kuh der Israeliten zusammengeworfen mit Anklagen gegen Juden, Christen und herkömmlichen Androhungen des höllischen Feuers und andere Verworrenheiten.

Muhamed und seine Anhänger behaupten, das Buch an sich sei ein Wunder, wie kein anderer Prophet ein ähnliches vollbracht hat. Wahrscheinlich wurde Muhameds Glaube an seine eigene Inspiration noch bestärkt durch „Labial Eben Rabia“ (Er war ein arabischer Dichter der zurzeit Muhamed lebte), der beim Erscheinen von Sure 2 die die Ueberschrift „die Kuh“ trägt, sein eigenes an der Wand des Tempels zu Mecca angeheftetes Preisgedicht herabriß und dabei erklärte, daß nur eine göttliche Feder ein Werk, wie das des Muhameds hervorbringen kann. Muhamed war, wie wir schon hörten ein Ungelehrter und da der Koran das Werk eines Ungelehrten nicht sein kann, wird also angenommen es muß darum göttlich sein.

Muhamed und seine Anhänger behaupten, der Koran sei an Schönheit des Stils und Inhalt noch nie übertroffen worden. Hören wir was ein arabischer Schriftsteller „El Kyndy“ sagt: „Ich als Araber weiß aus eigener gründlicher Kenntnisnahme des Buches, daß darin was den Stil anbelangt, viel zu wünschen übrig bleibt. Vom Anfang bis zum Ende finden sich Widersprüche, ein Satz hebt den anderen auf, das ganze ist kindisch und schwach, dennoch heißt es: Menschen Genien vermöchten ähnliches nicht zu schaffen.“ (Sure 2.)

Das Zugeständnis, daß der Koran manche feine erhabene Stelle enthält, beweist seine Superiorität über alle andere Bücher durchaus nicht; ebensowenig als die Behauptung, daß Muhamed kein Gelehrter war, ihn als ein Wunderwerk beglaubigt, denn wieviel Ungelehrte haben schon die Bewunderung der Nachwelt erregt.

Wir fragen, wie verträgt sich diese Unwissenheit Muhameds damit, daß seine Anhänger ihn für mehr erleuchtet und weiser denn alle andere Menschen halten? Ist der Koran das Werk eines so erleuchteten und weisen Mannes, so ist es doch kein Wunder mehr?

Uebrigens wird von allen Seiten zugestanden, daß Muhamed die Hilfe vieler anderer Leute dabei in Anspruch genommen hat. (Man braucht nur die 26. Sure lesen, die die Ueberschrift „die Dichter“ trägt.) Die Tatsache, daß Muhamed aus dem Stamme der Koreischitten hervorgegangen ist, zu deren Lieblingsstudien Poesie und Rhetorik gehört und der Umstand, daß er sich in der berühmten Höhle bei Mecca zurückgezogen, nehmen dem sogenannten Koranwunder viel von seiner Glaubwürdigkeit.

Angenommen der Koran sei bisher noch nicht übertroffen, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß er in Zukunft möglicherweise übertroffen werden könnte. Eine Bürgschaft für seine Inspiration liegt aber auch nicht im Gegenteil; wir würden sonst gezwungen sein, die Vedas und die klassischen Schriften der Griechen und der Römer als von Gott eingegebene anzunehmen, weil auch sie wahrscheinlich nie übertroffen oder ihres gleichen haben werden.

Den Muhammedanern ist es verboten, den Koran in eine fremde Sprache zu übersetzen, wie ist es nur möglich den Anspruch zu erheben, der Koran sei für alle Völker bestimmt? Endlich, läge die Vortrefflich=

keit des Korans in so hohem Grade in der Schönheit seiner Sprache, so würde sie auch in der Uebersetzung wahrnehmbar sein, aber gerade in den Uebersetzungen tritt uns die eigentliche Dürftigkeit dieses Buches auffallend entgegen. Dem Schreiber dieses sind nur Uebersetzungen in deutscher, polnischer und hebräisch-aramäischer Sprache bekannt, aber auch über andere Uebersetzungen ist dasselbe Urteil zu hören.

Die Gründe, auf die die Moslims ihre Behauptung von der wunderbaren Entstehung des Korans stützen sind denen geradezu entgegengesetzt, mit denen wir dies bei der Bibel begründen. Muhamed wollte die Ohren kitzeln, die Sinne gefangen nehmen, darum gebraucht er hohe, gelehrte und sogar fremde Worte. El Kyndy hat ihm nachgewiesen daß er trotz des Reichtums der arabischen Sprache, eine Menge persischer ätiopischer und hebräischer Worte eingeführt hat, die nicht verfehlen ihren Eindruck auf die unwissenden nabotäischen Barbaren zu machen.

Die Sprache der Bibel dagegen, ist jedermann verständlich, sie verschmähet die bezaubernden Worte menschlicher Weisheit, wie Paulus es bezeugt in 1. Kor. 2. „Die Predigt bestand nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft." Dennoch muß jeder Sachverständige und Gerechturteilende zugeben, daß der ihr eigene Stil ein höherer ist und daß im 40. Kapitel des Jesajas Stellen vorkommen, die an erhabener Schönheit, die oben schon erwähnte Stelle 2. Sure des Korans weit übertreffen. Die Bibel kann es gerne auf sich nehmen was Eleganz und Komposition betrifft, die Palme anderen Büchern zu überlassen, die, weil sie sonst keinen Wert haben, solcher Mittel zur Empfehlung bedürfen; was aber Lebendigkeit des Ausdrucks und ergreifende Gewalt wie Einfachkeit des Stils betrifft, hat sie ihres gleichen nicht.

Bisher hat noch kein moslimischer Gelehrter gewagt, einen Zusammenhang zwischen den 114 Suren aufzufinden. Ein solches Unternehmen wäre auch zwecklos, weil sie eine wirre Masse durcheinandergeworfener Dinge sind. Daß ein Buch ohne inneren Zusammenhang und voll offenkundiger Widersprüche nicht von Gott kommen kann, erkennt der Koran seblst, indem er in Sure 4 sagt: „Wollen sie aufmerksam den Koran erforschen? wäre er nicht von Gott, so würden sie Widersprüche darin finden." Und solche finden wir und sehr viele sogar. Hier sollen nur einige Widersprüche und grobe Irrtümer dargelegt werden.

In Sure 3 gelten alle Patriarchen und Propheten für Moslimen und dennoch sagt er in Sure 6, daß er, Muhamed, erkoren war der erste Bekenner des Islams zu sein. In Sure 5 wird den Juden Christen und Sabäern das Versprechen gegeben, am Tage des Gerichts so gut wie die Muhammedaner gerettet zu werden, und in Sure 9 droht er mit Tod und Verderben den Ungläubigen, deren Stätte die Hölle sein wird. Die berühmte Sure enthält unter anderem Verbote gegen Anwendung äußerer Gewalt in Religionsfachen und in Sure 8 werden die Gläubigen aufgefordert zum Kampf gegen die Ungläubigen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften.

Endlich wird in Sure 8 die Dauer des jüngsten Gerichts auf 1000 Jahre geschätzt und in Sure 70 auf 50,000 Jahre ausgedehnt. Außerdem sind noch einige grobe Fehler im Koran vorhanden, die an dieser Stelle auch noch berührt werden sollen. Dem Koran selbst zufolge finden sich Widersprüche bei allen Propheten und Aposteln. Nämlich in Sure 22 läßt er Gott zu sich reden: „Wir haben weder einen Propheten oder Apostel vor dir gesandt, dem nicht, wenn er las Satan einen Irrtum in sein Lesen flüsterte." Und nun hören wir, was Satan ihm alles in's Ohr geflüstert hat. Alexander der Große wird als Verehrer des wahren Gottes hingestellt, der sich prophetischer Gemeinschaft mit Gott erfreute. Und war doch bekanntlich ein Götzendiener, gab vor er sei der Sohn des Jupiter, ließ Münzen von sich prägen mit zwei Hörnern, daher der Name „Duhl Karnain" d. h. der Zweihörnige. Noch ein anderer Fehler scheint vom Satan eingeflüstert worden zu sein, wenn der Prophet fabelt, daß Alexander der Große auf seinen Eroberungszügen an einen Ort gekommen sei, wo die Sonne untergeht, und er fand, daß sie in einer Quelle von schwarzem Schlamm untersinke. Ferner sagt er von Alexander dem Großen, daß der Eroberer gegen den Einfall Gogs und Magogs eine Mauer von Erz und Eisen hat errichten lassen.

Als Beispiel eines allenthalben darin vorkommenden Anachronismus erwähne ich nur Pharao — Ramses d. 2. und Haman, der zurzeit Xerxes lebte und Minister im persischen Reich war, in Sure 28 als Zeitgenossen auftreten, und in Sure 6 wird die Jungfrau Maria, die Schwester Aarons genannt. Wenn der Koran das Werk einer einzelnen Persönlichkeit, soviele Anachronismen, Widersprüche und Torheiten enthält, wie würde er ausfallen, wenn er wie die Bibel geschrieben worden wäre von mehr als einem Verfasser und in verschiedenen Ländern, Zungen und Zeiten.

Es scheint nach dem bisher ausgeführten, daß der Koran nur eine ausgedachte Lüge ist, die von uns ohne weiteres beiseite gesetzt werden kann. Aber wie allen Betrachtungen der vorhandenen Dinge zwei Seiten zu berücksichtigen sind, also auch hier. Die andere Seite tritt uns vor Augen, wenn wir die Gegenwart betrachten. Die Gegenwart gibt uns Wirklichkeit und beim Wahrnehmen derselben werden wir Bedenken erheben gegen dem hier Aufgeführten.

Wir können bei derartigen Beurteilungen nie objektiv genug sein, denn wir werden unwillkürrlich von dem uns seligmachenden Glauben beeinflußt. Wie dem auch sei, die Tatsachen belehren und anders als wir es theoretisch betrachten. Ungefähr 230 Millionen Menschen nehmen ihre geistige Nahrung aus dem Koran. Ein Beweis dafür, daß man ihn nicht einfach als Betrug oder Erfindung abfertigen darf, sondern nach tieferen Gründen seiner Wirkung suchen muß — vorausgesetzt, daß welche da sind — denn ein Betrug regiert nun einmal die Weltgeschichte nicht. Diese 230 Millionen Menschen treten heute mehr denn je in geistigen und wirtschaftlichen Austausch mit den übrigen Menschen. Rückert braucht heute nicht mehr klagen und fragen, wie in seinen Hamasa-Liedern

Wer aber soll die nordische Nacht erheitern
Mit solchem Abglanz von des Südens Glut?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Das seinem Blick auf jene Welt sich tut?
Doch soll einmal der Ost zum Westen dringen
Wer ist der Mann ihn ganz heranzubringen?

Der Verkehr hat längst seine Brücken zwischen Morgen- und Abendland geschlagen. Aber während solch ein Verkehr im Mittelalter zu gegenseitiger Befruchtung führte, sind jetzt Anzeichen vorhanden, daß es heute weniger zu einem Gedankenaustausch kommt, als vielmehr zu einem Daseinskampf, zu einem Kampf um Sein und Nichtsein. Obgleich Morgen- und Abendland im gegenwärtigen Krieg scheinbar Hand in Hand gehen, so ist doch der Glaube, der uns trennt und das Eisen, das uns einigt nicht gleich stark. Blut ist dicker als Wasser und unser Glaube ist stärker denn Eisen. Außerdem haben Christentum und Islam längst auf den Missionsfeldern zusammengestoßen. Wer den Sieg davontragen wird, wer sich als größere Kulturmacht erweisen wird, wer mehr sittlich-religiöse Ausdauer im Kampf für seine Ueberzeugung besitzt? das wird uns die Zukunft lehren. Wir aber hoffen und bekennen mit dem Apostel Johannes: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet."

Zur Kirchenunion.

Die Missouri-Synode und Kirchen-Union. Unter dieser Ueberschrift schreibt das in englischer Sprache von dieser Synode herausgegebene Blatt „The Lutheran Witneß," in einem längeren Artikel unter anderm wie folgt: „Ich darf wohl, trotz der Tatsachen, die anscheinend das Gegenteil dartun und ohne Anmaßung, sagen, daß man sich nirgends so folgerichtig bemüht hat eine glorreiche Einigung unserer geliebten Kirche zustande zu bringen, wie wir Missourier getan haben und noch tun. Aber wir streben für eine Union in Einigkeit, und nur für eine solche. Aus diesem Grunde wird Missouri eine Union sämtlicher amerikanisch lutherischer Körperschaften mit großer Freude begrüßen. Ja, man würde wohl nirgends inbrünstiger Gott danken und Ehre darbringen als wir Missourier, wenn die 400-jährige Reformationsfeier mit einer in Einigkeit vereinigten amerikanisch lutherischen Kirche anbrechen würde. Es sei denn dies geschieht, Missouri will nicht, weil es nicht kann, einer Union beitreten aus bloßen Schicklichkeitsgründen oder einfachen Gefühlsbezeugungen."

Das ist klar genug geredet. („Luth. Zionsbote," No. 19.)

In Anbetracht dessen, daß das „Magazin" immer für eine wahre Union eingetreten ist, und gewiß nicht einer Union auf Grund „bloßer Schicklichkeitsgründe oder einfacher Gefühlsbezeugung" das Wort redet, begrüßt es diese Kundgebung, die aus dem missourischen Lager ertönt.

Daß selbst streitende Brüder in sehr kurzer Zeit sich zu einer Union zusammenschließen, die stark genug ist, der Feinde Dräuen zu überdauern und zu beschämen, das hat die deutsche Heimat am schlagendsten bewiesen, und England ist sich nur zu sehr bewußt, daß das ideal Germany nicht in den zersplitterten Kleinstaaten besteht, sondern daß es ein geeintes Deutschland vor sich hat. Die deutsche Union mag formell existiert haben, aber nie hat sich solche Einheit, ein solches geschlossenes Vorgehen in Deutschland gezeigt, als seit den Augusttagen des Jahres 1914. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche," das war die kurze Formel, die aus jenen denkwürdigen Tagen herausgeboren, und die in den Herzen der Deutschen einen freudigen Widerhall fand. Die Not der Zeit hat den Geist der Einigkeit herausgeboren. So kann gewiß eine wahre evangelische Union nur aus dem Geiste derer herausgeboren und zur Tat werden, in denen der Drang nach Einheit des Glaubens erwächst, und die sich durch das Band der Liebe enger zusammenscharen, und durch jenes heilige Feuer des Gebets mit ihrem himmlischen Haupte sich verbinden. Nur durch Persönlichkeiten, welche durch Christi Kreuz bezwungen, ihren Willen ihm opfern, sammelt Christus, als der Herr, sich die Gemeinde, die ihm voll und ganz ergeben ist. Das Wesen seiner Gemeinde, der Kirche, besteht nicht in der äußeren Verfassung und Organisation, noch in der Zustimmung zu einem menschlich formulierten Bekenntnis. Er ist das Haupt seiner Gemeinde, und verbunden mit ihm tritt jeder einzelne in ein bestimmtes Verhältnis zu den Gliedern. Die äußere Organisation kann nur die Ausprägung des inneren Verhältnisses zu Jesus sein. Die mit dem Haupte verbundenen Glieder bilden die Kirche, Christi Geist aber ist die Seele der Kirche. Die Kirche allein hat das Vorrecht, daß Jesus, als ihr brüderlicher und priesterlicher Herrscher, mit seinem Geiste ihr innewohnt, sie sammelt, erleuchtet und heiligt. Das persönliche Wirken Christi ist es, der die ihm zugewandten Seelen an sich zieht, und sie zu seinen Werkzeugen ausrüstet. Die Einheit aber unter den Gliedern selbst kann dann nur gewahrt bleiben, wenn der lebensvolle Zusammenhang mit dem himmlischen Haupte als das Grundlegende anerkannt wird. Diese Verbindung allein schafft auch jene brüderliche Liebe, die nicht durch eine tote Uniformität die lebensvollen Wirkungen des Geistes zerstört, sondern trotz der verschiedenen Ausprägungen, die völlige Einigkeit und Einheit der Gläubigen herstellt. Wer für eine „Union in Einigkeit" strebt, will doch hoffentlich nicht einer toten Uniformität das Wort reden, noch darf er die Einheit des Glaubens nicht mit der Aneignung und Vertretung irgend einer vergänglichen theologischen Theorie verwechseln. (Kirn, Evang. Dogmatik, S. 132.) Eine wahre Union aber setzt vor allem die Einigkeit der Herzen voraus, da sie in der Hingabe an den Einen geeint sind, und eins geworden in dem Bestreben zu einerlei Erkenntnis ihres Glaubens zu gelangen, sich zu einem Bunde zusammenschließen. „Es stände besser um die Kirche, wenn der lebens-

volle Zusammenhang mit ihrem himmlischen Haupte als das Grundlegende stets anerkannt, wenn nicht kleingläubige Pfiffigkeit immer wieder besorgt wäre, noch einige andere Garantieen für den Bestand der Kirche heranzuziehen. Es war ein Abfall von dem Lebensgesetz der Reformation, wonach allein das Vertrauen auf die in Christus erschienene Gnade Gottes die Zugehörigkeit zu Christus und seiner Kirche bestimmen sollte, als man anfing, die Zustimmung zu einem formulierten Bekenntnis als Bedingung kirchlicher Gemeinschaft aufzustellen. Der Fehlgriff sollte durch die nachfolgende Geschichte bald schwer gestraft werden. Denn der konfessionelle Hader, der nicht selten jede brüderliche Rücksichtnahme vermissen ließ, und den Liebesgeist des Herrn gänzlich aus der Kirche hinauszutreiben drohte, sollte der Christenheit ein für allemal klar machen, daß auf dem Wege einer äußeren bekenntnismäßigen Uniformität eine innere Einigkeit im Geist nicht zu erzielen ist. Umgekehrt ist es Aufgabe der Evangelischen Kirche, aus allem Parteihader wieder zur Hingabe an Christus, als den Herrn der Gemeinde, aufzurufen. Denn wo die Herzen in der Liebe und Treue gegen ihn zusammenschlagen, da wird man auch in den nötigen Glaubenslehren sich zusammenfinden. Das Maß christlicher Erkenntnis wird stets abhängig sein von dem Maß der Hingabe an den Herrn selbst. Jahrhundertelang ist das dürre Gespenst des Intellektualismus der Evangelischen Kirche gefolgt, und wo es erschienen, da floh das Leben und erhob sich der Zank.“ (Vergl. Pfennigsdorf, Persönlichkeit, S. 198 f.)

Wenn aber selbst die Einheit der Lehre nur aus der Verbundenheit mit Christus hervorgehen kann, so muß mit dem Streben nach Einheit der Ueberzeugung, die Einheit im Handeln Hand in Hand gehen. Die Einheit im Handeln gehört mit zur Lebensbedingung der Kirche. Wollte sich die Kirche nur auf die Einheit der Lehre gründen, so würde sie, wie die Vergangenheit genügend bewiesen hat, ihrem Niedergang entgegengehen. Die Kirche kann nicht durch den Besitz der Lehre allein, selbst wenn der Inhalt derselben noch so rein und reichhaltig wäre, bestehen. Wird die Lehre nicht das Mittel, das zur gemeinsamen Arbeit treibt, und sich der einzelne willig als dienendes Glied in den Gesamtdienst der Kirche einreiht, und seine durch die Erkenntnis gewonnene Kräfte betätigt, so dient erfahrungsgemäß die Lehre nur dazu, die Eitelkeit zu stärken und die Ueberhebung über andere zu fördern. Wiederum darf die Kirche nicht nur ein „Kultusverein“ sein, wie sich die Gefahr hierzulande kund tut, und dadurch das Streben nach Erkenntnis vernachlässigt. Die Kirche muß bei dem Ringen um den Besitz eines Dogmas im Auge behalten, daß dadurch unser Denken und Wollen immer wieder aufs neue angetrieben wird, die Beziehung zu Christus und seinen Brüdern zu erneuern und zu vertiefen.

Da die aus der Verbundenheit mit Christus hervorgehende Einheit der Kirche durch die Mannigfaltigkeit der menschlichen Formationen

nicht zerstört wird, und in der Verschiedenheit der Völker, sowie in der individuellen Eigenart des einzelnen keine Schranke für die Einheit der Kirche liegt, so muß besonders die auf göttlicher Weisheit beruhende national Verschiedenheit und Eigenart gewahrt bleiben. Die Ausbildung der volkstümlich christlichen Eigenart ist nicht nur ein Ausdrucksmittel und eine Darstellungsform des religiösen Verhaltens, sondern sie ist der inwendige Lebensprozeß des einzelnen als auch dr Gesamtheit, der er angehört. Ein Deutscher empfindet auch religiös als Deutscher, und der gegenwärtige Krieg zeigt deutlich genug, wie durch das nationale Empfinden die Religiosität beeinflußt wird. Daß der Herr der Kirche dieses oder jenes Volk, kraft der ihm verliehenen Eigenart, zu besonderem Dienst erzieht und gebraucht, beweist die Geschichte der Kirche. Wenn nationale Wendepunkte, wie sie heute von dem deutschen Volke erlebt werden, stets dazu gedient haben, auch Zeiten des Glaubens zu werden, so ergeht gewiß an die Kirche der Reformation, die aus dem deutschen Empfinden herausgeboren wurde, die Aufgabe, sich der Verbundenheit mit Christus und den Brüdern, die gleichen nationalen und religiösen Nährboden haben, zu bestimmen, und alles aus dem Wege zu räumen, was dieser Verbindung hindernd im Wege steht. Wenn der Geist der Zwietracht die Herzen entfremdete, so kann nur wahre Buße ob solch unbrüderlichen Verfahrens den Weg zur wahren Concordia bahnen, begleitet von dem Willen, daß es sowohl „schicklich" ist, als auch dem christlichen „Gefühle sich bezeugt," daß nur wahre Erkenntnis und Liebe dort wohnt, wo das Verlangen die Herzen stets dazu treibt, „daß sie alle eins seien." H. S.

Wie verhalten sich Dogmatik und Ethik zueinander?

Von Pastor Ed. Schweizer.

Beide Disziplinen sind integrierende Bestandteile der systematischen Theologie.

I. Die Dogmatik.

Unter Dogmatik verstand man im vorchristlichen, wie im christlichen Altertum, ein zur allgemeinen Geltung Gekommenes. Man brauchte das Wort in der Gerichtssprache des Altertums zur Bezeichnung eines von der Obrigkeit ausgegangenen Dekrets, das allgemeine Geltung haben sollte. Die Philosophen brauchten es zur Bezeichnung eines Satzes von allgemeiner, unantastbarer Wahrheit. Im Neuen Testament werden die mosaischen Satzungen Dogmen genannt (Kol. 2, 20; Ephes. 2, 15). Die Kirchenväter verstehen darunter die Lehren Christi und der Apostel; überhaupt die christlichen, von der Kirche anerkannten Glaubenswahrheiten. Das Dogma ist also nicht subjektive Meinung eines einzelnen, sondern die von der Kirche allgemein anerkannte Wahrheit.

Die Dogmatik ist aber nicht eine bloße Sammlung von Lehr- und Glaubenssätzen, sondern eine wissenschaftliche Disziplin. Sie organisiert und systematisiert die mehr oder weniger zusammenhanglos gegebenen Wahrheiten der Offenbarung mit vernunftmäßiger Begründung, mit Nachweisung ihres inneren Zusammenhangs, worin eben ihre Wissenschaftlichkeit besteht, im Unterschied von ihrer Darstellung im Katechismus.

Wie der Katechismus trägt auch die Dogmatik konfessionellen Charakter. Es gibt eine katholische, eine lutherische u. s. w. Dogmatik. Der Dogmatiker sucht den Glauben seiner Kirche oder Sekte darzustellen. Dabei tun zwei dasselbe, und es ist doch nicht dasselbe. Denn jeder lehrt die Wahrheit, wie er sie verstanden und erlebt hat.

Die evangelisch-protestantische Dogmatik schöpft ihren Inhalt aus den heiligen Schriften. Sie wird aber mehr oder weniger unvollkommene Darstellung der Schriftlehre, wenn sie sich in den Schranken der kirchlichen Bekenntnisse hält. Denn die Schriftlehre geht über die Symbole weit hinaus. Keinem Dogmatiker ist es besser gelungen, die Schriftlehre erschöpfend darzustellen, als T. Beck, dem Tübinger Professor in seiner Dogmatik und Ethik.

Die spekulative und philosophische Dogmatik ist Philosophie des Christentums, wenn sie die Schriftlehre mit ihren Denkprodukten verbindet, wie das in Schleiermachers Glaubenslehre und positiver in Schellings Philosophie der Offenbarung der Fall ist. „Eine Spekulation, vor welcher die Wahrheit des Christentums als etwas Problematisches steht, und welche erst durch ihre Untersuchungen über die Wahrheit des Christentums sich Gewißheit verschaffen will, kann nicht eine dogmatische Spekulation genannt werden.“ . . . „Ein vom Zweifel ausgehungertes Bewußtsein hat nie eine Dogmatik hervorbringen können.“ Martensen.

II. Die Ethik.

Die Ethik ist die Lehre von den Sitten, den Lebensregeln, der Tugend, der Pflichten. Sie ist aber kein Konglomerat von Verhaltungsregeln in bestimmten Fällen, keine Kasuistik, sondern eine wissenschaftliche Disziplin, ein System. Die christliche Ethik schöpft ihre Regeln und Grundsätze aus der Schrift, insbesondere aus dem Neuen Testament. Die philosophische schöpft aus dem Gewissen und der Geschichte und baut ihr System auf Aussagen des sittlichen Bewußtseins, des angeborenen Rechtsgefühls, und auf Lehren der Erfahrung.

Der Apostel Paulus hatte den Brauch, die Glaubenslehre von der Sittenlehre — wenn auch nicht absolut — zu trennen, und ließ die Glaubenslehren den Ermahnungen vorausgehen. Die Scholastiker, auch noch Calvin, verarbeiteten beide Disziplinen in ein System. In neuerer Zeit hat es Satorius getan in seinem trefflichen Buche von

der „heiligen Liebe." Im 17. Jahrhundert hat P. Ramus die beiden Disziplinen getrennt und Dogmatik und Ethik in ein Verhältnis zueinander gesetzt, wie Theorie und Praxis. Kants Moralismus brachte die Ethik zur Alleinherrschaft. Dies ist bei jedem System der Fall, das von einem Verhältnis der Menschen zu Gott nichts weiß und keine Religion hat.

Der große Ethiker Schleiermacher erkennt den Zusammenhang des Sittlichen mit der Religion an. Aber geschieden hat er die beiden Gebiete nicht. Seine Glaubenslehre ist Beschreibung und Darstellung der Frömmigkeit, und darum nicht mehr ein ethisches als ein dogmatisches System.

Es ist nun meist der Brauch Dogmatik und Ethik als selbständige Disziplinen getrennt zu behandeln. Die Dogmatik hat es mit den religiösen Wahrheiten zu tun. Die Lehre von Gott und seiner Offenbarung, von der Schöpfung und Vorsehung, von der Erlösung durch Christum und dem Gericht, gehört in die Dogmatik. Die Lehre von den sittlichen Aufgaben und den Pflichten gegen Gott und die Menschen, gehören in die Ethik.

III. Religion und Moral.

Religion ist Bewußtsein von Gott und des Verhältnisses zu Gott. Der Mensch ist ein religiöses Wesen, weil er sich geschaffen weiß von Gott und zu Gott; absolut von Gott abhängig und absolut ihm verpflichtet. Gott ist der höchste und letzte Gegenstand unserer Verpflichtungen. Denn unsere Verpflichtungen gegen den Nächsten gehören auch zu den Schuldigkeiten gegen Gott. Denn die Mitmenschen sind Gottes Eigentum und Ebenbild und ihre Rechte läßt er nicht ungestraft verletzen. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht." Wer sich am Menschen vergreift, tastet Gottes Ebenbild an und vergreift sich an Gott. Und was den Menschen zu lieb und gut geschieht, ist Gott getan. Darum ist ein religiöser Mensch auch ein sittlicher Mensch.

Gott ist ein ethisches Wesen: Er ist das Heilige und darum das vollkommene Gute: der Gerechte und die Liebe. Denn Heiligkeit ist Vollkommenheit. Darum haben alle religiösen Wahrheiten sittliche Kraft und Tendenz. Einem Dogma wird durch sittlich tüchtige Konsequenzen der Stempel der Wahrheit aufgedrückt, indes sittlich bedenkliche Konsequenzen ein Dogma richten.

Anmerkung 1. — Die Hindus haben die Neigung, Religion und Moral zu scheiden — nach alter Gewohnheit tun sie es unbewußt. Die Hindureligionen haben keinen sittlichen Wert. Ihre Götter sind meist unmoralische Wesen, so daß sie kein gutes Beispiel geben und das Böse nicht

strafen können. Sagt man einem Hindu das, dann kann er antworten: „Sie sind doch Götter und können tun, was sie wollen!" Sie betrachten die Gesetzlosigkeit als ein Vorrecht der Götter. Auch die Hinduchristen sind leicht frömmer als rechtschaffen, religiöser als moralisch.

Anmerkung 2. — Es gibt aber auch Leute, die moralischer sind als fromm. Im besten Fall geschieht das in kraft des angeborenen Rechtsbewußtseins, aus Gewissenhaftigkeit. Das ist aller Ehre wert. Es gibt aber auch Leute, die bloß um Vorteils und der Ehre willen anständig sind. Solche Tugend hat keinen sittlichen Wert. Sittliche Tüchtigkeit ersetzt aber den Mangel an Religion nicht, und mit Frömmigkeit kann man sittliche Gebrechen nicht zudecken.

Die Schrift legt größeren Wert auf einen reinen Wandel, als auf reine Lehre. Denn die Lehre bleibt immer unvollkommen, sintemal unser Wissen Stückwerk ist. Aber in der Liebe, des Gesetzes Erfüllung, kann und soll man vollkommen sein. Um unserer mangelhaften Erkenntnis willen straft uns unser Gewissen nicht, aber um unserer sittlichen Verstöße willen verlieren wir den Frieden. Herzensfehler sind schlimmer, als Denkfehler. „Der Orthodoxismus ist aber milder gegen Sünden, als irrige Lehren. (Ein echter Quasilutheraner kann wohl mit einem Hurer und Ehebrecher zum Tisch des Herrn gehen, aber nicht mit einem Unirten oder Reformierten. Eine Kirchenzucht, die den ersteren ausschlösse, würde er als eine „calvinische" ebenso perhorreszieren, als eine Konföderation, die den letzteren zuließe." (Ebrard.)

IV. Prüfung einiger Dogmen auf ihre Schriftmäßigkeit und ihren sittlichen Wert.

1. Die Lehre von Gott.

Der Pantheismus und der verschiedenartige Materialismus kommen hier nicht in Betracht. Denn sie sind keine christlichen Glaubenssätze und haben in der Schrift absolut keinen Grund. Dagegen ist der sogenannte Deismus die Theologie vieler Christen, die nicht zu den Ungläubigen gerechnet sein wollen.

Während nach pantheistischer Anschauung Gott und die Welt, genauer: Gott und das Universum, untrennbar eins sind, scheidet der Deismus Gott und die Welt und bestreitet eine unmittelbare Vorsehung und Weltregierung Gottes. Die Welterhaltung und Regierung ist den der Natur immanenten Gesetzen übergeben, und Gott läßt nun alles gehen, wie es gehen will. Ein Eingriff in die stabile Naturordnung wäre eine Störung und kann nicht zugegeben werden. Daher leugnet der Deismus das Wunder, die Erhörbarkeit der Gebete und die persönliche Gemeinschaft mit Gott. A. Ritschel, ein Vertreter des Deismus, spottet über das „Privatverhältnis" zu Gott und spricht gegen spezielle Seelsorge. So scheidet der Deismus Gott und die Menschen. Vom Glauben ist dabei wohl die Rede, aber von Liebe zu Gott und zu Christus soll nicht die Rede sein. Der Mensch geht dabei eigene Wege, wie

ein Heide. Denn er hat kein anderes Gesetz, als das anerschaffene Rechtsbewußtsein: das Gewissen. Der Sittlichkeit kann der Deismus nicht günstig sein und das richtet ihn.

Anmerkung. — Der Pantheismus und der Deismus sind die reinsten Gegensätze. Der Pantheismus hat von jeher eine große Macht über die Gemüter ausgeübt, vermöge seiner Immanenz: der Mensch fühlt sich in Gott und eins mit ihm, und das wäre ein seliges Gefühl. Aber man kann dieses Gottes doch nicht recht froh werden: es fehlt ihm die Transzendenz, die Freiheit, die Persönlichkeit. Der Deismus ist rein transzendent und fehlt ihm die Immanenz. Er kann darum dem Gemüte nicht genügen. „Ach, Gott, mein Gott" u. s. w., Lied 25 alt, 62 neu.

2. Die Lehre vom geistlichen Amt.

a. Sein Ursprung.

Das Apostolat ist mit dem Tode der Apostel erloschen, und fand weder im katholischen Episkopat noch im evangelischen Predigtamt eine Fortsetzung. Das Predigtamt ist eine Einrichtung der Gemeinde, genauer: der Kirche. Diese ist es, die sich ihre Prediger erzieht und sie durch Ordination mit den Befugnissen des geistlichen Amts: der Lehre und der Verwaltung der heiligen Bundeshandlungen, der Sakramente, betraut. Der Pastor ist nicht Knecht Christi kraft seines Amtes, sondern wenn er es ist, so ist er es kraft seines Glaubens, wie es jedes Gemeindeglied sein kann und sein sollte. Kraft seines Amtes ist er Diener der Gemeinde — der Kirche. — Nach Johannes 20, 22 und 23 ist die sogenannte Schlüsselgewalt durchaus mit Christi Geist gegeben und absolut nicht an das Amt gebunden, so daß sie mit der Ordination verliehen würde. Die Erfahrung, diese untrügliche Lehrmeisterin, hat es tausendfach bewiesen, daß unzählige Amts- und Titelträger von Christi Geist nichts empfangen hatten, und zum Seelsorgerdienst nicht die geringste Fähigkeit besaßen, indes Männer und Frauen ohne Ordination, ohne Chorrock und Bäffchen, aber voll Glaubens und Heiligen Geistes, trefflich Seelsorge zu üben verstanden.

Anmerkung. — Dr. Ebrard hat geschrieben: „Man darf den Satz: Es sollen nur solche Gemeindeglieder, welche lebendige Christen sind, zum Kirchendienst berufen werden, ja nicht verdrehen zu der Behauptung: Wer legitim berufen ist, hat den Heiligen Geist. Dieser, die Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrende Trugschluß bildet das Wesen und Prinzip des Papismus (auch des Konfessionalismus). Statt zu sagen: „Ein vom Geist erfüllter Christ, darum ein (gesegneter) Diener der Kirche," sagt man: „Ein Diener der Kirche, darum mit dem Geist begabt." — Was die Erfahrung richtet, kann auch nicht Schriftlehre sein.

b. Die Vollmachten des geistlichen Amtes.

Der Episkopalismus und das protestantische Hochkirchentum schreiben dem Amt eine priesterliche Vollmacht

zu. Der Priester, oder der Pastor, steht als Mittler zwischen Gott, resp. Christus, und der Gemeinde und vermittelt die Heilsschätze und ist gleichsam die Tür zur Gnade. Durch seinen Dienst kommt man zu Gott, und ohne die Kirche, die er repräsentiert, gibt es kein Heil. Der Geistliche spendet den Trost der Vergebung und macht durch seinen Spruch die Sakramente heilskräftig.

Diese Anschauung hat in der Schrift keinen Grund und ist eine menschliche Erfindung und Anmaßung. Aber durchs Alter wird alles ehrwürdig und auch der Irrtum sanktioniert. Wenn ein würdiger Amtsinhaber Achtung und Liebe genießt, so ist das ganz in der Ordnung. Wird aber auch ein Unwürdiger mit allem Respekt behandelt, bloß um des Amtes willen, so ist das etwas vom Aberglauben. Man hat erzählt, wenn ein russischer Pope sich betrinkt oder stiehlt, so müssen Soldaten ihn auspeitschen. Zuvor werden ihm aber die geistlichen Kleider ausgezogen und nach der Exekution wieder angelegt, und nun küssen dieselben Soldaten ihm ehrfurchtsvoll die Hände. So scheidet man das Amt und die Person, die es trägt. *Vernünftiger ist es, daß ein Diener der Kirche nicht mehr gilt, als sein Charakter verdient und er leistet.* Es ist das in der Regel auch der Fall. Zum Schaden der Moral würde ein Unwürdiger in Ehren gehalten. Der geistliche Habit soll den sittlich gesunkenen Diener der Kirche nicht vor dem verdienten Gericht schützen.

Das Reich Gottes in seiner Doppelgestalt.

Von Pastor J. *Niemann*, Austin, Texas.*)

Was soll man sich denn bei dem Begriff — Gottes Reich — vorstellen? Ganz das, was die Worte selbst anzeigen: *ein Regiment durch Gott selbst*; mit andern Worten: Die *Gottesherrschaft*.

Von solch einem Gottesstaat auf unserer Erde weissagte ja schon Daniel, als er anschließend an das Traumgesicht Nebukadnezars bezeugte: „Aber in den Tagen jener Könige wird *der Gott des Himmels* ein Reich aufrichten, das ewiglich nicht untergehen wird, und sein Reich wird auf kein anderes Volk übergehen; es wird alle

*) *Anmerkung des Verfassers.* Die hier gebotene Abhandlung ist eins aus den unten genannten zehn Kapiteln eines Handbüchleins für Bibelchristen, betitelt: „*Religionskunde nach altchristlicher Fassung.*“ Die Schrift wird etwa 100 Druckseiten umfassen und vom Herausgeber für 50 Cents abgegeben werden. Doch müssen zuvor eine genügende Anzahl von Bestellungen (ohne mitfolgende Zahlung) eingelaufen sein, ehe zur Presse gegangen werden kann. Der Inhalt erstreckt sich auf folgende Gegenstände: 1. Die Heilige Schrift. 2. Gott und die Geschöpfe. 3. Die Sünde und das Böse. 4. Der Heilsratschluß Gottes. 5. Die Heilsvorbereitung Gottes. 6. Der gottmenschliche Mittler. 7. Des Sohnes Vollmachten. 8. Des Sohnes Stiftungen. 9. Die Gabe und Aufgabe des Heiligen Geistes. 10. Das Reich Gottes in seiner Doppelgestalt.

jene Königreiche zermalmen und ihnen ein Ende machen, es selbst aber wird ewiglich bestehen, ganz so wie du gesehen hast einen Stein sich von dem Felsen loslösen — ohne Handanlegung, der das Eisen, das Erz, den Ton, das Silber und das Gold zermalmte; so daß der große Gott dem König kundgetan, was nach diesem geschehen soll." (Dan. 2, 44—45.)

Wie ja bekannt, hatte Nebukadnezar im Traume eine unförmliche Menschenfigur gesehen, zusammengesetzt aus vier scharf getrennten Mineralien, d. h. Erdstoffen. Das Haupt dieses Monarchienbildes war aber von Gold und stellte nach Daniels Deutung (V. 37 u. 38) den unumschränkten Herrscher des Chaldäerreiches — eben Nebukadnezar selbst dar. — Dies ist für die Deutung der übrigen Metalle von Wichtigkeit. Denn bezeichnet das goldene Haupt die unbeschränkte Gewalt eines Herrschers, so bedeutet natürlich die silberne Brust eine geringe Minderwertigkeit der erstgenannten Allgewalt. Doch die Fürstengewalt schrumpft an Güte noch mehr zusammen, je weiter die Zeit fortschreitet. Das dritte Metall ist nämlich nur noch Erz. Bei den Schenkeln aber ist es noch minderwertiger — eben nur noch Eisen. Und siehe da, in den Füßen findet sich neben dem Eisen eine entgegengesetzte Substanz: echt irdisch, das ist der Ton. — Jedem Geschichtskenner wird es sofort einleuchten, daß hier vier große Umwälzungen in der Völkergeschichte geschildert werden.

Das goldene Haupt (Babylon) findet seine Ablösung durch die silberne Brust mit zwei Armen: geschichtlich gesprochen, das einst (600 v. Chr.) so mächtige und prächtige Chaldäerreich ward 538 v. Chr. durch Cyrus besiegt und es folgte das medisch-persische Reich. Dieses wieder fand nach kurzer Dauer (325 v. Chr.) seinen Ablöser im griechischen Weltreich unter Alexander, dem Großen. Darauf folgte (150 v. Chr.) ein Reich, das sich länger halten sollte, wie irgend eins der erstgenannten; aber es sollte sich bald spalten (daher die zwei Schenkel!) ja, dies vierte Weltreich sollte schließlich nur noch zehn Ausläufer behalten (daher die zehn Zehe) — und in diesen dürftigen Ueberresten sollte vom Ursprünglichen nur noch etwas übrig bleiben; denn eine „Neuerscheinung" würde sich schließlich Platz suchen neben dem Eisen, das so lange vorgehalten hatte. Bezeichnenderweise wird aber die spät auftauchende Substanz — der Ton als Nebenbuhler des Eisens — vom Dolmetscher (V. 42) „zerbrechlich" genannt. Selbstredend ist dies vierte Weltreich als Erbe des kurzlebigen Griechenreiches das römische, das sich sehr frühe in das ost- und weströmische spaltete (ausgangs des vierten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung). Diese gespaltene Gestalt besitzt das Römerreich auch jetzt noch; aber trotzdem ist dasselbe heute schon ganz anders, wie vor 1500 Jahren. Offenbar steht es jetzt schon eine gute Weile (wir dürfen sagen, seit Aufkommen der Revolutionen) bei seiner Fußerscheinung. Die absolute Monarchie, die dem römischen Reich von jeher eigentümlich war, ist jetzt fast überall in

Europa durch die konstitutionelle Monarchie abgelöst worden. Offenbar ist dies eine Schrifterfüllung; nicht zwar so, als wäre die Mitherrschaft der Nation eine mehr gottgefällige Verfassung, sondern insofern, als sich die Weltgeschichte ihrem letzten Stadium zugeneigt hat. Es repräsentiert nämlich, wie Daniel selbst betont, das Eisen die Festigkeit und der Ton die Zerbrechlichkeit, so haben wir eben Vermischung der Fürstenherrschaft mit Volksherrschaft die unhaltbare Verfassungsform (vergl. V. 43). Verwunderlich wäre es daher gar nicht, daß der große Weltkrieg von 1914 die Formung der Zehe abzweckte.

Der Grundgedanke in Nebukadnezars Traumbild ist daher der, daß es mit der Alleinherrschaft der Fürsten allmählich bergab gehen wird. —

Das Neue aber — und auch das Wichtigste ist, daß ohne menschliche Mithilfe sämtliche Gewalten der Erde abgetan werden, Fürstenherrschaft sowohl, wie Volksherrschaft, um für immer dem Gottesregiment in der Welt Platz zu machen. Dem Zeitgeist mag solch eine Geschichtsauffassung fremd und sogar lächerlich vorkommen; aber dem Glauben steht es felsenfest, daß Gottes Voraussicht und Vorherverkündigung sich als stichhaltig ausweisen werden.

Diese endzeitliche Umwälzung geschieht aber auf geheimnisvolle oder außerordentliche Weise, was eben mit dem plötzlichen Losbröckeln des zerschmetternden Steines angedeutet werden soll. Der schadenbringende Stein fällt ja vom hohen Felsen herab, also mit schonungsloser Wucht, um so das ganze System der Vergangenheit zu vernichten, wie es schließlich im antichristlichen Weltherrscher seine nochmalige Zusammenfassung erhält (vgl. Offb. Joh. 13, 1. 2. und 17, 12. 13; besonders auch Dan. 7, 9—27).

Die Erde wird dann abermals gerichtsreif geworden sein, wie in Noahs Tagen, wird wieder Schauplatz des Frevels, wieder Tummelplatz für die Ungerechten geworden sein. Wer kennt nicht Jesu eigene Weissagung über diesen kulturellen Rückgang der Welt? (Vergl. Matth. 24. 37.)

Daß die vollständige Kassierung der irdischen Weltmacht aber mit Christi Wiederkunft zusammenfallen wird, erhellt ja mit großer Deutlichkeit aus Pauli Prophetie: „Hernach das Ende, wenn er das Reich (eben die Herrschaft) dem Gott und Vater übergibt — wenn er abgetan hat jede Herrschaft, Gewalt und Macht“ (1. Kor. 15, 24). —

Nichtsdestoweniger aber gibt es auch schon bei Christi Wiederkehr ein Himmelreich auf Erden. Denn gerade das Gleichnis von den zehn Jungfrauen — wovon fünf angenommen, die andern aber abgewiesen werden, gerade dieses in die Endzeit hinein weisende Gleichnis beginnt ja mit dem bemerkenswerten Satze: „Dann wird das Himmelreich zehn Jungfrauen gleich geworden sein, die ihre Lampen nahmen und dem Bräutigam entgegen gingen,“ Matth. 25, 1. Diese

Klasse erlebt also Jesu Wiederkunft; sie gehört aber nicht der gottvergessenden Welt an, sondern der Kirche.

Ja, auch die christliche Kirche ist in einem gewissen Sinne schon Gottes Reich. Denn wie Eph. 5, 23 geschrieben steht, so hat die Gemeinde Christus als Haupt über sich. — Dennoch aber ist nicht alles christlich, was sich so nennt, beziehungsweise sich so nennen läßt. Gerade die endzeitliche Gestalt des Himmelreiches — und diese schildert ja das Gleichnis von den zehn Jungfrauen — beweist es deutlich, daß die eine Hälfte der Kirche heilig ist, während die andere Hälfte aus Heuchlern besteht.

Ohne also zu leugnen, daß es bei dem Wiedererscheinen Jesu auch bereits ein Himmelreich auf Erden gibt, so gibt es dessen ungeachtet doch auch noch ein „Eingehen ins Himmelreich." Der Herr selbst sagt ja: „Es wird nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vater im Himmel tut!" ja, er fährt sogar fort und behauptet: „Viele werden an jenem Tage zu mir sagen: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, und in deinem Namen Dämonen ausgetrieben, und in deinem Namen viele Taten vollbracht? Und alsdann werde ich ihnen bezeugen: Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir, ihr Uebeltäter!" (Matth. 7, 21—23.)

So wird also das gewesene Himmelreich bei Christi Wiederkunft umgestaltet, so nämlich, daß die Klasse der geistlichen Komödianten dann ausgeschaltet ist, der Schwarm der falschen Propheten mitsamt ihrem schmarotzenden Zigeunertroß. —

Hier nämlich müssen wir zum besseren Verständnis auch auf das andere endzeitliche Gleichnis des Herrn zurückgreifen, auf das vom Weizenfeld, welches mit Unkraut untermischt ist (vgl. Matth. 13, 24 ff.). Auch dort heißt es zum Schluß: „Gleichwie man das Unkraut sammelt und mit Feuer verbrennt, also wird es sein am Ende der Weltzeit. Des Menschensohn wird seine Engel aussenden, und sie werden aus seinem Reiche sammeln alle Aergernisse und die da Unrecht tun (also Anstifter und Uebeltäter zusammen), und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird das Heulen und Zähneknirschen sein." Bemerkenswerter Weise heißt es aber noch weiter: „Alsdann werden die Gerechten wie die Sonne leuchten — in ihres Vaters Reich." — Beweis also, daß beim Eintreffen Christi auch in der Kirche durchgreifende Veränderungen eintreten werden, reformatorische Umgestaltungen. Dann wird das Reich Gottes nicht bloß ideell, sondern faktisch, nicht bloß kleinmaßstäblich, sondern im großen Stil die Herrschaft Gottes in der Welt darstellen — und zwar mit dem wiedergekehrten Sohne Gottes an der Spitze.

War es doch Jesus — und kein Geringerer, als er selbst, der das bedeutsame Wort sprach: „Mir ist gegeben alle Gewalt — im Himmel und auf Erden!" Also zuerst im Himmel, wo ihm bereits die klassifizierten Engel untertan sind (1. Petr. 3, 22), sodann aber auch auf Erden. Gleich aber wie Christi Herrschaft bei den himmlischen Heerscharen Alleinherrschaft ist, so muß und wird auch seine noch zukünftige Herrschaft bei den Menschen eine weltumfassende Allmachtsgewalt sein. Er kommt ja wieder als der Allmächtige (vgl. Offb. 1, 7. 8), d. h. gerüstet mit großer Kraft und Herrlichkeit (vgl. Matth. 24, 30).

Seine Erscheinung ist aber zugleich Thronbesteigung (vgl. 2. Tim. 4, 1), worauf ja auch seine Verheißung hindeutet: „Wer überwindet, dem will ich (bei meiner Wiederkehr) geben, mit mir auf meinem Thron zu sitzen), wie auch ich überwunden habe und sitze mit meinem Vater auf seinem Thron" (Offb. 3, 21). Wie also einleuchtet, wird Christi Wiederkunft ein Aufgeben des göttlichen Thrones bezeichnen, und ein Aufrichten seines eigenen Thrones. Folglich wird seine Herrschaft dann eine alles umspannende Weltherrschaft werden: ein Besitzergreifen von der Erde — und das zum Segen der Menschheit.

Vom Zukunftskönig Israels ist es ja gesagt: „Er wird den Völkern Frieden gebieten, und seine Herrschaft wird reichen von einem Meer zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde" — dabei aber wird „Gerechtigkeit der Gurt seiner Lenden und Wahrheit der Gurt seiner Hüften sein" (vgl. Sach. 9, 9. 10; Jes. 11, 5).

Jawohl, der Judenkönig Jesus — wie ihn schon Pilatus in drei Sprachen proklamierte — dieser letzte und größte Fürst auf Davids Thron, wird in jenen Tagen, wenn er Herzog in Israel sein wird, auch andere Völker beherrschen — selbst große Völker — und alle werden seinen Spruch mit Freuden aufnehmen (vgl. Micha 4, 1—4; Sach. 8, 20—23). „Jehova," heißt es Zeph. 2, 11. 12, „wird um der Gerichteten willen gefürchtet werden; denn er läßt alle Götter (alle Majestäten der Erde) aussterben; und es werden ihn anbeten alle Inseln der Heiden; jedermann von seinem Orte aus; auch ihr Kuschiten — sie, die mein Schwert getroffen hat" (vgl. ferner Sach. 14, 16 ff.). Dann wird also nur eine Lehre auf dem Erdkreis gelten: die Lehre des Sohnes Gottes; „denn die Erde wird erfüllt mit Erkenntnis des Herrn, wie Wasser eine Decke ist dem Meeresgrund" (Jes. 11, 9). „Denn alsdann will ich den Völkern die Sprache ändern — prophezeit der Heilige im Himmel — daß sie rein werde, so daß sie alle des Herrn Namen anrufen, ihm zu dienen einträchtiglich" (Zeph. 3, 9).

Israel selbst aber wird dann nicht nur bekehrt sein, sondern auch für Bekehrung wirken, sogar berufsmäßig (vgl. Zeph. 3. 12. 13; Jes. 61, 5. 6; 66, 19—23). Es sind dies ja für das Volk der Wahl die Tage der Wiederherstellung — die Zeiten der Erquickung vom An-

gesicht des Herrn, von denen einstmals die Propheten geweissagt hatten (Apostelgesch. 3, 19—21).

Doch die Gegenwart und der Einfluß des göttlichen Weltherrschers wird sich, wie in der Völkerwelt, so auch im Tierreich als segensreich ausweisen (vgl. Jes. 11, 6—9). Macht doch auch Paulus derartige Anmerkungen, wenn er Röm. 8, 20. 21 von der glücklichen Zukunft der unvernünftigen Kreatur schreibt.

Doch mehr als dies: auch das Erdreich soll ergiebiger werden, sogar eine ungekannte Pflanze — die sog. „berühmte Pflanze" — soll dann erstehen (vgl. Hes. 34, 24—30). Denn selbst die Naturverhältnisse müssen sich nun zum Vorteil der Geschöpfe ändern: der Mond wird in jener Zeit die Lichtstärke der Sonne erhalten, die Sonne aber neunundvierzigmal heller scheinen, wie jetzt (vgl. Jes. 30, 36).

Ist es da noch zu verwundern, wenn Jesus die Bitte des Schächers: Gedenke meiner, wenn du in deiner Königswürde kommst! dahin beantwortet: Wahrlich, ich sage dir heute: du wirst mit mir im Paradiese sein?*) Jawohl, erst wenn die Herrlichkeit des Herrn sich über die Erde ausbreitet, erst wenn die Welt vom gekrönten Davidssohn beherrscht werden wird, sind für Mensch, Tier und Pflanze wieder die altertümlichen Verhältnisse zu erhoffen. Man darf wohl vermuten, daß es die vorsündflutlichen Verhältnisse sein werden. Denn wenn es während dieser friedlichen, fröhlichen Aera auch noch Todesfälle gibt — sintemal der Tod — als letzter Feind — erst kurz vor dem jüngsten Gericht abgetan wird — so dürfen wir doch aus Jes. 65, 20 die Schlußfolgerung machen, daß in jenen großen Tagen wieder die Langlebigkeit einsetzen wird, wie sie in der Patriarchenzeit zwischen Adam und Noah da gewesen ist. Auch dann sollen wieder — wie 1. Mose 5 — erst Menschen vor hundert Jahren als der Unmündigkeit entwachsen gelten. Vor dieser Altersgrenze soll der werdende Mensch nicht gerichtlich verantwortlich gehalten werden. Ueberhaupt soll die Kindersterblichkeit ausgeschaltet werden, und selbst der Greis soll wieder (wie im 1. Psalm geschildert) dem unverwüstlichen Baum gleichen.

Die Gottesdienste aber werden wieder levitisches Gepräge bekommen, wenn auch ohne Bundeslade. Als Beweis dient Hes. 40—48, besonders Kap. 43. Sagt doch auch Jesus bezüglich des Passahs: „Denn ich sage euch, ich werde nicht mehr davon essen, bis es erfüllt sein wird im Reiche Gottes"; wie er denn auch vom Passahwein bezeugt: „Denn ich sage euch, ich werde nicht mehr trinken vom Gewächs des Weinstocks, bis das Reich Gottes gekommen ist" (Luk. 22, 16—18). In der Reichszeit wird somit

*) Durch die Zeichensetzung in den jetzigen Bibelausgaben — die von einem katholischen Buchdrucker herrührt — ist man bei dieser Schriftstelle (Luk. 23, 43) auch zu der katholischen Auffassung gelangt, daß sowohl Jesus, wie der Schächer, am Karfreitag im Geiste ins Paradies gegangen seien, was aber durch andere Schriftstellen widerlegt wird.

das Alte erneuert, aber auf höherer Grundlage, wie vormals. Macht doch auch Sacharja (Kap. 15, 16—19) keinen Hehl daraus, daß in jenen Tagen der Zukunft wieder Laubhüttenfest gefeiert werden soll, aber dann als Völkerfest. Bedeutsam ist in dieser Hinsicht auch der Hinweis auf einen anderen Bund (Jer. 31, 31—34). — Und warum soll es auch dann keine Gedenktage geben, keine Erinnerungszeiten an Verschonung und Führung Gottes? Das Alte Testament in seiner Prophetie ist ja voll von solchen Hinweisen, als Beispiel sei nur Psalm 126 genannt.

Das wird dann für Israel die notgedrungen hinausgeschobene Zeit der Ruhe werden, die gesegnete Sabbatszeit, wo der Schacher und Schwindel dieses Volkes ruht, um dafür sabbatlich zu wirken, d. h. in Gott — für Gott — mit Gott (vergl. Hebr. 4). —

Doch nicht allein für die Bekehrten, sondern auch für die Verklärten wird diese Reichszeit eine hohe Bedeutung haben. Darauf deutet ja mit freudiger Gewißheit Paulus hin, wenn er an Timotheus schreibt: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; hinfort liegt für mich bereit die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage — der gerechte Richter — zuerkennen wird, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb gewonnen haben (2. Tim. 4, 7. 8). Und an die bedrängten Christen zu Thessalonich schrieb derselbe Apostel: „Eure Verfolgungen sind ein Beweis (oder eine Bürgschaft) des gerechten Gerichtes Gottes, daß ihr gewürdigt werdet des Königreiches Gottes, um deswillen ihr leidet; wie es denn gerecht ist vor Gott, denen, die euch bedrücken, mit Bedrückung zu vergelten, euch aber, die ihr bedrückt werdet, Ruhe mit uns, bei der Offenbarung unsers Herrn Jesu Christi vom Himmel herab“ (2. Thess. 1, 5—7).

Wer dürfte solche hoffnungsfrohen Bekenntnisse, solche vom Heiligen Geiste selbst gegebenen Zukunftsenthüllungen verdrehen oder gar streichen mögen? —

Allerdings war Paulus froh, schließlich vom wechselreichen Amtskreuz befreit und daheim beim Herrn sein zu dürfen; aber man verdächtigt den musterhaften Christusnachfolger schmählich, wenn man so tut, als habe Pauli Hoffnung überhaupt nur bis zu dieser Heimkehr zum Herrn gereicht. Und geradezu albern ist es, wenn heute jedermann diesen Apostelspruch vom Daheimsein beim Herrn (Phil. 1, 23) auf die Lippen nimmt, wähnend, daß das bloße Nachsprechen solcher Worte schon zum Eintritt in den Himmel berechtige. Es ist freilich wahr, daß der Himmel den Gläubigen als Zufluchtsstätte gereicht, so lange sie infolge des Todes im entkleideten Zustand sind; aber Offb. Joh. 7, 9—15 zeigt uns deutlich, daß es denn doch nur die vormaligen Kreuzträger sind, eben die Christen, die

aus großer Trübsal um Christi willen kamen, die nun das engelgleiche Geschäft inne haben, Gott in seinem Tempel zu dienen — und auch das nur bis zu der Zeit, wo Christus (der Throninhaber) sie leiten und weiden wird. Die Gläubigen zweiten Grades dagegen, d. h. solche Christusbekenner, die im Himmelreich zwar gedient, aber nicht geduldet haben, finden ihre Seelenheimat offenbar im Totenreich, wo sie wie ein Lazarus peinfrei und geehrt sind. Sie bilden nämlich im jüngsten Gericht die eben auferstandenen Gerechten, die sog. „Schafe," die dann Lob und Lohn für ihre gottgefällige Barmherzigkeitsübung erhalten (vgl. hier Matth. 10, 4—42; Luk. 16, 9; 14, 12—14). Sie gehören demnach der Klasse an, die erst tausend Jahre nach Christi Erscheinung zur Auferstehung gelangt (vgl. Offb. Joh. 20, 5. 11—15).

Sicherlich wäre Zeit und Kraft, die man seit Jahrhunderten auf den Streit hinsichtlich der „Auserwählten" verwandt hat, besser ausgenutzt worden, wenn man dafür die Schriftlehre vom künftigen Gottesstaat (vom tausendjährigen Reich) eingehend durchforscht hätte. — Jawohl, es ist die Heilige Schrift, die es bezeugt, daß bei Christi Wiederkehr die Schmachleidenden eine besondere Auszeichnung — ein Auserwähltsein erfahren werden. Wozu wäre auch eine getrennte Auferstehung nötig, d. h. eine erste Auferstehung beim Anbruch des tausendjährigen Reiches und eine zweite Auferstehung am Ende desselben, im Falle nicht eine Klasse von Christen bevorzugt werden sollte?

Diese Teilhaber der ersten Auferstehung sind ja die vormaligen Kreuzträger, denen es nun im Himmelreich wohl belohnt wird. Sie sind's, die gleich nach Christi Erscheinung „Thronen" einnehmen. Die „Ueberwinder" empfangen jetzt den Siegespreis. Nun folgt die „hundertfältige Entschädigung" für die um Christi willen erlittenen Entbehrungen, Entehrungen, Entsagungen, Verfolgungen (vgl. Matth. 5, 10—12; Offb. Joh. 20, 4; Offb. 7 u. 3; Mark. 10. 28—30; 1. Petr. 4, 12—14).

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist hier die Hebräerstelle Kap. 10, 32—37, wo der Apostel zum Ausharren im Kampf und Strauß ermuntert, und zwar weil eine zuverlässige Verheißung, ja, eine große Belohnung in Aussicht steht — und zwar bei Christi Wiederkunft.

Gleichzeitig verdient aber auch Pauli Notabene beachtet zu werden, wenn er Röm. 8, 17 von der Erbschaft der Gottes Kinder redet, eben der Satz: „Wenn wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit verherrlicht werden." (Vgl. ferner Apostelgesch. 14, 22; Offb. Joh. 1, 9.)

Gewiß ist auch die Auferstehung zum ewigen Leben, wie sie allen Gläubigen verheißen ist, eine Gleichgestaltung nach Christi Ebenbild, aber schließlich doch nur eine teilweise. Denn Jesus ist ja nicht nur durch Auferstehung zu einem höheren Sein und Amt

emporgehoben worden, sondern durch die Machtübertragung, die vom Vater ausging. Und gerade in diesem Sinne sollen die Teilhaber der ersten Auferstehung Jesus ähnlich werden. Hier die Beweisstelle dafür: „Selig und heilig ist, wer Teil hat an der ersten Auferstehung. Ueber diese hat der zweite Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre" (Offb. Joh. 20, 6). Das aber wird für die in Aussicht gestellt, von denen kurz zuvor gemeldet ward, daß sie unmittelbar nach Christi Wiederkunft „„Thronen" zugewiesen erhielten — eben die ehemaligen „Trübsals-Christen." Wie könnte auch Jesus bei seiner Wiederkunft „der König der Könige und der Herr der Herren" (Offb. 19, 16) genannt werden, falls nicht „Unterkönige" kämen, die von ihm belehnt würden, sintemal wir schon feststellen, daß die alte Obrigkeit infolge der Wiederkunft Christi ihr Ende findet — und zwar auf Nimmerwiederkehr.

Uebrigens ist ja auch schon Kap. 5, 9. 10 (in einem Preisgesang auf das erwürgte Lamm) gesagt worden: „Du bist geschlachtet worden und hast uns für Gott erkauft mit deinem Blut aus allen Stämmen, Zungen, Völkern und Nationen, und hast sie unserm Gott gemacht zu Königen und Priestern, die auf Erden herrschen werden."

Jawohl, so steht's geschrieben — und darum heißt es Gott und Jesum verhöhnen, wenn sich aus der Mitte der Christenheit Spottstimmen hören lassen gegen ein Christusregiment und eine tausendjährige Vorrangsstellung der Heiligen in diesem Gottesstaat.

Aber wir haben ja noch weitere Belege dafür in der göttlichen Offenbarung. Nachdem nämlich Petrus in durchaus argloser Absicht den Meister gefragt hatte, was für ein Ersatz ihnen für das Verlassen ihres irdischen Gutes geboten würde, sagt der Herr ohne Zögern: „Wahrlich, ich sage euch, es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meinetwillen und um des Evangeliums willen verlassen hat, der nicht hundertfältig empfinge — jetzt in dieser Zeit: Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Aecker unter Verfolgung und in der zukünftigen Weltzeit ewiges Leben" (Mark. 10, 29. 30). Somit soll also die Restitution — die Wiedervergeltung für die um Christi willen gebrachten Opfer noch vor Anbruch der zukünftigen Weltzeit erfolgen, soll daher nicht in geistlichen Segnungen bestehen, sondern vielmehr in diesseitigen Ehrungen, eben im Herrschen über allerlei Menschen. Wer darum nicht glauben will, der kann denn auch nur die Gleichnisse Christi streichen, die von der Abrechnung mit den Knechten handeln: Matth. 25, 14—30 und Luk. 19, 12—27.

Recht bedeutsam ist aber auch das Schlußwort Jesu zu seiner Verheißung. Er spricht nämlich: „Aber viele der Ersten werden Letzte sein und Letzte die Ersten (Mark. 10, 31 und Matt. 19, 30). Mancher wird vielleicht glauben, daß wenn zu diesem Ausbruch

auch noch der andere herangezogen wird: „Denn viele sind berufen, aber wenige auserwählt" (Matth. 20, 16) — der erste Satz nur noch dunkler würde. Aber in Wahrheit dient gerade dieser zweite Satz als Nachhelfer zum Verständnis des ersten. Es war ja gerade (Matth. 20, 1—15) von der Berufung und Belohnung der im Weinberg Beschäftigten geredet worden. Diese Belohnung aber ist die gleiche für alle Arbeiter. Das Auffällige dabei ist nur, daß die Darreichung des Lohnes von hinten anfängt, also bei denjenigen Arbeitern, die erst kurz vor Tagesschluß gemietet worden sind. Daher sind denn auch manche der Frühgemieteten, aber Spätabgelohnten überrascht, daß auch sie mit dem abgefunden werden, was die Zuletztberufenen bereits erhielten —ja, schon eine gute Weile in Besitz hatten.

Nun muß es aber sogar schon einem Kinde einleuchten, wer hier die „Auserwählten" sind, mit andern Worten, die Bevorzugten. Es sind nämlich diejenigen Arbeiter des Herrn, die am ersten bezahlt werden, die früh in den Besitz des Lohns kommen.

Der „Abend" ist natürlich kürzer, als der voraufgehende Arbeitstag; dennoch aber ist der Abend als Zahlungzeit länger, als nur eine Minut oder eine Stunde. Bekanntlich hatte der Arbeitstag zwölf Stunden (vgl. Joh. 11, 9). Nun aber begann das Mieten der Arbeiter gleich in der Morgenfrühe, d. h. um sechs Uhr — und dauerte bis zur elften Stunde des Tages, also bis fünf Uhr nachmittags. Da nun aber diese letzten Arbeiter nur eine einzige Stunde arbeiten konnten, so schloß der Tag um sechs Uhr. Die Zahlung hebt aber sofort nach Schluß der Arbeit an, d. h. mit dem Beginn des Feierabends. Offenbar wird aber die letzte Auszahlung erst am Schluß des Feierabends vorgenommen — also gegen Mitternacht zu. Mithin beträgt die Zeit der Zahlung im Ganzen sechs Stunden — oder die Hälfte der Tageslänge. — Hebt aber die Weinbergsarbeit mit der Himmelfahrt des Herrn an und schließt sie mit seiner Wiederkunft, so umfaßt sie, wenn die Zahlungszeit das tausendjährige Reich mit seiner doppelten Auferstehung vorstellt, zweitausend Jahre, d. h. die doppelte Länge des Feierabends. —

Was ist denn nun der Lohn, um den sich Hausvater und Arbeiter gleich im Anfang geeinigt hatten? Ohne Zweifel kann diese Vergeltung nur die Unsterblichkeit sein — das Bewahrtwerden vor dem zweiten Tode. Denn die Idee ist ja nicht, daß ein Teil der Arbeiter leer ausgeht, sondern der größte Teil der Arbeiter erst spät empfängt, was der kleine Teil derselben schon beim Beginn des Feierabends erhält: die Immunität, das Gefeitsein vor dem ewigen Tod.

Demnach bedeutet das Erwähltsein nicht das Lohnempfangen, sondern vielmehr die frühe Mitteilung des Lohnes.

So gewiß es aber ist, daß alle Berufenen Lohn erhalten von des Schaffners Hand, so klar ist es auch zugleich bezeugt, daß die Bevor-

zugten die Ueberwinder, die Trübsalsträger aller Zeiten sind, sonderlich aber die Kreuzträger aus der letzten Prüfungszeit, aus der Zeit des Abfalls und der des Antichristus (vgl. Offb. 3, 10). —

Jetzt aber auch noch einen Blick auf das Gleichnis von den Schafen und Böcken (Matth. 25, 31—46). Hier repräsentieren die Lohnempfänger die Gerechten, daher stehen sie auch auf der glückverheißenden Seite des Richters; die Ungerechten aber, die von nun an als Vergeltung satanische Verdammnis erleiden müssen — eben ewige Pein, sie stehen gleich auf der unheilverkündenden Seite des Urteilverkündigers. Es ist aber ein großer Irrtum, wenn geglaubt wird, der Herr hätte am Tage der letzten Abrechnung nur zwei Gruppen um sich. Nein, es ist auch eine dritte Gruppe am Gerichtstage da, bestehend aus der kleinen Schar der „geringsten Brüder," eben aus den Trübsalsträgern von ehemals. Gerade auf diese Beisassen im Gericht weist ja Jesus hin, wenn er die Gerechten auf ihre Liebestätigkeit aufmerksam macht, wenn er sie auch wieder als Beweisstück wählt, um den Ungerechten ihre Lieblosigkeit klar zu machen. Diese „geringsten Brüder" sind somit schon um und bei Jesu, dem Weltherrscher, ehe das letzte Gericht anhebt.

Ein Offenbarwerden aller vor dem Richtstuhl Christi (2. Kor. 5, 10) wird damit durchaus nicht geleugnet, im Gegenteil erst wirklich bewiesen. —

Geradezu töricht ist deshalb, wenn man, wie es in dieser laodicäisch gerichteten Zeit fast grundsätzlich geschieht, mit dem Christentum keinen Anstoß geben will. Ein unklares und unwahres Christentum ist aber dem Untergang nahe (vgl. Offb. Joh. 3, 16). Es bleibt nun einmal die Regel, daß man nur durch Trübsal — durch öftere Trübsal ins Reich Gottes eingehen kann, d. h. in das Reich, wo die Kinder Gottes zu Erben, nämlich zu Miterben Christi geworden sein werden. Denn wie bei Christo selbst das Leiden der Herrlichkeit voraufging (1. Petr. 1, 11), so muß auch sein Nachfolger erst den Kelch der Trübsal trinken, ehe ihm die Krone der Gerechtigkeit aufgesetzt werden kann.

Es gibt nun zwar Leute — und sie sind in der „christlichen Welt" vorhanden, die da glauben, ja, auch lehren, daß man mit allem menschlichen Witz darauf lossteuern müsse, um das heil. Vater-Unser bald überflüssig zu machen, besonders aber die vier Bitten: Dein Reich komme! — Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel! — Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel! — Diese Streber wollen nicht immerfort Bettler sein bei Gott; nein, sie — sie mit ihrem Schwanz von gedankenlosen Träumern wollen die Versuchung abschneiden, das Uebel entfernen, die Ehrbarkeit und Herrlichkeit auf Erden herstellen, kurzum: die Schöpfer des Milleniums werden.

Diese Bewegung aber ist ein lauter Glockenschlag der Endzeit,

eine Erfüllung der Weissagung von der Vielgeschäftigkeit der falschen Propheten in den letzten Tagen (vgl. 2. Petr. 2 und Matth. 7, 15—23).

Nachdem zuerst (im Mittelalter) die Weissagung 1. Tim. 4, 1—3 erfüllt worden ist, folgt etwas später, was 2. Tim. 4, 3. 4 prophezeit wird: *Glaube an Legende*, d. h. Vertrauen auf *entstellte* Wahrheit. Das *Ergebnis* aber von dem Hangen an halbierter Wahrheit ist *vielgestaltiger Sündendienst unter dem Deckmantel des Christlichen* (vgl. 2. Tim. 3, 1—9). — Damit harmoniert denn auch vollständig Jesu Ankündigung (Offb. Joh. 3, 14 ff.), daß kurz vor seiner Wiederkunft (denn weil er bereits vor der Tür steht, so ist seine Erscheinung — das Sichtbarwerden seines Selbst — doch ganz nahe) das *Geschlecht der Laodicäer* in der Kirche die Vorherrschaft haben werde, jene Gesellschaft, die zwischen kalt und warm pendelt und tändelt. Diese Christenklasse scheut sich zwar, das offene Heidentum hervorzukehren, ist aber ebenso vorsichtig, das wahre Christentum zu praktizieren. Die Vertreter dieses verdrehten Christentums sind *Zwitterwesen*, auf gut deutsch: *Heuchler*.

Nun aber ist der *Fluch* der bösen Tat, daß sie fortzeugend *Böses* muß gebären. Denn die Laodicäer, im Fall sie nicht eiligst Buße tun, werden bald zu *Spöttern*, zu Spöttern *durch die freche Tat*: sie beginnen nämlich immer kräftiger nach *eigenen*, ja schließlich nach *gottlosen Lüsten* zu wandeln (Judä 11, 17. 18). *Der* Glaube nämlich, der den Heiligen *einmal* (d. h. in der Urzeit der Christenheit) übergeben wurde, wird diesen Endzeitlichen zur Torheit. Sie verwechseln nämlich die göttliche Begnadigung mit „Ausgelassenheit" — mit Freizügigkeit, mit Selbstbestimmung, mit ungehemmter Willkür. Sie sind daher keine Untertanen Gottes, sondern kirchliche Demokraten oder *Ich*-Gläubige. Daher verlachen sie auch die biblische Lehre von einer noch kommenden Herrschaft Jesu Christi (vgl. Judä 1, 4). In ihren Ohren entsteht ein Sausen, wenn die Botschaft von der *letzten Zeit*, ja, von der verheißenen *Wiederkunft des Herrn* erschallt; sintemal sie bestimmt annehmen, daß die von ihnen eingeleitete Weltverbesserung (sie nennen es „Kulturfortschritt") unübertrefflich sei und eine Hebung und Belebung der Völker seitens des zukünftigen Christus überhaupt überflüssig mache (vgl. 2. Petr. 3, 3. 4). — Und siehe da, diese *falschen* Lehrer in der christlichen Kirche — *diese Kitzler der menschlichen Eitelkeit* — sie werden nicht in Acht und Bann getan, sondern überall mit offenen Armen aufgenommen (vgl. 2. Petr. 2, 1—3).

Wer aber erst so kühn ist, daß er die Liebe zur Wahrheit ablehnt, um dem Glauben an die Legende desto besser den Weg bahnen zu können, dem Glauben an endzeitliche „Menschenfündlein," der bekommt hernach als Straflohn den *kräftigen Irrtum*. Verführer und Verführte werden zuletzt *lügengläubig*, denn sie werden *Mit*-

läufer des falschen Christus — Verteidiger des Gesetzlosen (vgl. 2. Thess. 2, 10—12). Ihre „Moral" aber schlägt dann in die von Röm. 1, 21—32 um: sie enden bei dem Wider-Natürlichen.

Mögen jetzt auch immerhin Tausende lächeln über die schriftgemäße Vorstellung, daß Christus zur Bändigung des Völkerführers — des persönlichen Satans — eintreffen wird; mögen auch andere Tausende spötteln über die schriftgemäße Lehre, daß der göttliche Christus mit dem satanischen Christus — mit dem leibhaftigen Menschen der Sünde — einen Vernichtungskampf ausfechten wird; mögen weitere Zehntausende nach der Vogel Strauß Politik beteuern, daß alles wohl stünde in der Zeit der Aufklärung, sintemal sie sich mutwillig gegen den um und bei ihnen vorgehenden Abfall verstocken: es bleibt dennoch vom Geist verbürgte Wahrheit, daß Gottes Sohn bei seiner Wiederkunft mit Welt und Kirche ein ernstes Wort reden will, ja, auch mit dem Gott dieser Welt selbst (vgl. 2. Thess. 2, 3—9; Offb. 13—19; 20, 1—3).

Gerade daran aber fehlt es unserer Zeit, das prophetische Wort Gottes zu werten. Es mangelt die Hoffnung der ersten Christenheit, weil es vorab an der Lehre der Urkirche fehlt. Daher die immer stärker hervortretende Neigung zu einer Kirchenpolitik, zu einer Missionspolitik. — Man nennt nämlich die Umgliederung an die Gemeinde die Einverleibung in Christus, als ob auch die moderne Kirche der Leib Christi sei. Der Leib Christi aber, wie die Apostel ihn darstellen, war die wirkliche Leibeigenschaft unter Jesus, dem Haupt. Heute jedoch herrscht fast überall die Idee, daß die Gemeinde selbst majorenn sei. Gerade das aber ist laodicäisch, jenes Gefühl der eigenen Wichtigkeit, welches sich in die Gesinnung zusammenfaßt: „Ich bin reich und habe Ueberfluß und bedarf nichts." Offb. Joh. 3, 17. Fangen doch die „greulichen Zeiten" gerade mit solchen Leuten an, die von sich selbst halten (vgl. 2. Tim. 3, 1. 2).

Wie weit die heutige Christenheit von der ersten Christenheit entfernt ist, leuchtet z. B. schon aus dem Umstande hervor, daß damals die Gemeinden ihre Prediger von Distriktsaufsehern (oder sog. „Evangelisten") zugewiesen bekamen (vgl. Tit. 1, 5). Aber unsere Zeit, eben die „letzte Zeit" schildert Paulus weissagend, indem er schreibt: „Denn es wird eine Zeit sein, da sie die gesunde Lehre nicht vertragen werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie selbst für häufigen Lehrerwechsel sorgen" (2. Tim. 4, 3). Der Apostel schildert also die kommende Zeit in der christlichen Kirche — die Zeit des Abfalls, der sich gleichfalls in der Verfassung der Kirche geltend machen wird. Der Protestantismus (der in die letzte Zeit hineingefallen ist) war zwar nicht immer so, aber er ist jetzt laodicäisch. Seitdem nämlich die „Freikirche" entstanden ist, regt sich auch die „Demo-

kratie" im Reiche Gottes, das Bewußtsein: Ich darf, ich will, ja ich muß meine Stimme abgeben. Nun ist aber „Demokratie" nur ein anderes Wort für „Laodicäa." Denn wenn Demokratie Volksherrschaft bezeichnet, so bedeutet Laodicäa Volksbestimmung (das Gesetz vom Volk gemacht). Also ist die Kirche heute vielfach Republik, oder wer es noch besser wissen will: Klub.

Im Klub duldet man aber keinen souveränen Willen — keine Bevormundung, sondern nur den Gesamtwillen — durch Abstimmung zutage gefördert. Folglich ist die jetzige Kirche die Kehrseite von der ursprünglichen. Petrus sagte nämlich von den Christen — beziehungsweise von den Gemeinden: „Ihr seid ein heiliges Volk — ein Volk zum Eigentum, damit ihr verkündiget die Tugenden dessen, der euch berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht; die ihr weiland nicht ein Volk waret, nun aber Gottes Volk seid, und weiland nicht begnadiget waret, nun aber begnadigt seid" (1. Petr. 2, 9. 10). Und Paulus, wo er nicht von der Gemeinde, d. h. von der Herde Gottes spricht (wie z. B. Apostelgesch. 20, 28) oder vom Leibe Christi (wie 1. Kor. 12, 12—27), da vergleicht er die Gemeinde dem Weib in der Ehe — dem willenlosen Geschöpf (vgl. Eph. 5, 23—32). Folglich war der Kirchenbegriff der Apostel ein feudaler, nimmer aber ein demokratischer. Darum kann auch der Rat Jesu an die Laodicäer gar nicht ernstlich genug eingeschärft werden — der Rat: sich wieder zu ihm zu kehren, sich wieder von ihm beschenken, sich wieder von ihm lenken zu lassen (vgl. Offb. 3, 18. 19). Wahrlich, nur ein Liebesrat ist es, den der nahende Richter erteilt. Er möchte ja lieber retten, als richten. —

In der Tat, das Neue Testament enthält viel „Zukunftsenthüllung"; wurde doch der Heilige Geist deshalb gegeben, damit er den Aposteln auch über die Zukunft Aufklärung erteilen möchte. Man irrt sich aber sehr, wenn man glaubt, daß der Heilige Geist — oder auch Jesus selbst — nur über die Zukunft geredet habe, die jenseits der Wiederkunft Christi liegt. Nein, die Prophetie des Neuen und selbst die des Alten Testamentes bewegt sich auf Linien, die in der Wiederkunft Christi zusammen laufen, um dann jenseits dieses Ereignisses weiter zu laufen. Was sind denn die Gleichnisse Christi vom Himmelreich? Sind sie etwas anderes, als Weissagung von der Kirchenentwicklung, etwas anderes, als Hinweis auf den Werdegang des Christentums? Was sind die sieben Sendschreiben in der Offenbarung Johannes? Wieder nichts anderes, als prophetische Christusstimmen über die Kirche von seiner Himmelfahrt bis zu seiner Rückkehr zur Erde. — Aber ob wir nun das Gleichnis vom Unkraut auf dem Weizenfeld, oder ob wir die sieben Gemeinden (als Leuchter) nehmen, in beiden Fällen klingt des Herrn Stimme in die Klage aus, daß es am Schluß der Geschichte schlechter stehen wird, wie am Anfang.

Man vergleiche doch einmal das Sendschreiben an Ephesus mit dem letzten dieser Prophetengrüße: mit dem Brief an Laodicäa. Bei der Gesellschaft in Ephesus gibt's Lobeswertes: man ist dort unduldsam gegen die Bösen; man stellt auch falschen Aposteln nach und stellt sie öffentlich an den Pranger (wie dies z. B. Paulus mit Hymenäus und Philetus tat); man trägt auch ferner das Joch Christi mit heldenhafter Geduld (wie davon Beispiele im Thessalonicher- und im Hebräerbrief vorliegen). Es kann also nur dem Nichtkenner der biblischen Geschichte entgehen, daß in diesem ersten Sendschreiben die religiös-sittlichen Bestrebungen der Urchristenheit geschildert werden. Aber am Ausgang dieser Periode tritt eine gewisse Abflauung ein — es kommen die Ebioniten und Gnostiker auf. An diesen irregulären Strömungen ist etwas zu bemängeln, das nämlich, daß sie die erste Liebe verlassen haben. Dennoch aber hassen diese abirrenden Christen etwas — und dafür gibt ihnen der Herr vollen Kredit. Sie sind Feinde der Nikolaiten (der Volksherrscher). Ja, Jesus macht keinen Hehl daraus, zu bekennen, daß auch er haßt, was sie hassen, eben die unberufenen Vormünder der Kirche vonseiten der Staatsgewalt. — Wie so ganz anders aber lautet der Jesuston in der Ansprache an Laodicäa. Zu loben ist bei diesen Christen absolut nichts. Nein, sie sind tadelnswert, denn sie sind dem Heiligen ein Ekel. Warum denn? O, wegen ihrer Bildung. Sie haben ja so große Worte bezüglich ihrer selbst. Meinen sie doch, gar nichts mehr zu benötigen. Aber der Herr, der einen andern Maßstab benutzt, wie die Volksrechtler, was ruft er ihnen zu? Er sagt kurz und scharf: Ihr seid ein eingebildetes Geschlecht — ihr seid in Unkenntnis über euch selbst. Ihr prahlt mit Reichtum — und seid doch arm, bettelarm! Ihr prunkt mit euren Einsichten und Aussichten — und seid doch blind, stockblind! Ihr macht euch wichtig mit eurer Kleidung in Moral — und seid doch nackt — splitternackt! Wenn euch überhaupt noch zu helfen ist, ihr Eingebildeten, dann kann es nur durch Sinnesänderung, aber durch schleunige Bekehrung geschehen. Zu mir — ja, zu dem Herrn im Himmel müßt ihr Auge, Ohr und Herz richten lernen. Nur so werdet ihr noch einmal ein entschiedenes Geschlecht! Bleibt ihr aber Freunde des Volksrechts, Befürworter der Willkür, Gegner der Christusbevormundung, Ablehner der apostolischen Lehre und Sitte, nun, dann ist die Stunde nahe, wo ich mich von euch loslösen werde. Ich werde euch ausspeien als geschmacklose, als unangenehme Mischung, als Unrat! —

Wahrlich, die letzte Christenheit hat noch tausendmal weniger, wie der getadelte Rest der Urchristenheit, sie ist tiefer gesunken in Gesinnung und Gesittung, wie der Ebionitismus und Gnostizismus. Wohl dem Laodicäer, der das einsieht — und dann wie der verlorene Sohn handelt, d. h. den Kanossagang zum Vater macht. Dann erst wird er, was er sein soll: ein Geachteter in Gottes Augen. —

Jetzt denn auch noch ein Wort zu dem Gleichnis vom Unkraut auf dem wohlbestellten Weizenfeld (vgl. Matth. 13, 24—30). Das schöne Weizenfeld gehört ja dem Herrn im Himmel — es ist das gegenwärtige, d. h. das vorläufige Himmelreich, die Sammlung des Höchsten. Wer macht nun die Entdeckung und die Anzeige darüber, daß auch Unkraut auf dem vielversprechenden Saatfeld vorhanden ist? Vielleicht der Eigentümer selbst? Nein, es sind seine *Knechte*, mit andern Worten, die Prediger, die Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden wissen. *Sie* stoßen auf das Ungehörige; nein, mehr als dies, sie nehmen ernstlich *Anstoß* an dem Fremdartigen im Himmelreich. Sie beginnen ja wegen der Ungehörigkeit gen Himmel zu rufen, gerade wie einst Mose, als sich beim Volk der Wahl Mißtrauen und Auflehnung bemerkbar machten. Die Knechte des Herrn klagen also, ja, sie fragen, ob sie nicht eingreifen dürfen, um diese Unkrautpflanzen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Beweis also, daß das Unkraut üppig wuchert — und auch verletzt, sobald man mit demselben in nahe Berührung kommt. — Wir hören aber, daß der Herr die Selbsthilfe der Knechte untersagt. Sie sollen den Acker nur pflegen, aber nicht abernten — zumal nicht vor der Ausreifung der edlen Saat. Sie sind keine scharfsichtigen Schnitter. Zur Scheidung zwischen reifem Weizen und ausgewachsenem Unkraut hat der Hausherr schon Geschöpfe in Bereitschaft, die geschickter sind, wie die Prediger des Evangeliums: es sind die geistesmächtigen und gerichtseifrigen Engel im Himmel. Die kommen, wenn der Herr aufbricht (vgl. Offb. 19, 11—16). Dann kommt die *Entscheidung* und damit auch zugleich die *Scheidung*: die Ungerechten ernten jetzt Heulen und Zähneknirschen, die Gerechten aber Lachen und Wohlleben. Die ersteren werden ins Feuer geworfen, die letzteren in die Scheune geführt: beides durch höhere Diener.

Wie also sofort einleuchtet, so sind bei Christi Wiederkunft zwei Klassen von Eingesessenen im Himmelreich: *Grundehrliche Christen* und *grundsätzliche Christen*. Die ersteren bezeichnet Jesus als „Kinder des Reichs," die schlechten aber als „Kinder des Bösen."

Warum denn „Kinder des Bösen"? Nun, auch darauf gibt Christus selbst schon die Antwort. Er sagt nämlich: „Der Feind, der es sät, ist der Teufel." Ja, der Bösewicht hat sich eine Zeit ausgesucht, wo er unentdeckt wirken konnte im Himmelreich — in der sog. „christlichen Welt." Der Herr bemerkt nämlich: „Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut unter den Weizen und ging davon." Der Satan weiß also, daß er nicht selbst zur Pflege des Unkrauts an Ort und Stelle notwendig ist. Nein, das Unkraut verbreitet sich ohne Nachhilfe.

Wie wir also entdecken, so war der Weizen schon gesät, ehe der Feind des Herrn mit der Saat des Unkrauts erschien. Aus diesem Grunde sind die Leute auch gewissermaßen entschuldigt, daß sie nun

schliefen. Denn nach der Saatzeit kommt eine Pause für den Ackermann, eine Zeit des Zuwartens. Das Unkraut wird denn auch nicht eher lästig, als bis zur Zeit, wo der Weizen schon die Aehrengestalt annimmt, also kurz vor der Erntezeit. —

Wenn wir aber nun heute in der Christenheit Umschau halten, so entdecken wir dort allerlei Gestrüpp: Pantheisten, Deisten, Materialisten, Positivisten, Spiritisten und in jüngster Zeit auch kirchliche Demokraten. Genau besehen, kommen sie aber alle aus *einer* Wurzel: *aus dem Rationalismus*, d. h. *aus dem Glauben an die Vernunft*. Der *menschliche Urheber* aber des üppig gewordenen Rationalismus ist ein genialer Jude gewesen — ein Christusfeind. Es war der unglückselige Mensch, der im Zeitalter der Freidenkerei den unerhörten, aber gern geglaubten Satz in die Welt hineinwarf: Alle Menschen sind *gleich* — aber auch *gut* geboren! Es war der Reformjude *Rousseau*: der *erste* Reformjude. —

So sehen wir nun heute strikte Anhänger der Offenbarung neben Anhängern der Vernunft stehen. Gewiß, die Anhänger der Vernunft sind unter sich gespalten, gerade wie Unkraut voneinander absticht — aber die äußere Erscheinung ändert nichts am Wesen des Unkrauts. Ein Spiritist ist gerade so gut ein Feind des wahren Christentums, wie ein Laodicäer, der alles durch Massenversammlung und Mehrheitsbeschlüsse regeln will. Es mag schon sein, daß die eine Specie Unkraut eine größere Fläche auf dem Weizenfeld inne hält, wie eine verwandte Art; aber wenn die gewaltigen Schnitter von oben erscheinen, dann fällt *alles* Unkraut dahin: hohes und niedriges, üppig wucherndes und spärlich vertretenes. — Amen, das ist gewißlich wahr. —

Ist also noch irgendwo Raum für Zweifel übrig, daß die Prophetie nicht auf eine tiefgesunkene Welt und auf eine gespaltene Kirche hinweist, wenn der Herr vom Himmel eintrifft? Wer in diese Sache doch noch unsicher tun wollte, der müßte dann eben ein *unverbesserlicher* Zweifler sein.

Jawohl, bei Christi Wiederkehr gibt es eine *scharf getrennte* Christenheit: kluge und törichter Jungfrauen. Wer klug ist, der ist es *ganz*; und umgekehrt, wer töricht ist, der ist es *vollständig*. Heute zwar kann man noch nicht von dieser scharfen Trennung reden; aber sie wird entstehen, weil Jesus selbst so gesagt hat. Die *Scheidung der Endzeit* bewegt sich also *auf dem Boden des Laodicäertums*. *Jesus* verlegt sie dorthin. Er hätte sich ja seinen Rat an Laodicäa erspart, mehr noch, er hätte nicht ernstlich zur Buße gemahnt, falls er nicht gewollt und nicht gewußt hätte, daß hier noch etwas erreicht werden könnte. Bedeutsam ist daher auch die Anweisung im Briefe Judä: „Ihr aber, Geliebte, erbauet euch selbst auf euern allerheiligsten Glauben (eben auf den *alten* Glauben der Heiligen), bewahret euch selbst in der Liebe Gottes und hoffet auf die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben — und

weiset diejenigen zurecht, welche sich trennen; andere aber rettet, indem ihr sie aus dem Feuer reißet — und wieder anderer erbarmet euch aus Furcht, wobei ihr auch den vom Fleisch befleckten Rock hassen sollt!" (V. 20—23).

Wer hier die „Getrennten" sind, geht schon aus dem Inhalt des Briefleins hervor. Es sind die, welche sich in der Endzeit betören lassen und in den „Abfall" willigen, in den Abfall von Gottes Weltordnung und von Christi Sittenlehre. Bei diesen sollen die endzeitlichen Gläubigen sich bemerkbar machen — zunächst strafend. Denn Buße kann nie ohne Strafe erreicht werden, d. h. ohne Vorhalt der Sünde. Wiederum aber sollen die Schriftgläubigen nicht erwarten, daß sie alle Abfälligen zur Sinnesänderung und zum Gruppenwechsel werden bewegen können. Nein, nur ein Bruchteil wird dem letzten Weckruf Folge geben. Aber es wird ein großes und auch von Engeln gefeiertes Ereignis bedeuten, wenn noch ein Laodicäer wie ein Brand aus dem Feuer herausgerissen wird (vgl. Gal. 6, 1 und Jak. 5, 19. 20). Weil es sich jedoch um „Feuerbrände" handelt, eben um Leute, die schon stark nach Teufel und Verdammnis zuneigen, so hat der Retter hier für sich selbst auch aufzupassen, um nicht von dem entzündeten Gewand des Opfers gefaßt zu werden. Daher die weise Mahnung, etliche unter Gefühlen der Furcht zu retten. Man soll eben nicht so retten, daß man selber vom Rettungsbedürftigen etwas annimmt, nicht einmal seine äußeren Gewohnheiten — nicht einmal seine Fetzen. Der Laodicäer muß eben alles fallen und fahren lassen als Unrat — ja, einen gefährlichen Anzug; wenn er wirklich noch Anti-Laodicäer werden soll: apostolisch gerichtet, altchristlich, jesusergeben.

Damit ist der endzeitlichen Mission ihr Weg und ihre Weise zugewiesen: es ist die Rettungsarbeit unter den verjudeten Christen, unter den Reformchristen, die durch Reformjuden zum Bruch mit echtem Christentum angespornt wurden und noch werden.

Wohl darum denen, die von der Gegenwart in die Zukunft der Geschichte zu sehen verstehen, eben als gottunterrichtete Weise, als Prophetie-Gläubige. Die lernen, je mehr die letzte Zeit ihre Ausgestaltung erhält, in die Bitte der Braut einstimmen: „Komm, Herr Jesu, komm!

Träumer aber sind's, die nach Art der Umstürzler selber ein Neues schaffen wollen — einen irdischen Himmel ohne den Herrn, ein sichtbares Reich ohne den Regenten.

Nein, geben wir der göttlichen Offenbarung ihr ungeschmälertes Recht. Diese aber lehrt, daß nur durch Jesu abermaliges Erscheinen auf Erden alles zurecht gebracht werden kann; ja, die Weissagung in Ehren, die uns den Ueberbrücker der Mißverhältnisse auf Erden zeigt — o, in wahrnehmbaren Umrissen zeigt: den Gesalbten, der aus der verachteten Magd schließlich eine Freie machen will!

Mögen denn Toren mit ihrer Sisyphusarbeit fortfahren, das heil. Vaterunser abzuschaffen, die Weisen werden bis zum Tage des Herrn weiter beten: „Denn d e i n ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit — in Ewigkeit!"

Nur der Throninhaber hat Macht und Recht zur großen Proklamation: „Siehe, i ch mache alles n e u!"

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Lutherisch oder protestantisch?

Bei einer Versammlung l u t h e r i s c h e r P a s t o r e n, der Mehrzahl nach solche, die in englischer Sprache predigen und amtieren, wurde neulich die Frage bezüglich des N a m e n s unserer Kirche erörtert. Es wurde hervorgehoben, daß zunächst die Bezeichnungen, die Nationalität ausdrücken, im Laufe der Zeit fallen müßten. Die Wörter deutsch, englisch, schwedisch, norwegisch u. s. w. könnten sich auch auf die Dauer nicht halten. Das ist ja auch selbstverständlich. An einer Kirche, z. B., in der nicht länger in deutscher Sprache gepredigt und amtiert wird, wird man auch das Wort „deutsch" über der Kirchtür nicht beibehalten wollen. Aehnlich mit Bezug auf alle anderen Kirchen, in welchen die Sprache, in welcher ursprünglich gepredigt und amtiert wurde, nicht länger gebraucht wird.

Ueber diesen Punkt braucht man nicht lange zu diskutieren. Die Zeit, die so vieles ausgleicht und ebnet, schafft auch hier ganz natürlich Rat. Anders aber verhält es sich um die Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung des Wortes „lutherisch." Der Referent bei der erwähnten Versammlung war der Meinung, daß der Sache Gottes und seiner Kirche auf Erden gedient sei, wenn die Namen von Menschen, die an der Spitze verschiedener Kirchengemeinschaften standen, fallen gelassen werden würden. Und da Luther selbst sich gegen den Gebrauch seines Namens ausgesprochen, wäre es nur seinem Wunsche gemäß, wenn die Kirche, die sich nach ihm nennt, seinen Namen, wenn auch nicht sofort, doch im Laufe der Zeit fallen lassen würde. Er wies dabei auch auf andere Gemeinschaften hin. Die Presbyterianer trügen nicht länger den Namen Calvinisten, die Christians nicht länger den Namen Compelliten u. s. w. Er sei bereit, soweit unsere lutherische Kirche in Betracht komme, den Namen „a m e r i k a n i s c h - p r o t e s t a n t i s c h e K i r c h e" zu befürworten.

Schreiber dieses, der um seine Meinung gefragt wurde, betonte, daß unsere Kirche den Namen lutherisch, ohne das ganze Werk der Reformation und Luthers Lehre zu schädigen, nicht fallen lassen könne. Er wies dabei hin auf die Kirchengeschichte Deutschlands, und besonders auf die Einführung der preußischen Union. In der Bewegung habe man auch gemeint ein gutes Werk zu tun, indem man den Namen lutherisch gestrichen, die Folgezeit habe aber d e u t l i c h g e z e i g t, w i e w e n i g g e w o n n e n w o r d e n s e i u n d w a s a u s d e r l u t h e r i s c h e n K i r c h e i m a l t e n V a t e r l a n d e g e w o r d e n. Und was die Bezeichnung protestantisch anbeträfe, so sei diese wenig empfehlenswert, denn nicht nur sei das Wort in Deutschland heutzutage fast gleichbedeutend mit Nationalis-

mus, sondern auch hier in Amerika. Zudem würden auch von den Römischen sämtliche Kirchengemeinschaften und Sekten und alles, was nicht katholisch sei, mit dem Namen Protestantismus bezeichnet. Daher wäre es fast ein Ding der Unmöglichkeit, obgleich das Wort lutherisch vom rein biblisch christlichen Standpunkt aus betrachtet, nicht wesentlich zum Fortbestand unserer Kirche sei, es aufzugeben. („Lutherischer Zionsbote.")

In der obigen Ausführung wird nicht gesagt, welche spezielle lutherische Synode die Namensfrage der Kirche aufgerollt hat. Wenn man allerdings das durchaus undeutsche und unlutherische Wesen mancher amerikanisch-lutherischer Kirchen sieht, die nur die Bezeichnung lutherisch als Aushängeschild haben, aber von dem Geiste Luthers ebenso wenig erfüllt sind, wie ihre anglosächsischen Vettern, so ist eine Namensänderung nicht nur am Platz, sondern sie wird geradezu erforderlich, um dem Widerspruch zu entgehen. Insoweit ist auch das Wahrheitsgefühl der verenglischten, von Luthers Geist und Sprache weit abgewichenen Vertreter der Kirche, die sich nur noch mit Luthers Buchstaben ziert, anzuerkennen. Es tritt eben die nicht zu leugnende Tatsache zutage, daß mit dem Aufgeben der Sprache Luthers meist auch der evangelische Geist Luthers schwindet, und an dessen Stelle tritt das verschwommene, pantheistisch angehauchte, deutsche destruktive Kritik nachäffende amerikanische Wesen, das als Grundlage der amerikanischen Allerweltskirche sein Urteil in sich trägt. Wenn die Bezeichnung „deutsch" dazu dienen soll, daß selbst beim Gebrauch der englischen Sprache der evangelische Geist Luthers gepflegt wird, so sollte man eher bestrebt sein, die nationale Bezeichnung zu erhalten. Bei aller Verehrung für Amerika muß man doch fragen: Was heißt amerikanische Kirche? Die Bezeichnung erinnert lebhaft an das gegenwärtig mißbrauchte Wort: "Americanism." Letzteres kann wenigstens als politische Einheit verstanden werden. Eine amerikanische Kirche gibt es nicht. Es gibt Kirchen in Amerika, die sich mehr oder weniger zu einer Konföderation zusammenschließen mögen, aber zu einer amerikanischen Kirche, ebenso wie zur inneren Einheit des amerikanischen Volkes fehlt die Sprache, fehlt das einheitliche religiöse Empfinden und der einheitliche religiöse Wille. Der Individualismus, der aufgrund der nationalen religiösen Indifferenz gepflegt wird, läßt eine solche religiöse Einheit nicht zustande kommen. Unsere amerikanische Nationalität ist ein Kunstprodukt, und keine Zeit als die gegenwärtige hat es besser gezeigt, wie schwach die Wurzeln der amerikanischen Lebenskraft sind, und ähnlich wie im Naturreich, wo die durch Kreuzung hervorgerufene Kunstpflanze, wenn nicht künstlich weiter gepflegt, wie durch Selbstbefruchtung in ihrer ehemaligen Art wiederersteht, so hat sich auch das vermeintliche Amerikanertum in seiner Naturart entpuppt. Gewiß ist auch hierin für die Kirche eine Lehre enthalten, und weitaus besser wäre die Pflege der einzelnen nationalen Mutterkirche, als jene künstliche Heranzüchtung einer amerikanischen Allerweltskirche, die sich eines Tages ebenso entpuppt wie heute das vielgerühmte Amerikanertum.

Auffallend ist es gewiß, daß der im obigen Artikel erwähnte Referent ein besseres Geisteskind Luthers ist, als sein deutscher Ratgeber, der dem Buchstaben nach echt lutherisch, nicht auf die Bitte Vater Luthers hört, wenn an sein Ohr dringt: „Laßt uns tilgen diese parteiischen Namen . . . die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, laßt sie päpstlich sein, der ihr Meister ist." Eine rein historische Frage ist gewiß die, ob, wie Pastor

Rosenstengel behauptet, das ganze Reformationswerk durch Streichung der Bezeichnung „lutherisch“ Schaden leiden würde, resp. ob es dadurch Schaden gelitten hat. Dann müßte allerdings das Reformationswerk zurzeit seiner Entstehung und in den ersten 70 Jahren am meisten Schaden gelitten haben. Dort gab es nicht einmal eine „preußische Union,“ und der Name lutherisch wurde jedem, selbst den Schweizern, als Schimpfname zuteil. In dem gleichen Sinne hat ja auch die Konkordienformel die Namen „Zwinglianer“ und „Calvinisten“ gebraucht. Das Buch aber, das die lutherische Einheit herbeiführen sollte, es aber ebenso wenig getan hat, wie die Bezeichnung lutherisch selbst, hat den Namen lutherisch nicht erwähnt, sondern hat den offiziellen Ausdruck, „Kirchen der Augsburgischen Konfession,“ oder „der Augsburgischen Konfession verwandte Kirchen“ gebraucht. Erst seit 1585 haben die Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre, im Gegensatz zu den anders denkenden Protestanten, den Titel „Lutheraner“ als Selbstbezeichnung zu brauchen begonnen. Man mag über die Einführung der „preußischen Union“ denken, wie man will, ihr auch nach bekannter Manier alle Greuel vorwerfen, aber sicherlich hat das Reformationswerk und die spezifisch lutherische Kirche Luthers nicht dadurch gelitten, weil „man den Namen lutherisch gestrichen“ hat, und wieder zu der echt reformatorischen Selbstbezeichnung „Evangelisch“ zurückkehrte. War es nicht gerade die Württembergische Kirche, die keine andere Bezeichnung als evangelisch kennt, die sich aufgrund ihres irenischen Lehrtypus vor den Auswüchsen des Konfessionalismus bewahrte, und zu einem Hort deutsch-evangelischen Glaubens- und Liebeslebens wurde? Wenn der Herausgeber des „Zionsboten“ einräumt, daß die Bezeichnung lutherisch „vom rein biblischen christlichen Standpunkt aus nicht wesentlich zum Fortbestand seiner Kirche sei,“ so wäre doch seinerseits die Andeutung einer Bezeichnung nötig gewesen, die nicht nur dem biblischen Standpunkt entspricht, sondern die zugleich ausdrückt, daß die Erkenntnisarbeit der Kirche nicht an eine vergangene Zeitepoche gebunden sein kann, sondern immer zur neuen Vertiefung in den unerschöpflichen Reichtum des Evangeliums treibt. H. S.

Bericht über die Generalkonferenz der Methodisten-Kirche.

Es ist einfach unmöglich an etwas anders zu denken, oder von etwas anderm zu schreiben, als über die Generalkonferenz, welche im Wonnemonat Mai im schönen Saratoga Springs, N. Y., tagte.

Die Berichte bezeugen, daß es nie in der Geschichte der Kirche eine harmonischere Zusammenkunft gab, wie diese. Wir deutschen Methodisten waren etwas gespannt auf die Dinge, die da kommen würden, denn man hat allerlei gemunkelt. Wiederholt bekam ich Freundesnotizen mit der Versicherung, daß ein überaus brüderlicher Geist herrsche, und daß niemand daran denke, das deutsche Werk zu schädigen. So hat also doch Christi Geist und damit die gesunde Vernunft die Oberhand behalten. Gott sei Dank dafür. Es wird erzählt, daß keinem Bischof ein liebenswürdigeres Vertrauensvotum dargebracht wurde, als dem bewährten Führer, Bischof Nuelsen. Die deutschen Delegaten hatten ungewöhnlich Glück in der Platzwahl. Die Delegation der süddeutschen und norddeutschen Konferenz konnte freilich nicht mit dabei sein. Bischof Nuelsen wurde wieder mit der Oberaufsicht des europäi-

schen Werkes und noch dazu mit dem Werk in Nord-Afrika betraut. Ihm wird die nötige Hilfeleistung gestellt werden.

Es gab einige Ueberraschungen insofern als Bischof Scott sich superannuieren ließ und der Verlagsagent, Dr. Mains, erklärte, nicht wieder erwählt werden zu wollen. Nun, es gibt ja immer noch Leute, die willig sind, das Opfer zu bringen, in verantwortliche Stellungen hinaufzurücken.

Die Bischöfe Cranston, Hamilton, Hartzel, der kürzlich durch so tiefe Wasser ging, und Harris, erreichten die gesetzte Altersgrenze. Der physische Riese, Kanzler Day, und der kleine Dr. Edgar Blake, man denkt hierbei an Lincoln und Douglas, d. h. im Körpermaß, traten für und gegen diese Maßregel in die Arena, und der kleine David siegte über den großen Goliath. Und jedermann sagte Amen zu dieser Idee, die durch die Altersgrenze zum Ausdruck kommt. Dr Day führte auch gar winselige, fadenscheinige Gründe ins Feld. Z. B. sagte er, die alten Bischöfe würden hilflos und mittellos in die kalte Welt zurückgestoßen. Brüder, die Hand aufs Herz — wer möchte nicht einmal das Schicksal der alten Bischöfe teilen und mit $2500 per Jahr pensioniert werden? Ja, die Welt und die Methodistenkirche sind gar grausam.

Sieben neue Bischöfe wurden erwählt. Leonard, Hughes und Mitchell standen im aktiven Pastorat. Nicholson war Sekretär der Erziehungsbehörde, Oldham korrespondierender Missionssekretär, Welch Präsident der Ohio Wesleyan Universität und Hamilton Kanzler der American Universität in Washington, D. C. Die Wahl dieser sieben Führer wird allgemein günstig aufgenommen in der Kirche. Zur Zeit der Berichterstattung habe ich das Resultat der Wahl der Missionsbischöfe noch nicht zur Hand. Die Kirche wird aber auch hierin die rechte Auswahl treffen. Detroit, Pittsburgh und Wichita wurden zum Bischofssitz erhoben. Oklahoma und Kansas City, Kans., verlieren den residierenden Bischof.

Von einem Laiendelegaten einer südamerikanischen Konferenz wurde eine bedeutsame Resolution eingereicht. Dieselbe sagte in so vielen Worten dieses: Schickt uns keinen neuen Bischof, der bei uns seine Lehrzeit durchmachen soll, und schickt uns keinen alten Bischof, der diesem wichtigen Werk nicht mehr vorstehen kann. Wer wollte behaupten, daß der Vorschlag nicht in Ordnung gewesen wäre? Bischof Stunz, der die Oberaufsicht über Süd-Amerika so fähig führte, wie kein anderer Bischof je zuvor, hat, wie es scheint, seine Lehrzeit dort unten vollendet und steht nun der Omaha Area vor. Warum ließ man ihn, der doch das Werk nun verstand wie kein anderer, nicht wenigstens noch ein Quadriennium dort? Es wäre gewiß grundverkehrt, hätte man die Bischöfe Bashford und Lewis von China fort genommen. Das geschah weislich nicht. Ist aber China wichtiger als Süd-Amerika? Nun wird Bischof Oldham, ein erfahrener ehemaliger Missionsbischof, Süd-Amerika bedienen. Keiner wäre fähiger gewesen, die Oberaufsicht über Malaysia zu führen. Die Leser merken schon, daß die Sache ganz anders geworden wäre, wenn wir dabei gewesen wären.

Naturgemäß kamen sonst allerhand wichtige Fragen aufs Tapet. So die Vereinigung der nördlichen und südlichen Methodistenkirche. Es war ein ergreifender Anblick und Augenblick, als die beiden Seniorbischöfe genannter Kirchen, Cranston und Hendrix, die beiden Kämpen, die am meisten Interesse der Wiedervereinigung geplant und gearbeitet hatten, Hand in Hand vor der großen, enthusiastischen Versammlung standen. Wird es nun

zur Vereinigung kommen? Es kann kaum noch ein Retirieren geben. Die Strömung in dieser Richtung ist niagaragleich. Die Bruderherzen schlagen einander entgegen wie nie zuvor seit der Trennung.

Dann gab's Debatten im Interesse der Arbeitersache. Prof. Harry Ward, ein schmächtiges Männchen, weiß mehr über die Arbeitsverhältnisse unsers Landes und unserer Zeit als sonst die ganze Generalkonferenz. Das ist ja sein Metier. Die Methodistenkirche ist noch immer die Kirche des einfachen Mannes. Die Kirche, die Jesus, den Zimmermann, so zur Geltung kommen läßt, wird auch fernerhin recht und billig mit dem Arbeiter verfahren.

Und dann die heikle Vergnügungsfrage. Kanzler Day erlag auch in diesem Turnier. Frank Neff von Oklahoma stand ihm gegenüber. Die fremdsprachigen und farbigen Delegaten stimmten wie ein Mann gegen die Aufhebung oder Aenderung der Regel. Mit 435 gegen 360 Stimmen wird an der Regel festgehalten. Aenderungen werden wohl im Ritual der Kirche gemacht werden, doch wurde allem Debattieren vorgebeugt, indem das Bischofskabinett autorisiert wurde, zweckmäßige Aenderungen vorzunehmen. Stramm kam die Körperschaft gegen Ehescheidung heraus. Die Prediger sollen es wie nie zuvor verstehen, daß sie nur in einem Fall berechtigt sind, bei der Wiederverheiratung geschiedener Paare zu amtieren.

Der Präsident der Northwestern Universität, Dr. A. W. Harris, wurde zum Sekretär der Erziehungsbehörde erwählt. Das ist derselbe Harris, der mit acht Professoren seiner Universität unter jenen schmachvoll unneutralen „Fünfhundert“ zu finden ist, die sich berufen fühlten, die Alliierten darauf aufmerksam zu machen, daß Hirn und Herz Amerikas die absolute Niederbeugung Deutschlands erhofft und erbetet. O weh! Die Sage erzählt uns, daß eine Anzahl Gänse einst in grauer Vorzeit das Kapitol in Rom durch ihr rechtzeitiges Schnattern retteten. Wenn nur die Nachwelt nicht von fünfhundert amerikanischen Gänserichen redet. Das wäre gräßlich. Dieser Dr. Harris pries auch in öffentlichen Vorträgen die hohe Kultur Rußlands gewaltig an. Seiner Ansicht nach kommt das Heil von den Nikoläusen. In Deutschland hat man Lausoleums für diese Menschheitsbeglücker gebaut.

Die schönen Tage von Arranjuez sind vorüber. Schenk Gott in Gnaden, daß unsere geliebte Kirche durch die Beratungen dieser gewaltigen, gesetzgebenden Körperschaft im nächsten Quadriennium profitieren wird.

Chicago, Ill. Frank Hartl.

(Aus „Zeitschrift für Theol. u. K.“)

Ausland.

Der gerechtfertigte Kaiser!

„Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen,
so macht er auch seine Feinde mit ihr zufrieden.“
Sprüche 16, 7.

So haben wir noch nie Kaisers Geburtstag gefeiert. Noch nie in solch großer Zeit, noch nie in einer so großen gemeinsamen Not, aber auch noch nie in einer solchen Gemeinsamkeit des Geistes, wo tatsächlich das ganze Volk voll Liebe und Verehrung, ja Begeisterung zu seinem Kaiser aufschaut. Was früher Wunsch und Gebet war, daß das ganze Volk seinem Kaiser zugewandt sein möchte, das ist jetzt Tatsache. Das hat der Herr getan. Das

ist ein Wunder vor unsern Augen. Das ist das eigentlich Große in dieser Zeit. Der Herr hat an unserm Kaiser das Wort wahr gemacht: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Es gibt ein Gesetz, das gilt für alle, die des Herrn sind, daß der Herr die Seinen vor den Menschen rechtfertigt zu seiner Zeit. Die Vollrechtfertigung der Kinder Gottes geschieht erst am Tage des Herrn; aber Teilrechtfertigungen, große und schöne, erleben wir doch auch schon jetzt. Und eine solche Rechtfertigung durch seinen Gott vor seinem Volk hat auch der Kaiser erleben dürfen. Das ist unsere Freude, besonders heute an seinem Geburtstag, unsere Freude für ihn und für uns, die wir ihn und unser Volk lieb haben. Es steht vor unsern Augen ein von Gott gerechtfertigter Kaiser.

Gott hat den Kaiser gerechtfertigt in seinen Bestrebungen für Heer und Flotte. Wenn er immer mehr Forderungen für diese beiden gewaltigen Zweige unsers Volkslebens brachte, so erhoben sich dagegen allerlei Widerstände. Es waren ja freilich auch keine Kleinigkeiten, sondern ernste Belastungen für das ganze Volk und für den einzelnen. Viele meinten, so kann es nicht weiter gehen, das kann kein Volk ertragen; der Kaiser und seine Berater verlangen zu viel. Viele schoben es auf eine kriegslüsterne Partei, die den Kaiser beeinflusse; sie meinten, wenn man nur wollte, so könnte man mit den andern Völkern ein Abkommen treffen zu gegenseitiger Abrüstung und könne die furchtbaren Ausgaben vermindern. Wenn man nur ernstlich wollte und auf den Weltfrieden hinarbeitete, so könnte man gar bald viele Millionen sparen für diese volksbelastenden Zwecke. Bei gar manchen tauchte auch der Gedanke auf, daß die ganze Vermehrung von Heer und Flotte nur zur immer festern Stützung der herrschenden Klassen diene und zur Unterdrückung der arbeitenden Bevölkerung. Heer und Flotte ein Werkzeug des Klassenstaates. Und nun kam der Krieg! Und unser Kaiser war gegenüber allen seinen Feinden glänzend gerechtfertigt. Haben wir jetzt auch nur ein Mark zu viel ausgegeben? Und wie ist alles wunderbar gut angelegt worden! Vorgesorgt ist und vorgedacht, wie in keinem einzigen Volk der Erde. Ueber Militarismus haben unsere Gegner losgezogen und viele in Deutschland haben es nachgesprochen und nachgescholten. Wie wären die Feinde jetzt froh, sie hätten etwas von diesem Militarismus, von dieser wunderbar organisierten und geschulten Volkskraft, die eine ganze Welt zur Rechten und zur Linken vom Vaterlande fernhält. Wie wären sonderlich die Engländer froh, sie hätten nur ein klein wenig davon in dieser schweren Zeit. Fürwahr, unser Kaiser ist gerechtfertigt, daß er in weitem Blick nur das Beste seines Volkes suchte; daß er die Gefahren frühzeitig klar erkannte und ihnen vorbeugte mit großer unbeugsamer Willenskraft und trotz aller Verkennungen und Verleumdungen. Seine Wege waren Fürsorge für das Volk, und die gefielen Gott wohl; darum macht er jetzt auch seine Feinde mit ihm zufrieden. Glänzend gerechtfertigt steht er da mit seinen Leitern und Dienern vor dem ganzen Volke, das ihm Dank und tiefe Liebe entgegenbringt.

Aber auch in seinem starken Friedenswillen ist er glänzend gerechtfertigt. Trotz seines gewaltigen Kriegswerkzeuges, das er mit dem Lauf der Jahre in die Hände bekam, war er immer durch und durch für den Frieden. Er schuf diese Werkzeuge nur um den Frieden zu garantieren; und im Bewußtsein seiner starken Kraft hat er gar manchmal viel nach-

gegeben, um seinem Volke den Frieden zu erhalten. Er ging oft so weit in der Friedensliebe, daß viele im Vaterlande ihm gram werden wollten und meinten: alles Nachgeben habe auch einmal ein Ende; wir würden dem deutschen Namen zu viel vergeben; wir würden uns schaden mit einer zu weit gehenden Friedensliebe. Und er, unser Kaiser, blieb auf seinem Weg: „So viel an uns ist, mit allen Menschen Frieden." Und wie ist er nun gerechtfertigt. Könnten wir mit reinem Gewissen jetzt Krieg führen, wenn wir denken müßten, unser Kaiser und seine Leiter hätten eben doch heimlich den Krieg gewollt? Könnten wir den Verleumdungen einer ganzen Welt trotzen, die uns und unsern Kaiser zu den Kriegsschürern machen will, wenn wir nicht ganz gewiß wüßten, wir haben Frieden gewollt?? Wäre unser ganzes Volk so einmütig mitgegangen und bliebe jetzt bis zum letzten Hauch stehen, wenn Unrecht uns anklebte? Ja, auch hier hat unser Kaiser recht behalten, und wir danken ihm und danken Gott. Und auch in diesem Stück haben seine Wege Gott wohlgefallen, darum hat er viele Feinde jetzt mit ihm zufrieden gemacht.

So hat Gott unsern Kaiser auch gerechtfertigt in seiner großen Liebe zum g a n z e n Volk. Ach wie tief hat die Meinung sich durchgebrochen, als ob er eben auch ein Parteikaiser sei. Er mußte ja gar manche Strömungen strafen, wenn anders er es gut meinte mit seinem Volke; er mußte hart und scharf gegen dies und jenes Widerspruch erheben, wenn er sein Volk regieren wollte und leiten auf der Bahn, die er für die rechte erkannt hatte. Das wurde ihm dann ausgelegt, als ob er Kaiser sei nur für bestimmte Klassen. Wie wunderbar ist er nun nach Ausbruch des Krieges gerechtfertigt von seinem Gott in seiner tiefen und weiten Liebe zum ganzen Volk. Er kennt keine Parteien mehr, nur noch Deutsche; er streckt die Versöhnungshand hin, wo eigentlich andere hätten sagen müssen: „Vergib uns." Das ist das Große an ihm, das gewaltige, das echt kaisermäßige und göttlich christliche. Diese Gesinnung, die ihn allezeit beseelte, hat dem Herrn wohlgefallen; und darum hat er auch seine Feinde nun mit ihm zufrieden gemacht.

Der Kaiser ist auch gerechtfertigt in seiner H i n g a b e an das ganze Volk. Wie leicht glaubt doch gerade der schlichte Mann nicht, daß die Hochstehenden und Reichen auch ein arbeitsreiches Hingabeleben führen. Er meint so leicht, in solchen Kreisen, da lebe man nur für sich und denke nicht an den Armen und Geringen. Wiewohl wir es schon längst wußten, daß unser kaiserliches Haus und sein Oberhaupt, unser Kaiser in der allerernstesten Hingabe an das Vaterland standen, so hat doch der Krieg auch hierin ihn und sein Haus vor dem ganzen Volke gerechtfertigt; und durch den Krieg hat es G o t t getan. Wir finden nirgends auf der ganzen Welt ein Herrscherhaus, wo Vater und Söhne wie ein Mann draußen stehen beim kämpfenden Heer und Leiden und Trübsale des Volkes teilen, wie das bei uns im deutschen Vaterlande der Fall ist. Selbst den Blutzoll hat unser Kaiserhaus schon mehrfach bezahlt in diesem Kriege, wie alle unsere Fürstenhäuser. Weder in Rußland, noch in England, noch in Frankreich finden wir, daß die leitenden Männer draußen stehen und im Kampfe das Größte mitleisten. Nur bei uns ist das der Fall. Und voran geht unser herrlicher Kaiser. Solch ein Leben in der Hingabe gefällt Gott wohl, und darum hat er auch seine Feinde mit dem Kaiser zufrieden gemacht.

Aber gehen wir tiefer. Auch in seinem Innersten, in seinem Glauben steht unser Kaiser vor dem ganzen Volke gerechtfertigt da. Immer hat er

es gesagt und bekannt, daß er von Gottes Gnaden sei; daß er auch sein Kaisertum, seine Krone, seinen Herrschersitz, als aus Gottes Gnaden kommend, ansehe. Man hat ihn viel befeindet wegen seiner, wie man meinte, längst abgetanen Anschauung von Gottes Gnadentum. Und nun was ist es, was den viel Gehaßten und viel Geschmähten und viel Angefochtenen auf einmal zum Liebling des ganzen Volkes gemacht hat; was ist es, was in dem Hause der Höchsten und in der Hütte der Schlichtesten den Kaiser auf einmal tief in die Herzen hineingeschrieben hat? Ist das nicht Gottes Wunder und Gottes Gnade? Wir sehen es jetzt daß es Gottes Gnade ist, die Fürsten in den Herzen der Völker rechtfertigt; und daß es Gottes Zorn ist, der Fürsten aus den Herzen der Völker reißt. Die Liebe unsers Volkes zum Kaiser und seinem Hause, die jetzt durchgebrochen ist, ist Gottes Gnade; und gnadenverklärt steht der Kaiser vor uns da. Seine Wege haben, wiewohl auch er ein armer Sünder ist, dennoch Gott wohlgefallen; und nun hat er das ganze Volk mit ihm zufrieden gemacht. Von Gottes Gnade ist er, was er ist: Liebling des Volkes, verehrtes Haupt, Besitzer des ganzen Vertrauens der größten Nation. So hat er recht gehabt mit seinem Glauben an das Gottes-Gnadentum, und die Gnade, der er im Frieden sich vertraute, hat im Krieg jetzt Großes an ihm getan.

Aber auch in seinem ganzen Christenheilandsglauben ist er glänzend gerechtfertigt. Wie viele sind ihm bisher hierinnen nicht gefolgt; wie viele haben das für eine anererbte Hohenzollernüberlieferung gehalten. Nun aber ist es Millionen anders gekommen. Wenn der Kaiser jetzt zu seinem Volke sagt: Gehe heim und bete und beuge deine Kniee; wenn er heute seinem Volke zuruft: Gott muß uns helfen, sonst unterliegen wir; und wenn er heute nach erfolgtem Siege sagt: Ehre sei Gott allein, dann stimmt ihm die weitüberwiegende Menge des Volkes dankbar freudig und tief bewegt zu. Und wenn sein großer Feldmarschall Hindenburg, hierinnen ganz eines Sinnes mit unserm Kaiser, alles und aber alles dem Herrn zuschreibt, zu dem er ruft und betet, dann sieht der weitaus größte Teil des Volkes dankbar und ehrfurchtsvoll zu diesem Helden auf. Ja, auch in seinem lebendigen Christenglauben steht der Kaiser gerechtfertigt da vor seinem Volke in dieser schweren Zeit. Es hat Gott wohlgefallen, daß er als Kaiser auch in einer Zeit des Abfalls festhielt am väterlichen Glaubenserbe; und darum hat er auch die Feinde mit ihm zufrieden gemacht und die deutsche Männerwelt zu Millionen betet jetzt mit ihrem Kaiser und beugt mit ihm die Knie.

Und wenn jetzt im Feindesland draußen sein Bild beschmutzt und häßlich gemacht wird; wenn sie ihn zum Heuchler stempeln, zum Ursächer des Kriegs machen, ihn gar ein Vorbild des Antichrists nennen; wenn er in Wort und Bild geschmäht wird; wenn sie sich gar dazu versteigen, zu sagen: Er gehöre aus der Welt geschafft; wohlan, unser Kaiser kann stille sein vor seinem Gott und in der Liebe seines ganzen Volkes. Wir wollen nicht hadern und zürnen über solch blinde Wut. Der Gott, der so Großes getan hat und so viele Feinde mit dem Kaiser zufrieden gemacht hat, der wird auch diese noch zufrieden machen. Die Stunde wird kommen, wo unsers Kaiser Bild auch im weiten Weltenrund im Rahmen der Wahrheit erscheinen wird und wo er hochgelobt werden wird mit seinem ganzen Volk als der Schützer und Schirmer von Glaube und Gesittung, von Wahrheit und Recht. Dieser Stunde warten wir und sehen ihr im Glauben entgegen und bitten den Herrn: „Laß sie bald kommen." Dankbar sind wir für den Krieg, daß er

unsers Kaisers Bild so groß, so herrlich gemacht, und seinen Geburtstag uns in solcher Freude und Dankbarkeit feiern läßt. Möchte diese Gabe des Kriegs dauernd bleiben bei unserm Volk, nämlich diese starke Liebe zu Kaiser und Reich, verbunden mit tiefer Frömmigkeit und ernstem Heilandsvertrauen. Dann wird Gottes Segen über uns sein. Das, was Gott an unserm Kaiser getan, ist uns auch ein Stück Unterpfand der Hoffnung auf die Errettung aus aller unserer Not. Und wenn unser Volk jetzt zum gehaßtesten der Welt gehört, so wollen wir am Kaiser uns aufrichten und glauben: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." Wir wollen noch mehr, wie bisher, in dem Herrn wandeln und kämpfen, so wird die große Stunde kommen, ganz ohne Zweifel, wie sie auch für unsern Kaiser jetzt schon gekommen ist, wo Deutschland nicht gehaßt, sondern geliebt sein wird von allen Völkern der Welt und wo man ihm danken wird, daß es diesen Kampf gekämpft hat mit so viel Drangabe von Gut und Blut. Wir pflanzen es als Hoffnung der Wahrheit auf: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." Deutschland muß noch gerechtfertigt werden vor allen Völkern der Erde. („Reichgottes-Bote.")

Hirtenbriefe indischer Bischöfe.

In dem „Evangelischen Missionsmagazin" macht L. J. Frohnmeyer weitere Mitteilung über Kundgebungen englischer Missionsmänner in Indien gegen Deutschland. Danach hat der Bischof von Madras, Dr. White-head, am 14. August v. J. ein Rundschreiben an seine Diözese erlassen, über dessen Gedankengang Frohnmeyer folgendes mitteilt:

„Für den Bischof steht fest: Erstens, daß schon seit Jahren das Britische Reich, Belgien, Frankreich und Rußland mit einem ganzen System deutscher Spionage heimgesucht worden sei, und das in solcher Weise, daß man nicht sicher sein könne, ob nicht irgendein Kaufmann oder Missionar ein Spion gewesen sei. Von dieser Tatsache müsse ausgegangen werden. Der einzelne möge vertrauenswürdige Freunde unter den Deutschen haben, aber die Britische Regierung müsse in Kriegszeiten wenigstens, wo man nicht jeden als unschuldig betrachten könne, dessen Schuld nicht erwiesen sei, jeden als schuldig ansehen. Zweitens handle es sich nicht um einen Kampf der Völker um ihre nationalen Interessen, sondern um die Grundsätze der christlichen Sittlichkeit unter den christlichen Staaten. Im deutschen Staate stehe den übrigen Mächten eine große antichristliche Weltmacht gegenüber, und ein Sieg Deutschlands würde eine Rückkehr zu dem barbarischen Grundsatz, daß Macht Recht sei, bedeuten. In diesem Zusammenhang erwährt der Bischof all die „fürchterlichen Greueltaten," die die Deutschen mit Billigung ihrer militärischen Autoritäten begangen haben sollen, bis zur Brunnenvergiftung und der grausamen Behandlung von Gefangenen. Zum dritten habe man zu bedenken, daß das deutsche Volk als ganzes fest zu seiner Regierung stehe und alles billige, was in diesem Krieg von Deutschland verbrochen worden sei. Es lasse sich nicht entscheiden, wie weit es von seiner Regierung getäuscht und wie weit es bewußt für die Maßnahmen der deutschen Politik und Kriegführung eintrete, aber Tatsache sei, daß es sich selbst an den Kaiser und die Militärkaste gekettet habe und darum verantwortlich gemacht werden müsse. Der Bischof bespricht sodann die Maßnahmen seiner Regierung den Missionaren gegenüber. Er billigt ihre In-

ternierung, besonders auf den Blauen Bergen und an der Westküste. Der Patriotismus der deutschen Missionare bedeute bei der Länge des Krieges eine Gefahr. Was die Zukunft betrifft, so warnt er vor einem vorschnellen Urteil. Es handle sich da um wichtige sittliche und religiöse Erwägungen. Fahre das Deutsche Reich mit Spionage und antichristlicher Politik in bisheriger Weise fort, dann bleibe natürlich nichts anderes übrig, als jeden Deutschen, ob Kaufmann oder Missionar, aus britischen Gebieten auszuschließen. Jedoch, der Bischof wagt zu hoffen, daß das Endresultat dieses fürchterlichen Kampfes eine moralische und soziale Revolution in Deutschland sein werde. An Stelle des antichristlichen Militarismus würde dann ein freies Deutschland treten, und für diesen Ausgang des Ringens gelte es zu beten. „Wir wünschen ernstlich, daß Deutschland niedergeworfen und seine Militärmacht zermalmt werde, aber wir wünschen nicht und dürfen es nicht wünschen, daß Deutschland unbußfertig und ohnmächtig zum Guten aus diesem Kampf hervorgehe. Im Gegenteil, wir hoffen und bitten, daß Deutschland künftighin ebenso machtvoll für das Gute sein möge, als es gegenwärtig für das Böse erscheint." Es möge das manchem als ein unerreichbares Ideal vorkommen, aber bei Gott sei kein Ding unmöglich. Für den einzelnen Deutschen in Indien macht er zum Schluß mildernde Umstände geltend, wenn man auch ihre Haltung nicht immer verstehen könne. Ueber die deutsche Nation als ganzes müsse ein strenges Urteil gefällt werden; die einzelnen müsse man dem Gericht Gottes überlassen und seiner Barmherzigkeit und Güte befehlen. Die Lage derer unter ihnen, die gleichzeitig gute Patrioten und gute Christen sein wollen, müsse ja äußerst peinlich und schwierig sein. Sie können der Politik ihrer Regierung keine moralische Unterstützung geben, ohne ihre christlichen Grundsätze preiszugeben."

„Die anglikanischen Bischöfe" — schreibt Frohnmeyer weiter — „sind, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nicht glücklich in ihren Veröffentlichungen. Man denke nur an den Bischof von London. Auch der Bischof von Bombay, der unglücklicherweise glaubt, die deutsche Sprache zu verstehen, hat schon unbegreifliche Aeußerungen getan. Er versteht nicht, was das deutsche Volk unter dem Ausdruck: „Der alte Gott lebt noch," versteht; denn er denkt dabei an Wodan. Und in einem Artikel des hochkirchlichen Missionsblattes: "The East and the West" (Oktober 1915) will er den angeblichen Anspruch Deutschlands, die ganze Welt zu beherrschen, damit beweisen, daß die Deutschen singen: „Deutschland, Deutschland über alles." Leider hat sich auch der berühmte alte Missionar und Schulmann, Dr. Miller, noch einmal hören lassen, und zwar wiederum in einem Hirtenbrief an seine früheren Studenten im „Christian College" in Madras. Der Brief wurde vor einer auserlesenen Zuhörerschaft am 27. Dezember in Madras verlesen. Es ist zu bedauern, daß Dr. Miller seine Anschauungen nicht wesentlich geändert hat. Er drückt sich etwas vorsichtiger aus, insbesondere hinsichtlich des militärischen Erfolges der Gegner Deutschlands, aber er bleibt immer noch auf dem Grundsatz stehen, daß es sich auf der Seite der Zentralmächte um materielle Macht und auf der andern Seite um sittliche Ziele handle. Auch er glaubt die unerwiesenen Greueltaten der Deutschen und kennt keine Greueltaten in Ostpreußen. Er gibt sich dem Aberglauben hin, daß auf seiten der Entente die Erwägungen von Sittlichkeit und Humanität maßgebend seien. An dem Kampf der Nord- und Südstaaten in Nord-Amerika illustriert er, daß der preußische Geist, in dem er

das Prinzip der Sklaverei verkörpert sieht, ebenso sicher unterliegen müsse, wie die Südstaaten Amerikas. Ueber das deutsche Volk denkt er freundlicher als der Bischof von Madras. Er glaubt, daß die alte Sittlichkeit im Volk noch nicht ganz erstorben sei. Aber um so schärfer urteilt er über die Regierung, insbesondere über den preußischen Militarismus. Man habe dem Volk die Meinung beigebracht, es sei auf Deutschlands Zertrümmerung abgesehen gewesen. Zur Vernunft werde Deutschland nur durch eine völlige Niederlage kommen. Dr. Miller scheut sich nicht, sein Schreiben abzuschließen mit den Worten: „Nicht die, die sich auf brutale Gewalt verlassen, werden schließlich das Erdreich besitzen, sondern die Sanftmütigen."

Literatur.

Von unsern gewöhnlichen deutschen religiösen Zeitschriften kam keine mehr an, die schandbaren Diebskrallen des frommen, christlichen England stehlen alle unsere deutsche Post, und die schandbare demokratische Regierung in Washington, D. C., gibt durch „Anhündeln" (προςκηνεῖν) der räuberischen Briten ihre Zustimmung zum Postraub. Nur ab und zu dringt sporadisch etwas hindurch und findet den Weg in unser Sanktum.

"The Monthly Bulletin." A Record of the Work of the Officers, Trustees and Committees of the Evangelical League. Published before the end of each month. Editor, Rev. Paul G. Moritz, 117 West Nettleton Ave., Independence, Mo. Volume III. September 1916. No. 1.

Die September-Nummer des „Bulletin" liegt uns vor. Sie enthält hauptsächlich einen Bericht über die Beschlüsse und Arbeit der großen Cleveland-Konvention der Evangelischen Liga und unserer organisierten Sonntagschulen.

Diese Konvention war die größte Leistung, die unsere Synode auf diesem Gebiet bis jetzt aufzuweisen gehabt hat. Sie wirkte überwältigend durch ihre überraschende Massenhaftigkeit.

Wer kennt die Völker, zählt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen!

Es war in der Tat eine Vertretung der organisierten Jugend der Gesamtsynode. Von Texas, von New Orleans, von Baltimore und der Atlantischen Küste, von Michigan und dem Nordwesten, von den mittleren Staaten, von überallher kamen starke und enthusiastische Delegationen.

Die große Zions-Kirche, woselbst die Sitzungen stattfanden, war zu klein sie alle zu fassen. Es wurden gleichzeitige Versammlungen in verschiedenen Kirchen abgehalten.

Das Programm war ein überaus reichhaltiges. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." Es würde nicht angehen, einzelnes herauszugreifen. Gewiß ist, daß Hunderte von Delegaten reiche Anregung mit in die Arbeit und die Kreise in der Heimatgemeinde zurückgenommen haben.

Wenn dennoch einzelne mehr allgemeine Züge herausgehoben werden sollen, so muß die Arbeit der Vorbereitung eines solchen Riesenprogramms mit allem, was dazu gehört, aufs höchste anerkannt werden. Es ging auch alles glatt und am Schnürchen, soweit der gewöhnliche Zuhörer urteilen

konnte. Sodann ist die Leistung des Clevelander Komitees, das für die Beherbergung, Bewirtung zu sorgen hatte und die Finanzierung, sowie die tausend und ein Dinge, die damit verknüpft sind, nicht hoch genug anzuschlagen. Es will etwas heißen, ca. 1200 Delegaten für fünf Tage unterzubringen. Alle Ehre der Gastfreundschaft der Clevelander Gemeinden in diesen Zeiten of the high cost of living!

Das Geld scheint mit spielender Leichtigkeit gekommen zu sein, konnte doch nach Bestreitung der Kosten noch ein Ueberschuß von $366.15 dem Vorstand der Liga übermittelt werden, zur Verwendung für das zu druckende Gedenkbuch der Konvention. Dasselbe wird einen vollen Bericht der Reden, Referate u. s. w. geben, und 50 Cts. kosten.

Es sei noch zu erwähnen, daß die Sammlung des Ogden-Fonds hier zum Abschluß kam, $5827 wurden zur Erbauung jener Kirche dargereicht. Die nächste Aufgabe in dieser Richtung ist die Sammlung eines $10,000 Seminar-Fonds.

Die Konvention zu Cleveland gehört nun der Vergangenheit an. Sie war ein Denkstein in der Geschichte unsers Sonntagschul- und Jugendbundwerkes. Wie nichts anderes zeigt sie, daß diese Zweige kirchlicher Tätigkeit sich von bescheidenen Anfängen zu imposanter Größe entwickelt haben. Dank gebührt den Beamten, den Führern, den Organisatoren, wie den treuen Seelen, die daheim im Stillen und Kleinen gepflegt, begossen, Geduld geübt und Treue gehalten haben. H. K.

Leitfaden der Dogmatik. Zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen von Karl Heim. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S.

Man empfindet sehr wohl beim Studium dieser Dogmatik, daß das Buch nur ein Faden ist, der durch die scharfkantigen Gedankengänge des Hallenser Privatdozenten leiten soll, und man wird es nicht aus den Händen legen, ohne den Wunsch zu hegen, bei den akademischen Vorlesungen zugegen sein zu können. Das Studium des Leitfadens setzt eine gute philosophische Bekanntschaft voraus, ebenso ist ein Vertrautsein mit naturwissenschaftlichen Problemen nötig, um besonders aus dem apologetischen Teil, in welchem der Verfasser eine scharfe Auseinandersetzung mit den wichtigsten Einwänden gegen den christlchen Glauben vornimmt, den gewünschten Nutzen ziehen zu können. Man kann sich zwar des Eindrucks nicht erwehren, daß der eigentliche dogmatische Teil, die positive Darstellung etwas knapp ausgefallen ist, im Verhältnis zu den einleitenden Fragen. Aber gerade hierin liegt die Stärke dieses Dogmatikers, daß er die Untersuchung der dogmatischen Prinzipienlehre mit großer Energie und scharfer Beweisführung vornimmt. Der Ausgangspunkt der Dogmatik ist ihm in 1. Kor. 3, 11 gegeben. „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der schon fest liegt, welcher ist Jesus Christus, der im Alten Testament vorausgeahnt und vorbereitet, im Neuen Testament bezeugt ist als der Gekreuzigte, der seinen Jüngern lebendig wieder erschienen ist.“ Der Verfasser ist sich klar, daß nicht von einer unabhänig von diesem Grunde feststehenden Voraussetzung ausgegangen werden darf, um von ihr Christus als notwendig zu erweisen. Denn damit wäre ja Christus die Bedeutung des Glaubensfundaments genommen. Hiermit verwehrt er sich gegen jenen falschen Biblizismus, der die Anerkennung des Schriftganzen fordert, um aber dann erst hinterher

zu Christus als einen Bestandteil des Schriftinhalts zu gelangen, ebenso weist er damit jene anthropogentisch orientierte Theologie (Erlanger Schule) ab, die erst von der psychologischen Erfahrung aus zu Christus kommt. Ebenso verbietet dieser Ausgangspunkt die von der religionsgeschichtlichen Theologie angewandte Methode, die ja das Aeußerste des Anthropozentismus darstellt. Auch der spekulative Ausgangspunkt wird durch den schon festliegenden Grund zur Unmöglichkeit, da die Spekulation mit den abstrakten Allgemeinbegriffen Gott, Welt, Ich arbeitet, um dann hinterher die Erscheinung Christi in dieses abstrakte Schema einzufügen. Klar aber hebt der Verfasser hervor, daß die in der Korintherstelle gegebene dogmatische Voraussetzung nicht den Charakter einer autoritativen statuarischen Festsetzung trage, die von irgend einer menschlichen Instanz ausgeht, wie man ja in der Dogmatik die Reproduktion des autoritativ feststehenden Inhalts der Schrift, resp. der Kirchenlehre, gesehen hat und zum Teil heute noch sieht, sondern er faßt das Resultat für den dogmatischen Ausgangspunkt dahin zusammen, daß dieser sich nur finden lasse, wenn es gelingt, die Alternative zwischen Rationalismus (im weitesten Sinne des Worts) und Autoritätsglauben aufzuheben. Christus muß allein als der Retter, der alle praktische und theoretische Not löst, verkündigt werden. Von hier aus kommt der Hallenser Dogmatiker zur folgenden Einleitung seiner Dogmatik: 1. Der Glaube an Gott, wie er in der Unendlichkeit der Sündennot und ihrer Lösung zum Bewußtsein kommt (Dasein Gottes, Wesen Gottes, Schöpfung, Erhaltung, Vorsehung, Gottebenbildlichkeit des Menschen). 2. Die Sündennot selbst, von der Erlösung aus gesehen (Lehre von der Sünde und dem Uebel). 3. Die Lösung der Sündennot (Christologie, Heilsordnung, Kirche und Gnadenmittel). 4. Die Sündennot als gelöste (Eschatologie). — Man hat ja schon eine Theologie die sich mit der Sündennot beschäftigt, als nicht zeitgemäß hingestellt, und will sich vom Zeitgeist die Richtlinien geben lassen um eine zeitgemäße Theologie darbieten zu können. Ist's wirklich so, daß die Zeit vorbei ist, da die Frage nach dem ewigen Heil der Seele nicht die allbeherrschende sein muß? Die von der Zeitströmung beeinflußte Theologie wird nie etwas anderes als eine anthropozentisch orientierte Theologie sein können, die den Schwankungen und der Willkür des einzelnen, als auch der Gesamtheit unterworfen ist. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der Verfasser die scharfgeschliffenen Waffen der ersten Christenheit schwingt, da Sünder und Retter einander gegenüber gestellt sind, und da nach echt reformatorischem Zeugnis Christus der Schlüssel der Theologie ist. Der Dogmatiker weiß aber ebenso gut die scharfen Waffen moderner Wissenschaft zu gebrauchen, und geht denen, die auf Grund ihrer Wissenschaft glauben, das Christentum bekämpfen zu müssen, scharf zu Leibe. Möge aus dem Leitfaden für Akademiker ein Buch herauswachsen, das vielen für theologische Probleme interessierten Christenmenschen eine Fundgrube werde, in der um so herrlicher der hervorstrahlt, in dem sich die Gnade offenbart, die alles Denken übersteigt. H. S.

„Evangelisches Missions-Magazin." Herausgegeben von Fr. Würz, im Verlag der Basler Missions-Buchhandlung, für September 1916.

Inhalt: Unsere heimatliche Missionspredigt während der Kriegszeit. Von Miss.-Insp. Lic. Trittelvitz. — Zum Jubiläum des Basler Missions-

hauses. Von Pfr. L. Mühlhäuser. — Ein Stück deutscher Missionsarbeit. Von Frl. G. Fischer. — Yuan Schei-Kai. — Rundschau. — Literatur.

Wir möchten ausdrücklich empfehlen ein gutes Familien-Magazin: „Haus und Herd." Eine illustrierte Monatsschrift. A. J. Bucher, Editor. Erscheint im Methodist Book Concern, Cincinnati, Ohio, für $2.00 jährlich.

Das Oktober-Heft enthält: Arbeit. — Die Romantik der Wartburg. Mit guten Bildern. — Die Bibel in Rom. — Das Evangelium unter den Papua. — Eine reine und selbstlose Freude. — Aus den Karpathen. — Judas Ischarioths Tagebuch (ein Stück, das durch mehrere Hefte hindurch läuft). — Magd und Großmutter zweier Königinnen. — Rundschau. — Ob wir sie kriegen? — Der drohende Eisenbahnstreik. — Gewissenszoll. — Ein amerikanischer General Konsul über England. — Warum die Deutschen nach Amerika auswanderten. (Darüber berichtet ein schlecht informierter Professor an der Michigan Universität.) — Was wir dem Niagara danken. — Ein schönes Zeugnis. — Indianer in Süd-Amerika. — Große Gaben. — Das weibliche Pastorat (das ist, wie „Haus und Herd" berichtet, in Zürich schon Tatsache geworden. Der Editor sagt: „Am Ende kommt der weibliche Pfarrer drüben noch schneller auf wie bei uns." Dem Editor von „Haus und Herd" kommt er in 100 Jahren noch zu früh.) — Deutsche Frauen an die französischen. — Kanadische Werber. — Umwertung der Werte. — Henker Gemeinschaft. — Eine Sammlung der verbotenen Bücher. — Das Schicksal der Kriegsbeschädigten. — Tierleben in den Abgründen des Meeres. — Allerlei Interessantes. — Kriegsübersicht, August 1916. — Sonntagschullektionen für das letzte Quartal. — Epworth-Liga. Unser neuer Liga-Präsident. — Editorielle Notizen. — Diese Uebersicht zeigt den reich- und mannigfaltigen Inhalt des Magazins.

Vom Basler Missionsverlag kamen noch folgende Traktate:

„Bilder aus der ärztlichen Mission in China." Von Else Herwig. — Gewährt einen tiefen Einblick in das chinesische Heidentum und in das Elend der Kranken und Leidenden, die schlecht versorgt sind.

„Unter den Kaffern." Aus dem Leben des Missionars Wilh. Posselt. Neu bearbeitet von Ana Oehler. Die verleugnungsreiche Missionslaufbahn dieses Kaffernmissionars wird hier ausführlich beschrieben, und gezeigt, mit welcher Treue er sein Leben in den Dienst des Meisters stellte. Die Erzählung folgt fast durch das ganze Heft wörtlich den Darstellungen Posselts in seinen Tagebüchern.

„Durch Verlieren zum Finden." Ein Lebensbild aus der afrikanischen Mission. Von E. H. Haldemann. — Dieser Traktat beschreibt die durch mancherlei Gefahren sich hindurch windende Lebensgeschichte eines Negers von der Stadt Abetifi in Okwawu, der nach manchen gefährlichen Gängen endlich den Weg zu seinem Heiland Christus fand, und als ein gläubiger Christ im Alter von über 70 Jahren starb, in der frohen Hoffnung auf ein ewiges Leben. Der Traktat läßt tiefe Blicke tun in die Finsternis des Heidentums und die Todesfurcht, die als ein Bann auf dem Volke liegt, durch den greulichen Fetisch Odente.

Elert, Lic. Dr. W.: „Die voluntaristische Mystik Jakob Böhmes." Eine psychologische Studie. 19. Stück der neuen Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche. Herausgegeben von Bonwetsch und R. Seeberg. Berlin 1913. Verlag Trowitzsch und Sohn. 5.00 M.

Jakob Böhmes Schriften sind für viele ein noli me tangere, und mit einer gewissen Verachtung wird oftmals auch in korrekt orthodoxen Kreisen von dieser gewaltigen Persönlichkeit gesprochen, die sich allerdings nicht in ein festgefügtes konfessionelles Partei-Schema einzwingen läßt. Als einen Ketzer hat ihn ja auch der Görlitzer Oberpfarrer von der Kanzel herab verdammt, und „der Schuster und verwirrte Enthusiast oder Phantast ist vom Görlitzer Stadtrat verwarnt worden, seinen Stab ferner zu setzen." Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß man anfängt, diesem deutschen Philosophen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wer sich nicht der Mühe unterziehen will, die schwer zu erhaltenden, und schwer verständlichen Schriften des wahrhaft deutsch religiösen Denkers zu studieren, der greife getrost zu der angezeigten Schrift, in welcher der Herausgeber den Versuch macht, vom psychologischen Standpunkt aus auf die große Bedeutung des Willens, wie sich dieselbe in Böhmes Mystik kund tut hinzuweisen. Der Leser wird in den Werdeprozeß der Gedanken dessen eingeführt, der während seiner Arbeit „Pfriem und Hammer sinken läßt und mit seliger Unmittelbarkeit im Widerschein der Sonne auf blinkender Zinnkanne in die Tiefe aller Dinge zu blicken gewiß ist." Dem Herausgeber gebührt der Dank, daß er in so gründlicher und anregender Weise in die Mystik und Theosophie Böhmes einführt, und der Leser wird manche Anregung zu dem Problem des religiösen Erlebens finden. H. S.

Aus unserm Verlag kam uns zu:

"Evangelical Fundamentals, Part One, Evangelical Principles and History," containing: I. The Evangelical Church, by Pastor David Brüning, II. The Evangelical Church in America, by Pastor Ew. Kockritz, III. The Story of the Christian Year, by Pastor Jul. Horstmann. Price 25 cents.

Part Two, containing: Evangelical Belief and Doctrine. The Evangelical Catechism explained, for use in Cathetical Instruction, the Sunday-school and the Home. A translation of Dr. D. Irions well-known "Erklärung des Evangelischen Katechismus," may now be had in the English language. Regular Edition 60 cents, interleaved 75 cents, with the usual discount in quantities.

Zur Reformationsliteratur empfehlen wir folgenden Aufsatz aus "Lutheran Church Review":

Lutheran Church Review. Nov. 4, 1916.

REFORMATION LITERATURE RECOMMENDED
BY THE QUADRI-CENTENNIAL OFFICE

In order that our readers may have gathered together in one all possible suggestions as to literature and topics bearing on the Four Hundreth Anniversary of the Reformation, and in convenient form for reading and reference, we have endeavored in this article to set together

the varied literary suggestions thus far announced by the Joint Lutheran Committee on Celebration of the Quadri-centennial of the Reformation, or by its Secretary, the Rev. Howard I. Gold.

Of the three sub-committees of the Joint Committee, viz., on Literature, on Meetings, and on Medals, it is the first that interests us here. This committee has recommended a list of books as follows:

BOOKS

Biographical

Jacobs, Luther
Smith, Luther
McGiffert, Luther
Smith, Luther's Correspondence
Richard, Melanchthon
Frick, Muhlenberg
Mann, Muhlenberg
Monroe, Gustavus Adolphus
(Heroes of the Nations, Gustavus Adolphus)
Phila. Translations, Works of Luther
Endlich, K. von Bora
Smith and Gallenger, Luther's Conversations (Tabletalk)
Emerton, Erasmus
Davis, Friar of Wittenberg
Boehmer, Luther in Light of Recent Research

General Reformation

Lindsay, The Reformation
Seiss, Luther and The Reformation
Walker, The Reformation
Hume, Renaissance and Reformation
Krüger, The Papacy

Lutheran Church

Jacobs, Lutherans in America
Krauth, Conservative Reformation
Book of Concord
Finck, Lutheran Landmarks
Jacobs, Lutheran Movement in England
Lutheran Cyclopedia
Augustana Synod

The above partial list of Reformation books is recommended by the sub-Committee on Literature of the Joint Committe of the Quadri-centennial for the home, the college, and the public libraries. The selection was made by a smaller committee of scholars, of which Dr. N. R. Melhorn, Prof. C. M. Jacobs, Prof. A. R. Wentz are members. Rev. I. C. Hoffmann. Dr. W. H. Greever, Prof. H. E. Jacobs, Dr. F. H. Knubel and Dr. W. L. Hunton and others are also members of the committee.

The Biographical list is a little sketchy. We think that Köstlin, at least, tho he be old and lacking in vivacity, should have been mentioned, if only in the English translation reprinted by the Scribners, at ninety cents, in 1911. Köstlin's scholarship is equal to some of the other writers in the biographical list. And Gustav Freytag's brilliant and powerful life characterization printed very attractively in English by the Open Court Publishing Company in 1897, and selling for $1.00, would be stimulating.

If Smith and Gallenger's "Conversations" are included, some such works as the Hay's translation of Luther as Spiritual Adviser, Painter's Luther on Education, Lindsay's Luther (World's Epoch Maker Series) etc., might be added.

The nineteen-column life of Luther, by Dr. Krauth, in McClintock and Strong's Cyclopedia tho old is one of the best pieces of living condensed historical writing we know. It covers the whole life, is well-

proportioned and not unduly expanded at any point, is full of interest. In our judgment there are few things better from Dr. Krauth's pen. Dr. Krauth's and Dr. Jacobs' work in Johnson's Cyclopedia should also be consulted.

The new Schaff-Herzog reproduces a fourteen-column English life, by Köstlin.

To works on the Reformation, Ranke, translated by Austin, 1905, and perhaps Beard, might be added.

The list given is altogether historical, and some treatment of the underlying principles, such as Wace's Principles of the Reformation, Practical and Historical, London, 1910; Hays' Translation of Seeberg's History of Doctrines, vol. II, or similar synthetic expositions are needed. Either under this or under the following head: "The Distinctive Doctrines and Usages of the Evangelical Lutheran Church," should not be omitted. There should be some place for such popular expositions of the Lutheran Church, faith and practice as Remensnyder's Manual.

PAMPHLETS

The Committee also presents the following list of pamphlets:

Carlyle's Martin Luther

Dallman's Martin Luther (Excerpts from Beacon Lights of History)

H. E. Jacob's Ziegenbalg

Luther's God's Word and God's Works

Series of Reformation Tracts by Gohdes, Ackermann, Tressel Dannecker and Pfeiffer.

Sipe's The Reformation and its Effects

Dallman's Luther and Our Fourth of July

Luther's Ninety-five Theses

Dell, J. A. Influence of Lutheranism Outside of the Lutheran Church

Great Characteristics of the Lutheran Church

Monroe's Historical Lutheranism

Albert's What Makes a Lutheran.

To these should be added, reprinted if necessary, pamphlets by Drs. John Morris, J. A. Seiss and A. Spaeth. The older English literature in America should not be lost sight of, but exalted (see e. g.,) the titles in Morris' "Sources of Information on the History of the Lutheran Church in America."

There seems to be scant inclusion of pamphlets in good English on the Lutheran Church as such, altho there is at least one which has circulated to the extent of twenty-nine thousand copies. The volumes on The Lutheran Diets and the General Conferences, full of timely essays and discussions should not be forgotten.

On particular periods in America there are biographies of great historical value, and very interesting; e. g., Spaeth's Life of Krauth, and Gerbeding's Life of Passavant. The Lutheran Quarterly and The Lutheran Church Review contain some historical articles of ability, interest and value.

ADDRESSES ON THE REFORMATION

The Committee suggests the following list of topics for addresses in communities and institutions of learning:

I. Pre-Reformation

1. Pre-Reformation Events
2. Pre-Reformation Leaders

II. Reformation

3. Indulgences, theory and practice
4. Universities in Luther's day, and their Relation to the Reformation Movement
5. Social and Economic Conditions
6. Development of Luther's Religious Life. Helpers of Luther
7. Effective Preachers
8. Effective Laymen
9. Leading Principles of the Reformation
10. Justification by Faith, The Word, Worship
11. Critical Moments—Nailing the 95 Theses, Burning the Papal Bull, Diet at Worms
12. Results of the Reformation, Religious and Civil Liberty, Free Education, etc.

III. Post-Reformation

13. The Spreading of the Reformation Beyond Germany
14. The Beginning of Protestant Missions; Ziegenbalg, Pluetenschau, Schwartz, etc.
15. The Development of Reformation Theology

IV. Modern

16. Christian Philanthropy. (Illustrated.) Inner Missions—Hospitals, Homes, etc. European and American
17. The Message of the Reformation for America
18. Luther's Example for the Man of the Twentieth Century

V. General

19. Places and Events (Illustrated)
20. Reformers Before Luther
21. Condition of the Church on the Eve of the Reformation
22. Indulgences and Other Systems of the Roman Church
23. The Man of the Hour—Luther
24. Luther; Illustrated or Not
25. Luther's Bible and Other Bibles
26. Luther and Public Education
27. Luther and Zwingli
28. The Heart Theology of Luther
29. Philip Melanchthon
30. Erasmus and Other Humanists
31. Gustavus Adolphus
32. Social and Economic Aspects of the Reformation
33. The Reformation and Political Movements

34. The Reformation and Social Uplift
35. The Reformation and Democracy
36. Foreign Missions Since the Reformation
37. What Protestantism has Accomplished in Four Hundred Years
38. The Influence of the Reformation on American Life
39. Some Modern Church Problems
40. How May We Best Conserve the Results of the Celebration?
41. How May the Church of Christ Become More Effective?

The Committee has originally outlined and related the above topics in the following table:

REFORMATION TOPICS

A. General

I. Pre-Reformation

1. Contributory Events. (Fall of Constantinople, Introduction of Printing, Revival of Learning, Crusades, etc.)
2. The Great Leaders. (Augustine, Erasmus, Wycliff, Savanarola, Huss, Jerome of Prague)
3. The State of the Church

II. Reformation

1. The Immediate Causes. (Sale of Indulgences, Wittenberg University, Luther's Personal Experiences)
2. The Great Leaders
   a. (Among the Clergy)
   b. (Among the Laity)
3. The Leading Principles
   a. (Reformation Principles are Apostolic Principles)
   b. (The Word, Justification by Faith, Worship, etc.)
4. The Conflict (Nailing the 95 Theses, Burning of the Papal Bull, Diet at Worms, etc.)
5. The Results (Educational, Civic and Religious Liberty)

III. Post-Reformation

1. The Beginning of Protestant Missions (Ziegenbalg, Pluetschau, Schwartz, etc.)
2. Lutheran Theology a Heart Theology (Spencer, Francke)
3. Christian Philanthropy (Illustrated) (Inner Missions, Hospitals, Homes, etc.)
4. The Message of the Reformation for America
5. Luther's Example for the Men of the Twentieth Century

B. Special

1. Places and Events (Illustrated)
2. Luther
3. Gustavus Adolphus
4. The Bible and the Reformation

The Secretary of the Quadri-centennial Committee has arranged with "The Survey" to secure for that Journal the following articles:

The Place of the Reformation in History
Conditions That caused the Reformation
Early Attempts at Reform, or, Reformers Before Luther

Universities of the Reformation Period. Conditions, Influence, Student Life, etc.

The Man of the Hour

Spiritual and Intellectual Freedom, or, Justification by Faith

Social and Economic Aspects of the Reformation

The Peasants' Revolt, or, Luther and the Peasants' War

Political Movements and the Reformation

Luther's Catechism and its Influence in the Reformation

The Reformation and Free Education

Luther and Zwingli (Also Calvin)

The Influence of the Reformation on American Life

The Open Bible and Foreign Missions

The Reformation and Social Regeneration

The Need of the Hour

The Character and Place of Lutheranism in the Protestant World

The Committee also announces the following:

LIST OF SUBJECTS FOR POSTCARDS

(These pictures can be supplied in any quantity at $7.50 per 1,000)

Luther's Portrait by Cranach	Graves of Luther and Melanchthon
House Where Luther Was Born	Room in Luther's House
Castle Church at Wittenberg	Frederick the Wise
Luther Memorial at Worms	Philip Melanchthon
Luther's Wife	Luther Before the Diet of Worms
Luther's Father	Luther Statue at Worms
Luther's Mother	Luther's Family Life
Ulrich Zwingli	Luther Nailing Up the 95 Theses
House Where Luther Died	The Reformation

The Quadri-centennial Headquarters has sent out the following:

SUGGESTIONS TO COLLEGES AND SEMINARIES FOR CELEBRATION

1. Have carefully selected list of books on Luther and the Reformation in your library.
2. A few lectures, at least, on the Reformation by specialists for students, faculty, and community. Have them late in 1916 or early in 1917.
3. Lectures especially prepared by faculty to students and for extension purposes.
4. Addresses by selected students for extension purposes
5. Illustrated lecture on Luther and the Reformation. Each institution should own a set of slides. Note—Each institution should have a "lecture bureau" for "university extension" purposes. Speakers may well go in teams.
6. Debates and essays on the Reformation and related topics
7. The Glee Club program should have Reformation numbers
8. Musical festival; use student and community talent for chorus. Specialists for solos. Use some Bach music. Repeat in nearby centers.
9. Pageants and tableaux on campus. Collection of Reformation art.

Suggestions in General

We should be positive. Lay more stress on what Protestantism has done in 400 years than on what was done badly or left undone by the Church in a thousand years before, or 400 years since, the Reformation.

Remember present-day problems. Let the celebration shed light upon present and future Church and world needs. Be forward-looking.

A possible motto—To celebrate the Reformation of the Sixteenth Century and to hasten the Transformation of the Twentieth.

Lutherans will be more or less in the spotlight. Let them look well to their manners. Do not boast and brag, nor be obsequious.

Let us avoid controversy as far as possible. Even disagreeable facts can be stated without animosity.

Study how you can co-operate with the public press.

Send your suggestions to headquarters. Your criticisms, too, if you have any. Tell us of effective writers and speakers.

REV. PANNKOKE'S GREATER NEW YORK REFORMATION QUADRI-CENTENARY COMMITTEE

In addition to the joint committee of the three general bodies, another committee is operating in Greater New York independently, but not out of touch with the Joint Lutheran Committee. The Secretary of this committee is the Rev. O. H. Pannkoke, of the Synodical Conference (Missourian). The Secretary announces that he has had unusual success in getting into touch with the great universities, and leading historical writers of America, and in arranging a program. Says Secretary Pannkoke:

"The Chairman of the Interstate Commerce Commission, Hon. H. B. Meyer, has consented to speak, if time permits, in the Greater New York Reformation Anniversary campaign. He is only one of the many prominent public men whose co-operation has been assured. Ex-Senator George Wellington, of Maryland, writes: 'I hope and trust the Quadricentenary of the Reformation will be a grand affair.' He also has assured his active co-operation. Among others are Congressmen W. M. Chandler and W. S. Bennet. The Committee is in touch with all the prominent organizations in Greater New York, colleges, universities, schools, churches, clubs, and Y. M. C. A.'s to furnish them with speakers of national importance during the coming Anniversary Year.

"Ex-Senator Wellington's assistance is of more than passing interest. Aside from the fact that he is a wonderful speaker, he was the main orator at a great rally held in Carnegie Hall fifteen years ago and many that heard him then are still speaking about his presentation of the importance of Luther and the Reformation. The committee is anxious to have names suggested that might be approched for this speaking campaign and it will gladly furnish the names of its speakers to other communities that might desire the use of them."

Rev. Pannkoke also announces a Reformation Bibliography as follows:

REFORMATION BIBLIOGRAPHY

"Mr. Charles Scribner is intending to set out a Reformation Bibliography for the committee.

"The Bibliography is the joint work of a number of Reformation scholars who have been active on it for over a year, with the assistance of Dr. W. W| Rockwell, a well known Reformation student. This Bibliography promises to be the best of its kind and most helpful in the speaking and writing of the coming year. It will contain nearly six hundred titles with critical annotations. The other undertaking is a series of outline lectures for the use of the busy man on various phases of the Reformation. Topics are:

Modern State and Reformation	Reformation and Education
Reformation and Civilization	Reformation and Social Uplift
Reformation and Business	What Does America Owe the Reformation?
Reformation and the Press	The Battlefield of the Reformation
Reformation and Progress	Reformation and Music.
Reformation and Industry	

"The same group of scholars who worked over the Bibliography have gone over this material also most carefully so that the conclusions are the result of the best and most careful scholarship. They are intended for free distribution as campaign material."

The Lutheran Church is now on trial. She has long boasted that she was born in a university, and that her leaders are a race of scholars. The time has come when she must make good her claim. She will never have another opportunity such as the present to appeal with her principles to the thinking of the American people. I do not believe Americans care so much for her history, not even for the great Luther, especially at this time, as they do for the value of that which we present to the spiritual life of the present generation. And for one I do not believe in a confession and an advertisement of poverty in the start, which is what we shall be doing if we depend chiefly on outsiders, non-Lutheran and secular university professors to exploit the Reformation and our own greatness for us. A people that must look to scholars outside of itself to give it a view of its own heritage is a dying people. If and after we shall have proven our own capacity we then add reinforcement from outside, all the better. But if the spirit of Luther is so far gone out of us that we cannot speak movingly in behalf of our own knowledge and convictions we are not worthy descendants and representatives of the great Reformer.

How will English-speaking Lutheranism meet its opportunity in the American world? Polemics will not avail. The world is tired of war. And if we cannot develop constructive life we shall be weighed and found wanting in the American idea, which is practical, not theoretical, efficiency. At all events, if there be any masters among us, the call to utterance now comes to them. Let us not fall back on theoretic greatness. The bark of a living dog is more effective than a mere reminiscense of the roar of a dead monarch of the forest.

Theodore E. Schmauk.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. März 1917

Credo.

Von Pastor H. Kamphausen.

Von dem im Jahr 1913 erschienenen Büchlein des bekannten Kölner Pfarrers Ludwig Schneller, das den obigen Titel hat, möchte ich im folgenden reden. Dies könnte ja leicht in der „Rundschau" geschehen unter den Bücheranzeigen. Aber es scheint mir, daß damit dem Buch nicht genug getan würde und dem Verfasser auch nicht. Wenn, beiläufig gesagt, der eine oder andere denkt, warum wird ein Buch besprochen, das drei Jahre alt ist, warum nicht eins, das 1915 oder gar 1916 erschienen, so daß wir so recht auf dem Laufenden erhalten werden, so erledigt sich diese Frage ja ganz einfach mit der Hinweisung auf den Krieg. Nicht nur lassen die Engländer keine Briefe durch, oder nur ganz wenige und diese mit ungeheuren Verspätungen, so daß ich z. B. gestern zwei Karten von meinen Geschwistern erhielt, die — sage und schreibe — 4½ Monate alt waren, sondern auch Bücher und Zeitschriften werden abgefaßt, so daß es unserm l. Editor oft schwer wird, die Rundschau über theologische Erscheinungen und kirchliche Ereignisse zu geben, und wir andern uns in geistiger Beziehung auf schmale Rationen gesetzt sehen, wie unsere Stammesbrüder in Deutschland im Leiblichen.

Also unser Blick ist auf das „Credo" gefallen, worin Pastor Schneller in 18 Predigten das Apostolische Glaubensbekenntnis auslegt. Man gestatte mir erst ein paar Bemerkungen über den Verfasser zu machen.

Ludwig Schneller, der Verfasser des Credo.

Schneller ist uns allen wohl bekannt, einigen von Angesicht, den andern aber durch seine Schriften. Er ist bekanntlich in Palästina aufgewachsen, wo sein Vater Waisenvater war. Infolgedessen genießt er den seltenen Vorzug, daß er arabisch versteht und spricht. Seine Beschreibung eines Besuchs bei den arabischen Gefangenen, die im französischen Heere gedient und sich in deutschen Gefangenenlagern befanden, ist wohl vielen von uns zu Augen gekommen. Er hat seine theologische Ausbildung in Deutschland bekommen, ist schon lange Pastor in Köln, aber fortwährend mit dem heiligen Land in engster Verbindung geblieben,

besonders auch als Vertreter des Syrischen Waisenhauses. Diesen Umständen sind ja auch seine vielen Bücher über orientalische Länder, soweit sie mit dem Werk des Herrn und seiner Apostel in Beziehung stehen, entsprossen. Wir nennen vor allem sein „Kennst du das Land?" „Evangelienfahrten", „Apostelfahrten" etc. Was diese Bücher so anziehend macht, ist zunächst seine genaue Kenntnis der Lokalität, sodann aber seine treffliche Beobachtungsgabe und seine hervorragende Kunst, das Beobachtete klar und spannend darzustellen. Vielleicht erscheint manchem eine solche Gabe nicht als etwas Außerordentliches. Deutlich zu sehen und alsdann klar mitzuteilen, was man gesehen, sollte doch fürwahr das einfachste Ding von der Welt sein. Aber es ist durchaus nicht so. Es ist eine hohe Gabe und seltene Kunst. Schneller besitzt sie in hohem Maße. Er zeigt sie nicht nur in jenen Büchern, sondern auch in den vielen Aufsätzen und Reiseberichten, die wir von ihm in kirchlichen Schriften, im „Friedensboten", im „Am. Botschafter" und anderswo gelesen. Ob er uns da das Lutherhaus in Wittenberg (ein besonders trefflicher Artikel), eine Kollektenreise in den Vereinigten Staaten, eine Munitionsfabrik bei Köln, wo die Weiber die schweren Hämmer schwingen, beschreibt, es ist immer derselbe lebendige, anschauliche, herzerfrischende Stil. Und es stehen ihm zu Zeiten ein poetischer Schwung und eine Pracht der Sprache, z. B. in Naturbeschreibungen, zu Gebote, die entzückend wirken.

Hier im „Credo" nun haben wir es hauptsächlich mit dem Theologen zu tun. Es handelt sich ja um eine Auslegung des Glaubensbekenntnisses. Es liegt auf der Hand, daß Schneller sich bewußt sein mußte, daß diese Aufgabe nicht so leicht zu lösen sei. Damit daß man bloß in herkömmlicher Weise die einzelnen Glaubensstücke dem Volk erklärte, war es nicht getan. Das Glaubensbekenntnis ist, wie wir wissen, seit Jahren, besonders in Deutschland, unter Feuer gewesen. Die Kämpfe um und gegen dasselbe schließen sich besonders an den Namen „Harnack" an. Derselbe hatte a. 1892 über das „Apostolische Glaubensbekenntnis" geschrieben: dasselbe sei in der Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden; es bringe das volle Verständnis der Liebe Gottes in Christo Jesu nicht zum Ausdruck, manches an ihm sei verwerflich, und im kirchlichen Leben solle sein Gebrauch oder Nichtgebrauch freigegstellt werden. Cremer-Greifswald schrieb eine geharnischte Streitschrift gegen Harnack. Einige Jahre darauf, 1899/1900, erschien Harnacks berühmtes „Wesen des Christentums", worin er seine Stellung dahin formulierte, daß Christus nicht ins Evangelium gehöre. Man glaube nicht an Christus, sondern solle wie er glauben an die Liebe Gottes und wie er den Willen Gottes tun und in der Gesinnung betätigen. Cremer war wieder derjenige, welcher den Stier bei den Hörnern faßte. Ich habe s. Z. seine Gegenschrift in dem Theol. Magazin besprochen.

Harnack sprach in diesen Dingen aus, was Millionen dachten. Er war der Führer, der mit außerordentlich reichhaltigem historischem Material und großem Scharfsinn ausgerüstet, die Waffen lieferte, deren

sich der Troß seiner Anhänger nachher, so gut es ging, in Wort und Schrift bediente. Der Geist der Zeit fand in Harnack seinen beredten Mund. In den großen Städten des Rheinlands und Westfalens jubelte ihm nicht nur die Menge zu, sondern hatte er auch auf den Kanzeln und in den Gemeindevertretungen begeisterte Gesinnungsgenossen. Köln insonderheit war und ist eine Hochburg des Liberalismus, soweit es auf die protestantischen Kreise ankommt. Die evangelische Gemeinde daselbst, die sieben oder mehr Pastoren hatte, war auf einen ganz besonders stolz. Es war Jatho, der berühmte Jatho! Schneller hat uns s. Z. im „Friedensboten" das plötzliche und traurige Ende dieses Mannes mitgeteilt, der, nachdem die Behörde ihn seines Pfarramtes entkleidet, als freier Pfarrer noch eine Zeit lang einen gewissen Anhang hatte und dann durch eine leichte Verletzung sich eine Blutvergiftung zuzog, der er nach qualvollen Leiden erlag. Aber eine Reihe von Jahren war er der Abgott der Kölner und der Liberalen in den westlichen Provinzen überhaupt. Ursprünglich, als er noch Pastor an der deutschen Gemeinde in Bukarest war, stand er positiv, allmählich aber war er in das liberale Fahrwasser gelangt und kam schließlich soweit, daß er die Persönlichkeit Gottes wie das Fortleben nach dem Tode leugnete. Man sollte meinen, mit solch ödem Unglauben hätte er auf die Dauer die Leute nicht fesseln können. Doch seine Beredsamkeit und vielleicht auch Anziehendes in seiner Person, besonders aber seine Uebereinstimmung mit der Zeitströmung übten lange einen Zauber aus. Im Jahre 1905 war ich in Köln bei Gelegenheit einer Besuchsreise in Deutschland. Jathos Name war in aller Mund. Ich wählte mit Absicht einen Sonntag für meine Reise nach Köln, um ihn zu hören. Leider war er nicht in der Stadt, aber ich hörte von meinen Verwandten, die auch unter dem Bann seines Einflusses sich befanden, daß für viele überhaupt nur Jatho existierte, die andern Pastoren kämen gar nicht in Betracht. Ich kannte damals Schneller noch nicht genügend, aber noch heute tut es mir leid, daß ich die Gelegenheit nicht wahrgenommen, ihn zu hören.

Schneller ist als Redner und Prediger wahrlich nicht zu verachten. Aber wie oben gesagt, es war für ihn keine kleine Sache, in Köln vor solcher Gemeinde in solcher Zeit das Glaubensbekenntnis auszulegen und dafür in allen seinen Stücken mutig und mannhaft einzutreten. Er hat sich aber der Aufgabe unterzogen und, wie wir denken, sie trefflich und im ganzen meisterhaft gelöst. Wer die Predigten liest, wird den Eindruck bekommen, daß die theologische Fakultät zu Bonn ihm vor einigen Jahren den „Doktor der Theologie" nicht bloß seiner Reise- und Palästinabeschreibungen wegen gegeben hat. Doch ist dabei noch besonders rühmend hervorzuheben, daß Schneller etwa nicht in den Fehler verfällt, statt Predigten Vorlesungen zu halten und Essays zu liefern, wie das wohl hierzulande geschieht. Vor Jahren hat das in Hartford besonders Horace Bushnell getan, und auch von den meisten Reden Philips Brooks kann man nicht sagen, daß sie in populärem Ton gehalten seien, wie reichhaltig, schön und beredt sie immer gewesen sein mögen.

Schneller ist vielmehr Luther gefolgt, der einmal sagt, wenn er auf der Kanzel stände, so predige er nicht für Professoren und Gelehrte, obwohl er deren gegen 40 in der Kirche habe, sondern für Hans und Kunz, d. i. für den gemeinen Mann. Wenn Schneller auch nicht die Redeweise Luthers hat, so predigt er doch so, daß es den Zuhörern, die er in Köln in der Kirche hat, weder zu hoch noch zu tief gewesen sein muß. Wir wollen nun im folgenden ihn möglichst selber reden lassen und daher eine Anzahl Stichproben geben.

Stichproben.

Die Predigten sind so angelegt, daß er einen Ausdruck aus dem Glaubensbekenntnis mit einem dazu passenden Bibeltext an die Spitze stellt, und in der Folge wird dann auch beides ausgelegt und der Bibeltext nicht etwa bloß als ornamentale Floskel behandelt.

In der ersten Rede „Ich glaube" bringt er eine seiner schönen und zahlreichen Illustrationen. Es ist das besonders anzuerkennen, denn im Illustrieren sind die deutschen Pastoren sonst nicht stark, wie sehr sie sich auch durch treue Textauslegungen auszeichnen. Er sagt:

„In seiner Missa Solemnis hat Beethoven das Apostolische Glaubensbekenntnis in die Sprache der Musik zu übersetzen, die Wunderwelt des christlichen Glaubens in Töne zu fassen versucht. Da steht groß und gewaltig an der Spitze das Credo, ich glaube. Aber es steht nicht nur an der Spitze, sondern es wiederholt sich immer wieder in jubilierenden Tönen. Und drunten im tiefen Baß tönt durch alle Teile des Bekenntnisses der Christenheit, durch das wogende Meer von Melodien wie eine alles tragende granitne Untermauer (er fällt hier aus dem Bilde!) das große, feste, triumphierende Credo, credo, credo, ich glaube! Es ist, als könne er nicht genug Töne finden, um es auszudrücken, wie glücklich ein Mensch ist, der von Herzensgrund mit einstimmen kann in dieses „Ich glaube" der Christenheit." Nicht wahr, wenn wir dies lesen, so möchten wir jene Beethoven Messe mal hören und — würden sie wohl besser verstehen mit diesem Kommentar. Es sei uns vergönnt, noch eine Illustration aus dieser Predigt zu erwähnen, besonders da sie recht gut in diese unsere kriegerische Zeit hinein paßt. „Als ich in jüngeren Jahren an der Garnisonkirche in Berlin stand, sah ich öfters die alten Fahnen, die der Armee im siebenjährigen Krieg und in den Freiheitskriegen vorangetragen wurden. Es waren Fahnen, die von den Kugeln der Feinde zerschossen und zerfetzt waren. Aber das ist ja gerade die Ehre der Armee, daß ihre Fahnen die Spuren ruhmvoller Kämpfe tragen. Eine in der Schlacht erprobte, mit dem Heldentode Tausender verteidigte Fahne ist mit ihren Fetzen mehr wert als die schönste neue Fahne aus Samt und Seide. Es gibt dem Soldaten mehr Mut als das bewunderswerteste Kunstwerk. Er sagt sich: Unter dieser Fahne haben meine Väter mit Ehren gefochten, unter ihr will auch ich treu bleiben bis zum Tod. Und wenn man uns heute wieder ein neues Bekenntnis geben

möchte, in dem alles, was vermeintlich hart, scharf, anstößig, unmodern ist, fein säuberlich ausgemerzt ist, da wollen wir sagen: Behaltet euer fein ersonnenes Kunstwerk für euch! Unter dieser Fahne hat die alte Christenheit von Anfang an ihre Heldenkämpfe ausgekämpft, da wollen auch wir zu finden sein."

In der Rede über „An Gott den Vater" spricht er von den Gottesbeweisen. Er gibt mit Kant zu, daß man das Dasein Gottes nicht wie einen mathematischen Lehrsatz zwingend beweisen kann, doch findet er drei starke Argumente dafür in der Geschichte, der Natur und dem Menschen selbst. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns die Allgemeinheit wie die Kraft des religiösen Bewußtseins. Bezüglich der Frage: Gibt es einen Gott? herrscht absolute Einstimmigkeit in dem großen Völkersaal der Menschheit. Die Natur in ihrer Gesetzmäßigkeit weist auf eine Intelligenz, einen Gesetzgeber hinter ihr. Das Gewissen des Menschen mit seinem Sittengesetz deutet auf ein Tribunal hin, vor dem der Mensch sich verantwortlich fühlt. Freilich die beiden ersten Gründe richten sich an den Verstand, und der dritte, die Stimme des Gewissens, kann von den lauten Tönen der Leidenschaft überwältigt werden. Kopf- und Herzglaube sind verschieden. Ein Philosoph hat zwar gesagt: Ich bin mit dem Herzen ein Christ, mit dem Kopfe ein Heide. Bei vielen ist umgekehrt das Christentum im Kopf, doch nicht im Leben. „Die größte Reise auf Erden ist die Reise vom Kopf zum Herzen."

Doch wir finden darüber weiteres in dem nächsten Kapitel über „den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden." Dies Kapitel hat uns persönlich im ganzen Buche am meisten angesprochen. Wer nun freilich erwartet, daß er hier das „erste Blatt der Bibel" wissenschaftlich behandelt, daß er uns zeigt, wie weit dort Moses recht habe, und wo wir der Naturwissenschaft zu folgen haben, der wird sich getäuscht finden. Mit der Geologie und Geschichte der Erde läßt er uns ganz ungeschoren. Er redet vielmehr als der Poet, der Mann des Gefühls, der Künstler, dessen zart- und feinbesaitete Seele von dem Kunstwerk der Schöpfung Gottes im großen und kleinen in begeisterte Schwingungen versetzt wird, also ähnlich wie David im 104. und 8. Psalm; ihm, wie dem großen Tonkünstler Haydn, „rühmen die Himmel des Ewigen Ehre." Er stellt deshalb den jauchzenden 8. Psalm an die Spitze seiner Betrachtung und redet in ähnlich begeistertem Schwung wie der Sänger dieses Naturgedichtes. Dabei wird uns ganz besonders auffallen, wie er trotz aller schwungvollen Begeisterung dem Bibelwort gerecht wird und es selbst im einzelnen treu, klar und gewissenhaft auslegt. Hier liegt die Stärke des deutschen Predigers gegenüber dem amerikanischen und englischen. In unserem Lande sind die "Topical Sermons" die Regel. Es wird ein Gegenstand, ein Thema gesucht und dazu ein Text gewählt. Dies Thema wird dann abgehandelt, und ist weder die Einteilung aus dem Text genommen, noch wird überhaupt der Textauslegung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In deutschen Predigten dagegen ist der Text alles, und die Treue gegen den-

selben wird in der Auslegung so weit getrieben, daß oft der Prediger in eine sklavische Abhängigkeit gerät, die seine Arbeit für den Zuhörer langweilig und unfruchtbar macht. Schneller hingegen vermeidet sowohl die Scylla der Textignorierung als die Charybdis der Textvergötterung. Obwohl ihm mit jedem Stück des Glaubensbekenntnisses ein Thema (a topic) gegeben ist, tut er doch nebenbei seinem Bibeltext gebührende Ehre an und verwebt in der Ausführung die beiden in höchst geschickter und oft meisterhafter Weise; am besten ist ihm das wohl in der Schöpfungspredigt gelungen. „Es ist, wie es der 103. und 104. Psalm in dichterischer Schönheit aussprechen, die höchste Bestimmung des Weltalls, in den Lobpreis Gottes einzustimmen. Die himmlischen Heerscharen, von denen eine angeblich moderne, tatsächlich aber sehr alte Weltanschauung so bestimmt zu wissen vorgibt, daß sie gar nicht existieren, loben ihn Tag und Nacht mit Worten und gewaltigen Taten; denn sie sind ja die „starken Helden, die seinen Befehl ausrichten." Auch David, dieser weitaus am meisten gelesene Dichter aller Zeiten, stimmt in diesem vor 3000 Tausend Jahren gedichteten Psalmen ein in diese erhabene Weltsymphonie des Lobes Gottes und mischt unsere kleine Menschenstimme in die der ewigen Lobsänger Gottes, indem er ihn anredet: „Du, den man lobet im Himmel." Der große Harfenschläger soll heute die Saiten auch unseres Herzens rühren zum Lobe Gottes mit seinem zwiefachen Halleluja, dem Halleluja aus der großen Welt der Schöpfung und dem Halleluja aus der kleinen Welt der Menschen. Man beachte, wie er natürlich und geschickt aus dem Text seine Einleitung gewinnt.

„David hatte ein offenes Auge für die Herrlichkeit Gottes in der Natur. Es gibt ja viele Menschen, die durch die Natur gehen wie ein Blinder durch eine schöne Gemäldesammlung, ohne jemals nach dem großen Meister zu fragen, der das alles gemacht hat. Wem aber einmal die vier ersten Worte unseres Glaubensbekenntnisses „Ich glaube an Gott" zur persönlichen Gewißheit geworden sind, dem ist die Natur eine mit tausend Zungen redende Zeugin von der Herrlichkeit Gottes. Wie eine Muschel, wenn man sie ans Ohr hält, rauscht, als tönte darin nach eine Erinnerung an die ferne Heimat, das rauschende Meer, so rauscht durch die Schöpfung, wenn man sie mit dem Ohr des Glaubens belauscht, ein Halleluja von der Ehre und Herrlichkeit Gottes." Ist hier das Rauschen der Muschel im Ohre nicht herrlich und poetisch gedeutet? Nirgends zeigt sich die Schönheit und Pracht der Sprache so wie in dieser Schöpfungsrede, deshalb schreibe ich auch so viel davon wörtlich aus und hoffe, daß die Brüder, die das Buch nicht haben, mir dies verzeihen werden.

„Wer könnte in feierlicher Morgenstille allein auf einsamer Bergeshöhe oder im rauschenden Hochwald stehen, ohne etwas von dem geheimnisvollen Wehen zu empfinden, das der Dichter in den Worten ausspricht: „Der liebe Gott geht durch den Wald"? Darwin, mit dessen Namen manche den Namen des „Allmächtigen, Schöpfer Himmels und

der Erden" ausstreichen zu können meinen, sagt: „Kein Mensch kann in der erhabenen Einsamkeit der Schöpfung stehen, ohne zu fühlen, daß noch ein anderer Odem in ihr weht, als bloß der leibliche."

Wiegand, der moderne Naturforscher, sagt: Es ist alles eine und dieselbe Sprache, was Altes und Neues Testament, Donner und Regenbogen, Berge und Wasserfälle, Sterne und Blumen reden, sie rufen insgesamt: „Der Herr ist nahe!" Man lese, was Schneller weiter über die Sternenwelt sagt in weiterer Auslegung seines Textes, man lese aber auch, was er im zweiten Teil sagt über das Halleluja aus der kleinen Welt des Menschen, hier besonders über das „und des Menschen Kind, der du dich seiner annimmst." Er stellt sich vor, der Sänger habe sein kleines Kind bei sich, und es erfüllt ihn mit Staunen, daß Gott sich in diesem kleinen Kinde noch herrlicher offenbart als in der größten Sonne. Darum sagt er: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet u. s. w. Er will sagen: Ich brauche noch gar nicht auf den erwachsenen Menschen mit seinem gereiften Geiste zu sehen, schon dieses kleine Kind sagt mir genug. Selbst das Reden der jungen Kinder, die doch schon so merkwürdige Fragen über Gott stellen können, die der Weiseste nicht beantworten kann, was doch die Sonnen da droben alle miteinander nicht können, ja sogar das Lallen der Säuglinge mit ihren unartikulierten Lauten, in denen sich doch schon das Geheimnis des erwachenden Geistes ankündet, weist hier auf die höchste und geistigste Schöpfung Gottes, den zu seinem Bilde geschaffenen Menschen. Dies Reden der jungen Kinder, dies Lallen der Säuglinge ist das Halleluja der Kinderwelt, ein durch die ganze Welt gehender Kindergottesdienst, der da „vertilget den Feind und den Rachgierigen," d. h. der auch den hartnäckigsten Gottesleugner entwaffnen und zuschanden machen muß." Als ich diese Stelle las, sagte ich begeistert bei mir selbst: Sch., das hast du gut gemacht! Diese Auslegung jener bekannten und doch oft wenig verstandenen Stelle, die du so zu sagen nur so nebenher mit in den Reigen der Lobsänger Gottes hineingezogen, ist einer der glücklichsten Griffe in deinem ganzen Buche.

Wir kommen zum zweiten Artikel, aber ich muß mich nun mit Gewalt beschränken. Die Rede über „Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn," die Sonne, die zwar einer fernen Welt angehört, aber so treulich mit uns wohnt und Licht und Wärme zu uns bringt, ist auch ein herzerfreuendes Labsal, wie sich's nicht anders gehört. Er fügt Zeugnisse berühmter Männer an von Hufeland, Napoleon, Goethe, R. Wagner für die Göttlichkeit Christi, deren man sich gern bei Gelegenheit bedienen wird.

Er führt uns in das Heiligtum des Leidens Christi mit dem Wort von dem Feuer, das er gekommen ist anzuzünden. „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon." „Das Holz, an dem der Weltbrand entzündet werden mußte, um wie ein ungeheurer Flammenstoß über die ganze Welt hinwegzuleuchten, war sein Kreuz. Und das erste Scheit, das in diese Flamme hineingeworfen werden und verbrennen mußte, war er

selbst.“ Bei „unter Pontius Pilatus“ nimmt er noch einmal Bezug auf Beethovens Missa Solemnis. „Da kommen erst die majestätisch erhabenen Klänge des ersten Artikels, die den Weltschöpfer preisen. Dann die frohlockenden, jubilierenden Töne des zweiten Artikels, die das Geheimnis von Bethlehem, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, verkünden. Aber dann wird es auf einmal still. Die lauten, jauchzenden Töne dämpfen sich zum leisesten Pianissimo. Es ist, als träten wir vor die Pforten eines bangen und schweren Geheimnisses. Es wird still wie in einem Sterbehause. Es ist, als ob es uns in der Sprache der Musik zuriefe: „Zeuch deine Schuhe aus! Denn der Ort, darauf du stehest, ist heiliges Land.“ Und dann kommen in dumpfen, gehaltenen Tönen die Worte des Chors: Gelitten, gelitten unter Pontius Pilatus. So, in ehrfürchtiger Stille, anbetend die Geheimnisse Gottes, wollen auch wir heute hintreten vor den großen Leidenden, den wir jetzt in der Passionszeit begleiten auf seiner Via dolorosa.“

Wenn wir nun mit dem „gekreuzigt — gestorben“ in das Allerheiligste des zweiten Artikels hineintreten, so muß ich gestehen, daß mich diese Predigt, ich will nicht sagen, enttäuscht, aber doch jedenfalls nicht ganz befriedigt hat. Er fragt: Warum konnte Gott die Sünde nicht vergeben ohne Christi Tod? und antwortet: Jesu Tod war nötig, um die Verdammlichkeit der Sünde zu bezeugen. Das große Sündenbekenntnis der Menschen wurde hier durch ihn als Stellvertreter derselben abgelegt. Was Sünde sei, wie groß und was sie verdiene, was Gott von ihr denke, das spricht Christus hier aus nicht in Worten, sondern in der Tat des Leidens und Sterbens um der Sünde willen. Er erzählt da die ergreifende Geschichte von einem kaukasischen Stammesfürsten, der, um der allgemeinen Bestechlichkeit Einhalt zu gebieten, auf jeden weiteren Fall hundert Geißelhiebe setzt. Und wer ist der nächste Schuldige? Seine eigene Mutter! Welche Seelenqual, welche Kollision von Pflicht und Neigung, von Herscher- und Sohnespflicht. Wie wird sie gelöst? Der Sohn läßt die Geißelung vornehmen. Aber beim fünften Schlag ruft er „Halt!“ und nimmt die anderen fünfundneunzig auf seinen eigenen Rücken. So wurde die verletzte Ehre des Gebotes wieder hergestellt und zugleich Gerechtigkeit geübt. Aehnlich war es bei Christus. Das ist richtig, sagen wir. Die eine Seite des Leidens, sofern es die Verdammungswürdigkeit der Sünde darstellt, ist allerdings damit zum Ausdruck gekommen, aber die andere, daß eine Sühne geleistet wird für die Sünde und eine Versöhnung zwischen Gott und dem Sünder stattfindet, bleibt unerwähnt. Das Lamm Gottes trägt nicht nur die Sünde, es überwindet sie. Ueber die Sünde wird nicht nur das Verdammungsurteil ausgesprochen, sondern auch über den Sünder die Vergebung eben in diesem Leiden und Sterben, nicht nachher erst. Christus ist nicht nur eins mit der Menschheit im Sündenbekenntnis, sondern auch in dem Darbieten der Sühne, im Vollbringen des Erlösungswerkes, im Hinsinken in Gottes nun gnädige und offene Hände. Es war mir auffällig, daß Sch. diese Seite nicht voll hervortreten läßt, da wir keinen Augen-

blick zweifeln, daß auch dies zum Inhalt seiner Glaubensüberzeugung gehört.

Hier schließen wir mit der Besprechung des prächtigen Buches, denn wir können und wollen keine Inhaltsangabe desselben geben. Die Hauptpunkte und -vorzüge haben wir berichtet. Ausstellungen machten wir nur selten. Beim dritten Artikel setzen wir höchstens ein Fragezeichen bei seiner Predigt über „Abgestiegen zur Hölle". Er sagt davon, Luther habe sich geäußert, daß was Christi Höllenfahrt sei, er noch nicht für genügend geoffenbart halte. Dennoch hat Sch. darüber sehr weitgehende Ansichten. Es sei dieser Artikel ein Teil von Christi Erlösungswerk. Er sei in die Unterwelt gegangen zur Verkündigung des Evangeliums und habe den harrenden Generationen der Vorwelt die Erlösung von Golgatha zugänglich gemacht. Und noch heute habe dies seine Bedeutung. Wie ist es mit den Heiden, die ohne Christum hinsterben, den hinsterbenden kleinen Kindern, den Geisteskranken u. s. w.? Hat Christus Missionare in China und Japan, aber nicht in dem gewaltigsten Menschenreich, dem Totenreich? Sollte nicht denen, die hier keine rechte Gelegenheit gehabt, eine solche dort gegeben werden? Spricht Christus nicht von einer Vergebung „in jener Welt"? Dies letztere bezieht sich auf Matth. 12, 32: „Die Sünde wider den Heiligen Geist wird nicht vergeben weder in dieser, noch in jener Welt."

Hier sagen wir, das sind Phantasien und Privatmeinungen. Sch. wurde von einem Offizier, dessen Mutter ohne Glauben gestorben und dem er das Obige zum Trost sagte, gefragt: Ja, aber warum predigen Sie das denn nicht? Eben aus diesem Grunde, weil es nicht genügend Anhalt in der Schrift hat.

Also hier und da ein Fragezeichen, doch sonst lieber und an vielen Stellen Ausrufungszeichen des höchsten Lobes und der Bewunderung. Wer wollte nicht solche Glaubensfestigkeit, solche Schrifttreue, solche meisterhafte Auslegung bewundern, sich an dem Klang und Adel der Sprache nicht ergötzen, sich von seinem Schwung der Seele nicht hinreißen lassen? Wir sagten, Sch. sei in Palästina geboren, aber an Gemütstiefe, Naturfreude und -verständnis, an künstlerischem Geschmack, Aufgeschlossenheit für die große Welt der Töne ist er ein echter deutscher Mann. Solche Leute haben wir immer lieb gehabt, aber in diesem Jahr 1916, dem dritten Jahr des Krieges der Welt gegen das deutsche Volk, sind wir besonders stolz auf sie und loben sie, aller Welt zum Trotz und Gott zu Ehren.

Der klaffende Gegensatz der Evangelisten gegen die Schrift.

Von J. Niemann, Austin, Tex.

In diesem Wunderlande werden die Evangelisten nachgerade so zahlreich, daß man bei jeder Straßenbiegung befürchten kann, mit einem dieser „außerordentlichen Menschen" zusammen zu stoßen. Ein kulturseliger Sektenprediger aus der Millionenstadt Chicago hat mir nämlich

auf seine Ehre versichert, daß ein „Evangelist“ eine Kunst sein eigen nenne, die mit dem Predigerstand selbst nicht verbunden sei, weil ein Pastor bloß predigen könne, der Evangelist aber erwecklich predige.

Uebrigens haben die Evangelisten selber auch schon ihr „Standesgefühl,“ wie die nachstehende Aeußerung des südlichen Evangelisten Ham deutlich anzeigt. Dieser Held des Tages erklärte nämlich am 17. November 1916 in der texanischen Hauptstadt: „Nur zu viele Prediger fürchten sich heute, das Uebel in den höheren Gesellschaftsschichten zu bekämpfen: eben gegen das schreckliche Liquor-Geschäft den Kampf aufzunehmen. Ich fordere aber irgend jemand heraus, mir zu zeigen, daß die Bibel gegen die Evangelisten — gegen die professionellen Evangelisten ist. Ich fürchte mich nicht vor diesem Wort, noch schäme ich mich desselben. Wenn ich einen Arzt, einen Advokaten oder einen Lehrer begehre, so will ich einen „proffsionellen,“ aber keinen Quacksalber oder Schwindler.“

Nun ja, der „wahre Jakob“ kommt natürlich immer aus Amerika. Wenn sie denn sonst niemand anerkennt, so müssen sie sich doch wenigstens selbst anerkennen: diese „berufsmäßigen Evangelisten“ nämlich.. Nur machte der redselige Ham einen etwas einfältigen Vergleich, als er sich neben Arzt, Advokat und Lehrer stellte; denn diese Berufsklasse sind alle „diplomiert,“ d. h. eine zuständige Behörde hat die einzelnen zuvor auf ihre Fähigkeit geprüft, ehe sie auf das liebe Publikum losgelassen werden. Wer aber hat je den Billy Sunday oder den weißen Ham zu ihrem neuen Beruf ausgebildet, oder sie geprüft und bevollmächtigt?

Wahrlich, Amerika kennt nicht bloß die „Gewissensfreiheit,“ es kennt auch die „Komödiantenfreiheit,“ die Berechtigung nämlich, daß sich jemand als etwas Großes und Absonderliches vorstellen darf, wenn er dazu Lust und Zeit hat. Nun wollen wir die letzten sein, die Amerika wegen dieser wahrhaft rührenden Großmütigkeit richten. Aber etwas anderes dürfen und müssen wir hier beanstanden: den Titel, die Tendenz und den Firlefanz dieser absonderlichen Wanderlehrer.

Wie also der verwegene Ham — der ja mit der angenommenen Davidsmiene auf einen angeblich frechen, fürchterlichen, fluchwürdigen Riesen loszieht: auf die Brauer, Wirte und Trinker — es selber mit allem Nachdruck hervorhebt, ist er eines Hauptes höher, als die Prediger überhaupt, er ist nämlich vom Kopf bis zur Zehenspitze „Evangelist.“ Es soll ihn daher niemand in die Reihe der Schwindler stecken; er will als „Professionalist“ — als Zünftiger, als Fachmann, eben als besonderer Gottesmann betrachtet werden. Und wie „biblisch“ er dabei ist, wie salbungsvoll, wie feierlich-ernst! Er wettet zwar nicht gerade um die Zweifelfrage, ob er auch wirklich das und der sei, was er vorgibt zu sein; aber er tut etwas ähnliches, er fordert seine Zuhörerschaft nämlich zum Gegenbeweis heraus, aber nur auf dem

Fechtboden der Bibel. Und wer kann ihn da widerlegen? Die Bibel redet ja wirklich von „Evangelisten," stellt sie wirklich zwischen "Apostel" und „Hirten" (Pastoren), bezeichnet sie ebenfalls als „Christusgeschenke" an die Welt (Eph. 4, 11). Und dennoch ist der Ham des 20. Jahrhunderts sehr im Irrtum, daß er seine Schwatzkunst als naturgetreues Abbild der altchristlichen Evangelistenarbeit auffaßt und proklamiert.

Worin bestand denn nach neutestamentlichem Begriff der Evangelisten Vollmacht und Ansehen? Etwa darin, daß ein Haufe Menschen ihnen zujubelte, wenn sie etwas Verwegenes verwegen aussprachen, wie das jetzt bei den Evangelisten geschieht? Mit andern Worten, waren sie durch Volkes Gunst und Gnade zu ihrem Amte gelangt? Das wird niemand aus der Bibel beweisen können. Aber aus der Bibel kann bewiesen werden, daß die Evangelisten Schüler und Bevollmächtigte der Apostel waren. So war Philippus, der nach Ap.-Gesch. 21, 8 als in Cäsarea ansässiger Evangelist aufgeführt wird, zuvor unter der Aufsicht der Apostel zu Jerusalem, dann wieder in der samaritanischen Stadt, wo er eine Christengemeinde gründete, und selbst als er Cäsarea zu seiner Bleibstätte erwählt hatte, ging Petrus inspizierend den Fußspuren dieses eifrigen und erfolgreichen Missionars nach, z. B. nach Lydda und Joppe, ja zuletzt nach Cäsarea selbst, wie aus Ap.-Gesch. 8—10 zu ersehen ist. Wer nun aber die sog. „Pastoralbriefe" — die Instruktionsschriften Pauli an Timotheus und Titus — aufmerksam durchliest, der wird uns wohl beipflichten wollen, daß Philippus, der bisher nur Reiseprediger gewesen war, erst durch Petri Besuch in Cäsarea sein Evangelisten-Patent erhielt, d. h. seine apostolische Bestätigung als kompetenter Distriktsaufseher in den von ihm selbst gegründeten Gemeinden. Daß nämlich auch Timotheus und Titus mit solcher weitgehenden Aufsichts- und Zuchtgewalt innerhalb eines gewissen Distriktes betraut waren — und zwar unter dem vom Apostel selbst gebrauchten Titel „Evangelist," beweisen ja die Briefe an diese Gottesmänner klärlich, man vergleiche nur 1. Tim. 1, 3; 5, 19; 2. Tim. 4, 1—5 und Tit. 1, 5, sowie 3, 10.

Mithin nimmt der wortgewaltige Ham den Mund gewiß zu voll, wenn er vorgibt, nach biblischem Begriff und nach göttlichem Recht „Evangelist" zu heißen. Wo ist denn seine vorgesetzte Behörde, die ihm zum „Laufen" Auftrag gab, wie bei Timotheus und Titus — wo seine Diözese — wo seine Amtsgerechtsame? Mit demselben Recht, womit der Landstreicher Ham sich „Evangelist" nennt, wird auch einmal der Mensch der Sünde die verwegene Behauptung aussprechen- er sei „Gott."

Was man aber von der Hamschen Vermessenheit sagen darf, das gilt auch von Billy Sunday und seinen Nachahmern: nämlich, daß sie falsche Evangelisten sind, um nichts besser, als die falschen Apostel im Anfang der Christenheit. Wenn diese Landstreicher denn ja einen Namen haben müssen, so wäre der Titel „Revivalist" wohl gerade ausreichend, um ihnen einen anständigen Platz in den Listen des Zensusbeamten zu sichern. Unanstößig ist dieser Titel allerdings auch

wieder nur im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten — im „Narren-Paradies."

Hier kommen wir denn nun zu der Tendenz und dem Firlefanz der modernen Evangelisten. — Gewiß, sie sind worteifrig, wennschon auch nicht gerade wissenschaftlich. Wohl arbeiten sie mit den biblischen Begriffen „Sünde" und „Gnade"; aber sie haben sich noch nie die Zeit dazu genommen, die Propheten und Apostel darüber zu befragen, was denn eigentlich das Gottbeleidigende am Menschenkinde ist, oder auch was die Menschenfreundlichkeit Gottes bedeutet. Wenn daher die Voßsche Satire je ihr Recht hatte, dann trifft sie zuerst und zumeist diese amerikanischen Erweckungsprediger, der Urteilsspruch: „Interpret" — was ist das? Ein Dolmetsch. Aber ein „Dolmetsch"? Läßt die Gedanken in Ruh — Worte zermetscht er wie toll. —

In der Tat, diese „Evangelisten" reden — und nehmen neben der scharfen Zunge wohl auch noch die Miene zu Hilfe, sogar die Geberde des Hanswurstes — so reden sie wohl und reden bis zur Mitternacht, — und sagen doch nichts. Ihre Worte sind eben hohl, ihre Beweise einseitig, und wenn sie jemand damit überzeugen, dann sind es die „Dümmlinge." — Redner dieser Art sind weit davon entfernt, mit Christus eine Aehnlichkeit zu haben oder auch nur mit Paulus. Wenn nämlich jemals einer voll Begeisterung und Befähigung war, Sünder zur Buße und zum Glauben zu führen, dann war es der Nazarener selber. Aber wie hat er missioniert? Etwa wie Ham oder wie Sunday? Nehmen wir als Beispiel die Bekehrung des Nikodemus, der im ersten Jahre der öffentlichen Arbeit des Herrn sich bei diesem zu einem Nachtgespräch einfand. Wir finden dasselbe aufgezeichnet im ersten Teil des dritten Kapitels des Johannesevangeliums und wenn wir diesen Abschnitt mit Sorgfalt zergliedern, so merken wir allerdings etwas von der betonten Dringlichkeit zur Lebensbesserung; aber es fällt dem ernsten Bußprediger durchaus nicht ein, seinen interessirten Zuhörer noch in derselben Nacht herumzubringen, geschweige durch ein „Gebetsmanöver" oder durch ein kleines oder großes „Geberdenspiel." Nein, das Zwiegespräch trug durchaus einen keuschen, sachlichen und besonders hinterlistfreien Charakter. Und der Erfolg blieb nicht aus. Von allen Mitgliedern des hohen Rats war Nikodemus der erste, der für Christum Partei nahm, so daß seine Kollegen spottend fragten: Du wirst doch nicht auch aus Galiläa sein? (Joh. 7, 52.) Und wieder war es dieser jesusfreundliche Oberste, der am Karfreitag den Mut hatte, für den Allerverachtetsten noch das Letzte zu tun: ihn würdig bestatten zu helfen. — Das war eine Bekehrung, die sich sehen lassen konnte. Ja, wir dürfen wohl mit Recht sagen, Nikodemus war eher zur Evangelistenarbeit geeignet, wie Sunday und Ham — und wie ihr kleingeistiger Troß sonst noch heißt. — Aber kommen wir auch noch kurz auf die Bekehrungsmethode des obengenannten Apostels zu reden. Wer könnte es denn in Abrede stellen wollen, wenn er Ap.-Gesch. 26, 25—29 liest, daß Paulus nicht ernstlich wünschte, Agrippas mtisamt seinem Gefolge eben-

falls in Christi Nachfolge zu sehen? Aber wie taktvoll ist Pauli Werbung, wie gerne gibt er Zeit zur Ueberlegung. Und doch war er direkt ja entschlossen, als er zu diesen Hohen sprach. Was ihn aber vorteilhaft von dem modernen Werber unterschied, war seine Mäßigung. Er wünschte überhaupt keine „Erweckung," sondern „Bekehrung," überhaupt keine „Gefühlsduselei," sondern „Herzenszerknirschung" — und darum finden wir auch nirgend im Neuen Testamente Spuren von „Kinderbekehrungen," worauf die modernen Evangelisten doch aus sind. Die Alten wünschten ehrliche Bekehrungen, solche Sinnesänderungen, die auch tatsächlich auf Erkenntnis beruhten, auf Wissen und Gewissen.

Doch wozu geben sich die heutigen Evangelien her? Zu dreierlei: 1. Zum verwerflichen Gelderwerb; 2. zur gemeinen Kirchenpolitik, und 3. zum Dämagogentum überhaupt.

Von Billy Sunday weiß es jetzt die Welt schon, daß er nur das Geld wünscht, wenn er in die sog. „Satansburg" eindringt. Seine „Predigt" ist lediglich nur Mittel zum Zweck — und dieser Zweck heißt eben „Mammon" — und wenn noch etwas „Beifall" daneben fällt, so verschmäht er diesen auch nicht. Er ist ein richtiger Simon Magus, der gerne eine Kleinigkeit für das Predigtbuch eines Sensationspredigers hinlegt, um dann seine „Wissenschaft" in Kapital umzusetzen, aber so, daß sich seine „Pastorei" noch etwas besser bezahlt, wie vormals seine Spielerei. Offenbar ist es seine Absicht, noch erst Millionär zu werden, ehe er sich zum Sterben niederlegen will. Dann ist er wenigstens sicher, daß er zu den erfolgreichen Amerikanern gerechnet werden wird, deren „Gedächtnis" von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt. Die Schrift aber sagt, daß es etwas Unwürdiges ist, wenn man die „Gottseligkeit" zur Erwerbsquelle macht (1. Tim. 6, 5). Und wie Billy Sunday, so sind auch seine „Nachtreter" — gleichviel, welchem Beruf sie früher oblagen, oder wem sie ihr „inneres Licht" zu verdanken haben: sie alle sind „Harpagonen," auf gut deutsch „Geldangler." —

Und zum zweiten machen sie in einer recht verächtlichen „Kirchenpolitik." Sie tun ja so selbstlos, wenn sie Land und Wasser durchreisen, um einen „Christengenossen" zu machen, so selbstlos, daß sie gleich erklären, die „Fische," die wir während unsers Verweilens fangen, werden wir bereitwilligst an die schon bestehenden Gemeinden — an die liebwerten „Amtsbrüder" abtreten. Ach, wie das imponiert! Gleich laufen gewisse Prediger zu dem Karpfenteich des Evangelisten, um seinen Fang täglich mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Wissen sie doch, daß sein Erfolg auch ihr Erfolg ist — und deshalb leihen sie ihm gerne bescheidenen Beistand, indem sie ihm „beten" helfen, ja, „suchen" und „sammeln" helfen. Und wenn der gefeierte Fischer dann wieder den Zug besteigt, zieht er doppelt „gesegnet" von dannen, zuerst mit einer guten Einnahme versehen, und zweitens von dankbaren Erinnerungen begleitet vonseiten aller „christlichen Arbeiter," die durch

seine vorübergehende Kunsttätigkeit numerischen Nutzen empfingen: neue Glieder, und das bedeutet im letzten Ende eine Gehaltserhöhung für die Prediger des Ortes, die auch ganz froh sind, wenn sie am Jahresschluß statt der kümmerlichen dreistelligen Zahl (Hunderte) eine vierstellige (Tausende) als Einnahme hinzeichnen können. — So hilft eben ein „Zöllner" dem andern — und das alles unter dem Schein der Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Hier wird aber Pauli Schwarzseherei zur entsetzlichen Wirklichkeit: Nach meinem Abschied — ich weiß es — werden auch aus euch selbst Männer aufstehen, die verkehrte Lehren reden, um die Jünger abzuziehen — ihnen nach (Ap.-Gesch. 20, 29. 39).

Jawohl, diese geistlichen Zigeuner, die den Einfältigen für klingende Münze über Höllenpein und Himmelswonne „wahrsagen," diese nicht vom Herrn gesandten „Träumer" weissagen aus ihrem Eigenen: sie sind der Wahrheit beraubt und zanken gern (vgl. 1. Tim. 6, 3—5). —

Sie sind darum drittens „Dämagogen" vom reiner Wasser, d. h. professionelle Volksbetrüger. Ihr Evangelium heißt eben: Das Land muß „trocken" werden, ehe es einem Garten Gottes gleicht: der verfluchte Alkohol muß abgetan werden!

Daran ist denn etwas wahr, aber vieles neu; nur ist das Wahre nicht gerade neu, noch ist das Neue wahr. — Sicherlich ist die Trunksucht verwerflich, moralisch sowohl, wie sozial. Aber trinken und saufen ist gerade so verschieden, wie essen und fressen. Und wer da vorschlägt, den Brauern und Wirten das Handwerk zu legen, weil gewisse Menschen das gegorene Getränk in Uebermaß gebraucht haben, der muß logischerweise auch verlangen, daß die Müller und Bäcker ebenfalls von der Liste der Gewerbetreibenden gestrichen werden, weil es nicht selten vorkommt, daß Leute durch das gegohrene Gebäck (durch Brot) sich Schaden zufügen, sei es, daß sie dasselbe in unvernünftiger Menge verschlingen oder im verschimmelten oder noch warmen Zustand. Wenn aber etwa die „Giftfrage" die Entscheidung herbeiführen soll — weil ja Trauben- und Gerstensaft im gegorenen Zustand einen gewissen Prozentsatz Alkohol entwickeln — nun, dann sollten die Aerzte und Apotheker doch wohl viel eher verdammt werden, weil die noch etwas anderes wie Alkohol in den menschlichen Körper hineinschaffen — und das sogar beim krankhaften Zustand des Menschen.

Wie hat denn nun Paulus sich zu der Trinkfrage gestellt? Einfach so, daß er zwischen Weintrinkern und Weinsäufern einen Unterschied machte. Er warnt ja mit allem Ernst vor der Völlerei beim Trinken, und sagt auch offen, daß Trunkenbolde so wenig Reichserben werden können, wie Habsüchtige oder Lästerer u. s. w. Aber das hält ihn nicht ab, den Diakonen und Evangelisten den Wein zu belassen, so lange sie denselben als ein „Weniges" zu sich nehmen (vgl. 1. Tim. 3, 8 und 5, 23). Und wenn auch die Korinther bei ihren Abend-

mahlsmißbräuchen zuweilen „trunken" waren (vgl. 1. Kor. 11, 21), so fühlt sich Paulus doch noch nicht berufen, um einen ungegorenen Wein bei der Gedächtnisfeier der Erlösung zu empfehlen, weil er offenbar wußte, daß bei der Stiftung des erhabenen Herrenmahles gerade der fermentierte Wein gebraucht worden war, wie er nach Angabe der Profanschreiber auch beim Passah verwandt ward. So hatte Paulus auch die Beispiele vom Mißbrauch des Weins vor Augen, dennoch aber fiel es ihm nicht ein, nun die Herstellung und den Verkauf des edlen Getränkes zu hintertreiben oder gar die Christengemeinden anzufeuern, bei der Obrigkeit Hilfe zu suchen gegen die Trunksucht. Nein, der Apostel stellte den Trunkenbold entweder in die Gemeinde hinein, indem er ihn durch das Evangelium erst besserte, oder er schaffte ihn aus der Gemeinde wieder hinaus, indem er Zucht an ihm üben ließ, wie 1. Kor. 5 und 6 beweisen. Er rückte die Sauffrage aber nicht ins politische Gebiet, forderte nicht die Obrigkeit zur Beseitigung der Schwelgerei auf. Warum nicht? Darum nicht, weil die Obrigkeit nicht die Moral, sondern nur das Recht zu handhaben hatte. Außerdem wußte Paulus doch auch, daß nur der Heilige Geist das Gelüste des Menschen zu zügeln vermochte, nicht aber der Buchstabe — auch nicht das römische Recht. — Wie anders aber die Stimmführer der heutigen Prohibitionisten — die sich selbst beräuchernden Evangelisten. Diese wünschen ja für den Trunkenbold Hilfe durchs Gesetz — durch den starren Buchstaben. Diese Toren — diese Apostelfeinde! —

Aber sie setzen sich mit ihrer neuen Weisheit nicht nur zum Apostel im direkten Gegensatz, sondern auch zum Meister selbst. Ja, sie sind auch anti-christlich, wenn sie den Weingenuß — und damit überhaupt den Weinstock fluchwürdig nennen. Denn sie wollen ja mit ihrer Propaganda — oder sagen wir lieber gleich mit ihrer „Politik" — nicht allein den Mißbrauch, sondern ebenfalls den Gebrauch des gegorenen Weins treffen. Nicht allein der Genuß und Besitz des Alkohols, sondern auch der Handel und die Herstellung desselben sollen bei hoher Strafe verboten werden.

Also sehen wir uns Christi Stellung mitbezug auf den Wein an. Zuerst darf betont werden, daß er Brot und Wein — die im ganzen Alten Testament als unzertrennliche Zwillinge dastehen — nicht allein beim Passah duldete, sondern sie auch als beredte Sinnbilder im Abendmahl einführte. Ja, der Herr dankte für beides, für das Brot — und nicht minder auch für den Kelch, eben für das Gewächs des Weinstocks und scheute sich auch nicht vor der Verheißung, auch nach seiner Wiederkunft vom Rebensaft trinken zu wollen. Es soll aber keiner sagen, daß damals der gegorene Wein noch nicht im Gebrauch gewesen sei. Gerade der war im Gebrauch und gar kein anderer. Und Jesus wußte um diese Herstellung. Er selbst wählt ja den jungen Most und den alten Wein, sowie die verschiedenartigen Schläuche zur Gärung als Gleichnis, ohne eine abfällige Bemerkung über den Alkohol im Wein zu machen. Wäre er überhaupt Trinkfeind gewesen, so hätte er sicherlich

auf der Hochzeit zu Kana eine Philippika gegen den Alkohol losgelassen, wenn nicht anders, so mindestens doch bei der zarten Bitte seiner Mutter, dem eingetretenen Weinmangel abzuhelfen. Aber Jesus verdammte den Wein nicht; im Gegenteil, er selber trank ihn, so gut wie er ohne Bedenken Brot aß. Mit welchem Recht hätten auch seine Verleumder im Pharisäergeschlecht ihn als „Fresser" und „Weinsäufer," d. h. als Genossen der Zöllner und Sünder ausschreien können, falls er, wie sein Vorläufer Johannes, gar kein Brot und keinen Wein genossen hätte? Darum gesteht er auch selber ganz offen, daß er im Gegensatz zum Täufer aß und trank, aber nichtsdestoweniger wie Johannes wegen seiner Lebensweise arg verlästert werde, ja. wider alles Recht (vgl. Matth. 11, 18. 19).

Das sind also die Berichte über Christi Lebensweise, Berichte von seinen vorerwählten Zeugen selbst. Aber die jetzigen Sittenmacher scheinen die biblischen Schriftsteller nicht sehr genau zu kennen oder aber es fehlt ihnen am guten Willen, die Heilige Schrift als Ganzes anzuerkennen, sonst könnten sie unmöglich das sagen und wagen, was sie wirklich sagen und wagen. — Eine Probe von ihren Extratouren bietet z. B. Ham mit seinem Angebot, jedem hundert Dollars zahlen zu wollen, der aus der Bibel zu beweisen vermöge, daß es christlich sei, dem Prohibitionismus zu opponieren. Das heißt also, das ganze Christentum überhaupt im Prohibitionismus zu suchen, in der Vermaledeiung des Weins, wie des Biers. Die Bekehrung, die Ham wünscht und fordert, heißt demnach nicht Abkehr von Selbstsucht und Hochmut — denn er wird seine Schoßsünden schon nicht opfern wollen — sondern Bekenntnis zum trockenen Staat. —

Und warum mußte dieser merkwürdige Ham denn überhaupt nach Austin — der texanischen Hauptstadt — kommen? Politiker, die gegen das Trinkverbot sind, sagen es offen heraus, daß der „Evangelist" von der eben wieder erlegenen Prohibitionspartei gerufen worden sei, um ihr den Sieg für die nächste Wahl sichern zu helfen. Und wer dürfte an dieser Hintertür-Moral zweifeln? Arbeiten doch alle Evangelisten und Prohibitionisten Amerikas auf dies Ziel hin — und zwar mit einem Erfolg, der bedenklich wird. Denn wenn erst einmal die Mehrheit des Volkes soweit ist, den Kongreß als „christlich" zu erklären, weil die Volksvertreter — vielleicht mehr der Not, als der Neigung gehorchend — das ganze Land „trocken" erklärt und jeden Alkoholgenuß für strafbar erachtet haben, so ist die brennende Frage da, ob ein Staatsregiment etwas verbieten und sogar bestrafen darf, was Christus nicht nur nicht verboten, sondern selbst geübt und geheiligt hat. — Dem liberalen Ham aber müssen wir doch versichern, daß zwischen ihm als Abstinenten und dem weintrinkenden Timotheus eine merkwürdige Kluft besteht, oder sollte er auch beweisen wollen, daß Timotheus Pauli Empfehlung, doch ein wenig Wein zu trinken zur Behebung seines häufigen Unwohlseins, keck verworfen habe? Ja, der weintrinkende Evangelist Timotheus war ein rechter Christ, aber der weinverdammende Evangelist Ham ist

näher bei der Hölle, wie beim Himmel. Wenn das nicht stimmt, dann stimmt überhaupt nichts mehr in der christlichen Religion. —

Amerika ist daher schon auf dem besten Wege, durch diese Schreihälse, die ganze Häuser verwirren — um schändlichen Gewinnes willen — an Christus selbst Kritik zu üben, an ihm, der sich dem Weinstock verglich und seine Anhänger den Weinreben, die zum Fruchttragen bestimmt seien, ich wiederhole, Kritik zu üben am Stifter des Abendmahles, der den „Wein" zum Prediger seines Sühnblutes wählte. Und haben diese „Alkoholfeinde" erst einmal den Kongreß und die Konstitution auf ihre Seite gebracht, so sind nicht die kaltgestellten Fabrikanten und Händler am meisten zu beklagen, sondern die, die vom anti-christlichen Staat um ihre Gewissensrechte beraubt oder bestraft werden. —

„Von solchen halte dich fern" — die nicht bei Christus und seiner Lehre bleiben! (1. Tim. 6, 1—5.)

Vom Recht zum Kriege und vom Siegespreis.

Von Pastor M. Weber. (Siehe Nov. 1916, Seite 431.)

Ueber dieses zeitgemäße Thema hat nicht etwa ein Dr. der Theologie, sondern D. jur. et med. Wilhelm Kahl, eine Rede gehalten in schwerer Zeit, die es wert, auch hier den Lesern dargeboten zu werden.

Vom Mittelpunkte des Denkens und Treibens in gegenwärtiger Zeit ausgehend, dem Vaterlande, wolle er nun von dem reden, was Tag und Nacht die Seele bewegt, vom Krieg, und zwar von unserm gerechten Krieg und seiner Frucht. Die Niederwerfung unserer Feinde ist das letzte Ende nicht. Erst mit Siegen über uns selbst wird die volle Frucht des Sieges eingebracht.

I.

Die Frage, gibt es überhaupt ein Recht zum Kriege lautet sonderbar, ist aber wieder und wieder zu stellen, nicht etwa gegenüber der Lügenwelt, die uns umspinnt, sondern vom Forum des nationalen Gewissens aus. Jeder muß sich klar begründete Rechenschaft geben. Und weil die Weltgeschichte zur rechten Stunde belehrend eingegriffen hat, so wollen wir zunächst darüber uns schlicht verständigen.

Drei Gedankenreihen folgen sich in dem großen Problem vom Kriege:

1. Seine menschliche Gestaltung;
2. die Bemühungen und Verminderung;
3. die Forderung auf Abschaffung des Krieges.

1. Die Bestrebungen nach menschlicher Gestaltung des Krieges sind Jahrhunderte alt. Schon zwischen 1581 und 1864 wurden gegen 300 Verträge solchen Inhalts gezählt. Aus den Schrecknissen der Schlacht von Salferino am 24. Juni 1859 erwuchs die Genfer Konvention vom 22. August 1864, allen bekannt, zum Schutz der Kranken-

pflege und Seelsorge im Krieg, zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Gefangenen. Im Verfolg von Beschlüssen der Haager Friedenskonferenz von 1899 wurde sie neu verfaßt und ersetzt durch das Genfer Abkommen vom 6. Juli 1906. Dessen Inhalt ist hinwiederum erweitert und vertieft durch das IV. und X. Abkommen der zweiten internationalen Friedenskonferenz im Haag von 1907.

Es bedarf nicht eines Wortes, daß den edlen Zielen des Roten Kreuzes auf weißem Grunde und allem, was damit zusammenhängt, unser ganzes Herz, unsere heiße Zustimmung gehört. Um so heißer freilich auch unsere Empörung über die fortgesetzten frevelhaften Verletzungen von Menschenwürde und Barmherzigkeit in diesem Kriege, in grob gemeiner und in abgefeimter feinerer Form. Wo blieben Völkerrecht und Menschlichkeit? Sie waren weggepeitscht von den Furien einer wahnwitzig gewordenen Kriegsleidenschaft. Diese Blutschuld wird die Weltgeschichte buchen wie nie zuvor. Alles Leugnen und Zurückschieben der Schuld hilft nicht, noch auch alle Verleumdung des Gegners, so z. B. mit der Zerstörung von Kathedralen, wobei man vergißt, daß jedes Knochengerüste eines deutschen Soldaten mehr gilt als eine Kathedrale. Wo solche nach strengen Kriegsregeln verfahren mußten, geschah es nach gutem Kriegsrecht, zur Wehr in echter Not.

Nach ihrem Herzen teilten sie lieber mit dem wehrlosen Feinde Suppe und Brot. Diesen Geist der Menschlichkeit wollen wir halten und pflegen bis zum Ende. Es wird dem deutschen Volk zur Ehre, und der Gesamtheit zum Segen sein. Neue Antriebe werden daraus erwachsen, und trotz allem von Erfolg sein, den Krieg auf das zu beschränken, was er nach seinem Wesen ist: der Kampf von Staat gegen Staat, nicht der Mord von Mensch an Mensch.

2. Auch das andere muß unsere innerste Zustimmung haben und behalten: alles, was darauf geht, die Kriege zu vermindern. Krieg soll das letzte, das äußerste Mittel sein, um Staatenstreitigkeiten auszutragen. Man muß nach andern und friedlichen Mitteln suchen, sie zu schlichten. Auch diese Bemühungen haben ihre Geschichte. Sie haben vielfach in Handelsverträgen einen Ausdruck gefunden, und zuletzt in den Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 zu bestimmten Vorkehrungen sich verdichtet, vor allem zur Einrichtung der internationalen Schiedsgerichte. Gewiß ein vortrefflicher Gedanke, eine ansprechend vernünftige Maßregel, ein Schutzmittel, das sich in Einzelfällen wohl bewährt. Ueberschwängliche Hoffnungen waren aber von Anfang an nicht darauf zu setzen. Weltfrieden ist eben nicht vom internationalen Schiedsgericht zu erwarten, denn es hat sehr bestimmte Grenzen der Leistungsfähigkeit. Setzt es doch zunächst in jedem Falle die freiwillige Unterwerfung und Anerkennung der streitenden Staaten voraus. Der Gedanke von obligatorischen Weltschiedsgerichten trägt keine Verheißung ewigen Friedens in sich. Denn über den Staaten, den großen und mächtigen zumal, gibt es, vom menschlichen Standpunkt aus geredet, keine höchste zwingende Vollstreckungsgewalt. Gäbe

es eine solche, so müßte ihr Wesen eben darin bestehen, daß auch sie äußersten Falles wieder zur Gewalt greifen dürfte. Deutschland hat sie daher mit guten Gründen abgelehnt. Und dann kommt noch ein anderes hinzu. Die freiwillige Unterwerfung selbst hat eine in den letzten von Recht und sittlichem Bewußtsein wurzelnde Schranke. Zum Schiedsgericht wird ein selbstbewußter Staat sich immer nur verstehen, wenn es um Streitfragen zweiten oder dritten Ranges geht, um Interessen, die restlos in Geld oder Geldeswert veranschlagt werden können, oder um ähnliche Rechte niederen Gewichts. Nimmermehr, wenn eine das ganze Volk in tiefster Seele packende und erschütternde Lebensfrage auf dem Spiele steht. Die Konventionen selbst setzten diesen Fall voraus. Sie machten den Vorbehalt, daß internationale Streitigkeiten „weder die Ehre noch wesentliche Interessen berühren." Also wäre das Summarium, daß wenn's ums Letzte und ums Höchste geht, kann ein Schiedsgericht nicht helfen. Was aber dann? Es bleibt die Selbsthilfe in allerlei Gestalt, letzten Falls mit Recht der Krieg.

3. So entsteht die dritte Frage: Wäre es möglich, Kriege aus der Welt zu bringen? Hier erst trennen sich die Wege. Man fordert „Abschaffung" des Kriegs, als eines Verbrechens an der Menschheit selbst und darum eines verwerflichen Unternehmens an sich. Auch der Gegner muß es mit dieser Frage ernst nehmen. Gebe jeder seine Antwort nach bestem Wissen und Gewissen. Die meine, oft bedacht, ist ein entschlossenes Nein. Habe seinerzeit im Jahre 1898 in festlicher Stunde davon geredet, und von Frankreich her wurde mir bitterer Tadel votiert.

Nicht zum Lobpreis, zur Verherrlichung des Krieges schreite ich hiermit, obwohl sich Vieles und Hohes sagen ließe von seiner volkserzieherischen Kraft, von seinem volkserlösenden Beruf aus Nacht und Dunkel. Aber alles, was in diesen Gedankenkreis gehört, stelle ich heute nicht zur begrifflichen Erwägung und nicht unter Beweis. Das ganze Volk und mit ihm jeder einzelne hat es an der eigenen Seele erlebt. Erlebtes ist Tatsache, ist Erfahrung. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Auch zwei und die Verbindung vieler Willen können es nicht schaffen, geben keine Garantie. Daß Kriege nicht „abzuschaffen" sind, hat aber noch eine tiefere Bedeutung, einen tieferen Grund. Denn ist der Krieg ein weltgeschichtliches Naturgesetz, dann ist er auch als Zulassung göttlicher Weltordnung zu verstehen, als Gottesurteil ewiger Gerechtigkeit, als Vollstrecker des Weltgerichts in diesem Sinn. Verfasser will nicht vom Krieg als religiöser Frage verhandeln, weil es nicht seines Amtes ist. Aber hilf- und hoffnungslos steht darum die Menschheit auch dem Kriegsproblem nicht gegenüber. Nur gilt es, an Erreichbares sich zu halten. Ein solches wäre die Verminderung leichtfertigen und frevelhaften Kriegs. Hier ist der Punkt, an dem die kulturelle Arbeit der Menschheit einsetzen könnte. Hier mag Menschenwille etwas Gutes leisten. Es wird auf die Gewissensfrage an Völker und Staatenlenker verwiesen, was gerechter und was ungerechter Krieg sei. Dazu gibt

das natürlich sittliche Bewußtsein die Unterscheidung an die Hand. Freilich, jedes Volk in jedem Kriege nimmt die Gerechtigkeit für sich in Anspruch, so auch die Feinde Deutschlands in diesem Kriege. Es wird Abstand genommen darauf weiter einzugehen, um nicht allbekanntes zu rekapitulieren. Vom Königsmord an bis der Friede gebrochen wurde durch Lüge, aus Habsucht und Rachsucht, den bleibenden Motiven auf feindlicher Seite, ist eine Kette der Ungerechtigkeit in progressiver Weise zu erkennen. Bei solchen Gegnern konnte der Krieg deutscherseits nicht anders geschlichtet werden als durch Krieg. Wo es um die Ehre eines Volkes geht und um seine Existenz, da greift es mit Naturnotwendigkeit zum Schwert. Wie ein Pfingsten braust es fortgesetzt durch die Lande: Ein Volk, ein Reich, ein Gott! „Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten. Er waltet und schaltet ein strenges Gericht." Die Gewißheit des Sieges liegt im Glauben an das Recht. Das Ende des gerechten Krieges ist der Sieg.

II.

Hinsichtlich des Siegespreises, den zuletzt die Feinde zahlen müssen, will der Referent nichts sagen, weil dies alles auf Voraussetzungen beruht, die noch nicht erfüllt sind und nicht mit Sicherheit berechnet werden können. Jedenfalls wird aber das Ende wesentlich anders sein, als sich's Geographen und Staatsmänner des feindliches Verbandes ausgeklügelt haben. Wie groß aber auch immer der Kampfespreis einstens sei, des übergroßen Schadens bleibt genug. Niemand gibt uns unsere Toten wieder. Und wenn auch der Friede wird unterzeichnet sein, noch lange wird der Fluch durch die Lande ziehen in tausenderlei Gestalt. Es wird lange Zeit nehmen, bis versöhnliche Gefühle und gegenseitiges Vertrauen walten. Der Friedensschluß wird überhaupt schwerer sein, als der Krieg in dieser Richtung hin. Wann und wie werden Verbindungslinien geschlagen werden können, die haltbarer sind als diplomatisch übertünchte Höflichkeit? Wann und wie wird Verachtung sich in Achtung wandeln, wann und wie die roh zerrissenen Fäden geistiger, wissenschaftlicher, religiöser Gemeinarbeit anzuspinnen, wann Vertrauen wieder zu schenken, mit einem Worte, wann wird Friede auf Erden auch in diesem letzten Sinne sein? Diese Sorge muß im Hinblick auf die Abrechnung überdacht werden. Denn dann erst wird der volle Siegespreis geborgen sein, auch vom Feind!

Und nun vom Siegespreis daheim, vom Frieden im Vaterlande selbst, von der innerlichen Frucht fürs deutsche Volk.

Früchte sind schon gereift. Wir alle, jeder einzelne für sich, sind besser geworden. Das darf gesagt werden, ohne eitles Rühmen. Wir selbst haben kein Verdienst daran; es war die schwere Zeit, es war der Krieg. Wir haben das Große vom Kleinen, das Reine vom Gemeinen, das Ewige vom Vergänglichen besser zu unterscheiden gelernt. Vom eitlen Tand und Genußsucht haben wir uns freier gemacht. Neben dem Volk in Waffen, das in beispielloser Tapferkeit und Ausdauer kämpft, befindet sich ein in selbstloser Liebe erneuertes, zu allen Opfern bereites

Volk daheim, das allein ist wahrlich eine Segensfrucht aus dem gerechten Krieg! Max Schenkendorff hat es im Sommer 1814 in seinem Frühlingslied ausgesprochen, indem er ergreifend mahnt:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den alten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach langen, schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Der Sieg der Deutschen über sich selbst, das ist dem Sänger der volle Siegespreis. Sich selbst zu besiegen, das ist der schönste Sieg. Möge es sich verwirklichen und dauernde Früchte tragen, denn nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu! Zu diesem Siege beglückwünschen wir das deutsche Volk.

Pastoralspiegel.*)

„Da sind zunächst die Hierarchen und Päpste, die es leider nicht bloß in der katholischen Kirche gibt. Sie wollen nicht dienen, sondern herrschen. Sie legen andern die religiösen Lasten auf, die sie selber nicht tragen wollen. Ihr ganzes Tun und Lassen hat den alleinigen Zweck der Selbstverherrlichung. Sie verlangen überall den Vorsitz und erwarten von denen, die ihnen unterwegs begegnen, einen ehrerbietigen Gruß. — Da sind weiter die frommen Brüder und Proselytenmacher, die alle Menschen bekehren wollen, und dieselben noch schlechter machen, als sie schon sind, weil sie als Wesen des Christentums die Bejahung einer immerhin nebensächlichen Glaubenswahrheit und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession ausgeben, so daß deren Augenmerk von der Hauptsache im Christenleben abgelenkt wird. Auch die jesuitischen Beichtväter fehlen nicht, die, um die Seelen äußerlich bei der religiösen Gemeinschaft festzuhalten, der sie angehören, die Pforte des Himmelreichs weit machen, und alle möglichen Hintertüren offen lassen für die Freiheit des Bekenntnisses und der sittlichen Betätigung. Da sind die Egoisten und Plusmacher, die nicht die Schafe suchen, sondern die Wolle der Schafe; die alle möglichen kirchlichen Abgaben fordern und einen sehr vollkommenen Kirchenbegriff haben, dabei aber keine Spur von Herz und Erbarmen mit der Not des Armen. Da sind die Lebemänner, die nur auf gute Tage im Amt ausgehen, daneben aber sich der größten äußeren Korrektheit im pastoralen Dekorum befleißigen. Es fehlen auch die bigotten Heuchler nicht, die überall ein frommes Gesicht zur Schau tragen und

*) Aus Dr. G. Mayer: Das Neue Testament in religiösen Betrachtungen. Band I, Seite 355.

des Rufs der größten Rechtgläubigkeit sich erfreuen, und doch unter dem Talar ein böses Herz voll Unreinigkeit, Weltliebe und Eitelkeit tragen, übertünchte Gräber nennt sie Jesus. Da sind die toten und inhalts-leeren Traditionalisten, die das Bekenntnis der Väter wie ein Panier hochhalten und ihm ein Mausoleum nach dem andern bauen, ohne den Glaubensgeist der Väter sich anzueignen und das ererbte Bekenntnis durch eigene Geistesarbeit und sittliche Anstrengung zu einem persönlichen Erwerb zu machen. Selbst solche fehlen endlich nicht, die, von einem krankhaften Amtsbewußtsein erfüllt und im Besitz der vollkommenen Wahrheit sich dünkend, im tiefsten Herzen die Kinder Gottes hassen, und alles geistliche Leben, wo es ohne sie und in neuen Formen sich regt, totzuschlagen suchen."

Die christliche Kirche als Organismus und Anstalt der neuen Menschheit.

Eingesandt von Pastor J. H. Steger.

In dem Buche „Persönlichkeit," von Prof. E. Pfennigsdorf, das leider noch zu wenig bekannt ist in unserm Lande, und das wir den Lesern sehr empfehlen möchten, findet sich eine echt evangelische Darstellung über die Kirche:

Die christliche Kirche als Organismus und Anstalt der neuen Menschheit.

Das Wesen der christlichen Kirche besteht nicht in der Organisation und Verfassung, wie die römische Kirche behauptet, wiewohl dieselbe für den Bestand der Kirche unerläßlich ist und das neue Leben eben so sehr fördern, wie hemmen kann. Aber die äußere Organisation kann in der christlichen Kirche nur die Ausprägung des inneren Verhältnisses zu Christus sein. Denn Christus ist das Haupt der Gemeinde, und wer im Lebenszusammenhange mit ihm steht, der tritt damit zugleich in ein brüderliches Verhältnis zu den Gliedern. Die Kirche ist demnach die Gesamtheit aller, die an Christus glauben und durch ihn in das neue Leben versetzt sind. Die Kirche ist der Leib Christi, Christi Geist die Seele der Kirche.

Während alle anderen Völker und Gemeinschaften unter der Leitung und Obmacht Gottes stehen, hat die Kirche unter allen menschlichen Verbindungen das Vorrecht, daß Jesus Christus als ihr brüderlicher und priesterlicher Herrscher mit seinem Geiste ihr innewohnt und seine Gemeinde schirmt, lenkt und bessert. Wenn wir sehen, wie die christliche Gemeinde ohne Zeichen und Wunder, ohne Pracht und Bildungsschöne durch schwere Zeiten der Dürre immer wieder Zeiten der Aufwecknng erlebt hat, wie ihr an den Wendepunkten ihrer Geschichte große, geisterfüllte Persönlichkeiten geschenkt werden, wie sie bei allem Kleinglauben doch nie verlernt hat, neue Geistesströmungen in sich aufzunehmen, wie

sie stark ist, eine lebenschaffende Macht im Völkerleben, so lange sie mit ihrem Haupte fest verbunden bleibt, schwach und verächtlich, sobald Ideen oder Institutionen an seine Stelle treten, wie die zunehmende Gefahr der Entkräftung und Verweltlichung sie immer wieder nötigen, zu ihrem König und Herrn zurückzukehren, so tritt uns in dem allem das persönliche Wirken Christi entgegen, der in echt persönlicher, keinen Zwang ausübender Weise die ihm zugewandten Seelen an sich zieht und seine Werkzeuge, große und kleine, mit weltüberwindendem Glauben ausrüstet. Er ist das lebendige Unterpfand, daß die christliche Gemeinde jederzeit die Kräfte besitzt, die widerstrebenden Bildungs- und Kulturkräfte sich untertänig zu machen, bis sie schließlich ihre Mission an dieser Menschheit vollendet hat.

Es stünde besser um die Kirche, wenn dieser lebensvolle Zusammenhang mit ihrem himmlischen Haupte als das Grundlegende stets anerkannt, wenn nicht kleingläubige Pfiffigkeit immer besorgt wäre, noch einige andere Garantie für den Bestand der Kirche heranzuziehen. Es war ein Abfall von dem Lebensgesetz der Reformation, wonach allein das Vertrauen auf die in Christus erschienene Gnade Gottes die Zugehörigkeit zu Christus und seiner Kirche bestimmen sollte, als man anfing, die Zustimmung zu einem formulierten Bekenntnis als Bedingung kirchlicher Gemeinschaft aufzustellen. Der Fehlgriff sollte durch die nachfolgende Geschichte bald schwer gestraft werden. Denn der konfessionelle Hader, der nicht selten jede brüderliche Rücksichtnahme vermissen ließ, und den Liebesgeist des Herrn gänzlich aus der Kirche hinauszutreiben drohte, sollte der Christenheit ein- für allemal klar machen, daß auf dem Wege einer äußeren, bekenntnismäßigen Uniformität eine innere Einigkeit im Geist nicht zu erzielen ist. Umgekehrt ist es Aufgabe der evangelischen Kirche, aus allem Parteihader immer wieder zur Hingabe an Christus, als den Herrn der Gemeinde, aufzurufen. Denn wo die Herzen in der Liebe und Treue gegen ihn zusammenschlagen, da wird man auch in den nötigen Glaubenslehren sich zusammenfinden. Das Maß christlicher Erkenntnis wird stets abhängig sein, von dem Maß der Hingabe an den Herrn selbst. Tausende würden erleichtert aufatmen, wenn die evangelische Kirche in apostolischer Größe und Einfachheit ihr Bekenntnis in den einen Satz zusammenfassen wollte: Jesus Christus, unser Herr! Wer ihm untertänig werden will, in Gesinnung und Wandel, der gehört zu seiner Gemeinde.

Jahrhundertelang ist das dürre Gespenst des Intellektualismus der evangelischen Kirche gefolgt, und wo es erschienen, da floh das Leben und erhob sich der Zank. Noch heute ist in weiten Kreisen der abschreckende Wahn vorbereitet, daß die Zugehörigkeit der Kirche von einer Beugung des Verstandes unter unverstandene Glaubenssätze abhänge. Darum muß es erst wieder klar durch die Kirche klingen, daß die Zugehörigkeit zu ihr allein von der Zugehörigkeit zu Christus abhängig ist. Dann wird auch die andere Wahrheit wieder mehr zu ihrem Rechte

kommen, daß niemand Christus gehören kann, der sich nicht als dienendes Glied in die Gemeinde einreiht.

Hieran reihen wir, was der Theologe J. T. Beck gesagt hat:

Jesus und die Seinen.

„Wer das einmal wesentlich glaubt, wer es angenommen und erkannt hat, daß Jesus von Gott ausgegangen ist und daß Gott ihn gesandt hat: der gehört Christo an, wenn er auch keine Definition davon geben kann, die Sache nicht dogmatisch darstellen kann. Seine Jünger hätten ein schlechtes Examen bestanden, wenn man sie nach ihren Dogmen gefragt hätte. Aber wenn ein Mensch es weiß und hält es fest: „Gott hat ihn gesandt": ein solcher soll es sich nicht nehmen lassen, daß der Herr auch über ihn spricht: „Ich bitte für sie." (Joh. 17, 8 f.)

Da lautet anders, als wenn man die Christen auf die invariata von 1530 oder gar auf die ganze Konkordienformel festnageln will für alle Zeiten!

Eine Gefahr des geistlichen Standes.

Joh. 7, 1—13.*)

Eingesandt von Pastor J. H. Steger.

Man pflegt mit unbestreitbarem und unbestrittenem Recht von Standessünden zu reden. Gleicherweise kann man von Standesgefahren sprechen. Ein jeder Stand setzt seine Glieder und Vertreter besonderen Versuchungen aus, denen nur sie oder vor allem sie anheimfallen können, und denen sie mit ganzer sittlicher Tatkraft Widerstand leisten müssen, wenn die Aufgabe ihres Berufes und ihr eigenes Ansehen unter den Wohlgesinnten nicht empfindlich leiden sollen. Auf eine solche Gefahr des geistlichen Standes weist der Schriftabschnitt hin. Sie wird mit einem wenig angenehmen Worte klug so bezeichnet: Popularitätshascherei. — Wohl kein Stand bietet seinen Gliedern so viel Versuchungen zu ihr, als der Stand eines Predigers. Ja, die Art seiner Wirksamkeit bringt es mit sich, daß man, anstatt von einer Mehrheit von Versuchungen, von dem zusammenhängenden Ganzen einer Gefahr zu urteilen gehalten ist. Der Prediger will wirken; er muß wirken. Es soll sein Anliegen sein, nicht nur einzelne Persönlichkeiten (in der stillen, der Oeffentlichkeit entzogenen Tätigkeit individueller Seelsorge), sondern darüber hinaus die Massen (mit seiner im hellen Lichte der Oeffentlichkeit vor sich gehenden Kanzelwirksamkeit) den Zwecken seines Berufes zu gewinnen. Das ist so unbestreitbar, daß man die Bedeutung einer Predigerpersönlichkeit, ihre Begabung und auch ihre Treue, unwillkürlich nach dem Zulauf bemißt, der ihr unter der Kanzel zuteil wird. Da ist es unendlich schwer und erfordert ganze in sich gefestigte Charaktere,

*) Auszug aus Dr. G. Mayer: Das Neue Testament für das moderne Bedürfnis. Band 4. Das Johannesevangelium, bearbeitet von Dr. J. Rump.

daß der einzelne immer nur das sachliche Ziel seines Berufes im Auge hat und sich vor der Seele hält, nicht aber das unsachliche, persönliche Moment menschlicher Beliebtheit. Da erfordert es eine tägliche, bußfertige Einkehr bei sich selber, daß man sich klar werde darüber, ob man bei der Erfüllung seiner Berufsaufgabe, die Massen ins Gotteshaus, zu Gott zu ziehen und den heiligen Wirklichkeiten seiner Welt zu gewinnen, völlig frei ist von dem Gedanken an das eigene Ich, von dem Wunsche, der Pastor zu sein, anstatt eines Pastoren, an dessen Persönlichkeit, an dessen Standessache alles gelegen ist. Da gilt es, in einer, aller nichtigen Eitelkeit abholden Demut sich immer wieder zu prüfen, ob man frei ist, von — ja wir können das schreckliche Wort nicht entbehren — Popularitätshascherei, vom feilen und geilen Buhlen um die trügerische Gunst der wankelmütigen Massen, frei von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, und einzig darauf bedacht, dem Willen Gottes zu dienen, sein Werk unter den Menschen und an ihnen zu treiben, wie Jesus sie offenbar gemacht und eben den Dienern am Wort vor allen andern Menschen zu vollbringen anvertraut hat. Auch Jesus hat einmal in solcher Gefahr gestanden und sie ist aus seinem Geschwisterkreise gekommen. Sie suchen ihn zu bewegen, das bevorstehende, aus allen Landesteilen besonders stark besuchte Fest zu benutzen, den Schauplatz seiner Tätigkeit von Galiläa wieder und zwar endgültig nach Judäa zu verlegen, damit endlich nicht immer nur die wankelmütigen Volkshaufen Galiläas, sondern auch seine treue Jüngerschaft in Judäa seine Taten, diese Zeugnisse seines Messiastums, sehen. Der Versuchung gegenüber, die seiner Brüder vorwurfsvolle Rede ihm bietet, bleibt Jesus in der unstörbaren Einheit mit seinem Vater. Sie haben kein Recht, seine Handlungsweise nach ihren Gedanken zu wägen. Sie brauchen im Gedinge ihres Alltags niemanden zu fragen, leben keinem höheren Berufe wie er, erheben sich mit ihrem Sinnen und Denken nicht über das Heute und Morgen. Er steht im Zusammenhang mit Gott, sieht vor sich die ganze Entwicklung. So weiß er, daß der für eine schrankenlose Selbstoffenbarung geeignete Zeitpunkt noch nicht da ist. Auf ihn wartet er, indem er auf den Wink seines Vaters harrt. Zudem hat er mit dem zunehmenden Haß der Welt wider ihn zu rechnen, die längst darauf bedacht ist, ihn, wie seinen Botschafter Johannes, vor der Zeit aus seinem Wirken zu reißen. Dieser Haß ist natürlich; er ist die menschliche Reaktion gegen die, von ihm seinem Berufe und auch sich selber erwiesene Treue, die sich der Welt gegenüber darin Ausdruck gibt, daß er ihre unsittliche, gottentzogene Lebensrichtung ihr immer wieder vor das Auge hält. Seine Aufgabe ist es, darüber zu wachen, daß dieser Haß der Welt nicht den Heilsplan seines Vaters durchkreuzt. Und so lehnt er es zunächst ab, das Fest zu besuchen, und läßt die Brüder allein ziehen. Als es ihm dann aber doch klar wird, daß er auch dieses Laubhüttenfest besuchen dürfe, obwohl die Stunde seiner rückhaltlosen Selbstoffenbarung vor der Welt noch nicht gekommen ist, da folgt er seinen Brüdern in aller Stille nach Jerusalem. Die amt-

lichen Vertreter Israels haben ihn — eine Bestätigung seiner den Brüdern gegebenen Darlegung in den ersten Festtagen bereits gesucht und nach ihm gefragt. Sie erwarten von ihm, was seine Brüder von ihm zu ertrotzen versucht haben, und so sind sie bereit, die schon im vorigen Jahre gefaßte, in den seither vergangenen und vom Herrn mit seiner Tätigkeit in Galiläa ausgefüllten Monaten keineswegs aufgegebene Absicht, seiner Person sich zu bemächtigen, auszuführen. — So hat der Verlauf, den Jesu Besuch auf diesem Laubhüttenfest in Jerusalem nimmt, ihm recht gegeben und wird ungesucht zu einer Bestätigung der vollkommenen Harmonie mit dem Willen seines Vaters, die sein Verhalten freudig offenbart. Auch darin ist er das leuchtende, niemals zu erreichende Vorbild für alle seine Jünger, ganz besonders für diejenigen, die sich von ihm haben den Dienst an der Gemeinde anvertrauen lassen. Im Blick auf ihn lernt man die Gefahr des geistlichen Standes erkennen, wo immer und wie immer sie einem entgegentritt, und in der Gemeinschaft mit Jesu lernt man das Herz wappnen gegen die, bei einem Geistlichen vielleicht abstoßendste Art faulen Weltdienstes, wie sie sich verrät in der — Popularitätshascherei.

Die hauptsächlichsten indischen Sekten in Chattisgarrh.

Von Pastor K. W. Nottrott. (Siehe Sept. 1916, Seite 339.)

(Schluß.)

6. Ghasidas und der Satnamismus.

Während ich bei der Besprechung von Reidas und Kabir und ihren Lehren mich auf die von ihren Anhängern herausgegebenen Lebensbeschreibungen und Lehrdarstellungen beziehen konnte, stehen mir bei dem von Ghasidas gegründeten Satnamismus keine schriftlichen Darstellungen zur Verfügung. Als ich 1914 Indien verließ, hörte ich, daß eine Lebensbeschreibung und Darstellung von Ghasidas Lehre bald im Druck erscheinen würde. Da es aber unter den Anhängern des Satnamismus in Chattisgarh keine gebildeten Leute gibt, die Gelehrtesten unter ihnen mit Mühe Lesen und Schreiben können, so bezweifle ich, daß das Buch erschienen ist. Da ich des Krieges wegen auch leider verschiedene in Indien niedergeschriebene Notizen nicht erhalten kann, so muß ich mich leider bei der Beschreibung dieser Sekte völlig auf meine Erinnerungen gründen. Da ich aber in den über 20 Jahren meiner Missionstätigkeit zum größten Teil mit den Satnamis zu tun hatte, so kann ich mich wohl auf meine Erinnerungen verlassen.

Wenn ich in diesen Zeilen von Satnamis rede, so ist nur die von Ghasidas gegründete und in Chattisgarh verbreitete Sekte gemeint. Es gibt nämlich seit mindestens 1700 A. D. in Nordindien eine Satnamie Sekte, welche man auch Hindu Unitarier nennen kann und die hauptsächlich der vedischen Lehre der Maya folgen: Daß es nur eine

unpersönliche Gottheit gibt, und die Existenz von allen andern Göttern, Welt und Menschen nur Einbildung (Maya) sei. Sie beten Gott hauptsächlich unter dem Namen von Ram und Krishna an, wobei aber nicht an die unter diesen Namen bestehenden Inkarnationen von Vishnu zu denken ist. Außerdem gehört das Wort Satya (oder Sat) Nam (wahrer Name) zu den gebräuchlichsten religiösen Bezeichnungen in allen Zweigen der Hindureligion. Teilweise daß man, wie in den sehr oft gehörten „Ram, Ram Satya Nam," die Inkarnation Vishnus in Ram, den Helden des Ramayanepos ehren will, wo vielleicht in etwas die Idee der Monolatrie vorhanden ist, oder auch das Wort Ram ein Ausdruck für die Einheit Gottes sein soll, wie ich dies ja schon bei der Darlegung der Lehre von Reidas und Kabir gezeigt habe.

Ghasidas, der jedenfalls in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts geboren ist, gehörte der Chamarkaste Chattisgarhs an. Chamar (sprich Tschamar) heißt sowohl Haut, als auch Leder. — Es ist hier eine seltene Ausnahme zu verzeichnen, daß die Hindisprache für zwei verschiedene, wenn auch verwandte Dinge, wie Haut und Leder nicht auch verschiedene Ausdrücke hat. Während sie sonst die kleinsten Unterschiede auch gleich mit besonderen Wörtern bezeichnet. Die Ursache ist wohl in der Unreinheit beider Dinge für den Hindu zu finden. — Die Chamarkaste Chattisgarhs betreibt nicht das Lederhandwerk, sondern sind Ackerbauer. Die Schuster und Gerberkaste, die sich auch im Körperbau sehr von den Chamars unterscheidet, heißen Kanansihas und haben mit den Chamars keine Gemeinschaft. Schon dieser Umstand, daß diese Kaste ein Schimpfwort als offiziellen Namen hat, beweißt, daß wir es mit einer besonderen Art von Leuten zu tun haben. Wie weit die Sage über die Entstehung der Chamarkaste richtig ist, kann nicht genau bewiesen werden, hat aber viel Wahrscheinlichkeit für sich. Sie lautet: Daß einige Brahminen Jünglinge, weil sie die Haut einer toten Kuh berührt hatten, aus ihrer Kaste und Familie gestoßen wurden. Ihr Geschick ist um so tragischer, weil sie diese Kuh retten wollten, diese aber starb, ehe sie ihre gute Absicht ausführen konnten. Diese Brahminenjünglinge sollen dann Frauen aus den kolarischen Stämmen der Urbevölkerung geheiratet haben, und deren Nachkommen sollen unsere heutigen Chamars in Chattisgarh sein. Jedenfalls zeigt die Tatsache, daß man unter ihnen eben so oft arische Typen und zwar nach Hautfarbe und Gesichtsbildung, als auch ganz deutliche kolarische Typen findet, daß die Chamars ein Mischvolk sind.

Das ganze Kastensystem ist ja von den Ariern nur deshalb hervorgerufen worden, um sich vor der Vermischung mit andern, Indien bewohnen Völkern zu schützen. Daher auch das Odium, welches dieser Kaste anhängt und das zusammen mit ihrer gemischten Abstammung die meisten unangenehmen, ja widerlichen Sitten und Gebräuchen und ihren sittlichen Tiefstand erklärt. Einem Mischvolk, das von beiden Seiten verachtet wird, mangelt die sittliche Kraft, welche ja in jedem Volke zu finden ist.

Die Absicht Ghasidas war nun, sein Volk oder Kaste sozial zu heben. Mit der richtigen Erkenntnis, daß dies nur auf sittlich religiösem Wege geschehen könne, suchte er sich die am nächsten liegenden Vorbilder, nämlich die Kabirsekte aus. Hier hatte er ja ein auf freien Ideen ruhendes, verhältnismäßig hohes sittlich religiöses Ideal. Daß die Lehren von Reidas ihn auch beeinflußten, ist ja klar, aber diese boten ihm kein ausgearbeitetes Religionssystem.

Das Leben Ghasidas ist, wie das aller indischen Religionslehrer, reichlich mit Sagen durchwoben. Zu den wenigen wirklich zweifellosen Tatsachen seines Lebens gehört seine Pilgerfahrt nach dem Jagannath, welche durch den Tod seiner Frau und Kinder an der Cholera verursacht wurde. Von derselben zurückgekehrt, zog er sich auf einen Berg in Sonakhan (östlich von Chattisgarh) zurück und führte das Leben eines Sadhus (Weltentsagers). Bald verbreitete sich unter den Chamars die merkwürdige Kunde, daß einer ihres Volkes ein Sadhu geworden sei. Man begann, zu ihm zu wallfahren und ihn zu verehren, und daraus ergab sich die Gründung der Satnamisekte. Als Ghasidas ungefähr in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb, folgte ihm sein Sohn als Leiter der Sekte.

Die meisten der um Ghasidas Person geschlungenen Sagen sollen seine göttliche Herrlichkeit (Mahima) beweisen, die sich schon ehe er Sadhu wurde und noch als gewöhnlicher Ackerknecht in seinem Heimatsdorfe arbeitete, offenbart haben soll. Als eines Tages sein Brotherr, ein Hindu, ihm den Auftrag gab, einige Felder zu pflügen, während er selbst aus irgend einer Ursache ins Dorf ging, fand er bei seiner Rückkehr Ghasidas sich am Feldrande ausruhen, während die Ochsen den Pflug zogen. Erzürnt über die Faulheit seines Knechtes, und über die dadurch verursachte Arbeit wollte er ihn schelten, war aber sehr erstaunt, daß die Ochsen ohne Leitung doch die regelmäßigsten Furchen gezogen hatten. Als dann zur Mittagszeit Ghasidas, wie gewöhnlich den Pflug auf der Schulter nachhause tragen wollte, schwebte der Pflug zum Erstaunen seines Brotherrn immer einige Zoll über demselben und drückte Ghasidas nicht. Diese und ähnliche Erzählungen sollen seine Herrlichkeit den Hindus gegenüber zeigen, aber seine Anhänger waren damit nicht zufrieden, sondern seine Erhabenheit sollte auch über die Engländer bewiesen werden. Deshalb erzählen sich die Satnamis auch verschiedene Geschichten über ein Zusammentreffen mit einem der ersten Vertreter dieses Volkes in Chattisgarh. Der erste englische Verwaltungsbeamte, welcher für längere Zeit Chattisgarh regierte, war Colonel Agnew. Derselbe stand während der Minderjährigkeit des rechtmäßigen Maharathafürsten von 1818—25 diesem Landesteile als Commissioner vor. Erst 1854 wurde Chattisgarh völlig der englischen Herrschaft in Indien einverleibt. Dieser Commissioner ist noch heute unter Namen Agni (Feuer) Sahib einer der Sagenhelden der Einwohner Chattisgarhs. Es ist daher ganz naturgemäß, daß sich die Phantasie der Chamars mit einer Zusammenkunft beider Männer beschäftigt hat. Ob

Colonel Agnew dem Ghasidas wirklich viel oder irgend welche Beachtung geschenkt hat, ist mir zweifelhaft.

Man erzählt sich, daß eine Zusammenkunft beider in Telibanda bei Raipur verabredet worden sei. Bei derselben fragte Ghasidas den Colonel, ob er seine göttliche Sendung und Herrlichkeit anerkennen wolle, was er natürlich verweigerte. Um seine Behauptung zu beweisen, forderte Ghasidas den Colonel auf, ein Lota (Trinkgefäß) voll Wasser aus dem Teiche schöpfen zu lassen, aber keinem von Agnews Dienern gelang es. Als er es endlich selber versuchte, aus dem großen, wasserreichen Teiche zu schöpfen, mußte er seine Unfähigkit zugestehen. Natürlich gelang es dem Ghasidas sofort, ohne daß er sich dem Teiche zu nähern brauchte, da das Wasser des Teiches sofort in sein Lota sprang. Die Engländer erklärten dies nun als eine Beleidigung und Mißachtung ihrer Herrschaft, und deshalb wurde Ghasidas dem Gefängnis überliefert, aber obwohl man besondere Vorsichtsmaßregeln anwendete, so entkam er doch während der Nacht und begegnete dem Colonel am Morgen auf der Straße. Wiederum eingesperrt, entkam er doch wieder, obwohl er noch sorgfältiger bewacht wurde. Dies veranlaßte selbst den stolzen Engländer, die göttliche Herrlichkeit Ghasidas anzuerkennen.

Die Lehre der Satnamies.

Bei der Satnamilehre läßt sich noch ziemlich deutlich der Teil, welcher von dem Gründer selbst herstammt, von den Zusätzen seiner Nachfolger unterscheiden. Wie Kabir, so lehrte auch Ghasidas die Einheit Gottes, die er aber im Unterschied von seinem Vorbilde nicht „Ram," sondern „Sat Nam" (wahrer Name) nannte. Daß er auch darin schon Vorgänger hatte, ist schon erwähnt. Und wie die Einheit Gottes, ebenso lehrte er auch die geistliche Anbetung und damit war natürlich das Verbot des Götzendienstes und die Verwerfung der Brahminen als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen verbunden.

Merkwürdig, und die Ursache von viel Spekulationen, ist die Aussage Ghasidas, daß er nicht viel von der richtigen Anbetung des wahren Namens wisse, aber ein weißer Herr mit dem Buche unter dem Arme werde kommen und die richtige Anbetung lehren. Er sei nur der Vorläufer desselben, aber sowie dieser weiße Mann (es wurde von ihm immer der Ausdruck gebraucht, mit dem die Einwohner Chattisgarhs die Europäer nennen) kommen werde, dann würde auch alles Hohe niedrig und das Niedrige hoch werden. Tiger und Lamm würden aus einem Bache trinken. Die Chamars denken bei den Hohen natürlich an die Brahminen und bei den Niedrigen an sich selbst. Deshalb hat diese Prophezeiung später zu manchen Unruhen Anlaß gegeben. Als Vorbereitung für diese kommende Zeit sollten die Chamars, oder wie sich die Anhänger Ghasidas von nun an nannten, die Satnamis, alle Götzen wegwerfen und nur den wahren Namen anbeten, z. B. in Krankheitsfällen sollten die Aeltesten des Dorfes den Kranken mit Oel salben und für ihn den „Sat Nam" anrufen. Auch diese Anord-

nung ist merkwürdig, weil im Hinduismus Opfer und Pilgerfahrten die Stelle unserer Bittgebete vertreten. Die Gebete tragen alle einen zeremoniellen, die Gottheit verehrenden Charakter. Die einzige Möglichkeit einer Beeinflussung durch Jakob 5, 14 wäre die Annahme, daß Ghasidas bei seiner Pilgerfahrt zum Jagannath einen europäischen Missionar getroffen habe, der seinen Besuch in Chattisgarh ihm versprach. Wodurch man ja auch die oben erwähnte Prophezeiung zu erklären versucht.

Um sein Volk sittlich zu heben, verbot er den Genuß des Alkohols und des Tabaks. Im ganzen Hinduismus ist ja der Alkoholgenuß verpönt. Wie dies gekommen ist, kann ich nicht genau angeben. Die vedischen Arier bereiteten das berauschende Somagetränk, das als Göttertrank bei Opfermahlzeiten viel gebraucht wurde. Wahrscheinlich ist diese völlige Enthaltsamkeit vom Alkohol aus derselben Ursache, wie das Kastensystem entstanden. Aus der Furcht, sich mit der Urbevölkerung zu vermischen, welche noch heute berauschende Getränke haben. Besonders ist dies wahrscheinlich, da unter den Hindus der Gebrauch von berauschenden Drogen durchaus nicht verpönt ist. In dem Verbot des Tabaks wollte Ghasidas die Brahminen noch übertreffen. Die Satnamies sind ein klarer Beweis, daß man Alkohol und Tabak vermeiden, aber trotzdem auf einer sehr tiefen sittlichen Stufe stehen kann.

Seine sozialen Gesetze waren einmal, daß er den gewöhnlichen Zinsfuß bei geborgtem Getreide von 50—100 Prozent auf 25 Prozent herabsetzte. Mit dem Geldzinsfuß beschäftigte er sich nicht, da die Chamars damals wenig Geld hatten. So blieb derselbe 75 Prozent. Ein anderes Verbot war, das Vieh nur am Vormittag im Felde zu gebrauchen. Die Absicht war natürlich, es zu schonen. Seine sozialen Gesetze sind jedenfalls mit, wenn auch in keinem Falle allein, die Ursache geworden, daß die Satnamies immer mehr verarmten. Denn noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren 75 Prozent aller Dörfer Chattisgarhs in dem Besitz von Charmars, jetzt kaum 20 Prozent.

Ghasidas Nachfolger suchten sein Werk weiter fortzuführen. Da der „weiße Mann mit dem Buche unter dem Arme“ nicht kam, um die wahre Anbetung des Sat Nam zu verkünden, so nannten sie sich Gurus. Dieser Titel bedeutet oft in den Hindusekten die Inkarnation der Gottheit, also hier die des Sat Nam. Diese Gurus ließen sich anbeten und erlaubten ihren Schülern, wie die Anhänger allgemein genannt werden, das über die Füße des Gurus gegossene Wasser als „amritjal“ (Wasser des ewigen Lebens“ zu trinken. Eine Art Priester in den Dörfern wurden eingesetzt und Bhandaries genannt, deren Aufgabe ist, neue Schüler zu wählen und die alten zu beaufsichtigen. Sie selbst sammelten bedeutende Schätze, indem sie ihre Schüler und Anhänger ausbeuteten. Mit demselben kauften sie sich ein Dorf, das sie Bhandar (Schatzkammer) nannten. Die religiös geweihte Unzucht, eine Sitte, die sie auch von andern Hindusekten übernahmen, wurde von ihnen eingeführt und in erschreckender Weise geübt.

Ghasidas Bestreben, sein Volk von dem Einfluß der Brahminen zu befreien, suchten seine Nachfolger weiter zu bilden, indem sie die gleiche soziale Stellung, wie diese Brahminen, beanspruchten. Sie legten daher die Janeo, die dreifache heilige Schnur der drei hohen Kasten an. Auch in den Hochzeitsgebräuchen suchten sie sich diesen Kasten gleichzustellen. Einer der Gurus mußte allerdings diesen Hochmut mit dem Tode bezahlen. Er wurde von Rajputen (Kriegerkaste) ermordet.

Auch in sittlicher Beziehung suchten sie das Werk des Gründers zu vervollständigen. Da ihnen aber sein Geist völlig fehlte, so konnten sie nur von den im vulgären Hinduismus geläufigen Ideen beeinflußt werden. Nämlich, daß alles Böse durch den Magen in den Menschen Eingang findet. Deshalb vermehrten sie die Speisegebote. Verschiedenes Gemüse, wie die Eierpflanze und Okra, weil sie Teilen des Tierkörpers glichen und eine Art rote Linsen und Tomatos, weil sie die Farbe des Blutes hätten, wurden verboten. Die so sehr beliebten roten Pfefferschoten ihrer Farbe wegen zu verbieten, wagten sie denn doch nicht, denn der rote Pfeffer vertritt nicht nur die Stelle des früher sehr teuern Salzes, sondern gehört zu den unbedingt nötigen Lebensbedürfnissen im tropischen Klima.

Der Satnamismus ist ja wieder ein Beweis, daß einige gute Absichten und Ideen, die ihr Gründer zweifellos hatte, ohne genügendes Licht von oben, mehr schaden als nützen. Denn anstatt das Völkchen der Chamars zu heben, ist es nur um so tiefer in dem Schmutz der Sünde und Unsittlichkeit verkommen. Ja es ist vielfach auch eine Ursache geworden, das Gute zu hindern. Als Oskar Lohr im Jahre 1868 als der erste Missionar nach Chattisgarh kam, wurde er in hervorragender Weise vom ganzen Volke der Satnamies als der „weiße Mann mit dem Buche unter dem Arm“ jubelnd empfangen. In der ganzen Missionsgeschichte ist wohl diese Aufnahme eines Missionars beispiellos. Als er aber bei der ersten Taufe einen völligen Bruch mit den Gebräuchen und Anschauungen der Satnamies verlangte, und nicht ihrem Wunsche gemäß, eine „Christian-Satnam“ Sekte gründen wollte, da schlug der Enthusiasmus um. Und Lohr, der in den ersten Monaten stets von Zehntausenden von Chamars begleitet war, stand einsam und verlassen da. Daß sich Lohr von dem anfänglichen Jubel hatte täuschen lassen, ist für ihn die Ursache von viel Kummer und Sorge geworden, und hat die Geschichte unserer Mission für die ersten Jahrzehnte unangenehm beeinflußt. Aber ganz umsonst war die Arbeit von Ghasidas, der ja nur ein Vorläufer für den Verkündiger des wahren Namens sein wollte, doch nicht. Denn nachdem sich der erste Sturm der Enttäuschung bei den Satnamies gelegt hatte, kamen die einzelnen nach Wahrheit suchenden Seelen, die etwas vom Geiste Ghasidas hatten, und wurden auch Jünger Jesu. Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst noch einen alten Mann taufen dürfen, der Ghasidas noch persönlich gekannt und von ihm beeinflußt war, und der freudig seinen Glauben bekannte, daß der Sat Nam niemand anders sei, als Jesus Christus.

Weide meine Lämmer!

Einst Petrus an dem galiläischen Meere
Vom Herrn so feierlich erkläret ward,
Worin besonders sich die Lieb bewähre,
Die treu im Dienste ihres Herrn verharrt.
Den Dienern Christi gilt es stets vor allen,
Doch Lehrern, Eltern und Erziehern auch,
Das Weiden derer, die sein Wohlgefallen
Zu weiden gab nach seines Reichs Gebrauch.

Es sind die Kinder, die euch Gott vertrauet,
Die ihr nach seinem Worte weiden sollt.
Als seine Stellvertreter zu ihm schauet,
Wenn rechte Ehre ihr beim weiden suchen wollt.
Ihr soll sie weiden, weil er es verlanget,
Und weil's zum Heile ihrer Seelen ist.
Der Treue Lohn ihr dann von dem empfanget,
Der das geringste Gute nie vergißt.

Das Weiden soll durch euer Wort geschehen,
Ob's lehren, leiten oder strafen mag.
Durch eure Gaben werden weidend sie versehen,
Daß über Mangel keines sich beklag.
Durch euer Leben sollt vor allem weiden
Ihr diese Pflegbefohlenen Tag für Tag.
Als Beispiel müßt ihr selbst das Böse meiden
Und allem Guten folgen stetig nach!

M. Weber.

Wie wir Christum predigen als göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

1. Kor. 1, 24.

Damit wir Christus recht verkünden,
Das Wort vom Kreuze lauter schallt,
Muß es zuvor in uns selbst zünden
Und geben uns den Kreuzgehalt.

Was soll denn wohl ein Christus nützen,
Von ach, nur menschlicher Gestalt? —
Moralisch Vorbild kann nicht schützen
Vor Teufel- und vor Todsgewalt!

Man kann mit blumigen Gewinden
Des Heilands Bild so schön umziehn,
Das alles hilft niemand von Sünden,
Darum vergeblich solch Bemühn.

Der Christus, den man soll verkünden,
Darf nicht ein ungewisser sein.
Wo Kraft und Wahrheit sich verbinden,
Da wird gebannt auch jeder Schein.

Da Kraft und Weisheit sich vereinen
In dem Gott= und Menschensohn,
So fließen beide aus dem einen,
Gefügt zusammen wie ein Ton.

Wir können beide nun nicht trennen,
Weil Art und Quelle göttlich fließt.
In Kraft mußt du die Weisheit nennen,
Und Weisheit, die die Kraft einschließt.

Die Predigt soll es klar bezeugen,
Im Leben muß es vor sich gehn;
Vor Gottes Weisheit muß sich beugen,
Was wird in seiner Kraft bestehn!

M. Weber.

Die 95 Thesen Luthers.

Vorwort

zu den 95 Thesen Luthers, an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, am 31. Oktober 1517.

Es wird allgemein anerkannt, daß jener Schritt Luthers die Einleitung zur Reformation war, deren 400jährige Jubelfeier wir dieses Jahr feiern. Die 95 Thesen sind in aller Mund, aber doch nur wenigen ihrem Wortlaut nach bekannt, ja selbst wenige Pastoren haben Zugang zu diesen 95 Sätzen, da sie fast überall als bekannt vorausgesetzt werden; wir halten dafür, es sei kein überflüssiges „gutes Werk" wenn wir hier die Thesen in ihrem Wortlaut abdrucken aus einem Band von „Luthers Werke." Unsere Leser werden daraus ersehen, wie tief Luther damals noch im Papismus steckte, und welche hohe Meinung er noch vom Papst hatte, nur die nachfolgenden Kämpfe der Papisten gegen Luther haben es fertig gebracht, daß Luther, innerhalb weniger Jahre tiefe Blicke tat in das heillose Verderben der Römisch=Katholischen Kirche.

D. R.

Einleitung.

Um den Neubau der Peterskirche in Rom zu fördern, hatte Papst Leo X. einen großen sogenannten Jubiläums=Ablaß ausgeschrieben. Die Vertreibung desselben hatte für einen großen Teil Deutschlands Erzbischof Kurfürst Albrecht von Mainz übernommen, der zugleich Erzbischof von Magdeburg und Verwalter des Halberstädter Bistums war. Am 15. April 1515 hatte er den päpstlichen Auftrag erhalten, aber erst

nach einigem Aufenthalt kam das Geschäft in Betrieb. Der geschickteste seiner Unterkommissare war der Leipziger Dominikaner Joh. Tetzel, ein Mann von bedenklichen Sitten, aber von großer Rührigkeit und volkstümlicher Beredsamkeit. Schon im Herbst 1516 nahm Luther Anlaß, seine Gemeinde in der Predigt vor den Gefahren zu warnen, mit denen jene Ablaßanweisungen die Gemüter der Christen verwirrten, indem sie den Ernst der Sünde abschwächten und den Heilsweg verdunkelten. Im Herbste 1517 trieb Tetzel sein Wesen in Jüterbogk und Zerbst; der üble Einfluß davon machte sich direkt in der Wittenberger Gemeinde bemerkbar. Luther entschloß sich zu einem theologischen Protest — nicht gegen den Ablaß selbst, den er noch als kirchliche Einrichtung meinte ehren zu müssen, sondern gegen die Art und Weise, wie er den Leuten angepriesen wurde. Er wählte dazu die an Universitäten übliche Form, daß er Thesen aufstellte, über die er mit etwaigen Gegnern zu disputieren bereit war, und diese Thesen an der Tür der Wittenberger Schloßkirche anschlug, sie auch, in Plakatform gedruckt, nach auswärts versendete und somit bekannt machte. Der Anschlag erfolgte am 31. Oktober, mittags 12 Uhr, am Vorabend des Allerheiligen-Festes, an welchem Feste die Schloßkirche ihre Kirchweih feierte. Den Erzbischof Albrecht, als Tetzels Vorgesetzten, und seinen eigenen Bischof, Hieronymus Scultetus von Brandenburg, setzte er geziemend von diesem Schritt in Kenntnis. Die Thesen waren lateinisch verfaßt, da sie für die Theologen, nicht fürs Volk bestimmt waren; gleichwohl erschien bald auch eine deutsche Uebersetzung derselben, von dem Nürnberger Kaspar Nützel angefertigt. Dieselbe ist leider nicht mehr aufzufinden. Später verfertigte Justus Jonas für die erste Gesamtausgabe der Lutherschen Werke eine neue deutsche Uebersetzung, in der er nach seiner Weise Luthers Thesen ziemlich frei wiedergegeben hat. Die in manchen Ausgaben den Thesen angefügte „Protestation" gehört nicht zu ihnen, sondern stammt aus dem Jahre 1519. — Zur Disputation fand sich niemand ein; aber die Thesen fanden schnelle Verbreitung, sie liefen, wie Luther selbst sagt, „schier in 14 Tagen durch ganz Deutschland." Auch ein Fürst, wie der gut katholisch gesinnte Herzog Georg von Sachsen, begrüßte sie mit großer Befriedigung und dachte daran, sie in seinen Landen verbreiten zu lassen. Schon Luthers Zeitgenossen haben von jenem 31. Oktober an den Beginn der Kirchenreformation gerechnet.

Die 95 Thesen.

Aus Liebe zur Wahrheit und aus dem Verlangen, sie an den Tag zu bringen, soll über nachfolgende Sätze zu Wittenberg disputiert werden, unter Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, der freien Künste und der heiligen Theologie Magister, der letzteren auch ordentlichen Lehrers daselbst. Er bittet daher, daß die, welche nicht mündlich in persönlicher Anwesenheit mit uns sich unterreden können, es abwesend auf schriftlichem Wege tun wollen. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Amen.

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße u. s. w.,*) hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll.

2. Dies Wort kann nicht von der sakramentlichen Buße verstanden werden, d. h. von dem Akt der Beichte und Genugtuung, der durchs Amt der Priester begangen wird.

3. Doch meint es auch nicht nur die innerliche Buße, vielmehr ist keine innerliche Buße denkbar, die nicht zugleich nach außen wirke allerlei Ertötung des Fleisches.

4. Daher währt auch die göttliche Strafe so lange, als der Mensch an sich selbst Gericht übt (das ist die wahre innere Buße), nämlich bis zum Eingang ins Himmelreich.

5. Der Papst will und kann keine andern Sündenstrafen erlassen, als die, welche er nach seinem oder nach der kirchlichen Satzungen Befinden aufgelegt hat.

6. Der Papst kann keine Sündenschuld anders erlassen, als indem er erklärt und bestätigt, daß sie von Gott erlassen sei; außerdem kann er erlassen in den ihm vorbehaltenen Fällen; denn wollte man in diesen ihn verachten, so bliebe die Schuld völlig unvergeben.

7. Gott vergibt durchaus keinem die Schuld, den er nicht zugleich dahin bringt, sich demütig Gottes Stellvertreter, dem Priester, zu unterwerfen.

8. Die kirchlichen Bestimmungen betreffs aufzulegender Bußen sind allein den Lebenden gegeben; nichts darf laut derselben den Sterbenden aufgelegt werden.

9. Daher tut uns der Heilige Geist im Papste darin wohl, daß er in seinen Dekreten stets den Fall des Todes und der äußersten Not ausnimmt.

10. Ohne Verständnis und übel handeln daher diejenigen Priester, welche Sterbenden kirchliche Bußen noch für Fegfeuer vorbehalten.

11. Dies Unkraut, daß man kanonische Bußen in Fegfeuerstrafen verwandelt, ist augenscheinlich gesäet worden, da die Bischöfe schliefen.

12. Vorzeiten wurden kanonische Bußen nicht n a ch, sondern v o r der Absolution aufgelegt, um die Aufrichtigkeit der Reue daran zu prüfen.

13. Die Sterbenden werden durch ihren Tod von alle dem frei und sind den Forderungen der kirchlichen Satzungen alsbald abgestorben, indem ihnen von Rechtswegen diese Strafen erlassen sind.

14. Ist ein Sterbender von seinen Sünden nur unvollkommen genesen, oder ist seine Liebe nur unvollkommen, so empfindet er notwendigerweise große Furcht, und zwar um so größere, je geringer jene ist.

15. Diese Furcht und dieses Grauen sind an sich selbst hinreichend (um von anderm zu schweigen), um die Pein des Fegfeuers zu bereiten, da sie dem Grauen der Verzweiflung ganz nahe kommen.

*) Matth. 4, 17.

16. Wie mich dünkt, unterscheiden sich Hölle, Fegfeuer, Himmel genau so wie verzweifeln, beinahe verzweifeln und des Heiles gewiß sein.

17. Augenscheinlich bedürfen die Seelen im Fegfeuer Minderung des Grauens und Mehrung der Liebe.

18. Auch scheint mir weder durch Vernunft noch durch Schriftgründe erwiesen zu sein, daß sie sich außerhalb des Standes des Verdienstes und der Zunahme an Liebe befinden.

19. Aber ebenso scheint mir auch das unerwiesen zu sein, daß sie, oder wenigstens sie alle, ihrer Seligkeit gewiß und versichert seien, ob wir schon an derselben keinen Zweifel haben.

20. Wenn der Papst daher „vollkommenen Erlaß aller Strafen" verleiht, so meint er damit nicht schlechthin alle, sondern nur die, die er selber auferlegt hat.

21. Daher irren alle die Ablaßprediger, welche verkündigen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und selig werde.

22. Vielmehr erläßt er keine einzige Strafe den Seelen im Fegfeuer, die sie in diesem Leben nach den kirchlichen Satzungen hätten büßen müssen.

23. Wenn ein Erlaß absolut aller und jeglicher Strafen einem gegeben werden kann, dann sicherlich nur denen, welche ganz vollkommen sind, d. h. den allerwenigsten.

24. Darum muß der größte Teil des Volkes betrogen werden durch jenes unterschiedslose und volltönende Versprechen, daß sie ihrer Strafe ledig geworden seien.

25. Dieselbe Gewalt, die der Papst übers Fegfeuer insgemein hat, hat jeder Bischof und Seelsorger für seinen Sprengel oder seine Pfarre insonderheit.

26. Der Papst tut sehr wohl daran, daß er nicht in Kraft seiner Schlüsselgewalt (die sich nicht so weit erstreckt), sondern nur fürbittweise den Seelen Nachlaß gewährt.

27. Menschenlehre predigen die, welche sagen, daß sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer auffahre.

28. Das ist gewiß, daß, wenn der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Geiz zunehmen können, der Erfolg der Fürbitte der Kirche aber steht allein in Gottes Wohlgefallen.

29. Wer weiß denn auch, ob alle Seelen im Fegfeuer von uns losgekauft werden wollen, wie es nach der Legende mit S. Severin und Paschalis sich zugetragen hat.

30. Niemand ist sicher, ob seine Reue wahrhaftig sei, wie viel weniger, ob er vollkommenen Erlaß erlangt habe.

31. Wie selten die sind, die wahrhaftig reuig sind, so selten sind auch die, welche wahrhaftig Ablaß erwerben, d. h. ihrer sind sehr wenige.

32. Wer durch Ablaßbriefe meint seiner Seligkeit gewiß zu sein, der wird ewiglich verdammt sein samt seinen Lehrmeistern.

33. Vor denen wolle man sich wohl hüten, die da sagen, der Ablaß des Papstes sei jene unschätzbare Gabe Gottes, durch welche der Mensch Gott versöhnt werde.

34. Denn jene Ablaßgnaden beziehen sich nur auf die von Menschen aufgesetzten Strafen sakramentlicher Genugtuung.

35. Die führen unchristliche Predigt, welche lehren, daß denen, welche Seelen aus dem Fegfeuer loskaufen, oder Konfessionalien*) kaufen wollen, Reue nicht nötig sei.

36. Jeglicher Christ hat, wenn er in aufrichtiger Reue steht, vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt.

37. Jeder wahre Christ, ob lebend oder tot, hat Anteil an allen geistlichen Gütern Christi und der Kirche; Gott hat ihm diesen auch ohne Ablaßbriefe gegeben.

38. Doch soll man darum den Erlaß und den Anteil, den der Papst verleiht, keineswegs verachten, weil es (wie gesagt) die Erklärung der göttlichen Vergebung ist.

39. Es ist über die Maßen schwer, auch für die gelehrtesten Theologen, gleichzeitig vor dem Volke die reiche Fülle des Ablasses und die Pflicht wahrhaftiger Reue zu rühmen.

40. Wahrhaftige Reue begehrt und liebt die Strafen, dagegen erläßt die Ablaßfülle Strafen und schafft Widerwillen gegen dieselben, bietet wenigstens Gelegenheit zu.

41. Vorsichtig soll man den apostolischen **) Ablaß predigen, damit das Volk nicht die falsche Meinung fasse, als wenn derselbe den andern guten Werken christlicher Liebe vorzuziehen sei.

42. Man lehre die Christen, daß des Papstes Meinung nicht sei, das Ablaßlösen irgendwie den Werken der Barmherzigkeit gleichzustellen.

43. Man lehre die Christen, daß wer dem Armen gibt oder dem Bedürftigen leiht, besser tut, als wenn er Ablaß lösen wollte.

44. Denn durch Liebeswerk wächst die Liebe und der Mensch wird besser, aber durch Ablaß wird er nicht besser, sondern nur freier von Strafen.

45. Man lehre die Christen, daß wer einen Bedürftigen sieht und des ungeachtet sein Geld für Ablaß hingibt, nicht Papstes Ablaß, wohl aber Gottes Zorn damit sich erwirbt.

46. Man lehre die Christen, daß, wenn sie nicht überflüssiges Gut reichlich besitzen, sie verpflichtet sind, das was zur Notdurft gehört für ihr Haus zu behalten, und mit nichten für Ablaß zu verschwenden.

47. Man lehre die Christen, daß das Kaufen von Ablaß eine freie, nicht aber eine gebotene Sache ist.

---

*) Privilegien, sich nach Belieben einen Beichtvater zu wählen, dem besondere Vollmachten für Erteilung von Absolution, Befreiung von kirchl. Zensuren u. dergl. zufielen.

**) D. h. päpstlichen.

48. Man lehre die Christen, daß der Papst bei der Gewährung von Ablaß mehr bedarf, und daher auch mehr Verlangen trägt nach ihrem andächtigen Gebet als nach dem Gelde, das sie herbeibringen.

49. Man lehre die Christen, daß des Papstes Ablaß nützlich ist, wenn man kein Vertrauen auf ihn setzt, aber höchst schädlich wird, wenn man um seinetwillen die Furcht Gottes verliert.

50. Man lehre die Christen, daß wenn der Papst den Schacher der Ablaßprediger wüßte, er lieber den Dom S. Petri würde zu Asche verbrennen lassen, als daß derselbe von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden.

51. Man lehre die Christen, daß der Papst, wie es denn ihm gebührt, gern bereit wäre, selbst wenn er dazu S. Peters Dom verkaufen müßte, von seinem eigenen Gelde denen mitzuteilen, deren vielen jetzt etliche Ablaßprediger ihr Geld ablocken.

52. Das Vertrauen durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist eitel, wenn auch schon der Ablaßkommissar, ja der Papst selbst für solche seine Seele zu Pfande setzen wollte.

53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die um der Ablaßpredigt willen das Wort Gottes in anderen Kirchen gänzlich verstummen machen.

54. Dem Worte Gottes geschieht Unrecht, wenn in derselben Predigt ebenso viel oder gar noch mehr Zeit auf den Ablaß als auf jenes verwendet wird.

55. Des Papstes Meinung ist selbstverständlich, daß wenn man den Ablaß, als der nur geringen Wert hat, mit einer Glocke, mit einfachem Gepränge und Feierlichkeit begeht, man das Evangelium, als welches den höchsten Wert hat, mit hundert Glocken, hundertfachem Gepränge und Feierlichkeit rühmen soll.

56. Der „Schatz" der Kirche, aus dem der Papst Ablaß austeilt, ist dem christlichen Volke nicht genau genug bezeichnet und bekannt gemacht.

57. Daß es sich hier nicht um zeitliche Schätze handelt, ist klar, denn man weiß von vielen Predigern, daß sie diese Art Schätze nicht so leicht austeilen, sondern nur zu sammeln lieben.

58. Aber es sind auch nicht Christi und der Heiligen Verdienste, denn diese wirken beständig, auch ohne Zutun des Papstes, Gnade für den innerlichen Menschen, Kreuz, Tod und Hölle für den äußerlichen Menschen.

59. S. Laurentius nannte die Armen in der Gemeinde die Schätze der Kirche, aber da hat er das Wort genommen, wie es zu seiner Zeit bräuchlich war.

60. Mit gutem Grunde sagen wir, daß die Schlüssel der Kirche (die uns Christi Verdienst geschenkt hat) jenen Schatz bilden.

61. Denn es ist klar, daß zum Nachlaß von Strafen und zur Absolvierung in vorbehaltenen Fällen des Papstes Gewalt an sich ausreichend ist.

62. Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

63. Dieser Schatz steht aber naturgemäß in geringem Ansehen, denn er macht ja, daß Erste Letzte werden.

64. Dagegen steht der Schatz der Ablässe naturgemäß in höchstem Ansehen, denn er macht ja, daß Letzte Erste werden.

65. Darum sind die Schätze des Evangeliums die Netze, mit denen man vorzeiten die reichen Leute gefischt hat.

66. Die Schätze der Ablässe sind dagegen die Netze, mit denen man jetzt den Reichtum der Leute fischt.

67. Die Ablässe, welche die Ablaßprediger als „größte Gnaden" ausrufen, sind freilich dafür zu erachten, insofern sie ihnen viel Geld einbringen.

68. In Wahrheit jedoch sind sie die allergeringsten Gnaden, verglichen mit Gottes Gnade und der Gottseligkeit des Kreuzes.

69. Bischöfe und Seelsorger sind verpflichtet, die Kommissare des apostolischen Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen.

70. Aber noch viel mehr sind sie verpflichtet, Augen und Ohren offen zu halten und aufzupassen, daß jene nicht statt des Auftrages des Papstes ihre eigenen Träume predigen.

71. Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei verbannt und verflucht!

72. Wer aber gegen die mutwilligen und frechen Reden der Ablaßprediger auf der Wacht steht, der sei gesegnet!

73. Wie der Papst diejenigen billig mit dem Bannstrahl trifft, die zum Nachteil des Ablaßhandels allerlei listige Kunst trügerisch handhaben:

74. So will er die noch viel mehr mit dem Banne treffen, die unter dem Deckmantel des Ablasses zum Nachteil der heiligen Liebe und Wahrhaftigkeit ihre Kunst brauchen.

75. Des Papstes Ablaß so groß achten, daß er auch einen Menschen absolvieren könne, selbst wenn er — was doch unmöglich ist — die Mutter Gottes geschändet hätte, das heißt unsinnig sein.

76. Dagegen behaupten wir, daß päpstlicher Ablaß auch nicht die kleinste läßliche Sünde aufheben kann, soweit es die Schuld derselben belangt.

77. Daß man sagt, auch St. Petrus könne, wenn er jetzt Papst wäre, keine größeren Gnaden verleihen, das ist Lästerung gegen St. Petrus und gegen den Papst.

78. Wir behaupten dagegen, daß auch der jetzige Papst gleich jedem andern Papste noch über weit größere Gnaden als den Ablaß verfügt, nämlich über das Evangelium, über die charismatischen Kräfte, die Gabe gesund zu machen u. s. w., wie 1. Kor. 12 lehret.

79. Zu sagen, daß das Ablaßkreuz, welches mit des Papstes Wappen geschmückt und in den Kirchen aufgerichtet wird, gleichen Wert habe wie Christi Kreuz, ist Gotteslästerung.

80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da zulassen, daß man solche Reden vor den Gemeinden führt, werden dafür einmal Rechenschaft geben müssen.

81. Solche freche Ablaßpredigt macht, daß es auch gelehrten Männern schwer fällt, die dem Papste schuldige Ehrfurcht zu verteidigen, gegen die böse Nachrede oder gegen die unzweifelhaft scharfen Einwendungen der Laien.

82. Zum Beispiel: Warum befreit denn der Papst nicht aus dem Fegfeuer rein aus dem Drange heiliger Liebe und bewogen von der höchsten Not der Seelen — das wäre doch billig Ursache genug für ihn! — wenn er doch unzählige Seelen erlöst um elenden Geldes willen, zum Bau der Peterskirche gegeben, also um einer so leichtwiegenden Ursache willen?

83. Desgleichen: Warum hält man denn noch Exequien und Jahrestage der Verstorbenen, und warum gibt der Papst nicht alles gestiftete Geld zurück oder läßt es zurücknehmen, das für jene an Kirchen übergeben ist, da es doch Unrecht ist, für schon aus dem Fegfeuer Erlöste noch weiter Gebete zu sprechen?

84. Desgleichen: Was ist das für eine neue Frömmigkeit Gottes und des Papstes, daß sie dem Gottlosen und Feinde um Geld gestatten eine fromme und von Gott geliebte Seele zu erlösen, und doch dieselbe nicht um der großen Not derselben frommen und geliebten Seele willen aus Liebe ohne Entgeld erlösen?

85. Desgleichen: Warum werden die alten Bußsatzungen, die doch tatsächlich und durch Nichtgebrauch schon längst abgeschafft und tot sind, dennoch wieder mit Geldzahlungen abgelöst aus Gunst des Ablasses, als wenn sie noch vollständig in Kraft stünden?

86. Desgleichen: Warum erbaut der Papst, dessen Vermögen heutigen Tages fürstlicher ist als das der reichsten Geldfürsten, nicht lieber von seinen eigenen Geldern, als von denen armer Gläubigen, wenigstens diese eine St. Peterskirche?

87. Desgleichen: Was gibt der Papst denen Ablaß und Anteil an geistlichen Gütern, die durch ihre vollkommene Reue ein Anrecht haben auf vollkommenen Erlaß und Anteil?

88. Desgleichen: Was könnte der Kirche größeres Gut widerfahren, als wenn der Papst, wie er's nur einmal tut, so täglich hundertmal jedem Gläubigen solchen Erlaß und Anteil zuwenden wollte?

89. Da es doch dem Papste beim Ablaß mehr um der Seelen Heil als ums Geld zu tun ist, warum hat er denn jetzt die früher bewilligten Briefe und Ablässe außer Kraft gesetzt, da diese doch ebenso wirksam sind?

90. Derartige bedenkliche Gegengründe der Laien nur mit Gewalt dämpfen und nicht vielmehr durch Angabe von Gründen heben zu wollen, heißt die Kirche und den Papst dem Gespött der Feinde preisgeben und die Christen unglücklich machen.

91. Wenn also Ablaß nach dem Geist und Sinn des Papstes gepredigt würde, würden leicht all jene Bedenken gehoben, ja sie würden gar nicht vorhanden sein.

92. Hinweg also mit alle den Propheten, die dem Volke Christi sagen: Friede, Friede, und ist kein Friede.*)

93. Alle den Propheten aber müsse es wohlergehen, die Christi Volk sagen: Kreuz, Kreuz, und ist kein Kreuz.

94. Man ermahne die Christen, daß sie ihrem Haupte Christus durch Strafen, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

95. Und also mehr ihr Vertrauen darauf setzen, durch viele Trübsal ins Himmelreich einzugehen **) als durch die Vertröstung: „Es hat keine Gefahr."

Our Seminaries and our Churches.

Reformationsfestpredigt von Pastor P. A. Menzel.

Text: 2nd Timothy 2:2 "And the things which thou hast heard from me among many witnesses the same commit thou to faithful men, who shall be able to teach others also."

Paul's letters to Timothy were in the first place written to strengthen Timothy personally. The work of a minister of God's peoples entails a great responsibility and is of tremendous importance to his own soul. And we know what tender solicitude Paul had for his friend, his co-worker, his spiritual son. Paul furthermore had this solicitude for the church at Ephesus to which Timothy was ministering. The Church, to Paul, was Christ's body, Christ's bride; that bride was to be presented to the Lord, "without spot or wrinkle or any such thing," in the beauty of perfection and holiness "holy and without blemish." But Paul was not only concerned for the church of that day or the immediate present. "Commit thou to faithful men able to teach others." The work is to go on among more people, in other days, in other regions, among more churches. In Paul's mind the thought of 1st Timothy, 2:4 was ever present "God willeth that all men should be saved and come to the knowledge of the truth."

The word to Timothy was a word to the whole Church.

Paul puts the burden of the whole church, the care and solicitude for the larger church of Christ upon the hearts of all believers. And that leads us to consider the thought: *Our seminaries, the guardians of reformation truth and the objects of vital concern to all our churches.*

---

*) Hesek. 13, 10. 16.

**) Apgsch. 14, 22.

I. OUR SEMINARIES ARE INSTITUTIONS INDISPENSIBLE TO THE WELFARE OF OUR CHURCH.

You know our Lord's position. What did He consider, the one thing needful for His church? Matthew 9:37 He says "The harvest indeed is plenteous but the laborers are few. Pray ye therefore, the Lord of the harvest that He send forth laborers into His harvest?" We have all been impressed with the fact that He does not consider money, organization, or the like, the prime requisite, the one great need for all time is laborers. And again we ought to stop to understand fully what He considers to be laborers. Not everybody who busies himself with and is active in religious matters. Not every so-called church worker. The laborer is one who has become a follower, one who has received a call, one who is filled with genuine love for the Master and for His cause, one who has learned to care so much for his own soul that the souls of others have become a matter of great concern for him. He feels himself impelled to be of help to others and does whatever he does in the knowledge and conviction that wisdom and strength must come from the Lord Himself. Given these requisites laborers are of many kinds. The home, the church, the Sunday-school, public, social, as well as private life offer rich fields for activities in preaching, witnessing, directing, comforting, uplifting. Men and women, children and adults can put themselves at the Lord's disposal. Chief among all the workers are the leaders of our congregations, teachers of the Word, representatives of the Word, representatives of the Christian Ministry. Unless we have these leaders, development of every other class of laborers and the work of the entire Church becomes an impossibility.

It stands to reason that these leaders must be trained, carefully trained. They are to hold responsible positions. Their work is of the most varied kind, calling for efficiency in imparting knowledge, speaking in public, dealing with men and women of diverse stations and rank, comforting, rebuking, enthusing, edifying, helping others in the great task of living and dying. It is therefore necessary that they should be led by high ideals, actuated with lofty motives. Their wills must be strengthened, their faith in God and His ultimate victory deepened, their spiritual qualities developed. The Christian minister must have learned to lead a prayer-life, to breathe a spiritual atmosphere. All this is a development requiring time and wise guidance, and these are offered in a Christian Seminary.

Thus training must of necessity be done by the Church, especially under the conditions we find in our own country. Even were our state schools and universities willing to relieve the Church of the

task the latter would have to assume the burden. For no one but the Church knows the requirements and above all the spirit needed in her future leaders.

Every Church Denomination must do this training for itself. Only men who have gone forth from our ranks who have been trained in our own spirit are suitable for our own peculiar conditions. They alone can be expected to be in touch and in sympathy with our people.. No Church can rely upon ministers coming from other allied Protestant denominations. They may be suitable for an occasional sermon and for some occasional work but not for permanent occupancy of the pulpit and the pastorate. Imagine the most well meaning Episcopal or Presbyterian minister assuming work in our own midst to-day. He would have peculiar difficulties understanding our ways, bearing with our faults and recognizing even the advantages that may lie in our character. Visa versa the same thing would be true were one of our men to be called to minister to an Episcopalian or Presbyterian congregation. In our own case there is the additional problem of the language question. For quite a time to come we must necessarily have men able to serve in German as well as English. *Our ministers must be trained by ourselves.*

Besides, other denominations have no men to spare for us, if they had it would not be reasonable to expect that they would give us the very best of their men. Nor would it in any case be fair to let others do things for us which we are not willing to do for ourselves. We must bear our own burdens in this respect as well as in any others.

Thank God, we have institutions of our own. And our College at Elmhurst, as well as our Seminary in St. Louis are distinctly God's providential gifts to our church. In a highly creditable way both are trying to meet the requirements made upon them. They are serving the Churches of our Evangelical Synod, both the churches who are members and those who are only affiliated. Their teaching standards are high. Quite recently an eastern college gave one of our Elmhurst graduates an additional year's credit for the work done in Elmhurst. Our students in both places are surrounded by wholesome influences. As much as possible the faculties are keeping in touch with modern life. The training standards are continually being raised similar to the teaching standards. Our Seminaries are continually remembering the particular need of a German-American church, such as we represent, and at the same time they are trying to prepare men who maintain:

The precious inheritance of Reformation Truth. The Word of

God is taught and adhered to as the only way of salvation. Christ is placed in the foreground as our only mediator and Saviour. Personal faith in a salvation, which is purely the gift of God's will, is insisted upon. Liberty of conscience is being upheld. A spirit of kindly consideration of other opinions and faiths inculcated. Our Seminaries attempt to train men who are broad enough to recognize the good in all sister denominations and yet definite enough to insist upon Christ's atonement and resurrection as our only means of salvation. Do we believe in maintaining these principles in our churches and passing these blessings on to our children? Would we preserve in this world of ours the forces of the Gospel? A Gospel of warm-hearted yet sober strong minded piety? Do we recognize the duty of maintaining and developing still further, in this world of ours, the great gifts of the Reformation with which we have been favored in our own lives? Would we do our part in making this country, where we have found our homes a Gospel land? How can we expect to do it unless we have a ministry trained in the things which we consider precious! How can we expect to possess such a ministry without training and making the necessary sacrifices to this end.

II. Our Seminaries are dependent upon our support

It is only thru an attitude of great thoughtlessness that some of us heretofore have failed to recognize this.

Let us assume that a new man, fresh from the Seminary entered the pulpit of this church to-day after having received a due call. It would mean that this man had cost us nothing. We stand ready to receive the fruit of his training from the very moment he steps into our midst. The salary we pay him is merely an interest upon capital which has been invested for him. He has cost others a great deal. His parents have to go to a great sacrifice on his account, or rather on account of others. For from eight to nine or ten years, after his course in public school, they have enabled him to pursue his studies. He was a financial burden upon their hands while the sons of other people were making their own way in life or even rendering some assistance to their parents. Some of our Evangelical ministers in the completion of their theological courses, if the facts were known, would remind us of sacrifices of the most touching kind. I know of a case where a sister, instead of living in ease and comfort remained in the position of a house servant for years in order to enable her to see her brother thru the Seminary. In addition to what our Synod did for him in the line of free tuition, she assisted him annually in books and clothing and traveling expenses to the amount of about $100.00. When that man accepted his first congre-

gation, the congregation really accepted the gift of at least $800.00 on the part of this sister, not to speak of what the Synod had done in the training of this man. You may be inclined to tell me that the parents of the doctor, the lawyer, make similar sacrifices, but the viewpoint is an entirely different one. The doctor, the lawyer, the engineer, receive their education in order to enable them, at least partly, to make the more money in later life. That viewpoint is entirely eliminated in the case of the Christian minister. He is offered to the Church and to the Lord's cause as a gift in the interest of other men, not of his own or of his parents.

Let me speak from the standpoint of the Church. We need every right minded minister that we can possibly get. This is not the case to the same extent, with regard to the other professions. If a young man here and there is unable to become an engineer or a surgeon, or a draughtsman, there are hundreds of others to take his place. Not so in the ministry. For one thing a combination of qualities is necessary in the Christian ministry, intellectual as well as temperamental, as well as social and, we might add even physical. In addition there must be coupled with these a sincere heart piety and a call of God. If these are found united in a young man he ought by all means be set apart. The Church can not afford to lose any one qualified for the ministry. If his parents are people of humble means, if his mother be an indigent widow the Church ought to step forward and say "Let us have your son, we need him." This is the standpoint of the Church.

And the Seminary, from its own standpoint, says "I must receive and train every young man applying to me who holds forth the promise of successful work." The Seminary stands in a class apart from the majority of other schools. Secular colleges and universities can reject candidates for lack of funds. Other colleges, better situated, can receive them. The seminary says "I must supply my Church, and my Church continually needs ministers. It would be totally wrong to urge the seminaries to adopt so-called business principles and to require enough tuition money from a student to pay their way. No student of any institution of higher learning pays his own way. No institution of higher learning lives on the tuition money paid by students. Higher education is a very expensive matter. The student attending Yale or Harvard or Johns Hopkins receives a great deal more than he pays for. The greater part of what he receives in tuition has been paid for by wealthy men who have endowed these institutions. Every State, every City Government, knows this. Additional taxes are placed upon every citizen to pay

for the tuition offered at the State Universities and high schools. The state simply says "I cannot afford to be without a large number of my citizens equipped with a higher education. I am willing to make every one of my taxable citizens pay for this. Should not the Church speak similarly: "I can not be without the largest possible number of pastors and religious teachers and I am willing to urge every one of my members to pay a proportionate share towards this end. If the income of my Seminaries is not adequate this income must by all means be made so. There must be no reduction in the number of theological students.

A Seminary's financial demands upon its students are necessarily much smaller than those of the average college. It is not run even less for the money that is in the work. It refuses no one willing to prepare for Christian service. But it must be able to come to some one for financial support. Who is this? The church, we.

It may interest us to know something about the total expenditures entitled by our seminaries. For some years there has been a total attendance of about 250 students, 75 at Eden Seminary in St. Louis and 175 at Elmhurst College, near Chicago. The requirement of both amounts to about $58,000.00 a year. Over against this there is an income consisting of about the following items. Eden Publishing House turns over part of its net profits to the Seminary fund in the sum of $4,500.00; tuition fees amount to about $19,000.00; interest on funds invested by the seminaries yield about $2,800.00 a year; gifts and donations for 1915 brought $12,500. The Reformation day offerings of a large number of our Churches amounted to another $11,500.00, possibly another $3,000.00 are received from various other sources. Stating it in round numbers there is an expenditure of about $58,000.00 a year, with the income of some $48,000.00. This of course, leaves a deficit of $10,000.00 every year. In the course of the last twelve or fifteen years a considerable indebtedness had accumulated which was considerably reduced last fall thru the jubilee offering made upon the seventy-fifth anniversary of the Synod's organization. But the debt was not completely wiped out and at the present rate of income another annual deficit must be expected. This ought not to be. These institutions are conducted on a more economical basis than any others I know of. The Board of Directors serves without charge. The teaching staffs of both institutions, Elmhurst and Eden, work under great personal sacrifices. Their salaries amount to one-half, and less than one-half, of those paid at other institutions and the amount of work allotted to each teacher amounts to almost double of what is required of the av-

erage college professor. Every one of our former students will bear me out in these statements. More adequate funds would enable the faculties to increase the equipment necessary in modern college and seminary work. As it is the very best results can only be obtained thru additional exertions on the part of these teaching staffs. Is it right that they should be regarded thus for their faithfulness?

If this should continue the ultimate sufferers will not be our Seminaries only, but our Church and her momentous work. It would mean discouraged professors, a lack of pastors, a weakened organization. Our church would necessarily fall behind in comparison with other denominations of our country and no doubt that is something that to the mind of most of us is intolerable.

III. WHAT CAN WE DO?

Paul said "The things which thou hast heard from me the same commit thou to faithful men." *Commit thou to faithful men!* Taken in conjunction with our Lord's command "Pray ye the Lord of the Harvest for laborers" that enjoins us to make supplication before our Father in Heaven and then continually to cast about for suitable material for the ministry among our young men. That having been done and while it is being done we must feel in our hearts a kind, intelligent, strong, co-operative interest in our institutions of learning. We must feel that our Seminaries mark the heart pulse of our Church and spiritual life. We must show an eagerness to be informed with regard to the conditions prevailing in our Seminaries. We must be willing to bear their burdens and stand ready to carry out any suggestions made in the interest of their work.

It is of prime necessity that our churches, and that includes our own, make regular and adequate offerings for the current expenses of our Seminaries. In the course of years it has become the custom in many places that the Reformation Day offering is taken for these institutions. A church of 200 members ought to contribute by no means less than $100.00 in meeting her own share. If our Reformation Day offering amounted from ten to twenty dollars more per congregation annually than they have heretofore there would at least be no deficit according to the present budget in the annual expenses.

But it is necessary that other and more far reaching provisions should be made. If a local church carries a debt of $5,000.00 the annual interest amounts to $300.00 and it is a self-evident thing to meet that interest obligation from year to year. Would it not be a gracious thing if churches who formerly were indebted to that extent *and now are free from indebtedness* would devote the amount of the former interest to the annual support of our Seminaries?

Other institutions, similar to our own, are greatly assisted by endowments and scholarships. In our case the total funds invested as endowments amount to no more than about $55,000.00. We have practically no scholarships. Assuming that a student costs our Seminary board and tuition amounting to about $250 to $300 annually, a sum of $5,000.00 placed on interest would yield about enough to carry a young man along for a year and thus to found a scholarship. Half that sum, $2,500.00 would be sufficient for a half scholarship or again the full sum of $5,000.00 would enable two young men who are able to pay half their way themselves to pursue their studies.

At the last conference of the Atlantic District of our Synod this thought was taken up and the Men's Societies of the District have undertaken to put it into effect. They resolved at a recent meeting in Baltimore to inaugurate a campaign for raising the $5,000.00 among the men of our churches. This sum will be placed in perpetual trust with our Board of Seminary Directors who will invest it and assist, from year to year, one or more candidates for the ministry. Think of the permanent help and blessing this sum will convey. If necessary it will enable a young man to go thru his entire seminary course. As soon as he has entered the ministry it will stand ready to give the same assistance to some other young man. Thus on and on thru the course of years. It is assumed that as soon as one scholarship has been created by the Atlantic District other Districts will follow. Perhaps individuals will be led to do a similar thing. It seems that people of means who are childless and thus are not called on to spend sums in the education of children of their own would gladly avail themselves of the opportunity of equipping *some other peoples son for* Christ's service. How easily the financial problems of our seminary could be solved in this way.

What will happen to our Seminaries if the interest asked for in this plea becomes alive in the hearts of our Church members? The mere question conjures before our eyes visions of progress expansion, multiplied usefulness. But I would suggest another question: *What would at the same time happen to our Churches?* They would be fulfilling a sacred duty, and that always has following in its train blessing and strength. There would result a widening of our Christian sympathies, a quickening in other lines of activity, a new bond of confidence and love between Churches and pastors, an increase in the services rendered the Churches by their pastors, the favor of God Himself. For it is His, not only Paul's will: "Commit the gospel to faithful men who shall be able to teach others also. Oh! people of our Evangelical churches listen, consider, weigh, act!

Noch einmal: 1. Petri 3, 18 ff.

Von † Prof. C. Otto.

(Referat eingesandt auf Wunsch eines Pastoral-Kränzchens im Süd-Illinois-Distrikt.)

Die Auslegung unserer Stelle ist dadurch zum Schaden beeinflußt, daß man sie ohne weiteres in Zusammenhang gezogen hat mit dem Satze des Apostolikums: „Niedergefahren zur Hölle." Für einen in seinem Ursprunge und in seiner Bedeutung etwas dunkel gewordenen Ausspruch hat man eine biblische Belegstelle gesucht und in unserer Stelle geglaubt gefunden zu haben, und hat auf diese Weise eine Wechselwirkung hergestellt, so daß unser Vers im Lichte des Apostolikumsatzes und umgekehrt letzterer im Lichte des ersten betrachtet wird. Es wird das Verständnis erleichtern, wenn wir diesen Zusammenhang ignorieren und gesondert fragen: Wie würde man den Apostolikumsatz zu verstehen haben, wenn man von 1. Petr. 3, 18 gar nichts wüßte, und umgekehrt.

Das apostolische Symbol stellt den Inhalt unsers Glaubens an Jesum unter den Gesichtspunkt von Aussagen über die Person Christi, nicht über sein Werk, erst am Schlusse wird auf das von dem erhöhten Christus zu erwartende Werk hingewiesen, sonst wird in allem auf die Person in der Doppelseite ihres Wesens hingewiesen. Die erste Reihe der Aussagen beschreibt seine wahrhaftige Menschheit. Unbeschadet seiner göttlichen Herkunft und Natur hat er doch alles an sich erfahren, was zum Menschenleben überhaupt gehört, empfangen werden, geboren werden, leiden, sterben, gleichwie auch in der andern Reihe, die von dem erhöhten Christus redet, nichts anderes von ihm ausgesagt wird, als solches, was die durch ihn Erlösten und Erhöhten durch ihn und mit ihm erleben sollen, auferstehen, gen Himmel fahren, mit ihm herrschen und richten. Wie soll in diese Reihenfolge von Aussagen eine hineinkommen, welche nichts von Jesu aussagt, was er mit andern Menschen gemein gehabt hat, sondern von ihm allein gilt, die von einer Tätigkeit handeln soll, die er allein im Unterschied von allen Menschen ausgeübt haben soll? Wäre man nicht durch 1. Petr. 3, 18 beeinflußt, so würde man nicht an eine Tätigkeit Christi, an eine von ihm ausgeübte Predigt gedacht haben. Man würde gefragt haben: Was heißt κάταβαίνειν εις Αιδου, descendere ad inferos? Dasselbe was der Ausdruck bedeutet, wenn von irgend einem Menschen gesagt wird, er ist in den Hades, ins Totenreich, in die Grube hinabgefahren, das muß es auch in Beziehung auf Christum bedeuten.

Nun ist der Ausdruck offenbar ein ungefähres Synonym mit Sterben. Jemand ist zum Hades hinabgegangen, heißt nach allem lexikalischen Ausweise so viel als: er ist gestorben. Doch ist er nicht ein absolutes Synonym, sondern enthält eine Näancierung des Begriffs, indem das Widerfahrnis vornehmlich auf die unsichtbare Seite des Wesens, die Seele, bezogen wird. Man hat ferner sich gewöhnt, die Reihenfolge der Aussagen als eine temporal bestimmte aufzufassen,

und das ist ja auch sehr naheliegend, verleitend: erst empfangen, dann geboren, dann gelitten, dann gestorben, da liegt es allerdings recht einladend, die zeitliche Reihenfolge fortgesetzt zu denken: erst gestorben, dann begraben, dann niedergefahren, und von hier aus ist man ja dann genötigt, für das „Niedergefahren" eine besondere Bedeutung zu suchen, es kann doch nicht zweimal bekannt werden, daß er gestorben sei, sondern es muß von etwas die Rede sein, was Christo widerfahren ist, oder was er getan hat zwischen seinem Tode und Begräbnis und seiner Auferstehung, und da hat sich dann eben die Petrusstelle als eine willkommene Auskunft dargeboten, wie der Zwischenraum auszufüllen sei.

Allein wer sagt uns, daß für die Aneinanderreihung der drei Aussprüche auch die Zeitfolge maßgebend gewesen sein müsse? Das ist doch nur der Einfluß der Gewohnheit. Es ist vielmehr ersichtlich, daß ein anderes Motiv maßgebend gewesen ist. Die eigentlich für den christlichen Glauben wesentliche Tatsache, die im Bekenntnis unbedingt nicht fehlen durfte, ist doch nur die, daß Christus gestorben ist. Es hat Gestaltungen des Glaubensbekenntnisses gegeben, welche sich auf die Aussage beschränken, daß Jesus gestorben sei. Der Tatsache, daß er begraben ist, kommt doch für sich keine eigene Heilsbedeutung zu, sondern sie hat ihre Bedeutung nur dadurch, daß sie die Wirklichkeit des Todes Jesu bekräftigt, auf diese Bekräftigung kommt es an. Deshalb hat schon Paulus, wenn er die Korinther an den Inhalt des Evangelii erinnert, die Tatsache des Begräbnisses nicht ausgelassen. Die Auferstehung wäre kein Wunder, wenn ihr nicht der Tod in der vollen Bedeutung des Wortes vorangegangen wäre. Wir wissen ja, wie die Anschauung der Kirche von der Person Christi sich auch nach der Seite hin hat läutern und durchsetzen müssen, daß sie seine volle und wahre Menschheit von Anfang bis Ende betonte. Wie gnostische Parteien Christo nur ein scheinbares Menschenleben angedichtet haben, so auch einen nur scheinbaren Tod. Dem gegenüber galt es, die wahrhaftige Menschheit des Erlösers auch insonderheit dadurch zu bezeugen, daß man seinen Tod als einen im vollen Sinne wahrhaft menschlichen bekannte. So forderte der eine bekräftigende Zusatz „begraben," die Hinzufügung auch des andern heraus. Gestorben ist Christus wahrhaftig, das wissen wir, man hat ihn begraben, die Miterlebenden würden ihn nicht begraben haben, wenn sie nicht von der Wirklichkeit seines Todes überzeugt gewesen wären, aber man begräbt doch nur den Leib, wie steht es denn mit seiner Seele? Die Reflexion hat sich immer mehr dem Grübeln über die innere Seite des Personlebens Jesu und über das Verhältnis des Göttlichen zum Menschlichen in derselben zugewendet, die Logoslehre bildet das Zentrum der Spekulation, wohlmeinende aber über das Ziel hinausschießende Idealisierung der Person Christi führt zu der Auffassung, daß das innere Leben Jesu, seine Seele, ganz göttlich gewesen, daß der göttliche Logos die Stelle der Seele in Christo vertreten habe, und die Konsequenz davon war, daß der Tod Christi doch kein in vollem Sinne menschlicher gewesen sein kann, seine Seele

ist nicht davon berührt worden. Die zweite ökumenische Synode, 381, hat sich mit der Verwerfung dieser von Apollinaris vertretenen Lehre beschäftigt, und der Gegensatz gegen diese Irrlehre hat aller Wahrscheinlichkeit nach die Aufnahme des Zusatzes ins Taufbekenntnis veranlaßt. So findet sich das so ergänzte Taufbekenntnis zum ersten Male in der von Rufinus überlieferten Form. Der Sinn des Zusatzes ist offenbar der: Christus hat auch seiner Seele nach das über alle Menschen verhängte Todeslos geteilt, und statt des einfachen Bekenntnisses: „gestorben," haben wir den vollen Dreiklang: gestorben, begraben, niedergefahren in das Totenreich. Das ist alles, was wir aus der Betrachtung des Apostolikums an sich ohne Berücksichtigung unserer Petrusstelle entnehmen können. Als biblische Beweisstellen für das emphatisch ausgesprochene Bekenntnis zur vollen Menschlichkeit Christi dienen überhaupt alle Stellen, in welchen vom Tode Christi die Rede ist, denn in allen ist, obwohl man zur Zeit der Abfassung der neutestamentlichen Schriften noch keine Reflexionen über die zwei Naturen angestellt hat, die volle Menschlichkeit des Todes Christi selbstverständliche Voraussetzung. Obwohl nun die Heilige Schrift nicht darauf ausgeht, Aufklärungen über das Jenseits zu geben, und obwohl namentlich unser Brief vom Tode Christi hauptsächlich die Wirkungen hervorhebt, die er auf unser inneres Leben in dieser Zeit ausüben soll, so knüpfen sich doch an den Gedanken des Todes Christi zu natürlich auch Erwägungen, die sich auf das Jenseits beziehen, und die Schrift gibt uns wenigstens Lichtpunkte, welche unser Ahnen leiten, wenngleich hier gilt, was Paulus überhaupt von den letzten Dingen sagt: Siehe, ich sage euch ein Geheimnis, d. h. nicht ein Ding, das er selbst vollständig wüßte, und wovon er sie zu Mitwissern machen wolle, sondern eine Sache, die ihm selber noch Geheimnis sei und bleiben werde. Man wird zuerst angeregt zu fragen: Wenn Christus auch seiner Seele nach in den Todeszustand eingetreten ist, wie sollen wir uns denselben für ihn denken? Die Lichtpunkte die uns leiten mögen, sind die Worte Jesu: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein; Vater, in deine Hände u. s. w. Ich muß wirken u. s. w., und Hebr. 4, 10. Die andere Frage ist: Hat der Eintritt Christi in das Totenreich, sein vollkommener Tod, oder lieber gleich umfassend gesagt, sein Eintritt in die Welt der Toten, eine rückwirkende Kraft, eine Beziehung auch auf die Geschlechter, die gestorben sind, ohne sein Erlösungswerk erfahren zu haben? Es würde zu weit führen, einzelne Schriftworte namhaft zu machen, die ein lautes Ja auf diese Frage zur Antwort geben. Der Gedanke seiner Gottessohnschaft, der Universalität seines Werkes seiner todüberwindenden Lebenskraft fordert den Glaubensschluß: Christus ist der Herrscher, der Richter, der Befreier auch im Totenreiche. Matth. 28, 20; Phil. 2, 11 u. a. Wir werden sagen müssen, um zu unserm Bekenntnissatze im Katechismus zu kommen: „Christus hat auch der Hölle Macht überwunden," brauchen wir die Belegstelle 1. Petr. 3, 18 gar nicht, sie hat die breiteste biblische Unterlage.

Merkwürdigerweise hat der älteste kirchliche Schriftsteller, Justin, der den Gedanken der Höllenfahrt zustimmend ausgesprochen hat, sich dabei nicht auf die Petrusstelle berufen. Er macht den Juden einen Vorwurf, daß sie den Text des Jeremias verstümmelt und einen Vers ausgelassen haben. „Es erinnerte sich Gott seiner Verstorbenen aus Israel, die im Grabe ruhten, und fuhr hinunter, um ihnen zu verkünden, was zu ihrem Heile nottut.“ Dieses Prophetenwort hält er für erfüllt durch Christum und beruft sich dafür auf Matth. 12, 40 und Act. 2, 27. Von der Verschiebung des Begriffes Hades durch die Uebersetzung ins deutsche Wort Hölle haben wir hier nicht mehr zu reden, es sollte nur der ursprüngliche Sinn des Satzes aus seinem Zusammenhange im Apostolikum festgestellt werden. Die katholische Erklärung im Cat. Rom. kommt der ursprünglichen altkirchlichen Auffassung am nächsten: Chr. descendit, non ut aliquid pateretur, verum ut sanctos et justos homines ex misera illius custodine molestia liberaret, eis que passionis suae beneficia impetraret.

Unsere eigentliche Aufgabe ist ja die Auslegung der Schriftstelle. Sie knüpft an an den Schlußgedanken des zuletzt betrachteten Abschnitts, der ja, möchte man sagen, der Hauptgedanke des ganzen Briefes ist. Leiden sind nach der nun einmal vorhandenen Gestalt des menschlichen Lebens, in welcher der verursachende Wille Gottes zu erkennen ist, unvermeidlich, ihr Schrecken, ihre Gefährlichkeit wird überwunden und ins Gegenteil verwandelt und verklärt durch das Verharren im Guten. „Es ist besser, daß ihr um Wohltat willen leidet“ u. s. w. Dieser Gedanke wird begründet durch den Hinweis auf Christum. Durch das „auch“ wird Christus mit uns in eine Reihe gestellt als der Mitleidende um Gerechtigkeit willen, durch das „einmal“ dagegen wird seine einzigartige Stellung inmitten der Leidenden anerkannt. Natürlich ist nicht die Meinung, daß er nur einmal in seinem Leben, am Karfreitage, gelitten habe, sondern sein Leiden wird als das vollkommene allem Relativen gegenüber gestellt; es ließe sich vielleicht an noch manchen anderen Beispielen zeigen, die gehäuft werden könnten, daß um Gerechtigkeit leiden besser ist, als Uebeltat willen, aber das Vorbild Christi genügt ein- für allemal, um die Behauptung zu rechtfertigen, ähnlich Hebr. 9, 25: Er hat „um Sünden“ gelitten, nicht gerade wie Luther hat, „für unsere Sünden,“ dieser Gedanke liegt mehr in dem folgenden: der Gerechte für Ungerechte, sondern „um Sünden,“ die dadurch als das Verursachende seines Leidens bezeichnet werden. Wenn der Gerechte um Gerechtigkeit willen leidet, so kann dies, abgesehen davon, daß es Gottes Wille ist, nur durch die Sünden anderer verursacht sein. Er hat gelitten, „auf daß er uns Gotte z u f ü h r e t e.“ Man kann ja den Gedanken Luthers sich aneignen, nach dem Jesus verglichen wird mit einem israelitischen Frommen, der das ihm rechtmäßig gehörende Tier vor den Altar führt, um es Gotte zu weihen, Christus führt den Gläubigen zu Gott, als ein Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, aber der Gedanke ist doch wohl allgemein,

jedenfalls nicht auf den Akt des Opferns selbst, auf das Schlachten wird hingewiesen, sondern auf das Herzuführen. Der Ausdruck erinnert daran, daß das Christenleben ein Wandern ist, auf welchem Christus sich uns als Handleiter darbietet.

Der Ausdruck fordert entschieden eine nähere Erklärung: Wie kann Christus uns Gotte zuführen, was qualifiziert ihn dazu, und auf welchem Wege geht die Bahn? Es kann doch nur einen rechten Weg geben, welcher ist dies? Auf die erste Frage antwortet der Partizipialsatz: „Getötet nach dem Fleisch," u. s. w. Das „und" in Luthers Uebersetzung drückt das Sachverhältnis nicht richtig aus, es scheint danach, als ob es eine bloße Hinzufügung wäre, „er hat gelitten und ist getötet." Das Verhältnis des Partizipialsatzes zum Hauptsatze ist vielmehr das der Begründung, warum und wodurch ist Christus der Führer zu Gott. Am besten werden wir übersetzen: „Er, der getötet ward," u. s. w. Nun ist klar, und es ist unnötig, viele Schriftstellen anzuführen, daß der Gegensatz von Fleisch und Geist nicht so aufgefaßt werden darf, als deute er auf Teile der Persönlichkeit, ungefähr so viel als Leib und Seele, sondern beides bezeichnet die ganze Persönlichkeit, dichotomisch oder trichotomisch betrachtet, aber in verschiedener Beziehung, und, so zu sagen, in verschiedener Beleuchtung betrachtet, vor Menschenaugen und vor Gottesauge und derer, die durch Gottes Geist erleuchtete Augen haben. Wenn der Apostel uns ermahnt, wandelt im Geiste, so denkt er nicht daran, daß wir mit einem Teile unsers Wesens wandeln sollen, sondern er sagt: Begebet euch selbst, eure ganze Person, Gotte, und eure Glieder zu Werkzeugen der Gerechtigkeit. Dadurch kann Christus unser Führer zu Gott sein, daß er selbst den Weg gegangen ist, durch Sterben zum Leben, durch Leiden zur Herrlichkeit.

Und nun kommt die zweite Frage, die ja eigentlich durch Beantwortung der ersten auch schon beantwortet ist: Auf welchem Wege kann er uns zu Gottes führen, was ist der Weg für uns? Die bleibt nach der nun einmal eingebürgerten Uebersetzung unbeantwortet, und der Apostel macht danach eine ganz unerwartete Abschweifung. Weil er einmal darauf gekommen ist, vom Geiste Christi zu reden, so benutzt er die Gelegenheit, über einen in der christlichen Verkündigung etwas vernachlässigten Punkt Auskunft zu geben, und über den Verbleib und die Tätigkeit Christi während der anderthalb Tage, da sein Leib im Grabe gelegen, zu belehren. In der richtigen Erkenntnis, daß die Lebendigmachung Christi nach dem Geiste auch auf seine Leiblichkeit sich erstrecke, kommt die lutherische Lehre zu dem Schlusse: Christus ist nach seinem Begrabenwerden und vor seiner Auferstehung mit Leib und Seele in die Hölle gefahren, während sein Leib zugleich im Grabe gelegen hat. Das ist nun freilich ein bloßes Unterwerfen der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, eine Verzichtleistung auf alles Verständnis in Unterordnung unter das vermeintliche Schriftwort. Daher denn auch erklärt wird: hic articulos non est scrupulose tractandus. Dem offenbaren Widersinne aus dem Wege gehend, schreiten die meisten neue-

ren Ausleger zu der Behauptung: Chrius ist, während sein Leib im Grabe gelegen, im Geiste in die Hölle gefahren, und sie berufen sich darauf, daß das Wort πνεῦμα ja allerdings auch in anderer Bedeutung gebraucht werden kann, nicht die ganze Persönlichkeit nach ihrer Gott zugewendeten Seite, sondern den unsichtbaren leiblosen Teil der Person bezeichnend, wie eben aus der Benennung der Toten als Geister im Gefängnisse hervorgeht. Aber damit kommen sie eben in Konflikt mit der ersten Aussage: „Lebendig gemacht nach dem Geiste." In demselben Geiste, in welchem er lebendig gemacht ist, soll er ja hingegangen sein, ist er nun als leibloser Geist hingegangen, dann müßte er ja auch als leibloser Geist lebendig gemacht sein, was eine schriftwidrige Irrlehre ist. Andere deuten, sprachlich in vieler Beziehung richtiger, das Hingehen und Predigen Christi auf eine Tätigkeit desselben, die er zur Zeit Noahs ausgeübt habe. Aber indem sie bei der unglücklichen Fassung des „ἐν ᾧ" als einfachen Relativums stehen bleiben, geraten sie immer wieder auf die unvollziehbaren Vorstellungen, entweder daß Christus in einer früheren Inkarnation als vollständig lebendiger Mensch in einem ihm zugehörigen Leibe, oder als bloßer leibloser Geist, gleichsam als Gespenst, aufgetreten sei. Kurz, die Auffassung des „ἐν ᾧ" in welchem," als einfaches Relativum, auf das Substantiv Geist bezogen, führt in ein Nest voller Widersprüche. Die Hauptsache aber bleibt das gänzliche Abspringen vom Hauptgedanken, das Fehlen des Zusammenhanges. Was hat der Hinweis auf die Hadespredigt, mag man sie nun, wie der Wortlaut eigentlich verlangt, bloß an die Geister der ungläubigen Zeitgenossen Noahs gerichtet sein lassen, oder universal an die ganze im Hades befindliche Menschheit, mag man sie als die Verdammnisbestätigende Gerichtspredigt oder als Heilspredigt an die noch der Erlösung harrende Menschheit auffassen, was hat der Hinweis zu tun mit der an die lebenden Menschen gerichteten Ermahnung, um Gerechtigkeit willen zu leiden und durch Leiden zur Herrlichkeit zu gehen? Es ist nicht zu helfen, es ist mit der Gewohnheit, das verbindende Wort am Anfang des 19. Verses ἐν ᾧ als einfaches Relativ zu fassen, zu brechen, und es ist daran zu denken, daß der Apostel an griechisch redende Leser schrieb, denen die Eigentümlichkeiten ihres Sprachgebrauchs geläufiger waren als uns Spätgeborenen.

Es kommt an unserer Stelle die sogenannte attractio casuum in Anwendung: Wenn ein Relativpronomen nach dem es regierenden Verbum eigentlich im Acc. stehen sollte, es geht aber ein Genetiv oder ein Dativ vorher, so wird der bescheidene Acc. diesen vornehmeren casibus gegenüber entsprechend verwandelt. Dafür finden sich eine Menge Belege im Neuen Testament. Ich will bloß zwei als Beispiel anführen. Act. 20, 38: ἐπὶ τῷ λόγῳ ᾧ εἰρήκει. Act. 3, 25: τῆς διαθήκης, ἧς διέθετο ὁ θεός.

Seltener belegbar ist die zweite Stufe dieser attractio: wenn der betreffende Genativ oder Dativ ein Demonstrativpronomen ist, so wird dasselbe verschluckt, ausgelassen, und das Relativ in den betreffenden Casus, in dem das Demonstrativ stehen würde, verwandelt. Da-

für seien als Beispiel angeführt, Röm. 14, 22: μακάριος ὁ μὴ κρίνων ἑαυτὸν ἐν ᾧ δοκιμάζει. für ἐν τούτῳ ὁ δοκίμαζει Act. 26, 22: οὐδὲν ἐκτὼς λέγων, ὧν οἱ προφῆται ἐγάλησαν. Hebr. 2, 18. ἐν ᾧ πέπονθεν Hebr. 5, 8. ἔμαθεν ἀφ ὧν ἔπαθεν. und 1. Petr. 2, 12. ἐν ᾧ κατα λαλοῦσιν ὑμῶν. Es ist kein Zweifel, das einfach scheinende ἐν ᾧ *kann* angesehen werden als prägnantes, auf deutsch schwangeres, ein anderes in sich schließend, ἐν ᾧ gleich ἐν τούτῳ ὅ. Und hier *muß* es dem Zusammenhange nach so verstanden werden. Noch einmal: die Aussage „auf daß er uns Gotte zuführe," verlangt eine Erziehung; auf welchem Wege, durch welches Mittel kann er uns zu Gott führen? Eine Antwort ist ja schon durch das Vorgehende angedeutet; nun wird darauf hingewiesen, daß dies eben der einzige Weg ist, daß es nie einen andern gegeben hat, und daß diejenigen, welche diesen Weg verschmähen, es zu ihrem Verderben getan haben und tun. Daß die Präposition ἐν das Mittel, den Weg, durch welchen etwas erreicht wird, bezeichnen kann, ist nicht nötig, durch viel Stellen zu beweisen, ich erwähne Act. 11, 14: ῥήματα, ἐν οἷς σωθήσῃ. Also: Christus hat gelitten, auf daß er uns Gotte zuführen möchte auf demselben Wege, durch dasselbe Mittel, das *er* auch verkündigt hat. Wer? Man könnte das Verbum ἐκήρυξε unpersönlich fassen, das Subjekt wird bei manchen Verben zu denen κηρόσσειν gehört, gern weggelassen, weil es selbstverständlich ist. Aber das dabei stehende πορευθείς zeigt doch, daß nicht κῆρυξ sondern Christus als Subjekt zu denken ist. Christus hat gepredigt. Wann und wo? Hier ist der entscheidende Punkt; entweder läßt man sich leiten durch die Namhaftmachung der Zuhörer, der πνεύματα, dann ist die Predigt in jener Nacht im Hades geschehen, als das Personleben Jesu leiblos, als πνεῦμα, existierte, oder man läßt sich durch die dabei stehende Zeitbestimmung ὅτε ἀπεξεδέχετο leiten, dann ist die Predigt auf Erden geschehen zur Zeit Noahs. Das letztere ist aus sprachlichem Grunde entschieden vorzuziehen. Das Partizip Aoristi ἀπειθήσασι zeigt, daß der Unglaube der Hörer dem Predigen gleichzeitig gedacht ist oder umgekehrt, und daß der Unglaube der Hörer zur Zeit Noahs stattgefunden hat, ist unzweifelhaft, ποτὲ kann nicht „etwa" heißen, sondern „einst." Wäre unter dem ἐκήρυξε die Hadespredigt zu verstehen, so müßte genauer gesagt werden: „Die einst nicht *geglaubt hatten*," und dafür hat die griechische Sprache ihre eigene Form, das part. perf. oder plusquamperf. Wenn der Apostel an Hadespredigt gedacht hätte, so hätte er schreiben müssen, nicht ἀπειθήσασι sondern ἠπειθηκόσι. (Das Partizip des Aorist steht allerdings oft ungenauer für das des Plusquamperf., aber wenn der Zustand oder die Tätigkeit, welche das Verbum benennt, als fortdauernd, noch bestehend gedacht wird, ist das part. plusq. erforderlich, und das ist hier der Fall. Also: Christus hat gepredigt auf Erden unter lebenden Menschen zu Noahs Zeit. Um dies tun zu können, mußte er ausgehen, d. h. in einen andern Zustand übertreten. Das Wort πορευθείς kommt zweimal vor, das eine Mal das Uebertreten aus der göttlichen in die menschliche Sphäre bezeichnend, das andere Mal umgekehrt.

Das ist ja nun allerdings eine kühne, poetisch malende Ausdrucksweise: Christus vom Himmelreiche herabsteigend, um den Menschen Worte zu verkünden, durch welche sie können gerettet werden. Dieselbe Darstellung auch Eph. 4, 9, wo ebenso wenig an eine Hadespredigt zu denken ist. Es ist die biblische Communicatio idiomatum, was von Gott gilt, wird ohne weiteres auf Christum übertragen. Noah ist s. Z. ein Prediger der Gerechtigkeit gewesen, aber der eigentliche Heilsverkünder ist doch immer Gott, und was von Gott gilt, das gilt von Christo. Es ist dieselbe Darstellungsweise, wie wenn's Hebr. 11 heißt: Moses hat die Schmach Christi getragen, und 1. Kor. 11, sie tranken von dem geistlichen Fels, welcher mitfolgte. Eine Präexistenz Christi, wenn man's so benennen will, ist hierbei vorausgesetzt, aber nicht eine des bloßen Geistes, sondern des ganzen Christus; das Subjekt der Predigt ist der Christus, der getötet ward nach dem Fleisch u. s. w. Das Objekt, die Addressaten der Verkündigung, sind das ungläubige Geschlecht der Zeitgenossen Noahs, die jetzt Geister im Gefängnisse sind. Da in der Parallelstelle 4, 6 im allgemeinen Tote genannt werden, so zeigt sich, daß nach dem Sinn unserer Stelle kein Gewicht darauf gelegt werden soll, daß die Predigt ausschließlich diesem Ausschnitte aus den vergangenen Geschlechtern zuteil geworden sei, sondern daß diese bloß als Beispiel aus einer größeren Menge herausgegriffen sind, weil eben an ihrem Beispiele insonderheit deutlich wird, welches der Weg ist, der zu Gott führt, und was die Folgen sind, wenn dieser Weg verschmäht wird. Wo immer auch schon unter den vorchristlichen Geschlechtern ein Prediger der Gerechtigkeit aufgetreten ist, da ist nicht bloß eine menschliche Stimme erklungen, sondern Gott hat geredet, oder, was dasselbe ist, Christus. Der Geist Christi war in den Propheten; also: nicht bloß dem noahitischen Geschlechte, sondern vielen, vielleicht allen Geschlechtern der Vergangenheit ist gepredigt worden. Diese vergangenen Geschlechter werden nun Tote genannt, oder Geister im Gefängnisse, und daß hierdurch Anlaß zum Mißverstande vorliegt, ist ja unbestreitbar, und daß der Mißverstand eingetreten ist, ist bekannte Tatsache. Die Vorliebe für das Mysteriöse gegenüber dem Einfachen und die Macht der Gewohnheit lassen es als selbstverständlich ansehen, daß der Ausdruck verstanden werden müsse, als die Kunde von einem geheimnisvollen wenig bekannt gemachten Vorgange, der sich in der Unterwelt vollzogen hat. Daß die Auffassung aber selbstverständlich sei, ist doch pures Vorurteil, möglich ist sie, aber selbstverständlich nicht. Wenn etwa in einer Predigt am Totenfeste gesagt wird: Unsern Verstorbenen ist auch Evangelium verkündet worden, welcher Zuhörer wird dann auf den Gedanken kommen, der Herr Pastor wolle von einem geheimnisvollen Vorgang in der Unterwelt berichten? Wird man's nicht einfach sich zurecht legen: Denen, die jetzt Verstorben sind, ist während ihres Lebens verkündigt worden? Räumen wir ein, daß beide Auffassungen gleichberechtigt seien, so muß der Zusammenhang entscheiden. Wie soll nun die Deutung auf eine Hadespredigt sich reimen mit der Zweckangabe

der Predigt 4, 6: „Daß sie gerichtet werden“ u. s. w. Wie kann an Tote, die doch als Geister gedacht werden, die Aufforderung gerichtet sein, daß sie nach dem Fleisch sich richten lassen, und nach dem Geiste Gott leben sollen? Daß sie also Nachahmer Christi sein sollen, der ἅπαξ, in absolut vollkömmlicher Weise den Weg zu Gott gegangen ist, indem er als voller Mensch den Tod erlitten hat. Die Zweckangabe hat nur einen Sinn, wenn von einer an lebende Menschen gerichteten Predigt die Rede ist. Sind aber die „Toten“ von 4, 6 Menschen, die jetzt tot sind, die aber, als ihnen verkündigt wurde, selbstverständlich noch lebten, so gilt dasselbe auch von den Geistern im Gefängnisse. Warum aber nennt nun der Apostel die Adressaten der Predigt so? warum sagt er nicht einfach: Wie er auch verkündigt hat den Leuten zur Zeit Noahs? Weil er dann einen Gedanken nicht zum Ausdruck gebracht haben würde, den er doch so nachdrücklich wie möglich vor die Seele führen will. Auf den Ernst der Situation, auf das gewaltige Entweder-Oder, auf die nach doppelter Seite hin wirkende Macht des Wortes Gottes will er hinweisen, Hebr. 12, 25. Was ist aus denen geworden, denen der Weg des Heils verkündet wurde, die aber ungehorsam waren? Sie sind Geister im Gefängnisse, sie sind nicht zu dem Ziele gekommen, zu dem sie geführt werden sollten, sie sind nicht zu Gott gekommen, haben nicht ihren Geist in Gottes Hand befohlen, zur Ruhe des Volkes Gottes, sondern sie werden behalten zum Tage des Gerichts, 2. Petr. 2, 9!; Jud. 6. So wenig unsere Stelle die Tendenz hat, Belehrung über eschatologische Fragen zu geben, so läßt sie doch die eschatologischen Grundanschauungen erkennen, auf denen die praktische Ermahnung beruht. Eine Voraussetzung ist die Unaustilgbarkeit des Kernes der menschlichen Persönlichkeit, keine Auflösung in die Elemente des Naturlebens; zweitens eine sofort eintretende Entscheidung, die sich nach dem Verhalten in diesem Leben richtet; drittens der Ausblick auf ein abschließendes Endgericht. Der Grund, warum sie jetzt Geister im Gefängnisse sind, ist der, daß sie nicht glaubten. ποτὲ kann nicht „etwa“ heißen, sondern einst. Das ἀπειθεῖν ist kein theoretisches Verneinen, sondern ein Verhalten des Willens, Ungehorsam. Was den Inhalt der Predigt betrifft, so ist in der Bezeichnung κηρύσσειν an sich nichts über den Charakter der Predigt enthalten. Das Wort bezeichnet vielmehr die Art, die Macht, Deutlichkeit und allgemeine Vernehmbarkeit der Verkündigung, wie eben ein Herold ausruft. Es wird aber in 4, 6 ersetzt durch εὐαγγελίζειν. Der Zweck der göttlichen Offenbarung ist allemal das Heil der Menschen, das ist ja auch ausgesprochen in der Zweckangabe: „Daß sie dem Geiste nach Gotte leben; aber es ist auch nicht bloß eine nach einer Seite hin, an die gläubige, der Erlösung harrenden Menschheit gerichtete Ankündigung, sondern das Wort hat immer zwiefachen Gehalt: Tut Buße und glaubet. Die Aehnlichkeit der Situation wird weiter ausgeführt; eine Arche ward zugerüstet, wie heute, groß genug wohl, um alle aufzunehmen, aber nur wenige unter den Tausenden, ganze acht, gehen

hinein und werden hierdurch gerettet durchs Wasser hindurch, so daß das Wasser zugleich ihr Rettungsmittel werden muß.

Der Ruf, der damals erscholl, war: Hier ist eine Arche, kommt herein, rettet euch, watet, schwimmt durchs Wasser, braucht eure ganze Kraft, nur auf die Arche zu. So ist die Sintflut ein Typus gewesen des Heilsverfahrens Gottes. Die Arche ein Symbol wohl nicht der Kirche, sondern der rettenden Gnade, die Wasser ein Symbol der göttlichen Gerichte, die sich als Leiden über die Menschen verhingen, die acht Seelen Vorbilder derer, die mit ganzer Kraft durchdringen, die übrigen, die sich scheuen, die Füße naß zu machen und auf die Arche zuzustreben, die nachher doch von den Fluten überwältigt werden, die Vorbilder der leidensscheuen Ungläubigen, die das Wohlsein in der Welt dem Kampf und Leiden vorziehen. Die Sintflut war ein Typus der sich jetzt und immer wiederholenden Situation. Wie nun letztere durch ihren Typus veranschaulicht wird, so auch durch das Gegenbild derselben, die Taufe. Selbstverständlich ist hierbei an dieselbe in ihrer ursprünglichen Form als Erwachsenentaufe und als Immersio gedacht. Was hat es mit dem Christenstande auf sich, in den die Taufe der Eintritt ist, und inwiefern ist sie ein Gegenbild der Sintflut? Eben durchs Wasser. Hier ist Wasser, das sind die Leiden, die in Christo sind, da muß der Christ hinein, auf die Arche zu, und wieder heraus, nicht mehr als der alte Mensch, sondern als ein neuer, der, wie's 4, 6 heißt, gottgemäß im Geiste lebt. Das kann ja nicht besser ausgedrückt werden, als wie es Luther im kleinen Katechismus ausspricht. Was bedeutet solch Wassertaufen? Es bedeutet, daß der alte Adam in uns soll erläuft werden und sterben mit seinen Sünden und bösen Lüsten. und wiederum täglich herauskommen und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott ewiglich lebe." Der Apostel drückt sich nun hier mit andern Worten, aber in gleichem Sinne aus. Die Taufe ist nicht ein Abtun des Unflats des Fleisches. Der Gegensatz, den er hierbei im Sinne hat, ist wohl nicht der tägliche Reinigungsprozeß, den ein anständiger Mensch vornimmt, um sich von körperlichem Schmutze zu reinigen, dann hätte er wohl σώματος statt σαρκὸς geschrieben, und eine solche plumpe Auffassung des Taufritus brauchte er wohl kaum abzuwehren, sondern er hat die bei Juden und Heiden üblichen zeremoniellen Reinigungen im Sinne, von denen doch gilt, was Hebr. 9, 9 von Gaben und Opfern und mannigfaltigen Tauchungen gesagt ist, daß sie nicht können κατα συνείδησιν τελειῶσαι τὸν λατρεύοντα. Sondern sie ist, positiv ausgedrückt, ἀγαθῆς συνειδήσεως ἐπερώτημα ἐις θεόν. Luthers Uebersetzung: „Der Bund eines guten Gewissens mit Gott," gibt ja wohl auch einen schönen Sinn, ist aber doch sprachlich schwerlich korrekt, und modifiziert auch den Gedanken. Ein Bund ist doch immer ein Verhältnis von zwei auf gleicher Stufe gedachten Parteien, in wechselseitigen Bedingungen und Versprechungen sich vollziehend, das Verhältnis zwischen einem Vater und einem Kinde wird man schwerlich Bund nennen dürfen. ἐρωτάω heißt fragen, ἐρώτημα eine Frage, ἐπερώτημα eine an jemanden gerichtete Anfrage.

Natürlich handelt sich's bei der an Gott gerichteten Anfrage nicht um eine theoretische, ein Interesse des Wissens gestellte Frage, die über eine Tatsache Auskunft begehrt, sondern um eine praktische Anfrage, die nach einem Tun Gottes begehrt. Man wird am besten mit „Flehen" übersetzen. Damit erledigt sich auch die Frage, ob das gute Gewissen als Gegenstand oder als Subjekt des Flehens zu denken ist. Das letztere ist entschieden vorzuziehen. Ein gutes Gewissen, könnt man cum grano salis sagen, muß man h a b e n, und wenn man's nicht hat, kann's auch der liebe Gott nicht geben. Der Gegenstand des Flehens ist, wie aus der vorangehenden Darstellung hervorgeht, Rettung, ein gutes Gewissen, das sich keiner Schuld bewußt ist, ist eine gute und notwendige Sache, aber: „Darin bin ich nicht gerechtfertigt," und Rechtfertigung ist doch, was ich haben muß. Darum: Das gute Gewissen ist das Subjekt des Fleisches. Die Seelenverfassung, in welcher wir zu Gott flehen sollen und dürfen, muß die eines guten Gewissens sein. Ein gutes Gewissen vor Gott aber kann nicht Bewußtsein der Schuldlosigkeit sein, sondern nur Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit. Darum Gewissen hier wie Hebr. 9, 9 Bezeichnung des innersten Wesens des Menschen, und gutes Gewissen das rechtschaffene, ernstwahrhaftige innerste Seelenleben; aus dem heraus wir flehen sollen und dürfen: Rette mich, Gott, nimm mich auf in die Arche, in den Schutz deiner Gnade, hilf mir hindurch durch die Wasser der Leiden und Kämpfe, die ich nicht scheuen, vor denen ich nicht zurückschrecken will, wenn ich nur dadurch zu dir gelange. Was zu diesem Flehen zu Gott ermutigt und stärkt, worauf es sich beruft und seiner Sache gewiß ist, ist die Auferstehung Jesu Christi, durch welche es kundgemacht ist, daß dieser Weg, den er zu Gott gegangen ist, durch Leiden zur Herrlichkeit, wirklich der richtige Weg ist, der zur Herrlichkeit führt. Wir verbinden nicht mit σώζει, sondern mit dem ganzen Satze. Die nachfolgende Doxologie auf Christum hat weniger den Zweck, der anbetenden Ehrfurcht des Apostels vor dem erhöhten Christus Ausdruck zu geben und die Gläubigen zum Mitpreise aufzufordern, dies natürlich auch, aber doch erst in zweiter Linie, der nächste Zweck ist der, die Gläubigen für das auch ihnen vorschwebende hohe Ziel zu begeistern, sie zum Ausharren anzuspornen und im Vertrauen und in der Siegeshoffnung zu bestärken. Mit der Aufzählung von Engeln, Gewalten und Mächten mag der Apostel konkretere Vorstellungen verbunden haben, wodurch bestimmtere Unterschiede bezeichnet werden, wir können in der gehäuften Aufzählung nur den rhetorischen Ausdruck für den Gedanken erkennen, daß Christi Macht im Glauben ergriffen, unwiderstehlich ist, daß alles, Gutes und Schlimmes, Förderndes und Hemmendes, der Ausführung seines Heilswillens dienen muß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen.

Hat Judas am Abendmahl teilgenommen?*)

(Matth. 26, 21—30; Mark. 14, 18—25 (26); Luk. 22, 17—23; Joh. 13, 21—32.)

Von Pastor K. Roth sen., Valley City, Ohio.

Bekanntlich gehen die Ansichten in dieser Frage weit auseinander. Während die einen es nicht nur zulassen, sondern geradezu als notwendig fordern, daß Judas am Abendmahl teilgenommen, sind andere der Ansicht, er könne nicht daran teilgenommen haben. — Im nachfolgenden möchte ich dartun, daß letztere Ansicht die richtige ist. —

1. Auf den meisten Abenmahlsbildern findet sich Judas mit im Kreise der ersten Gäste am Tisch des Herrn. Daß indes die biblischen Maler nicht immer zuverlässige Exegeten sind, daß zumal die alten katholischen Maler sich weniger streng nach dem biblischen Berichte als nach der Tradition der römischen Kirche richteten, braucht nicht erst bewiesen zu werden. — Nach der altkirchlichen Tradition, wie auch nach der heute noch weit verbreiteten Ansicht in der protestantischen Kirche, hat Judas am Abendmahl teilgenommen. In der lutherischen Kirche wurde dies für eine so ausgemachte und wichtige Sache angesehen, daß sie es sogar als einen Glaubensartikel mit in die Konkordienformel aufgenommen hat. — Auch in unserm Evang. Gesangbuch wird dies in der zusammengestellten Leidensgeschichte im Anhang so hingestellt. — Alles dies ist natürlich nicht entscheidend; wir richten uns nur nach den biblischen Berichten. Und die dürfen wir nicht nach gewissen kirchlichen Bekenntnissen und Normen auslegen, so wichtig diese immerhin sind, noch weniger nach herkömmlichen Ansichten. Diese müssen vielmehr jederzeit an der Schrift geprüft, resp. nach ihr berichtigt werden. Als Protestanten können wir unmöglich den Grundsatz des Maldonatus, eines katholischen Schriftauslegers aus dem 16. Jahrhundert, zu dem unsern machen: „Die Gründe, die für die Abwesenheit des Judas sprechen, sind so stark, daß ich leicht dieser Meinung beitreten würde, wenn die gegenteilige Ansicht nicht so viele Gewährsmänner für sich hätte und nicht die allgemein giltige wäre." — Nach solchem echt römischen Grundsatz müßte natürlich sehr bald jedes Recht freier Bibelforschung aufhören, und wäre überhaupt auch die Reformation der Kirche unmöglich gewesen. Denn die Gewährsmänner waren fast sämtlich dagegen!

2. Was läßt sich denn nun überhaupt für die Teilnahme des Judas geltend machen?

a. Etwa das Wort: „Der mein Brot isset, tritt mich mit Füßen?" Dies „Brot" war aber doch nicht das Brot des Abendmahls, es weist vielmehr auf all das Gute, das Judas in der Nachfolge Jesu genossen, dessen fürsorgende Liebe und Freundschaft, die ihm auch Le-

*) Wir möchten unsere geehrten Leser daran erinnern, daß im Märzheft 1908 das Referat eines Bruders veröffentlicht wurde, der zu ganz entgegengesetztem Schluß kam. (D. R.)

bensunterhalt und vieles andere gewährte. Nur dann ließe sich dies Wort aufs Abendmahl anwenden, wenn es sicher wäre, daß Judas daran teilgenommen. Das müßte aber doch erst bewiesen werden.

b. Aber nach Lukas (22, 21) sagt der Herr ausdrücklich: „Doch siehe, die Hand meines Verräters ist mit mir über Tische," welches Wort Lukas unmittelbar auf die Einsetzung des Abendmahls folgen läßt. Darauf ist zu erwidern, daß Matthäus und Markus zwar nicht ausdrücklich sagen, daß Judas vor der Einsetzung hinausgegangen, daß sie aber klar und deutlich die Entlarvung des Verräters vorher bringen. Und daß hierauf ein längeres Verweilen des Judas ausgeschlossen war, muß man doch wohl zugeben. Auch müssen wir bei aller Wahrung der Inspiration, die wir dem Evang. Lukas durchaus nicht absprechen, dennoch dem Matthäus, was geschichtliche Genauigkeit betrifft, den Vorzug der Augenzeugenschaft zugestehen. Daß Lukas uns nicht eine strenge Aufeinanderfolge aller Einzelheiten gibt, sehen wir ja auch daran, daß er erst nach der Abendmahlsfeier den Rangstreit der Jünger berichtet. Nach der heil. Feier kann derselbe aber doch nicht gut stattgefunden haben. Warum Lukas so berichtet? Wenigstens wollte er die Abendmahlsfeier im engsten Zusammenhang mit der Passahfeier berichten. Außer einer Zeitfolge gibt es für den Geschichtsschreiber, der nicht eine bloße und trockene Chronik schreiben will, eben auch eine Sachfolge.

c. Rud. Stier beruft sich für die Anwesenheit des Judas besonders auf Mark. 14, 23: „Sie tranken alle daraus." Hieße es nun: „Alle zwölf," dann wäre freilich aller Zweifel beseitigt, und jede Erwiderung müßte verstummen. So aber bezieht sich das „alle" doch wohl einfach auf die Anwesenden. Und war Judas nicht mehr anwesend, dann tranken eben nur alle elf daraus!

d. Ferner macht man zugunsten des Judas geltend, Petrus habe doch auch seinen Herrn verleugnet, und zwischen Verleugnung und Verrat sei am Ende wenig oder kein Unterschied; die andern Jünger alle hätten mit ihrer Frage: „Herr, bin ich's?" gewissermaßen sich selber jeder des Verrats auch für fähig gehalten; und schließlich habe Jesus in Gethsemane den Judas noch seinen „Freund" genannt und ihm damit noch einen Beweis seiner rettenden Liebe gegeben. Warum sollte er also nicht auch am Abendmahl teilgenommen haben? —

Um mit dem letzten zu beginnen, so nennt Jesus ihn wohl Freund, aber nicht wie vorher die Elfe, Joh. 15, 14: „Ihr seid meine Freunde (φίλοι)," sondern so viel als „Genosse" (ἑταῖρε), ihn damit nochmals an seine frühere Nachfolge oder Genossenschaft erinnernd. — Die Frage: „Herr, bin ich's?" bedeutet richtig verstanden: „Doch nicht etwa ich?" (μήτι ἐγίο erwartet eine verneinende Antwort). Oder sollte z. B. Petrus sich dazu fähig gehalten haben, während er doch nachher die ganz bestimmt ihm angekündigte Verleugnung weit von sich wies? Keiner traut dem andern solche Bosheit zu, jeder möchte aber auch jeden Verdacht von sich selbst abwehren. — Und die Verleugnung des Petrus war wohl auch eine schwere Sünde. Form und Name der Sünde än=

dert daran nichts. Er beging sie aber aus Schwachheit und Furcht, trotz seiner Liebe zum Herrn. Judas dagegen haßte den Herrn, besonders seit jener Salbung in Bethanien, und seine Tat war sorgfältig geplant und berechnet. Und darum ist zwischen beiden, ganz abgesehen von späterem Verhalten, ein gewaltiger Unterschied: Petrus gehört dem Herrn an trotz allem, Judas hat sich gänzlich von ihm geschieden.

e. Endlich behauptet ein anderer Theologe, das erste Abendmahl habe eine symbolische Bedeutung und sei die Vorausdarstellung des durch die Jahrhunderte in der Kirche fortdauernden Abendmahls, in welchem so viele sich selber das Gericht essen und trinken, und dies mache es notwendig (!), daß gleich damals einer dabei gewesen, auf den solches zutreffe. — Ja, wo steht denn geschrieben, oder mit welchem Recht will man behaupten, daß jenes erste Abendmahl vorbildlich war für spätere Jahrhunderte, vorbildlich für unwürdige Abendmahlsgäste? Das sieht doch gerade darnach aus, als suchte man nach einer Stütze oder gar nach einer Entschuldigung dafür, daß heute leider so mancher unwürdig zum Tisch des Herrn kommt! Wenn unserer Abendmahlsfeier wegen unwürdiger Teilnehmer ein Mangel anhaftet, wegen dessen sie jener ersten etwa nicht gleichkommt, wollen wir darum jene erste hehre Feeir etwas niedriger stellen, damit so eine Aehnlichkeit hergestellt werde? Das hieße doch wohl am verkehrten Ende anfangen. Vorbildlich war jenes erste Abendmahl allerdings, aber nicht für späteren Mißbrauch, sondern vielmehr für seine dereinstige Vollendung „im Reiche Gottes," wie Jesus selbst ausdrücklich erklärt.

3. Daß Judas nicht am Abendmahl teilgenommen, dafür sprechen zwei Gründe:

a. Das Abendmahl ist ein Mahl der innigsten Liebe, Freundschaft, Gemeinschaft zwischen dem Herrn und den Seinen, und zwar einer Liebe, für die ein Judas absolut kein Verständnis mehr hatte, nachdem er sich nicht nur bereits an den Satan verkauft hatte, seinen Herrn und Meister zu verraten, sondern auch bald unzweideutig davon überzeugt wurde, daß sein böses Vorhaben dem Herrn offenbar war. Zudem hatte der Herr ihm auf seine Frage: „Bin ich's?" deutlich erklärt: „Du sagst es." Damit war der Bruch zwischen ihm und seinem bisherigen Meister unheilbar geworden. — Welchen Zweck hatten denn überhaupt all die ernsten Worte des Herrn zuvor betreffs des Verräters, als diesen endlich zu entlarven und dadurch zu entfernen? Oder wollte ihn Jesus damit jetzt noch zur Umkehr bewegen? Dazu war es zu spät. Oder hat er damit dem Jüngerkreis den Verräter anzeigen wollen? Dann ist dies eigentlich doch mißlungen. Wozu denn überhaupt eine gewisse Heimlichkeit vonseiten des Herrn? Er nimmt die Enthüllung und die Entfernung in einer so vorsichtigen Weise vor, daß keiner außer Johannes, und vielleicht noch Petrus, merkte, um was es sich eigentlich handelte; auch nicht einmal, als Jesus ihm sagte: „Was du tun willst, das tue bald!" und ihn damit unzweideutig gehen hieß.

b. Den zweiten und eigentlich entscheidenden Beweis für die Ausscheidung des Judas vor der Feier des Abendmahls finden wir merkwürdigerweise bei Johannes, demjenigen Evangelisten, der uns von der Abendmahlsfeier selbst überhaupt kein Wort berichtet! Dafür berichtet er uns am ausführlichsten und genauesten über die Entdeckung und Entfernung des Verräters: 13, 26. 30 . . . Der „Bissen" nämlich, den Jesus in die Schüssel tauchte und dann ohne Aufsehen dem Judas gab, um damit dem Johannes den Verräter zu bezeichnen, dieser Bissen kann verständlicherweise nur beim Passahmahl gereicht worden sein, also nicht nach dem Abendmahl, das erst im Anschluß an jenes eingesetzt wurde. Das Brot des Abendmahls hat Jesus doch selbstverständlich nicht etwa in die Schüssel getaucht, das wäre eine ganz absurde Vorstellung; und nach geschehener Abendmahlsfeier, nachdem also alles vorüber war, nochmals einen Bissen eintauchen und dem Judas reichen, das wäre denn doch etwas so ungewöhnliches und außerordentliches gewesen, daß es den Jüngern höchst auffällig und unverständlich erschienen wäre; und der Herr wollte doch offenbar ohne Worte, gleichsam heimlich und von den übrigen unbemerkt, nur dem Johannes auf dessen leise Anfrage hiermit den Verräter bezeichnen. Gleich nach dem Bissen aber heißt Jesus den Judas gehen, und dieser geht dann auch sofort. So stellt uns Johannes den Vorgang dar. Was soll man nun mit diesem seinem Bericht und mit dem „Bissen" anfangen, wenn Judas durchaus beim Abendmahl zugegen gewesen sein soll? Man sage nicht, Passah- und Abendmahl dürften nicht so getrennt werden, letzteres habe nicht erst am Schluß des ersteren, sondern mehr unbestimmt und unbestimmbar zwischen hinein stattgefunden. Dadurch trübt man sich nur das Wasser und macht einen klaren und verständlichen Bericht nur unklar. — Unmittelbar aber nach des Judas Weggang spricht Jesus das bedeutsame Wort: „Nun ist des Menschen Sohn verkläret" u. s. w. (Joh. 13, 31). Dies klingt wie das freie Aufatmen nach beengendem Druck, verursacht durch die Gegenwart des Verräters, wie die Befreiung von einer bedrückenden Last. Und nun war dieser Teil des großen Kampfes siegreich durchgeführt, und zwar in so erfolgreicher und zugleich so meisterhafter, schonender Weise, daß selbst auch ein Judas sich nicht darüber beklagen konnte. — Nun war die Luft rein und die Bahn frei für den Herrn, seinen getreuen Freunden das heiligste, höchste und beste, das er hatte, zu bereiten, was nur sie einigermaßen würdigen und zu ihrer Stärkung und Beseligung genießen, wenn auch freilich nicht mit ihrem Verstand begreifen konnten. Es ist die Stiftung des Neuen Bundes in seinem Blute zur Vergebung ihrer Sünden und zum ewigen Gedächtnis seines herrlichen Werks und Namens. — Zwischen V. 32 und 33 des 13. Kap. Joh. wäre nun der Ort, wo Johannes die Feier des Abendmahls berichtet hätte, hätte er sie uns überhaupt berichtet. —

Diese hier vorgetragene und verteidigte Ansicht stimmt nun freilich nicht mit mancher lutherischen und auch noch mancher andern Dog-

matik, erscheint mir aber weit sach- und textgemäßer als diejenige, wonach der Herr die „Perle" und das „Heiligtum" (Matth. 7, 6) des Neuen Bundes einem gänzlich mit ihm zerfallenen, innerlich bereits völlig von ihm geschiedenen und von Satan schon in Besitz genommenen Judas gegeben haben soll; und wodurch der Bericht des Johannes von dem eingetauchten Bissen einfach beiseite geschoben wird — bloß weil er die Einsetzung des Abendmahls selbst nicht berichtet.

Was zum Schluß die etwaigen Konsequenzen dieser Auslegung für unsere heutige Abendmahlspraxis, insbesondere die Frage betrifft, ob wir irgend jemand und jeden zum Abendmahl zulassen dürften oder gar müßten, selbst wenn wir wüßten, daß er sich wie Judas verkauft habe, etwa noch in der kommenden Nacht einen Mord zu begehen oder dergleichen — wenn er nur die Beichtfrage bejaht hat — so lag es nicht im Plan und Rahmen dieser Arbeit, näher darauf einzugehen. Jedenfalls dürfen wir uns nicht durch derartige Bedenken in der Beantwortung unserer Frage beeinflussen lassen. Darum habe ich versucht, die Frage aus rein exegetischen und sachlichen Gründen zu beantworten. Ein anderer tut vielleicht dasselbe und mag zu einem andern Resultat kommen.

Vorbemerkung. Nachfolgenden Aufsatz entnehmen wir der kirchlichen Zeitschrift, von der Jowa-Synode herausgegeben, die ihn ihrerseits dem Buch von Dr. Uhlhorn entnommen hat.

Das Jahrhundert vor der Reformation.*)

Von D. G. Uhlhorn.**)

Uebergangszeiten sind immer schwer zu charakterisieren, um so schwerer, je größer der Unterschied ist zwischen der alten Zeit, die sie abschließen, und der neuen, die sie vorbereiten. Das gilt im höchsten Maße von dem Jahrhundert vor der Reformation. Wie verschiedene Bilder sind von dieser Zeit schon entworfen, Nachtbilder so düster und schwarz, daß man nicht begreift, wie eine Reformation noch möglich war, und Lichtbilder so herrlich und glänzend, daß man umgekehrt nicht begreift, weshalb eine Reformation nötig war.

Das erste Bild, als echt vorausgesetzt, wird die Reformation zu einem unbegreiflichen Wunder, während sie im andern Falle als willkürlicher und revolutionärer Eingriff einzelner Menschen erscheint, die durch ihre Freveltat die gesunde Entwickelung gestört haben. Um so unbegreiflicher bleibt dann freilich, daß diese Frevler solchen Anhang finden und ihr Tun eine solche Umwälzung in der ganzen Welt hervorbringen konnte.

Auch dadurch gewinnt man noch kein richtiges Bild einer solchen Zeit, daß man versucht, Gutes und Böses gegen einander abzuwägen,

*) Dieser Aufsatz ist recht zeitgemäß in diesem Jahre.
**) Aus G. Uhlhorn, Kämpfe und Siege des Christentums — ein viel zu wenig gekanntes und gebrauchtes Buch.

Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Das Bild, das man so gewönne, würde doch nur verschwommener, nicht im höchsten Sinne gerechter werden. Gerecht wird man einer solchen Zeit nur, wenn man sie ganz im Lichte des kommenden Neuen betrachtet und zu zeigen sucht, wie das Gute und Böse, das sie in sich schließt, dieses Neue vorbereitet.

Eben deshalb ist es so schwer, der Zeit, in der wir selbst leben, gerecht zu werden. Wir haben wohl das Gefühl, daß ein Neues im Anzuge ist, haben aber von diesem Neuen noch keine irgendwie deutliche Vorstellung und sind deshalb nicht imstande, die Gegenwart danach zu beurteilen, was sie für die werdende neue Zeit bedeutet. Mit dem 15. Jahrhundert steht es anders, wir wissen, was das 16. Jahrhundert gebracht hat, die Reformation Luthers, und können das 15. darauf ansehen, wie es diese vorbereitet hat. Daraus ergibt sich freilich sofort, daß das Urteil über das 15. Jahrhundert ein anderes werden muß, je nachdem man zur Reformation steht. Die Römischkatholischen, denen Luthers Tat als Revolution, als Abfall von der wahren Kirche gilt, werden ein ganz anderes Bild der Zeit gewinnen als wir, die wir in der Reformation Luthers das gottgewollte Ziel sehen, auf das alle voraufgehenden Jahrhunderte hinarbeiten. Für uns tritt das Jahrhundert vor der Reformation ganz unter das Wort: „Da die Zeit erfüllet war," und unsere Aufgabe kann nur die sein, zu zeigen, daß und in wie fern sie erfüllt war.

I.

Richten wir unsern Blick zunächst auf das Papsttum. Als Sieger und doch schwer geschädigt ist es aus der konziliaren Epoche hervorgegangen. Die Fürsten waren in der Lage gewesen, die Beschlüsse von Konstanz und Basel gegen das Papsttum auszuspielen, und hatten sich den Abfall von diesen Beschlüssen mit großen Konzessionen in kirchlichen Dingen bezahlen lassen. Der Kaiser Friedrich III. erhielt das Recht, 100 Pfründen zu besetzen und für sechs Diözesen die Bischöfe zu ernennen. Aehnliche Zugeständnisse wurden den kleineren Fürsten gemacht. Dem Kurfürsten von Brandenburg wurde die Besetzung der drei Bistümer Brandenburg, Lebus und Havelberg überlassen, und dem Herzog von Cleve wurden so viel kirchliche Rechte gewährt, daß man zu sagen pflegte, der Herzog sei Papst in seinem Lande. Wenn die Fürsten in der Reformationszeit das Kirchenregiment an sich nahmen, so war das gar nicht etwas Neues. Ein großes Stück des Kirchenregiments lag schon vor der Reformationszeit in ihren Händen. Im Jahre 1446 erließ Wilhelm III. von Sachsen eine Landesordnung, die in Wirklichkeit eine Kirchenordnung ist, und in Niedersachsen sind es die Fürsten, die eine Visitation der Klöster anordnen und die Reformation derselben in die Hand nehmen.

Wie leicht gab der Papst jetzt Rechte hin, um die einst blutig gestritten war. Freilich es galt vor allem die Nachwirkungen der Konzilsepoche aus der Welt zu schaffen, und das ist dem Papsttum in der Tat gelungen. Ein Beschluß der großen Reformkonzilien nach dem andern

wurde abgeschüttelt, schroffer als je die Allgewalt des Papstes wieder geltend gemacht. Selbst in Frankreich ließ Franz I. sich durch päpstliche Gunstbezeugungen, namentlich durch die zugestandene Besetzung von Bistümern und anderen Pfründen bewegen, die pragmatische Sanktion, welche die Beschlüsse von Konstanz und Basel für Frankreich in Geltung gesetzt hatte, fallen zu lassen. Auf dem Laterankonzil 1513 wurde die Bulle Pastor aeternus, welche die universale Weltherrschaft des Papstes von neuem festsetzte, feierlich bestätigt. Wenn das Konzil daneben zugleich die berüchtigte Bulle Bonifaz VIII. Unam sanctam erneuerte, so konnte es scheinen, als wäre das Papsttum wirklich wieder das alte.

Und doch war es ein völlig anderes. Es ist nicht mehr die weltumfassende Macht wie früher, es bekommt etwas Kleinliches; die religiösen Interessen treten völlig zurück vor den politischen; den Interessen, die der Papst als italienischer Fürst hat, wird alles andere untergeordnet. Das Hauptstreben der Päpste in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geht nur dahin, sich als Fürsten im italienischen Staatssystem zu behaupten und dann ihren Verwandten, oft genug auch ihren natürlichen Söhnen und Töchtern, Fürstentümer und Reichtum zu verschaffen. Der Nepotismus wird ein stehender Schaden, er verschuldet in besonderem Maße die steigende Ausbeutung der Christenheit. Man kann ruhig sagen, die Kirche ist für die Päpste nur noch das Ausbeutungsobjekt, und mag das Wort, das einem derselben in den Mund gelegt wird: „Die Fabel von Christo hat uns viel Geld eingebracht," auch nicht wahr sein, es charakterisiert in der Tat diese Periode des Papsttums.

Ueberaus verderblich, Glauben und Sitten zerstörend, wirkte die humanistische Strömung, die jetzt in Italien die gebildeten Kreise ergriff. Als ein Ideal wurde die wieder entdeckte antike Welt enthusiastisch begrüßt; in welch trübem Lichte erschien dagegen die christliche Kirche mit ihrem Aberglauben und Zeremoniendienst. Rückkehr zur Antike wird die Losung, und zur antiken Philosophie und Kunst zurückkehrend, kehrt man auch zum alten Heidentum zurück. Der Himmel heißt bei den Humanisten wieder Olymp, Gott der Donnerer, Maria die Göttin-Mutter. An eine auf dem Kapitol in Rom restaurierte Zisterne schrieb man: „Wir haben das Gefäß gegründet, erfülle du es, Jupiter, mit Regen und sei den Vorstehern dieses Felsens gnädig." Plato gilt mehr als Christus, und Platos Schriften mehr als die Bibel. Man stellte sein Bild auf den Altar, von Lichtern umgeben. Marsilio Ficino redete seine Zuhörer statt Geliebte in Christo! Geliebte in Plato! an, und es wurde vorgeschlagen, die Evangelien und Episteln durch Abschnitte aus den Schriften Platos zu ersetzen. Bis in die Gotteshäuser dringt diese Vermischung des Christlichen mit Heidnischem. Auf den neuen Bronzetüren, die Eugen IV. für die Peterskirche verfertigen ließ, finden sich neben den Bildern des Herrn und der Maria Mars und Roma, ein Zentauer, der eine Nymphe durchs Meer trägt, und Leda mit dem Schwan.

Schlimmer noch war es, daß sich auch die sittliche Denkweise der

heidnischen Welt erneuerte. Im Gegensatz gegen die von der Kirche gepflegte Askese predigte man die schrankenlose Emanzipation des Fleisches. Die italienischen Freigeister schufen eine Literatur des nackten Zynismus. Alles was bis dahin den Menschen heilig war, wurde verspottet und verlacht, nicht zum wenigsten auch die Ehe. Ehebruch und Unzucht galt diesen modernen Heiden gar nicht mehr als Unrecht. Man hielt wieder Sklavinnen, Circassierinnen und Tartarinnen, das antike Hetärentum entsteht von neuem. Damen der Halbwelt leben in größtem Luxus, Kardinäle verprassen mit ihnen das Geld der Christenheit. Selbst die unnatürlichen Sünden der Heiden, die Paulus im Römerbrief straft, gehen wieder im Schwange; man berief sich dafür auf Sokrates und Plato.

Und in diesenSumpf wird nun auch das Papsttum hineingezogen. Lebensgenuß wird am päpstlichen Hofe für Jahrzehnte die Losung, grob sinnlich, wenn auch die Fäulnis durch den Glanz der Renaissance vergoldet war, oder verfeinert, als Kultus des Geistes und der Schönheit. Es ist, als ob in Rom sich die Zeit der Cäsaren des ersten Jahrhunderts wiederholte. Von Sixtus IV. schreibt ein Zeitgenosse bei seinem Tode: „Gott bewies seine Macht und befreite die Christenheit von diesem gottlosen Menschen, in dem keine Gottesfurcht war, keine Liebe, sondern nur schändliche Wollust, Geiz und Prachtliebe.“ Seine natürlichen Söhne reich zu machen, scheute er kein Mittel, war ihm auch Kornwucher, der das Volk ins Elend stürzte, recht, und in den Kriegen, die er unternahm, um ihnen Fürstentümer zu verschaffen, bekämpfte er seine Gegner unbedenklich auch mit geistlichen Waffen, Bann und Interdikt. Fast ärger noch trieb es sein Nachfolger Innocenz VIII. zu Gunsten seiner sieben unehelichen Kinder, und auf den Gipfel kommen diese Greuel unter Alexander VI. (Borgia), dessen Pontifikat eine Kette von Freveln der gemeinsten Art ist, grauenhafte Unzucht und heimtückischen Mord nicht ausgeschlossen. Solche Gemeinheit lag Julius II. fern. Er ist eine edlere Natur, ein Freund der Künste, aber dabei ein Kriegsmann, kein Priester. Die Römer sagten von ihm, er habe die Schlüssel St. Petri in den Tiber geworfen und nur das Schwert behalten. Ihm folgte Leo X., der Papst, unter dem die Reformation begann, der fein gebildete Mediceer, der Erbauer der Peterskirche. Leo umgab mit verschwenderischer Hand den päpstlichen Stuhl mit dem vollen Glanze der Wissenschaft und Kunst, aber er selbst war ohne Sinn für das Göttliche, mehr ein gebildeter Heide als ein Christ. Das sind die Päpste vor der Reformation. Daß von ihnen eine Erneuerung der Kirche nicht zu hoffen war, ist offenbar. Schon 1450 sagt Abt Jakob von Junterburg: „Es ist mir kaum glaublich, daß es zu einer Verbesserung der Kirche komme, denn da müßte erst der römische Hof reformiert werden, und wie schwer das ist, zeigt der gegenwärtige Lauf der Dinge,“ und der Prior Dionysius Rickel berichtet von einem Gesicht, das er gehabt, da er vernommen, wie der ganze Chor der Seligen Fürbitte für die Kirche eingelegt habe, aber es sei ihnen geantwortet: „Wenn der Papst und die Kardinäle auch

im Namen Gottes schwören, sich bessern zu wollen, so schwören sie falsch." An der Kirche sei nun einmal vom Fuß bis zum Haupte nichts gesundes mehr. Von Rom könnte nur Verderben kommen. „Je näher," sagt Macchiavelli, „ein Volk dem römischen Hofe wohnt, desto weniger Religion hat es."

Das Geld, was in Rom verpraßt wurde, die Kosten der prächtigen Bauten, was die luxuriöse Hofhaltung des Papstes und der Kardinäle, die Kriege und die Ausstattung der päpstlichen Nepoten erforderte, muß die Christenheit aufbringen. Und welche Unsummen waren das. Der Kardinal Pietro Riario, einer der Söhne Sixtus IV., hatte ein jährliches Einkommen von etwa zwei Millionen Mark. In der kurzen Zeit seines Kardinalats verpraßte dieser ehemalige Franziskanermönch zehn Millionen und hinterließ noch Schulden in der Höhe von mehreren Millionen. So steigerte sich denn die schon in früheren Jahrhunderten beklagte Ausbeutung der Christenheit ins Ungemessene. Viel Geld brachte die Türkensteuer. Immer aufs neue rief der Papst zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf, es sollte ein neuer Kreuzzug unternommen und dazu Geld aufgebracht werden. Als die Rhodiser Ritter einen Bruder des Sultans, den Prinzen Dschem, der zu ihnen geflohen war, dem Papste auslieferten, um denselben zu einer Unternehmung gegen die Türken zu gebrauchen, zog Innocenz VIII. vor, ihn gegen ein vom Sultan gezahltes Jahrgeld in Gefangenschaft zu behalten. Das Haupt der Christenheit war zum Pensionär und zum Kerkermeister des Sultans geworden.

Die Gebühren für die Konfirmation der Bischöfe und der übrigen höheren Geistlichen wurde noch gesteigert. Die Erzbischöfe von Köln, Maiz und Trier zahlten jetzt 10,000 Goldgulden, etwa 319,000 Mark. Das Pallium war noch teurer. Dazu kamen dann noch die Trinkgelder, nach denen die zahllosen Beamten der Kurie ihre gierigen Hände ausstreckten. Wer nach Rom ging, seine Konfirmation zu holen oder sonst etwas zu erreichen, kam völlig ausgeplündert zurück. Albrecht von Brandenburg mußte, um zahlen zu können, 30,000 Goldgulden bei den Fuggern anleihen. Die Zahl der Aemter bei der Kurie war noch erheblich gestiegen. Da gab es Hunderte von Referendaren, Archivbeamten, Schreibern, Sekretären, Beamten für die Ausstellung der Breven, Beamten der verschiedenen Behörden, der Rota, der Pönitentiaria, der Dataria u. s. w. Dazu kamen dann noch die Türhüter, die Janitscharen, die Schnelläufer, und welche Titel dieser ganze Troß von Hofbedienten sonst führte. Die alle mußten bedacht werden, wollte man etwas bei der Kurie erreichen. Auch daraus zog die päpstliche Kasse Vorteil. Die Aemter wurden nach einer bestimmten Taxe verkauft und fanden Käufer genug. Die Stelle eines apostolischen Schreibers trug z. B. jährlich 200 Dukaten ein und kostete 2500 Dukaten, die eines Vorstehers des Bleiamtes (zum Siegeln) brachte 550 Dukaten ein und kostete 5500 Dukaten, die eines Türhüters trug dem Inhaber 300 Dukaten ein und kostete 2600 Dukaten. Jeder der 100 Janitscharen bezog 120 Dukaten

und seine Stelle kostete 1100 Dukaten. Allein das Kollegium der Janitscharen brachte mithin der apostolischen Kammer 110,000 Dukaten ein. Das Geschäft des Ankaufs einer solchen Stelle wurde oft gemeinsam gemacht. Mehrere taten sich zusammen, um eine Stelle zu kaufen, die dann einer verwaltete, während der Gewinn geteilt wurde.

Auch der Handel mit geistlichen Pfründen, höheren und niederen, stand in vollster Blüte. In Rom war der große Pfründenmarkt, wo gegen Geld oder sonst auf krummen Wegen alles zu erreichen war, und wo die Pfründenjäger sich in den Vorzimmern der Prälaten umhertrieben, um mit allerlei Schlichen fette Pfründen zu erhaschen. Wimpheling schildert einmal die Leute, die in seiner Heimat Pfründen besaßen, fahrende Schüler, Reliquienhändler, Köche, Stallknechte, Jäger, Spaßmacher irgend eines Prälaten; und ein späterer Papst (Hadrian VI.) hat selbst zugestanden, daß in Rom Köche und Maultiertreiber zu Pfarren und Prälaturen kämen. Eine Häufung von Pfründen ist jetzt ganz gewöhnlich. Albrecht von Brandenburg besaß zwei Erzbistümer, Mainz und Magdeburg, und dazu noch das Bistum Halberstadt. Wimpheling kannte einen Geistlichen, der 24 Pfründen besaß, darunter 8 Kanonikate, ja Capito redet von einem, der 100 Pfründen hatte. Es entwickelte sich sogar eine Art Großhandel mit Pfründen. Die Pfründen wurden den großen Handelsgesellschaften überlassen und durch deren Vermittelung weiter vergeben. Nach dem Tode eines Augsburger Domherrn brachten die Fugger seine sämtlichen Pfründen an sich, um sie mit Profit wieder zu verkaufen.

Doch so schlimm das alles war, das schlimmste ist es noch nicht. Das ist erst der (ich möchte sagen) Kleinhandel, der jetzt in Rom mit allerlei geistlichen Gnaden getrieben wurde. Es gibt ein aus dieser Zeit stammendes Taxenbuch der päpstlichen Kanzlei und Pönitentiarie, das uns wie nichts anderes einen Blick tun läßt in die Korruption der Kirche und ihres Regiments. Was konnte man in Rom nicht alles für Geld haben! Da konnte man die Erlaubnis kaufen, eine Pfarre zu bekleiden, ohne sich weihen zu lassen; da wurde den Geistlichen gegen Entgelt gestattet, über ihr Vermögen, das sonst der Kirche zufiel, zu testieren. Da konnte sich eine Nonne die Lizenz kaufen, zwei Mägde zu halten, die Erlaubnis, im Falle einer Krankheit zu ihren Eltern zurückzukehren, eine getaufte Jüdin die Erlaubnis, ihre jüdischen Verwandten zu beerben, ein Kaufmann, mit Ungläubigen Handel zu treiben. Eine Stadt muß die Erlaubnis, Schulen anzulegen, bezahlen, kann sich aber auch das Privilegium erstehen, mit rotem Wachs zu siegeln statt mit grünem. Da ist ein Beichtbrief zu kaufen, der dem Inhaber gestattet, sich einen Beichtvater nach Belieben auszuwählen. Teurer ist die Erlaubnis gestohlenes Gut anzunehmen, denn, setzt das Taxenbuch hinzu, „diese Lizenz bringt mehr Nutzen."

Dann folgen die Dispense, unter denen die Ehedispense eine Hauptstelle einnehmen. Der Papst kann in allen durch das kanonische Recht verbotenen Fällen ohne Grund dispensieren, in den durch göttliches Ge-

setz verbotenen Fällen dispensiert er mit Grund. Natürlich ist die zu zahlende Summe um so größer, je näher der Verwandtschaftsgrad ist, bei Ehen von Verwandten im zweiten Grade 600 Dukaten, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß derartige Dispense den Armen nicht verliehen werden. Gegen Zahlung erlangt man auch Befreiung von Gelübden und sogar die Lösung von Eiden. Deshalb kommt es vor, daß außer dem ersten Eide noch ein zweiter gefordert wird, dahin lautend: daß man sich von diesem Eide nicht durch den Papst entbinden lassen will. Das half freilich nichts, denn der Papst entband dann von beiden Eiden.

Das schmachvollste sind die Taxen für Absolutionen. Hier findet man die Taxe für die Absolution von den gemeinsten Verbrechen, von Sünden deren Namen zu nennen das Gefühl sich sträubt, und wieder für Dinge, die nur durch päpstliches Gebot zu Sünden gestempelt werden, und das ist das Empörendste, für jene ist die Absolution oft billiger als für diese. Wer zur Zeit eines Interdikts einen Mitmenschen begräbt, zahlt mehr als einer der Unzucht getrieben oder einen Meineid geschworen hat. Für die Fälschung einer päpstlichen Bulle ist drei bis viermal so viel zu zahlen, als für Mord oder Brandstiftung. Ein Dieb, ein Wucherer, ein Schmuggler kann sich mit der apostolischen Kammer vergleichen; er zahlt ihr einen Teil des unrechtmäßig erworbenen Guts, dann ist ihm nicht nur seine Sünde vergeben, er kann auch das Uebrigbleibende mit gutem Gewissen behalten.

Dazu kam dann noch der immer massenhafter aber auch immer schamloser getriebene Ablaßhandel. Bonifaz VIII. hatte zuerst 1300 ein Jubeljahr ausgeschrieben und allen, die Rom besuchten, vollkommenen Ablaß aller Sünden verheißen. Massenhaft kamen die Pilger, ihrer 100,000 waren beständig in der Stadt, in den Weihnachtstagen wollten die Römer zwei Millionen gezählt haben. Dem entsprachen die eingenommenen Ablaßgelder. Am Altare standen nach der Erzählung eines Chronisten Tag und Nacht zwei Kleriker, die mit Rechen das Geld zusammenscharrten. Das war zu verlockend, um nicht eine öftere Wiederholung nahezulegen. Obwohl Bonifaz bestimmt hatte, das Jubiläum solle nur alle 100 Jahre gefeiert werden, schrieb schon Clemens VI. 1315 ein neues aus. Später wurde der Termin auf 33, zuletzt auf 25 Jahre festgesetzt. Auch denen, die nicht nach Rom pilgern konnten, wurde der Ablaß zugängig gemacht, sie konnten ihn zu Hause kaufen, wenn sie einen Teil, die Hälfte, später ein Drittel der Reisekosten zahlten. Auch bei anderen Gelegenheiten wurden Ablässe zum Kauf angeboten, namentlich behufs Beisteuer zum Türkenkriege. Obwohl man wußte, daß die Gelder nicht zu diesem Zwecke gebraucht, sondern in Rom verpraßt wurden oder dazu dienten, die Nepoten des Papstes zu bereichern, wurde der Ablaß doch in Menge gekauft, und Unsummen flossen in den unersättlichen Schlund der Kurie.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die dritte Quadriennial-Sitzung des „Föderal-Konzils der Kirchen Christi in Amerika."

Dieser wichtige Körper, zusammengesetzt aus hervorragenden Vertretern von 30 verschiedenen evangelischen Benennungen in den Ver. Staaten, welche eine gesamte Kommunikantenzahl von ca. 18,000,000 Seelen repräsentieren, trat am 6. Dezember 1916 in der Stadt St. Louis, Mo., zu seiner dritten Quadriennial-Sitzung zusammen und vertagte sich am 11. Dezember.

Diese Organisation bildet den besten Ausdruck von der wesentlichen Einheit des evangelischen Christentums in Amerika, der in der Kirchengeschichte der Gegenwart bisher zu verzeichnen gewesen ist, und ist eine nicht zu verachtende Antwort auf die den Protestanten so oft vorgeworfene Zerrissenheit. Denn der Denominationalismus bedeutet nicht notwendigerweise eine Zerteilung der evangelischen Christenheit in einander feindlich gegenüberstehende und sich bekämpfende Lager von Christen. Er bedeutet vielmehr, im rechten Sinne aufgefaßt, so viele Abteilungen eines großen Heeres, welches unter der Leitung und Herrschaft eines gemeinsamen Feldherrn, des Herrn Jesu Christi, steht. Es ist wahr, daß erst in der Neuzeit die wesentliche Einheit der verschiedenen evangelischen Denominationen untereinander zum rechten und vollen Bewußtsein derselben gekommen ist, und das „Föderal-Konzil" ist der notgedrungene und praktische Ausdruck dieses Bewußtseins.

Ursprung, Zwecke und Ziele des Konzils.

Das „Föderal-Konzil" ist die Frucht einer „Kirchenföderation," welche im Dezember 1905 an einem großen Kirchen-Kongreß in der Stadt New York, bei welchem 33 Denominationen vertreten waren, zustande kam. Der von diesem Kongreß unterbreitete „Föderations-Plan" wurde von den betreffenden Kirchenbehörden angenommen und im Jahre 1908 bei einer Versammlung der Föderation in Philadelphia ratifiziert; und bildet nun heute mit einigen Aenderungen, die bei der Quadriennial-Sitzung in Chicago im Jahre 1912 angenommen wurden, die „Konstitution" des Föderal-Konzils. Die Grundprinzipien des Konzils sind in dieser Konstitution wie folgt niedergelegt worden:

„Der Zweck des Föderal-Konzils ist:

1. Die Gemeinschaft und allgemeine Einheit der christlichen Kirchen zum Ausdruck zu bringen.
2. Die christlichen Denominationen in Amerika in einen gemeinsamen Dienst für Christum und die Welt zu vereinigen.
3. Die Glaubensgemeinschaft untereinander zu befördern und sich gegenseitig über das innere geistliche Leben und die religiösen Tätigkeiten der Kirchen zu beraten.
4. In allen Angelegenheiten, welche auf die moralischen und sozialen Zustände des Volkes einwirken, einen größeren gemeinsamen Einfluß der Kirchen Christi zu sichern, so daß die Lehren Christi auf alle Lebensverhältnisse in effektiver Weise angewendet werden mögen."

Organisation der Tätigkeiten.

Die Tätigkeiten des Föderal-Konzils verbreiten sich, wie das aus diesen Grundprinzipien klar zu ersehen ist, über ein sehr ausgedehntes Gebiet.

Aber dieser große und repräsentative Körper ist vortrefflich organisiert. Die Hauptleitung desselben liegt in den Händen eines Präsidenten, eines General-Sekretärs, eines Schatzmeisters und eines Exekutiv-Komitees, welches zusammengesetzt ist aus je zwei Repräsentanten (einem Prediger und einem Laien) aus jeder der vertretenen Benennungen mit einem weiteren Vertreter für je 500,000 Kommunikanten der betreffenden Denomination. Dieses Exekutiv-Komitee besorgt alle Angelegenheiten des Konzils zwischen den Quadriennial-Sitzungen. Während der Quadriennial-Sitzung selbst werden alle unterbreiteten Berichte, Vorschläge u. s. w. an ein ähnlich geschaffenes „Geschäfts-Komitee" verwiesen, um wiederum mit Empfehlungen an das Konzil zurückberichtet zu werden.

Zur effektiven Betreibung der mannigfaltigen Tätigkeiten des Konzils sind aber ferner nicht weniger als zwölf „Kommissionen" gebildet worden, deren gedruckte Berichte für das Quadriennium sich den Berichten des Präsidenten, des Generalsekretärs, des Schatzmeisters und des Exekutivkomitees anschließen. Diese gedruckten Bericht machen zusammen mehrere stattliche Bände, woraus man sich einen annähernden Begriff von der umfangreichen Arbeit des Konzils machen kann.

Diese zwölf „Kommissionen" sind wie folgt:

1. Eine Kommission über Evangelisation.
2. Eine Kommission über Föderation.
3. Eine Kommission über Auswärtige Mission.
4. Eine Kommission über Einheimische Mission.
5. Eine Kommission über christliche Erziehung.
6. Eine Kommission über den Internationalen Frieden.
7. Eine Kommission über Kirche und soziale Hilfe.
8. Eine Kommission über Temperenz.
9. Eine Kommission über Sonntagsheiligung.
10. Eine Kommission über das Familienleben.
11. Eine Kommission über die Kirche in den Landgegenden.
12. Eine Kommission über die Negerkirchen.

Neben diesen sind mehrere besondere „Komiteen" gebildet und verschiedene „Konferenzen" anberaumt worden. So z. B. gingen dieser Quadriennial-Sitzung in St. Louis folgende Versammlungen unmittelbar voraus: Eine „Konferenz über die Ausbildung von Predigtamts-Kandidaten in den theologischen Seminarien"; eine „Konferenz über die religiöse Presse des Landes"; eine „Konferenz über denominationelle und interdenominationelle Organisationen" (wie z. B. die „Internationale Sonntagschul-Union"; die „Laien-Missions-Bewegung"; „Kirchliche Jugendvereine" u. s. w.).

Vertretung der Denominationen.

Das Verhältnis der Repräsentation in dem Konzil ist: Vier Delegaten für jede Denomination mit einem weiteren Delegaten für je 50,000 Kommunikanten derselben. Die Delegaten werden von den Behörden der respektiven Denominationen ernannt. Demgemäß hatte die Bischöfliche Methodistenkirche bei der soeben abgehaltenen Versammlung mit 77 Delegaten die stärkste Vertretung, wiewohl sie nicht alle anwesend waren. Die übrigen Delegaten verteilten sich wie folgt: die Südliche Methodistenkirche 34; die Methodist-Protestant Kirche 8; die Evangelische Gemeinschaft 6; die Vereinigte Evangelische Kirche 6; die Vereinigten Brüder 13; die Afrikanische Bischöfliche Methodistenkirche 14; die Afrikanische Bischöfliche Methodisten Zion kirche

13; die Farbige Bischöfliche Methodistenkirche 6; die Nördliche Baptisten-Konvention 22; die Nationale Baptisten-Konvention 43; die Freien Baptisten 4; die Disciples of Christ 24; die Christian Church 6; die Kongregationalisten 29; die Episkopalkirche 29; die Reformierte Episkopalkirche 2; die Presbyterianerkirche, U. S. A. (im Norden) 36; die Presbyterianerkirche U. S. (im Süden) 7; die Reformierte Presbyterianerkirche 1; die Vereinigte Presbyterianerkirche 7; Welsh Presbyterian Church 3; die Reformierte Kirche in Amerika 7; die Reformierte Kirche in den Ver. Staaten 10; die Evang. Synode von N.-A. 9; die Lutheraner (General-Synode) 3; die Mennonitenkirche von N.-A. 6; die „Seventh-Day"-Baptisten 4; die Freunde (Quäkers) 6.

Der Editor des „Christl. Apologeten" achtet es als eines der größten Vorrechte, die ihm je zuteil wurden, einer unter diesen ca. 450 Delegaten gewesen zu sein. In Gesellschaft von Dr. E. C. Wareing, dem Editor des „Western Christian Advocate," reisten wir schon am Abend des 4. Dezembers nach St. Louis ab, um der „Konferenz über die religiöse Presse," am 5. Dezember, beizuwohnen. Ueber diese hoffen wir später etwas zu berichten, und bemerken vorderhand nur, daß sie von etwa 19 Editoren namhafter christlicher Wochenschriften dieses Landes, wovon 7 Methodisten-Editoren waren, besucht wurde.

Eröffnung des Konzils.

Das Föderal-Konzil wurde am nächsten Nachmittag (6. Dezember) in der für solche Konventionen vortrefflich eingerichteten Zweiten Baptistenkirche an der Ecke der Kingshighway und Washington Ave. in St. Louis eröffnet. Man findet hier einen imponierenden Komplex von Gebäuden. Gegenüber von der Baptistenkirche erheben sich vier stattliche Tempel: die St. Johns Südliche Methodistenkirche, ein jüdischer Tempel, ein Freimaurer-Tempel und ein „Christian Science"-Tempel.

Die eingetroffenen Delegaten füllten den Hauptsaal der Sonntagschule der erwähnten Baptistenkirche und gruppierten sich in der Regel nach ihren respektiven Benennungen, hielten sich aber nicht streng daran, sondern gesellten sich häufig mit ihren Brüdern aus andern Kirchen. Die schwarzen Delegaten, etwa 50 an der Zahl, saßen alle beisammen, an der linken Seite des Saales. Der Saal war ringsum mit den „Wappenzeichen" der verschiedenen Denominationen, sowie mit den National-Wappen der kriegführenden Völker ausgeschmückt, für welche das Konzil Geld zur Linderung ihrer notleidenden Bevölkerungen gesammelt hatte. Die Galerie dieses Saales war für Besucher reserviert und meistens gut angefüllt.

Es war ein erhebender Moment, als Dr. Shailer Matthews, Dekan der theologischen Schule der Chicago University und Präsident des Konzils, die Sitzung eröffnete und die Delegierten aufforderte, im Geiste des ernsten Gebets ihre Geschäfte aufzunehmen, „denn," sagte er, „unsere Kräfte reichen nicht aus, um die wichtigen Aufgaben, die unserer warten, ohne göttliche Hilfe zu erfüllen." Die religiösen Uebungen wurden von Bischof S. C. Breyfogel von der Evang. Gemeinschaft und Bischof W. H. Fouke von der Ver. Evang. Kirche eingeleitet. Dies war schon an und für sich ein sprechendes Zeichen von der einigenden Macht des Geistes Christi, welches den Gedanken erweckte, daß die Zeit der Wiedervereinigung dieser getrennten Teile der alten Evangelischen Gemeinschaft vielleicht nicht mehr fern sei. Danach forderte der Vorsitzende die Delegaten zum freien Gebete auf. Die kurzen, ern-

sten, aus tiefstem Herzensgrund hervorquillenden Gebete, welche rasch aufeinander folgten, ließen alle fühlen, daß der Meister in ihrer Mitte sei, und etwa die Hälfte der zum Gnadenthron emporsteigenden Gebete kamen von den farbigen Delegaten. Das war der Anfang. Hier war keine Spannung, keine Steifheit, kein Zeichen des Mißtrauens, sondern ein spontaner, brüderlicher Verkehr. Die verschiedenen Delegaten begrüßten sich gegenseitig und machten sich miteinander bekannt: Episkopale und Ver. Brüder, Nördliche und Südliche Methodisten, Nördliche und Südliche Presbyterianer, Baptisten und Quäker, u. s. w.

Das Föderal-Konzil hat es sich natürlich keineswegs zum Ziel gesetzt, eine Union irgend welcher damit verbundenen Kirchengemeinschaften herbeizuführen, sondern sucht nur diejenige Einigkeit im Geiste zu verwirklichen, wodurch sie vereinigt miteinander das Werk Gottes um so erfolgreicher betreiben können, besonders in der Lösung der gemeinsamen Probleme der Kirche Christi in der Gegenwart.

Das Programm der diesjährigen Zusammenkunft war ein so reichhaltiges und die unterbreiteten Berichte so umfangreich und wichtig, daß mehrere Nummern des „Apologeten" nötig wären, um sie gebührend zu besprechen. Wir bemerken noch, daß Dr. Frank Mason North, Korr.-Sekretär unserer Auswärtigen Missionsbehörde, welcher seit Gründung des Föderal-Konzils mit demselben verbunden gewesen ist und als Sekretär des Exekutivkomitees große Dienste geleistet hat, einstimmig als Präsident des Konzils, als Nachfolger von Dr. Shailer Matthews, gewählt wurde. Er hat jedoch die Wahl nur unter der Bedingung angenommen, daß die Missionsbehörde ihre Zustimmung dazu gibt, welche schwerlich ausbleiben wird.

Die dritte vierjährige Sitzung des Föderal-Konzils, welche vom 6. bis 11. Dezember in St. Louis, Mo., abgehalten wurde, ist von einigen der leitenden Mitglieder desselben als die bedeutendste Versammlung christlicher Organisationen bezeichnet worden, welche bis jetzt in Amerika abgehalten worden ist, zwar nicht so sehr wegen der Zahl der anwesenden Delegierten von 30 protestantischen Benennungen (denn dieselbe belief sich auf weniger als 500), als vielmehr wegen dem ernsten Charakter der in dieser Weltkrise behandelten Gegenstände und dem Geist des Gebets und der tiefempfundenen gegenseitigen Liebe und Achtung, welche zum Ausdruck kamen.

Die evangelistische Tätigkeit des Föderal-Konzils.

Die „Kommission über Evangelisation" hat in ihrem Bericht der evangelistischen Tätigkeit den ersten Platz in dem Werk des Föderal-Konzils eingeräumt. Dieser tiefen Ueberzeugung, daß nämlich alle organisierte Tätigkeit der Kirche die Rettung einzelner zu ihrem Hauptzweck und -Ziel haben muß, hat das Lokalkomitee in St. Louis volle Rechnung getragen, indem es spezielle Evangelisations-Versammlungen für drei Abende, am 4., 5. und 6. Dezember, und außerdem zu jeder Mittagsstunde während der Woche im Columbia Theater und in verschiedenen Fabriken der Stadt anberaumt hatte. Das allgemeine Thema bei allen diesen Versammlungen war: „Die große Botschaft des Evangeliums," und die Redner in diesen Versammlungen waren die Evangelisten Rev. Robert Jones und Rev. William E. Biederwolf. Es wurde ferner die große soziale Frage vom christlichen Standpunkt durch solche berühmte Männer wie Prof. Harry F. Ward, Rev. Charles Stelzle, Raymond Robins und Prof. Edward A. Steiner beleuchtet.

Die Kommission über Evangelisation hat es sich zur Aufgabe gemacht,

den evangelistischen Geist in allen Kirchen zu wecken und zu befördern, die evangelistische Bewegung vor gewissen schädlichen Tendenzen zu bewahren und einen gemeinsamen evangelistischen Feldzug im ganzen Lande zu organisieren. Sie hat zu diesem Zwecke auch eine Masse einschlägiger Literatur herausgegeben und die Ernennung von speziellen Evangelisations-Komiteen in 20 Denominationen herbeigeführt. Ihre Aeußerung unter dem Titel: „Kein Kompromiß inbezug auf die Grundwahrheiten des Christentums," ist sehr klar und zeitgemäß. Es heißt darin u. a.: „Was soll ein evangelischer Prediger auf einer religiösen Plattform, welche die Gottheit Christi leugnet? Wenn Jesus Christus nicht Gottes Sohn war in einem Sinne, wie kein anderer Mensch es je gewesen ist oder sein kann, wie kann er der Welt Heiland sein und die Sünde der Welt sühnen, da er selbst der Sühne bedarf? Wenn evangelische Prediger mit Unitarier-Predigern Kanzel wechseln und vereinigte religiöse Versammlungen mit ihnen halten, kann es nicht ausbleiben, daß der Eindruck unter dem Publikum und auch unter Kirchengliedern gemacht werden wird, daß kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Predigern oder deren respektiven Kirchen besteht."

Die Kommission sprach es als ihre tiefe Ueberzeugung aus, daß die Zeit für eine große evangelistische Vorwärtsbewegung in unserm ganzen Lande reif sei, welche von dem Föderal-Konzil unter der Mitwirkung der Evangelisations-Komiteen der verschiedenen im Konzil vertretenen Denominationen inauguriert werden sollte. Dieser neue Feldzug sollte unter der allgemeinen Leitung der „Kommission über Evangelisation" stehen. Die spezifischen Ziele der Bewegung wurden definiert, nämlich: 1. die erneute Betonung der Fundamental-Wahrheiten des Evangeliums; 2. die Betonung der Notwendigkeit der pastoralen Evangelisation, d. h., daß jeder Prediger selbst ein Evangelist sein sollte; 3. die Betonung der persönlichen Missionsarbeit seitens der Kirchenglieder und eine geeignete Anleitung zu solcher Arbeit; 4. die Erreichung der Studenten in den Erziehungsanstalten des Landes; 5. die Begeisterung der Jugend für das Werk des Predigtamts und die auswärtige Mission; 6. Belehrung über die Pflicht der Christen als Haushalter Gottes.

Es wurde berechnet, daß es im Lande 731 kleinere und größere Städte mit einer Bevölkerung von über 10,000 Seelen gebe, und daß mit einer Schar von 30 Evangelisten und Helfern, die in jeder dieser Städte einen Evangelisations-Feldzug von fünf Wochen halten würden, das ganze Land in vier Jahren unter den Einfluß solcher Versammlungen gebracht werden könnte.

Diese Empfehlung der Kommission wurde aber von dem Konzil nicht angenommen, hauptsächlich weil die Evangelisations-Methoden der verschiedenen Denominationen mehr oder weniger voneinander abweichen. Keine rechte Zusammenwirkung könnte hierin erzielt werden. Auch würde ein solcher allgemeiner Plan mit den besonderen Plänen der einzelnen Denominationen mehr oder weniger in Konflikt treten. Es ist erwähnenswert, daß die eifrigsten Vertreter der „professionellen Evangelisten" unter den Presbyterianern zu finden waren, während die Methodisten dem vorgeschlagenen Plane meistens kritisch gegenüberstanden. Es wurde stark betont, daß professionelle Evangelisten unter einer ähnlichen Kontrolle stehen sollten, wie die Prediger von Gemeinden. Es wurde ebenfalls konstatiert, daß Evangelisations-Versammlungen unter der vereinigten Leitung der Pastoren einer Stadt und ohne die Hilfe von professionellen Evangelisten mit großem Er-

folg gekrönt worden sind. Als schlagendes Beispiel davon wurden die Versammlungen während der letzten vier Jahre in Indianapolis angeführt.

Das Föderal-Konzil und der internationale Friede.

Kein Gegenstand rief bei dieser Versammlung mehr und regeres Interesse hervor, als der umfangreiche Bericht der Kommission über „Internationale Gerechtigkeit und Frieden," und in Verbindung damit der Bericht des Generalsekretärs, Dr. Chas. S. Macfarland, über seinen Besuch in Europa, um die Gesinnung leitender Männer in den kriegführenden Ländern betreffs der Wiederherstellung des Friedens näher kennen zu lernen, und das Föderal-Konzil mit seinen Zielen und Hoffnungen in diesen Ländern zu vertreten. Er berichtete eingehend über die Ergebnisse seines Besuchs in England, Deutschland, Holland, Frankreich und der Schweiz. Von besonderem Interesse war sein Bericht über eine Konferenz, welche er mit Prof. Adolf Deißmann, Prof. Richter und einer Anzahl anderer leitender Kirchenmänner in Berlin, und ebenfalls über eine Konferenz mit Herrn von Jagow, Minister des Aeußern, Herrn Zimmermann, Unterstaats-Sekretär, und schließlich auch mit dem Reichskanzler, von Bethmann-Hollweg, hatte. Dr. Macfarland begehrte besonders von dem Reichskanzler eine Erklärung über Deutschlands Stellung zum Frieden zu sichern, um dieselbe dem Föderal-Konzil bei dieser Versammlung zu unterbreiten. Er berichtete aber, daß dieses ihm infolge der Schwierigkeit des Postverkehrs nicht gelungen sei. Auf eine drahtlose Depesche jedoch, welche er an den Reichskanzler sandte, erhielt er die Antwort von dem letzteren, daß seine Ansichten in seiner kürzlichen Rede vor dem Reichstag enthalten seien.

Der Bericht der Kommission wird später in drei Bänden erscheinen. Wir bemerken vorderhand nur, daß am Schlusse desselben stark betont wurde, daß unserm Lande in dieser Weltkrise eine einzigartige Gelegenheit und Verantwortlichkeit dargeboten werde, um in der Herbeiführung einer neuen Weltordnung eine wichtige Rolle zu spielen. Der Weltfriede sei nur als eine Frucht internationaler Gerechtigkeit zu erwarten. Nationen wie Individuen sollten die Rechte anderer respektieren, Gerechtigkeit üben, lieber als auf eigene Rechte zu bestehen, und ihre wahre Größe in friedlichem Wohlwollen und Dienstleistung suchen. (Aus „Christl. Apologete.")

CHRISTIAN UNITY CONFERENCE

The editor of *The Lutheran Church Review* reports in the April edition about the "Garden City Conference on Faith and Order," telling us that sixteen denominations were represented at Garden City, on January 4th to 6th, 1916. The General Synod was apparently the one Lutheran synod of which a number of delegates were present. No European delegates were present among the sixty-one delegates. It was reported that there were fifty-seven communions co-operating. The Roman and Eastern Church did not co-operate. "There was good ground to hope for the co-operation of the Russian Church, and this would have great influence with the other Eastern National Churches. Before the outbreak of the war in Europe it had seemed certain that Protestant churches on the continent would accept the invitation. A response of special cordiality had been received from Archbishop Johansson of Finland, and from Dr. Soederblom, the Archbishop of Upsala. There had also been encouraging responses from the Evangelical churches of Germany (the report does not say anything about the German Evangel-

ical Synod of North America), the Reformed churches in Holland and the churches of Norway." Dr. Remensnyder (General Synod) held an address, "The Basis of Invitation to the World Conference," which basis of a Common Faith is consisting of belief in the Person of Christ, in the Incarnation, in the Cross, the Resurrection, and in the Holy Catholic Church, of which Baptism was the gate, and the Lord's Supper the pledge. The Spiritual Basis of the World Conference proposed, as set down by the Declaration is:

1. "The Faith of the whole Church, as created by Christ, resting on the Incarnation and continued from age to age by His indwelling Life until He comes." The editor of the *Review* correctly states: This appears to base the future unity of the Church on the Incarnation rather than on the Redemption of Christ. (cf. Question 78 of our Evangelical Catechism and consider also the question of the German text: Warum stellt die heilige Schrift das Wort vom Kreuze als den Mittelpunkt der christlichen Wahrheit dar?)

2. The Conference appeals to "the Christian conviction of the essential and indestructible wholeness of the one church of God thruout the world. . . . This primitive Christian consciousness of the oneness of the Church found expression in the earliest use of the word Catholic. . . . It remains alike in the faith of the Eastern Church and the Roman Church. Notwithstanding the controversies of the period of the Reformation, these great words are ever repeated thruout the confessions." It is characterising that the earliest of all the Reformatoric confessions is the one quoted last of all, while we find mentioned: The First Helvetic Confession, the Belgic Confession, the Scotch Confession, the Westminster Confession, the Confession of the English Baptists, the Confession of the Waldenses, the Eastern Litany of the Moravian Church, the Savoy Declaration (Congregational), the Declaration of the National Congregational Council, and the Augsburg Confession.

3. The call for a World Conference at this epochal hour is given in the new commandment of love.

4. The method of the Conference is that each communion think and act in terms of the whole. In and thru our relation to the whole Church may we rightly and finally determine our relations to one another. The method is negative only in so far as it protests against the fact of continued schism.

The Preparation for the World Conference embraces the preparation of subject matter, and will comprise statements of the general agreements and chief divisive differences, the reconciling principles, and all possible working plans and approximations toward unity.

The larger questions of the Conference will be related to:

1. The Church, its nature and functions.
2. The Catholic Creeds, as the safeguard of the Faith of the Church.
3. Grace and the Sacraments in general.
4. The Ministry, its nature and functions.
5. Practical questions connected with the missionary and other administrative functions of the Church.

Whether our Synod is invited to be represented at the North America Preparation Committee which committee will also appoint a committee of theologians, canonists and other persons is not known to the writer. It may be said similar to the remarks of the editor of *The*

Lutheran Church Review that such an invitation would be worth acceptable only if by such a participation our synodical representatives succeed to make some moulding impression upon the committee. *J. H. S.*

Ausland.

Der deutsche Militarismus.

Wie das deutsche Volk ein Militärvolk wurde, durch die Verhältnisse gezwungen wurde, es zu werden, schildert in einer geschichtlichen Studie Friedrich Naumann in einem Artikel, den er „Die deutsche Seele" im Weltkrieg überschreibt. Naumann schreibt: „Wir sind etwa vom Jahre 1200 an bis vor fünfzig Jahren ein Gegenstand fremder Angriffe gewesen. Lange Zeit lag Deutschland als unfertige, bedrohte Masse zwischen Franzosen und Türken. Dazu kamen die Spanier und Russen. Unser dreißigjähriger Krieg war eine unglaubliche Zerbrechung unserer Nationalität durch fremde Völker. Wer deutsche Volksgeschichte in den einzelnen Landschaften studiert, der lernt erst genau, wie viele Ortschaften unter den Verwüstungen der Ausländer überhaupt zugrunde gegangen sind und wie nahe unser Volk am politischen Erlöschen gewesen ist. Es litten aber nicht nur unsere Städte und Felder, sondern ebenso unser Charakter durch die Ungunst der geschichtlichen Schicksale. Der Deutsche wurde klein gemacht, partikularistisch, arm und gedrückt. In langsamer Mühe haben sich unsere Väter unter vielen Entbehrungen wieder heraufarbeiten müssen, beständig befeindet von den Nachbarn und zerrissen durch eigene kleinstaatliche Widerwärtigkeiten. Daß überhaupt aus diesen Jahrhunderten der Prüfungen noch ein ganz lebenskräftiges Volk wieder aufgestiegen ist, ist ein Wunder in unsern eigenen Augen. Daß jetzt die Schlachtfelder Europas nicht mehr in unsern Landgebieten liegen, ist für uns um so merkwürdiger, je mehr wir unsere eigene Geschichte kennen. Wir haben überall ungesicherte Grenzen, wir hatten nie den Rücken frei, wie Franzosen und Russen. Es war ein Kampf ums Dasein im strengsten, härtesten Sinne des Wortes. Was half uns die Tapferkeit unserer Truppen, wenn dann die europäischen Kongresse über uns verfügten? In dieser unglaublich schweren Schule sind wir erzogen worden. Nachdem längst die Engländer und Franzosen unter ihren Königen ihre nationale Einheit gefunden hatten, rangen wir noch um die Anfänge unserer Selbstbestimmung. Wenn dadurch der Charakter unsers Volkes etwas an Weichheit und Geduld verlieren mußte, so kann nur ein unhistorisches Denken sich darüber verwundern. Unser Volk war sehr zur Internationalität geneigt und ist es im Grunde noch heute, aber für uns war die Internationalität noch etwas anderes als für die mehr gesicherten Völker, denn wir hatten die Türken vor Wien, die Russen in Berlin, die Franzosen in Tilsit und Königsberg, die Spanier am Rhein und in Böhmen, die Engländer in Hannover, die Dänen in Schleswig, die Schweden in der Mark Brandenburg, wir hörten alle Sprachen auf unserm Boden und erfuhren die militärische Technik aller früher entwickelten Völker als unsere Belastung. Erst dadurch wurden wir Militärvolk, Verteidigungsvolk, und mußten uns vorkommen wie die Belagerten der Weltgeschichte. Als die Deutschen endlich nach langem, schwerem inneren und äußeren Zwist auch Nation geworden waren, da war die Welt verteilt. Rußland wuchs in Asien, Frankreich wuchs in Afrika und Hinterindien, England wuchs überall in der Welt. Wir aber wurden an jeder Stelle als Eindringlinge behandelt. Die herankommende internationale Organisation der Menschheit vollzog sich gegen uns. Das fühlten unsere Kaufleute in

allen Erdteilen. Wir arbeiteten, stießen aber überall auf Widerstand. Wir mußten und müssen für unser Recht kämpfen. Das ist der Inhalt des gewaltigen Krieges, der uns zu ungeheuren Anstrengungen zwingt. So oft wir aus dem Munde des Präsidenten der französischen Republik und der führenden englischen Staatsmänner hören, daß der deutsche Militarismus gebrochen werden soll, wissen wir aufgrund unserer geschichtlichen Erlebnisse, daß damit unsere sauer erkämpfte Selbständigkeit und Selbstbestimmung in Frage gestellt ist. Dieser Militarismus ist uns im Laufe unsers Kampfes ums Dasein als Schutzwaffe erwachsen, und wir würden ohne ihn am Strande liegen wie ein Seetier, dem die Schale zerbrochen ist." (Chr. Apologete.)

Aus der Zeit der Orthodoxie.

Im „Hochweg" vom Oktober findet sich folgendes Edikt:

Wider die heimliche Conventicula und verdächtige Betstunden in der Stadt Jena, publizieret Anna 1714.*)

Von Gottes Gnaden, Wir, Johann Wilhelm Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westfalen, Handgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, Befürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Mark und Ravensberg, auch Seyn und Wittgenstein, Herr zu Ravenstein u. s. w.

Fügen hiermit jedermänniglich zu wissen. Ob wir zwar bishero der zuversichtlichen Hoffnung gelebet, man würde Unsere, vor zwei Jahren, am ersten Pfingsttage, von hiesiger Kanzel publizierten nötigen Verordnung, darinnen die gefährlich heimliche Conventicula, und zu ungewöhnlicher Zeit angestellte, auch von einigen Gelehrten und Ungelehrten Betstunden von Uns gänzlich verboten worden, nicht kontravenieret, sondern vielmehr Selbiger gehorsamst nachgelebet haben; so müssen wir doch mit höchstem Mißfallen vernehmen, wie nicht nur solche verbotene heimliche Zusammenkünfte unter gewissen Behelf und Prätext kontinuieret und vermehret, sondern auch darinnen viel Irriges, was der Orthodoxiä und heiligem Predigtamt, auch unser Kirchenordnung entgegen, disseminieret worden, woraus ferner ein schämlicher Separatismus und von reiner evangelischen Lehre abgehender sogenannter Sektirischer Pietismus in unserer Stadt Jena leicht zu besorgen stehet, wie denn allbereit einige, durchgedruckte Scripta famola, das darwider eifernde Predigtamt unschuldig zu verlästern, und mithin andere Unordnung boshaftig anzurichten sich unterstanden haben.

Und wir dann aus christlichem, gerechten Eifer, nach dem Exempel Unserer löblichen Vorfahren, die auf Uns gekommene und in Jena bis daher stets ohnanstößlich beibehaltene reine seligmachende Lehre fernerhin von allem dergleichen weit aussehenden und zu allerhand gefährlichen Consequentien und Schwärmerei abzielenden Unwesen, durch Gottes Hilfe, so viel an Uns, unbefleckt zu erhalten beständig gemeinet sind. Als werden Kraft dieser wiederholten höchstdiensamen Verordnung alle bisher eingerissene heimliche Zusammenkünfte, und unter dem Vorwand gemeiner Erbauung und besseren Beförderung des Christentums angestellte, so unbefugte, als gefährliche Betstunden, und Conventicula, worinnen die Heilige Schrift leichtlich nach eigenem Gutachten ausgeleget, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung, Gnade und Werke, Glaube und Liebe u. s. w.

---

*) Ein sehr lehrreiches Beispiel, wie das Verhältnis von Staat und Kirche nicht sein soll. Ich könnte ein Gegenstück aus eigener Erfahrung aus den Jahren 1899—1900 bringen! Das Original des Edikts von 1714 hat mir die Leitung des Jenaer Museums freundlich zugänglich gemacht. D. H.

untereinander gemenget, und also der rechte evangelische Glaubensgrund mit seiner Heilsordnung angefochten, auch zugleich verdächtige Bücher und Chiliastische Lieder heimlich ausgeteilet, rekommendieret und dadurch, wie die betrübte Exempla bisher es genugsam erwiesen, noch mehrere verbotene Zusammenkünfte veranlasset, und das heilige Predigtamt desto verächtlicher gemacht worden, in unserer Stadt Jena gänzlich kassieret und aufs kräftigste verboten.

Wollen dahero, daß alle, die solche Versammlungen hinkünftig halten, oder in ihren Häusern, ohne beschehene Anzeige bei Unserm Konsistorio oder weltlichen Obrigkeit, wissentlich dulden oder sonsten Unterschleif mit verdächtigen Informieren der Kinder gestatten, als auch diejenige, so selbige besuchen, mit einer empfindlichen Geld- oder andern Strafe, ohne Ansehen der Person, beleget, auch bei anhaltender Kontravention und bezeigten Ungehorsam, als mutwillige Uebertreter dieser Unserer Verordnung, mit noch weit härterer Pön ohnfehlbar angesehen werden sollen. Wobei aber einem jeden in seinem eigenen Hause freigelassen bleibet, nebst fleißiger Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes, und dabei angeordneten Betstunden, vor sich und mit seinen eigenen und seine Familie konstituierenden Hausgenossen, jedoch ohne Zuziehung fremder zu seiner Familie nicht gehörigen Personen (solches geschehe auch unter wasserlei Prätext es wolle). seine Privatandacht zu haben, wobei aber verdächtige Gesang- und andere Bücher wegzulassen. Wie Wir dann sotanen Unsern ernstlichen befehlenden Willen Unserm Konsistorio, auch Amt und Rat zu Jena, daß sie auf die Uebertreter dieser Verordnung genaue Achtung geben, und hierdurch allen Verdacht kristlicher Kirchenordnung zuwiderlaufenden Unwesens und Schwärmerei von unserer Stadt Jena möglichst abwenden helfen, auch was sie davon in Erfahrung bringen, so bald untersuchen und abstellen, oder Uns und Unserm nachgesetzten Fürstl. Ober-Konsistorio anzeigen sollen, hiermit zugleich auf ihre treue Pflicht und Gewissen gebunden haben wollen.

(Signatum) Eisenach den 26. Juli 1714.

Johann Wilhelm, H. z. S.

Literatur.

"Northern Review, Cultural Magazine for Northwest." J. N. Lenker, Editor, Minneapolis, Minn. Northern Review, Box 253. Price $1.00 a year.

Zu den erfreulichsten Früchten wahrer Neutralität gehört die obige Monatsschrift. Der Herausgeber, ein bekannter lutherischer Pastor, verdient alle Achtung, daß er in so energischer Weise gegen die verworrenen Ideen des leichtgläubigen Amerikaners zu Felde zieht. Vormals ein War and Peace Magazin, hat es sich im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Kultur Magazin entwickelt, und tritt mutig für "a broader Americanism" ein. In kurzen, packenden Artikeln wird die Kriegslage besprochen. Besonders wird auch das Dreisprachensystem, deutsch, schwedisch und englisch behandelt, und auf die Notwendigkeit der Erlernung der schwedischen und deutschen Sprache, als die Grundlage des beliebten Englisch, hingewiesen. Die Arroganz der Nativisten ist hinreichlich bekannt, und die "underlanguaged Americans" spielen in der gebildeten Welt die Rolle of "the poorest linguists of the human race." Dem Nativismus gilt es, den Star zu stechen, und besonders auch unser anglosächsisch beeinflußte Jugend kann durch die Monatsschrift für a broader Americanism erzogen werden. Besonders ist dieses Magazin den Pastoren und Lehrern zu empfehlen, da sich genug Stoff darin findet, um aus denselben die so notwendige Belehrung über europäische Verhältnisse, und auch über die kulturelle Erziehung unsers Landes für unsere Jugend zu ziehen.

H. S.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. Mai 1917

Die Feier des Reformationsfestes im Jahre 1917.

Ein brüderliches Wort an alle Reformationskirchen deutscher Herkunft in Amerika, hervorgegangen aus dem Bewußtsein des gemeinsamen Glaubensgrundes aller evangelischen Christen.

Auf daß sie alle eines seien, gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eines seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Joh. 17, 21.

Das Jahr 1917 bringt uns die Jubelfeier des 400jährigen Bestehens der Reformationskirche. In stiller Vorbereitung und in öffentlichen Aufrufen werden die einleitenden Schritte zu groß gedachten Feiern in den einzelnen Kirchengemeinschaften getan. Nur eins ist bisher unbeachtet geblieben. Und dies eine allein wird der vierten Zentenarfeier erst die Bedeutung geben, daß sich damit eine neue kirchliche Entwicklung des gläubigen Protestantismus anbahnt, ohne die sie sich nicht wesentlich über die früheren Feiern erheben würde. Dies eine, daß mit ernster, tiefer Dringlichkeit in allen Lagern sich der Gedanke durchringt:

Wir wollen einen Zusammenschluß aller derjenigen kirchlichen Kreise zuwege bringen, die in den Gütern, welche uns die Reformation wieder aufgedeckt und erkämpft hat, auch heute noch die weltüberwindenden Kräfte erkennen. Wir wollen in freiem Zusammenwirken uns auf unsern gemeinsamen Ursprung besinnen und unsere gemeinsamen Aufgaben betonen. Wir wollen allen Widersachern unseres Glaubens mit vereinten Kräften entgegen treten, in wichtigen Fragen des kirchlichen und öffentlichen Lebens das Gewicht evangelischer Beurteilung in die Wagschale werfen, gemeinsam hier in Amerika die sittliche Kraft echt deutsch-evangelischer Frömmigkeit in ihrem Verhältnis zu unseren religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben betätigen; den wesentlichen Erzeugnissen deutsch-evangelischen Geisteslebens zu besserer Würdigung verhelfen, und das evangelische Bewußtsein, wie es die Reformatoren erfaßt haben, stärken, und es in entscheidenden Stunden mit vereinter Wucht zur Geltung bringen.

Ist das denkbar? Wird es möglich sein, bei der Zerrissenheit und Gespaltenheit der Reformationskirchen einen solchen aufsteigenden Gedanken zu begrüßen und anzuerkennen? Wird er durchführbar sein bei der beklagenswerten Urteilslosigkeit und Gleichgütigkeit der „Massen,“ bei so vielen mißlichen Umständen im kirchlichen Leben, die dem Plane noch entgegenstehen? Wird es gelingen, gleichwohl durchzudringen, und wenn auch langsam, dennoch sicher zu dem gerade in dieser großen Zeit verheißungsvollen Anfang eines festen Zusammenstehens zu gelangen?

Wer getraut sich, in solchen Fragen Prophet zu sein? Wir meinen, darauf kommt es jetzt nicht an; sondern darauf, daß man im Gewissen spürt: wir dürfen nicht länger warten, es muß begonnen werden! Wo wäre je im Reiche Gottes, wie in der Weltgeschichte eine große Sache nicht anfangs „unmöglich“ erschienen, und ward doch „wirklich!“

Kirchliche Verständigung und Stärkung! Nicht daß dieser Weckruf zum ersten Mal erhoben würde. Wer die Geschichte der Reformationskirchen kennt, weiß, daß schon bald nach ihrer Entstehung, und von Zeit zu Zeit wieder wohlmeinende Versuche zu gegenseitiger Verständigung und Stärkung gemacht wurden. Freilich nicht gleich mit dem erwünschten Erfolg. Immer von neuem brach das Einheitsbewußtsein und Verlangen nach innerer Einigung durch. Die äußere Zerrissenheit suchte man zu überbrücken, die Unterschiede auf das rechte Maß zurückzuführen und in evangelischer Liebe sich zusammenzuschließen, um so dem Gegner gemeinsam zu widerstehen. So war es drüben, in der alten Heimat, dem Mutterlande der Reformation.

Hierzulande stehen wir im kirchlichen Leben von Anfang an bis heute der traurigen Tatsache gegenüber, daß die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen, welchen die deutsche und von Deutschen abstammende Bevölkerung angehört, nicht die Stellung einnehmen und den Einfluß ausüben, der sowohl ihrer Bedeutung im geistlichen Leben als auch der Zahl ihrer Glieder entspricht.

Woran liegt das? Daran, daß es uns an gegenseitigem Verständnis für einander, an dem Bewußtsein des einen Ziels des christlichen Lebens und am wirksamen Zusammenarbeiten fehlt.

Was für eine Gottesgnade, wenn die Zentenarfeier 1917 bei allen, der Reformation entstammenden Kirchen, das Bewußtsein um die Herrlichkeit des gemeinsamen Gutes, des Evangeliums von Christo, unserm Herrn und Heiland, weckte und die Ueberzeugung in uns lebendig machte: es gibt trotz aller Spaltung in Kirchen und Kirchlein, trotz aller Gräben und Grenzpfählen, trotz aller Gegensätze und Unterschiede, dennoch Christen genug in allen Lagern, denen das Wort noch etwas gilt: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“

Manche meinen, es sei die Fügung des Protestantismus, daß er sich zersplittern müsse. In der Wiege sei ihm diese Bestimmung geworden; im Laufe der Jahrhunderte werde sie sich erfüllen. Manche meinen gar,

es liege in seinem Wesen. Kirche und Katholizismus gehörten zusammen, Kirche und Protestantismus aber vertrügen sich nicht.

Wir stehen nicht auf diesem Standpunkt. Zwar machen wir niemals die Kirche zum obersten Leitsatz. Nicht um Kirche, sonern um Gott handelt es sich uns zuerst. Niemals erkennen wir der Kirche die Gewalt zu, Gewissen zu binden; im Gewissen steht jeder Christ für sich. Niemals binden wir den Glauben an die äußeren Formen irgend einer der bestehenden Kirchengemeinschaften.

Und dennoch: nicht auseinander, sondern miteinander; nicht Vereinzelung, sondern Zusammenhalt! Nicht in dem Sinne, als ob Protestanten von e i n e r Kirche gleichmäßig umspannt sein sollten. Dieser Entwicklung, wenn sie möglich wäre, dürfen wir jetzt unsere Kräfte nicht widmen, sondern müssen das Erreichbare und Fruchtbare ins Auge fassen, das was die deutsch-protestantischen Kirchen zusammenführen und zusammenhalten sollte. Wir denken nicht im entferntesten an ein unevangelisches Schablonisierungsverfahren. Wir wollen den evangelischen Sonderkirchen ihr Sondergepräge, ihre geschichtliche Art, ihre bewährte Mannigfaltigkeit lassen. Wir wollen nicht vergessen, daß in dieser Mannigfaltigkeit auch ein Stück Kraft steckt. Mannigfaltige Formen, Gestaltungen, ja Kirchen mögen sein. Wenn sie nur den Zusammenschluß nicht hemmen.

Was für einen Zusammenschluß? Es kann sich um keinen andern handeln als den zu einer evangelischen G e s i n n u n g s g e m e i n s c h a f t. Um das Bewußtsein, daß e i n Gut uns allen das Höchste ist: die Gnade Gottes durch den Herrn Jesum Christum; daß e i n Glück für uns alle das Ziel ist: die Gotteskindschaft in Zeit und Ewigkeit; daß von diesem Mittelpunkt evangelischer Welt- und Lebensanschauung aus Klarheit nach allen Seiten ausgeht, daß von ihr aus die ganze Welt uns als Gabe des Vaters erscheint: alle geistigen und leiblichen Güter, alle Kultur und Bildung; daß alles heilig ist, was aus Gottes Hand kommt und nicht von Menschenhänden befleckt ist; daß wir selber als Gottes Kinder an ihn und nur an ihn gebunden sind, der Welt aber gegenüberstehen als freie Christenmenschen. Kurz, der uns allen gemeinsamen Weltanschauung, wie sie sich in der Geschichte des gläubigen Protestantismus entwickelt hat, wollen wir in diesem Lande Geltung verschaffen. Das muß uns allen gemeinsam sein. Und daß uns das gemeinsam ist, muß uns zusammenschweißen zu einer G e m e i n s c h a f t d e s G l a u b e n s, die über Hecken und Mauern hinwegreicht. Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann!

Aus dieser Gemeinschaft evangelischer Gesinnung erwächst notwendig die G e m e i n s c h a f t e v a n g e l i s c h e r A r b e i t. Es ist wirklich ein Jammer, daß uns solche Gemeinschaft noch fehlt. Die Arbeit der Mission — wir denken vornehmlich an die Innere Mission — gleicht noch meistens einem großen Ackerfeld, dessen Bestellung von vielen Arbeitern begonnen wird, die keiner einheitlichen Leitung folgen, auch sich untereinander nicht verständigen. Der eine pflügt da, der andere dort.

Keiner respektiert recht, was der andere gearbeitet. Manche pflügen die Saat, die andere gesät, rücksichtslos wieder um. Ist das notwendig und gut? Ist das von irgend einem Standpunkt aus berechtigt, es sei denn von dem der ausgeprägtesten kirchlichen Engigkeit und denominationeller Selbstsucht? Wollen wir nicht endlich anfangen, uns auf das Verfehlte solcher Zersplitterungen an Kräften und Mitteln, auf den Schaden unnützer gegenseitiger Schwächung zu besinnen und uns über die Grenzen einigen? Wer sein Sondergut pflegen, seine Sondergemeinschaft festigen will, gut! Nur sei ihm sein Sondergut, seine Sondergemeinschaft nicht das einzige, nicht alles! Nur vergesse keiner, daß er evangelisch ist, und daß die große Weltgemeinschaft Evangelischer auf seine Bruderliebe ein Anrecht hat. Gemeinschaft in der Arbeit, namentlich unter den Angehörigen deutscher protestantischer Kirchen, auch auf dem Gebiete der christlichen Wohlfahrtspflege. Wer seine Sonderauffassung vom Evangelium im näheren Verbande mit Gesinnungsgenossen betätigen will — gut! Aber er lasse die Grenzen der engeren Gemeinschaft nie die Grenze seiner evangelischen Liebe, seines Gemeinsamkeitsbewußtseins, seines Zusammengehörigkeitsgefühls sein. Haben wir nicht Gelegenheit genug zu gemeinsamem Arbeiten? Rufen uns nicht die Kranken, die Waisen, die Armen, die der Kirche Entfremdeten im Volk? Sind wir alle Protestanten, so sind hier Arbeiten, die evangelische Arbeitsgemeinschaft für christliche Hospitäler und Heime fordern. Oder wollen wir lieber humanitäre Anstalten und Veranstaltungen eintreten lassen?

Die Gemeinschaft der Gesinnung läßt noch eine andere Gemeinschaft erwachsen: die G e m e i n s c h a f t d e r A b w e h r. Sie steht uns Protestanten nicht an vorderster Stelle. Aber vergessen dürfen wir sie auch nicht. Gemeinsame Feinde genug. Die Gegner christlicher Weltanschauung, wie sie auch heißen, kümmern sich kaum um konfessionelle oder denominationelle Unterschiede und Richtungen. Sie kämpfen einfach gegen das Christentum. Die Abwehr muß jeder an seinem Teil führen, wie es ihm sein Gewissen und seine Erkenntnis gebietet. Aber wenn so die Abwehr verschiedenartig sein muß, gemeinsam darf und muß sie doch sein. Ein evangelisches Christentum, das wir unser nennen; wer dagegen angeht, ist unser Gegner. Diese Abwehrgemeinschaft bindet uns zusammen, weil sie den gemeinsamen Besitz uns immer neu ins Gedächtnis ruft. Feinde genug! Da ist der römische Feind. Gewiß verbindet uns mit ihm altes, gemeinsames christliches Gut. Aber uns scheidet von ihm völlig der Gebrauch, den wir davon machen, die Art, wie wir es verwerten. Gemeinsame Glaubenssätze, aber kein gemeinsamer Glaube. Ein Gott — aber dort der Gott, den der Statthalter Christi repräsentiert; hier der Gott, zu dem wir nahen in Christus. Darin sind wir alle einig, wir Protestanten. Darum gehören wir alle zusammen im Kampf gegen Rom. Darum brauchen wir evangelisches Glaubensbewußtsein in diesem Kampf.

Als Vertreter der Reformation soll es außerdem unsere Aufgabe

sein, das heilige Erbe derselben, eine gründliche christliche Erziehung in Haus, Schule und Kirche zu betonen, und echt christliche Freiheit und Frömmigkeit zur Geltung zu bringen.

Wir wissen, daß es ernste, große Fragen sind, die im Hintergrunde aller der Kämpfe zwischen Evangelischen und Evangelischen stehen. Keinem verdenken wir's, wenn er diese Fragen so schwer nimmt, wie ihm seine Erkenntnis und sein Gewissen gebietet. Wir wollen das Ringen um die Wahrheit nicht unterbinden, wollen nicht fälschlich tun, als beständen keine Meinungsverschiedenheiten. Aber um eins bitten wir mit gutem Gewissen: Nehmt Erkenntnisunterschiede nicht so rasch als Glaubensunterschiede. Vergeßt das nicht, was alle aneinander bindet, die das Evangelium lieb haben. Geschichtlich gegebene Verhältnisse lassen sich nicht von heute auf morgen ändern. Wohl aber steht's in der Macht der christlichen Liebe, sich über die aufgerichteten Zäune hinweg die Bruderhand zu reichen.

In diesem Sinne ist der geplante Zusammenschluß gedacht. Er ermöglicht, daß sich die Teile der Reformationskirchen, die einander völlig fremd geworden sind, wieder kennen lernen und noch mehr zusammen wachsen, daß sie Schriftstücke austauschen, gegenseitig ihre größeren Konferenzen beschicken und durch ihre führenden Männer so gut wie durch die schlichten Pastoren abseits vom Weg in persönliche Beziehung treten. Den Gefahren gegenüber, welche die aus der deutschen Reformation hervorgegangenen Kirchen bedrohen, ist brüderlicher Zusammenschluß aller Kreise, die auf demselben evangelischen Glaubensgrund stehen, gebieterische Pflicht. Das wäre der Höhepunkt der vierten Zentenarfeier, den wir erstreben sollten, wenn die Glieder aller deutschen Reformationskirchen, die solange von einander getrennt waren, sich in brüderlicher Eintracht zusammenfänden am 31. Oktober 1917 und sich die Hand reichen könnten mit dem starken Gelöbnis: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Wir erlauben uns den Vorschlag zu machen, daß in solchen größeren Städten, in denen zwei oder mehr der Reformationskirchen deutscher Herkunft vertreten sind, eine gemeinsame Reformationsfeier, bei welcher die betreffenden Denominationen durch offizielle Abordnungen vertreten sind, stattfinde. Je ein Glied der Denominationen, die sich an dieser Kundgebung der evangelischen Einheit der Reformationskrchen beteiligen, bilden das Exekutivkomitee, dem es überlassen bleibt, Ort, Datum und Programm festzustellen.

Sollte die Prüfung der angeregten Fragen bei Ihnen einen sympathischen Widerhall und das Bedürfnis des Meinungsaustausches hervorrufen, wie wir es gerne erhoffen, so würden wir das dankbar empfinden und möchten ergebenst bitten, auf jeden Fall Ihre werte Meinungsäußerung zu richten an: Pastor J. Baltzer, 2506 Benton Str., St, Louis, Mo.

Die Deutsche Evangeliche Synode von N.-A.
Die Kommission für Beziehungen zu Kirchen des In- und Auslands:

P. J. Baltzer, Synodalpräses, Evangelische Synode von N.-A.
P. D. Irion, D. D., Dir., Synodalvizepräses, Elmhurst, Ill.
P. G. Fischer, Synodalsekretär, Milwaukee, Wis.
P. H. Bode, Synodalschatzmeister, St. Louis, Mo.
P. W. Becker, Dir., St. Louis, Mo.
P. S. D. Preß, Prof., St. Louis, Mo.
P. W. Th. Jungk, D. D., Redakteur, St. Louis, Mo.
P. Jul. Horstmann, Redakteur, St. Louis, Mo.
P. Paul A. Menzel, Vors. der Behörde für Heidenmission, Washington, D. C.
P. J. U. Schneider, Ph. D., Evansville, Ind.
P. F. Mohme, Kewaskum, Wis.

Wir bringen dieses Zirkularschreiben hier zum Abdruck, um ihm einen dauerden Platz zu sichern, da lose Blätter leicht verloren gehen.

D. Ed.

Reformation und Union.

Von Prof. W. Baur.

Zwei Faktoren haben bekanntlich die Kirchenerneuerung des 16. Jahrhunderts kräftig eingeleitet und lebensvoll gestaltet: das formale Prinzip der allein normativen Autorität der heil. Schrift und das materiale von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben mit Ausschluß alles Verdienstes der guten Werke. Beide Prinzipien bilden eine Einheit; ohne die heil. Schrift verlieren wir die Rechtfertigung aus Gnaden, und ohne diese wird uns die Bibel im besten Falle ein neuer Gesetzeskodex. Mit andern Worten: wir müssen dem grundlegenden Prinzipe nachspüren, aus dem die beiden genannten fließen und um dessentwillen sie eine lebendige Einheit bilden. Dieses Prinzip ist nicht eine Lehre, nicht ein Gesetz, nicht ein Buch, nicht eine Abstraktion, sondern eine lebendige Person: Jesus Christus, unser Herr.

„Der Herr ist der Geist“ (2. Kor. 3, 17), und die heilige Schrift ist das Produkt und Organ des Geistes. Das gibt der Bibel ihren eigentümlichen Charakter und ihren unvergänglichen Wert. In demselben Christus haben wir die Rechtfertigung vor Gott, d. h. die wahre Religion, die Religion nicht der Form und der Aeußerlichkeit, sondern der Innerlichkeit, des Geistes. Ohne Christus ist die Bibel ein Rätsel und die Rechtfertigung ein Traum. Mit ihm ist die Wahrheit der göttlichen Offenbarung gesetzt und der Religion für alle Zeiten der rechte Weg gewiesen. Darum ist es ganz selbstverständlich, daß alle wahre Reformation aus ihm stammt, ja sogar alle unfruchtbaren und verkehrten Reformversuche irgendwie auf ihn zurückweisen.

Gedenken wir z. B. der Reformbewegung, die in der Kirchengeschichte unter dem Namen des

Montanismus

bekannt ist. Man kann sich ja leicht mit dem Hinweis auf seine Schwärmerei darüber hinwegsetzen. Montanus war ohne Zweifel ein Mann, der durch seine Bekehrung von seiner phrygischen Schwärmerei nicht befreit worden ist. Auf der andern Seite sollte uns aber das zu denken geben, daß eine Reihe von ernsten und frommen Bischöfen der neuen Bewegung sympathisch gegenüberstand, und daß ein Mann wie Tertullian ihr entschlossener und geistreicher Advokat geworden ist. War es Schwärmerei oder war es Christi Geist, der gegen die kommende Priesterherrschaft, gegen die spiritualisierende alexandrinische Philosophie, gegen die Weltfrömmigkeit der Christen jener Zeit und künftiger Zeitalter, sowie gegen die Ueberschätzung der Wissenschaft in Sachen der Religion Protest einlegte? War es verkehrt, die christliche Mitwelt an die Nähe der Parusie zu erinnern? Stand die Kirche nicht in Gefahr, über dem Diesseits das Jenseits zu vergessen? Fingen nicht bald hernach die römischen Bischöfe an, die Kirchentüren möglichst weit zu machen, um den eigenen Einfluß möglichst auszudehnen und zu befestigen? Montanus drang freilich nicht durch: denn Engherzigkeit und geistlicher Hochmut verdarben das Gute, was er ohne Zweifel der Kirche erhalten wollte. Es fehlte ihm der Blick für den göttlichen Reichsplan, weil er der unbescheidenen Meinung war, mit ihm sei das reife Alter der Kirche gekommen und er sei das Organ des vom Herrn verheißenen Parakleten, wenn nicht der Paraklet selbst. Die Kirche sollte sich einen weltbürgerlichen Charakter erwerben, um der Welt zu dienen und sie auf das Reich dessen vorzubereiten, vor dem ein Tag ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag. Aber schon das eine ist rühmend am Montanismus hervorzuheben, daß er sich den Sinn für ein anderes Bibelwort bewahrte, das Wort von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen. Nicht ganz hundert Jahre nach dem Auftreten des Montanus entstand

die Spaltung des Novatian.

Er wollte eine Kirche von lauter Reinen bilden; war das verwunderlich, wenn die römische Kirche Leute an ihrer Spitze hatte wie den berüchtigten Bischof Calixtus (217—222)? Dieser würdige Herr meinte: Wie in der Arche Noah Hunde, Wölfe und Raben gewesen seien, so müßten auch in ihrem Gegenbilde (der Kirche) Reine und Unreine zusammen belassen werden! War auf der Seite der römischen Bischöfe allzugroße Neigung, dem sittlichen Gehalt des Christentums etwas oder auch viel zu vergeben, um der Kirche in der Welt Anerkennung und Einfluß zu verschaffen, so verfiel Novatian auf den entgegengesetzten Fehler: er vergaß die Tatsache in Rechnung zu ziehen, daß man auf dieser Seite des Himmels keinen Reinen finden kann außer dem, der die Sünder rechtfertigt. Etwa um das Jahr 400 starb der römische Mönch

Jovinianus,

den man vielleicht den Protestanten seiner Zeit nennen konnte, wenn ihn gleich Hieronymus unfeinerweise einen Hund schilt, der zu seinem eigenen

Gespei wieder zurückkehre, und Augustin sich über ihn beklagt, weil er gegen das ehelose Leben eifere.

Auch die Augustana sieht sich genötigt, sich gegen die Unterstellung zu verteidigen, als „verböten die Unsrigen die Zucht und Abtötung des Fleisches, wie Jovinian." Auf der andern Seite tritt die Apologie doch eigentlich für etwas ein, das sie dem Jovinian naherückt: es sei ein Irrtum, wenn man meine, durch Enthaltung von der Ehe werde man eher vor Gott gerecht als durch den Ehestand. Wenn man den Evangelischen nun auch Jovinianischen Irrtum vorwerfe, so kümmerten sie sich nichts darum; denn die Wahrheit gehe über alles. Und später: es sei ein schreckliches Argument, zu behaupten, die Priesterehe sei eine Jovinianische Ketzerei.

Wir sehen, schon um das Jahr 400 waren in der Kirche Irrtümer aufgekommen, die zwar weithin für Wahrheiten galten, aber doch nicht unwidersprochen blieben. Außer Jovinianus gab es noch einige andere, wie z. B. Vigilantius, den Hieronymus einen Esel schalt, weil er gegen den Märtyrerkult und den doch recht schwindelhaften Reliquiendienst zufelde zog. Er meinte, das sei ein Rückfall ins Heidentum. Aber ihrer waren zu wenige; der Irrtum saß schon zu tief, er war bereits zum System geworden. Woher hatten die Opponenten die Wahrheit? Aus Gottes Worte und seinem Geiste. Jovinian begründete seine Stellung fortgehends mit der Bibel. Daran ändert ihre Verdammung durch ihre Zeitgenossen und die herrschende Meinung und Mode kein Jota. Und dann

die Donatisten.

Sie behaupteten ähnlich wie die Novatianer, die Kirche müsse absolut rein erhalten werden; denn sie sei ja die Braut Christi. Damit stellen sie sich doch auf ein Bibelwort, wenngleich sie seine Wahrheit übertreiben. Verkehrt ist auch ihre Auffassung von den Gleichnissen vom Fischernetz und dem Acker mit vielerlei Boden; der Acker z. B. soll die Welt sein und nicht die Kirche. Allerdings gab der Zustand der offiziellen Kirche, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zu schweren Bedenken Anlaß, und viele Bischöfe traten für die Sekte ein. Als im Jahre 411 die sogenannte "collatio cum Donatistis" in Karthago stattfand, standen den 286 katholischen Bischöfen 279 donatistische gegenüber. Gut, daß ein Mann, wie Augustinus, unter ihren Gegnern war. Er stammt noch aus einer Zeit, da das Wort Gottes Geltung in der Kirche hatte. Zunächst befürwortete er auch ein duldsames Verfahren den Schismatikern gegenüber. Erst von ca. 404 an rief man die Staatsgewalt zuhilfe, ein Umstand, der aber 411 es doch nicht ausschloß, daß man mit den Donatisten disputierte. Ob wir hier an den Einfluß Augustins denken dürfen? Aber selbst Augustinus mußte am Ende dem falschen Zug der Zeit Vorschub leisten, indem er dem "coge intrare" (Luk. 14, 23) eine unevangelische Auslegung gab.

In einem Stücke werden wir den Donatisten unsere Anerkennung

nicht versagen dürfen: sie sprachen sich offen für Trennung von Staat und Kirche aus. Das war freilich nicht nach dem Geschmack der Zeit; aber es stand doch in einer Linie mit dem Herrenwort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaiser ist, und Gotte, was Gottes ist."

Auch Augustinus verdankt sein Bestes der Bibel. Als er den Ruf der Gnade vernahm, da war er mit Gottes Wort beschäftigt, und auf das „Nimm und ließ!" hin schlug er jene Stelle auf, die seinem neuen Menschen zur Geburt verhalf. Daß er auf seine unevangelische Prädestinationslehre verfiel, beweist allerdings, daß er sich viel mit Gottes Wort befaßte, zugleich aber auch, daß er dem Herrn Christus, der die Sünder rechtfertigt, wenigstens theoretisch nicht die ihm gebührende Stelle einräumte, während er freilich im praktischen Leben um diese Klippe herumkam.

Nach dem großen Afrikaner kam bis auf Luther kein Theologe in der Kirche auf, der sich mit ihm an Fülle und Tiefe des Geistes hätte messen können. Das Fatalste war, daß im Laufe der Jahrhunderte dem Worte Gottes sein Einfluß immer mehr geraubt wurde. Stoßen wir aber da und dort auf Ansätze zu Reform und Umkehr, da war auch immer die Schrift dabei. Eine scheinbare Ausnahme macht die Wirksamkeit Hildebrands, des nachmaligen Papstes Gregors VII. Neander redet von

H i l d e b r a n d s K i r c h e n r e f o r m a t i o n ;

Kurtz nennt sie genauer und zutreffender eine kirchenpolitische Reformation. Jedenfalls ist hier von einer religiösen Erneuerung der Kirche keine Rede. Es handelt sich dem harten Manne allerdings um die Abstellung von schreienden Mißständen; der Klerus war sittlich verwahrlost, und die Simonie stand in voller Blüte. Dabei ist aber zweierlei zu beachten: Hildebrand hatte ein falsches Ideal, nämlich die Vorstellung von der Kirche, d. h. dem Papsttum als der höchsten Macht der Welt; was also an Besserung der Zustände angestrebt war, das stand völlig im Dienste dieser verkehrten Idee. Sodann waren seine Mittel alles andere nur nicht biblisch und evangelisch. Die strengere Sittenzucht sollte durch Erneuerung der alten Zölibatgesetze herbeigeführt werden; mit welch barbarischer Härte er dann als Papst diese Gesetze durchführte, ist bekannt. Der Simonie gedachte er durch Verdrängung der Staatsgewalt und Aufrichtung eines Papstkönigtums ein Ende zu machen. Von einer Reformation kann man da nur uneigentlich reden, die ganze Sache stand unter dem Zeichen der angestrebten Herrschaft des Priesters über den König. Hildebrands Wirken muß einfach als ein energischer und umfassender Versuch bezeichnet werden, die Oberherrschaft des römischen Bischofs, wie sie als etwas die Kirche betreffendes schon von Leo I. u. a. angebahnt worden war, endlich durchzusetzen und zugleich auch auf den Staat auszudehnen. So kommt es, daß diese Reform nicht nur nicht auf biblische Grundlagen oder Einflüsse zurückzuführen ist, sondern tatsächlich mit der Schrift in Widerspruch steht (man denke nur an das

Wort Christi: So soll es nicht sein unter euch! (Matth. 20, 26) und seinerzeit auch mit der Schrift bekämpft wurde. Die Verteidiger der Priesterehe wiesen z. B., freilich ohne Erfolg, auf die Tatsache hin, daß die Priester des Alten Testaments nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet waren. Das Argument war stärker als wir vielleicht denken; denn zur Verteidigung des Priesterstandes in der christlichen Kirche berief man sich von Anfang an auf den alttestamentlichen Priester.

Wir wollen nun freilich nicht sagen, daß der Geist Gottes mit diesem Streben Hildebrands nichts zu tun gehabt habe; aber den spezifisch christlichen Geist vermissen wir bei Gregor und seinen Gesinnungsgenossen. Etwas anderes ist aus dem Leben des Papstes anzuführen, der mit Recht der glücklichste, wenn nicht der größeste aller Nachfolger Petri genannt wird.

Innocenz III.

sah Anno 1215 die Könige der Erde und die Prälaten von Ost und West zu seinen Füßen. Die Zahl der sogenannten Ketzer wuchs aber von Jahr zu Jahr, und der religiöse Einfluß der Kirche stand so ziemlich auf Null. Das fühlte der mächtige Mann an sich selbst. „Ueberirdischem nachzusinnen, habe ich keine Muße; so sehr habe ich anderen zu leben, daß ich beinahe mir selbst fremd bin. Damit ich aber die Sorge um Geistliches, die Verpflichtung des apostolischen Amtes, nicht gänzlich versäume, habe ich einige Predigten an Geistliche und Volk gehalten und niederschreiben lassen“ (nach Hase). Das war eine Regung des Geistes Christi, und es war zugleich ein Armutszeugnis, das dieser gewaltige Mann sich und seiner Kirche ausstellen mußte.

Zu seiner Zeit haben die Ketzer das Wort Gottes gepredigt; daß dabei viel Verkehrtes mit unterlief, wer wird sich darüber wundern? Zu jener Zeit wurde auch der Grund zum Dominikaner-Orden gelegt, der es sich ja zur Aufgabe machte zu predigen, und vom heiligen Franciskus wissen wir, daß ein Bibelwort ihn auf den Weg trieb, auf dem er vielen zum Segen geworden in böser Zeit. Mögen wir seine naive Auffassung belächeln: das Heilmittel war gegeben; er hörte ja das Bibelwort während der Messe. Aber im großen und ganzen kümmerte man sich nicht um die Schriftwahrheiten, und das schon seit langem; darum konnte man die Schrift schließlich nicht mehr gebrauchen. Das war das Strafgericht.

Uebrigens können wir uns

die mittelalterlichen Theologen

in ihren edelsten Vertretern gar nicht ohne die hl. Schrift denken. Als freilich die Scholastik soweit gediehen war, daß die Schrift vor lauter Spitzfindigkeiten der Gelehrten ein totes Buch geworden war, da war es Roger Baco, der die Theologen von den gelehrten Werken weg zur Bibel wies; man solle sie in den Grundsprachen studieren, also auch Hebräisch lernen; das Studium des Griechischen empfahl er schon wegen des Aristoteles. Aber das war in den Wind geredet, und Theologie und Kirche

wandelten weiter auf der schiefen Ebene. Selbst zur Zeit der Reformbestrebungen im 15. Jahrhundert fehlt es nicht an dem Hinweis auf die hl. Schrift.

Johannes Charlier von Gerson

(gest. 1429) ist der Meinung: es werde nicht anders in der Kirche, so lange in den Schulen nur unnütze Fragen statt der Bibel und der Kirchenväter behandelt würden. Das wahre Haupt der Kirche sei Christus. Nur verdarb er selbst wieder den guten Rat, indem er behauptete, die hl. Schrift dürfe man nicht auslegen, wenn man nicht von der Kirche dazu berufen sei. Jeder sei als Ketzer zu verdammen, der sich der Entscheidung der Kirche hierin nicht unterwerfe. Man sieht, das System der römischen Hierarchie war eben damals noch stärker als der einzelne und die Wahrheit. Schon vor der Zeit des Gerson hatte

John Wiclif

die Ansprüche der Hierarchie zurückgewiesen. Er berief sich dabei auf das Naturrecht, die alten englischen Gesetze und die heilige Schrift. Er tat das bereits im Jahre 1365, als der Papst Urban V. eine Abgabe von der englischen Regierung verlangte, die aber von dieser verweigert wurde. „Wir erkennen hier schon die aufkeimende Richtung des Mannes, dem die heilige Schrift die Norm für alles wurde“ (Neander). Wo man die Schriftwahrheit kennt und im Leben übt, da kommt auch die Reformation, in größerem oder geringerem Maße; das Wie derselben hängt natürlich von allerlei Umständen ab. Wiclif vermißte den Einfluß der Bibel auf das Leben; darum übersetzte er die Vulgata in die Landessprache und gründete einen Verein frommer Männer zur Predigt des Evangeliums. Das war ein schöner Anfang; aber die Macht der Römlinge vermochte er nicht zu brechen. Er konnte froh sein, daß seine Person durch Hof und Parlament gedeckt war und er so eines natürlichen Todes sterben durfte (1384). Nur zu bekannt ist das schreckliche Geschick des böhmischen Vorreformators; noch auf dem Richtplatze konnte

Hus

beten: „Herr Jesu, steh mir bei, daß ich diesen grausamen und schmachvollen Tod, zu welchem ich wegen der Predigt deines Wortes verdammt worden bin, vermöge deines und deines Vaters Hilfe mit standhafter Seele erdulde.“ Das war die Wahrheit, „wegen der Predigt deines Wortes verdammt,“ wenngleich auch andere, besonders politische Dinge mit hineinspielten. In der Gemeinde, die er hinterlassen, blieb evangelisches Christentum der Welt erhalten bis heute. Christus mit Wort und Geist, das ist und bleibt der Antrieb zu allem Reformationsstreben in der Kirche. In

Savanarola

tritt uns diese Wahrheit vielleicht etwas verzerrt gegenüber. Aber, war es nicht ein großes und liebenswürdiges Ideal, was seinen Kirchenbesuchern aus der Umschrift über der Kanzel in Florenz entgegenleuchtete: „Christus, der König von Florenz?“ Und durch die Straßen ertönte

der Ruf: „Es lebe Christus, der König!" Das war am Ende Schwärmerei; aber was war der schauderhafte Akt seiner Verbrennung? Dieses Feuer hatte die Hölle entzündet; und das Feuer der Begeisterung in den guten Zeiten seines Wirkens? Das kann nicht gut auch vom Teufel stammen. Woher kam es, daß die Florentiner zur Karnevalszeit allerlei Luxusgegenstände verbrannten, statt wie sonst in Narrenprozession durch die Gassen zu ziehen? Am umfassendsten und segensreichsten zeigt sich der Zusammenhang zwischen Wort Gottes und der Reformation im Leben

Luthers

und in der Geschichte seiner Zeit. Man denke nur an die Rolle, die das Wort aus Habakuk in seiner Seele spielte, als er die 28 Stufen der Sancta Sanctorum in Rom hinaufrutschte, das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Er ward es auch auf der Heimreise nimmer los, und das war der größte Gewinn, den er von seiner Reise nach der heiligen Roma mit nach Hause brachte. Er hat dann die Bibel übersetzt, nicht bloß mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen. Das „allein aus dem Glauben" war ihm nicht nur ein theologischer Lehrsatz von gewisser theoretischer Bedeutung für ein Lehrsystem, sondern es war ein Geschenk des Geistes, der die Schrift inspiriert und belebt, ein Geschenk, das der Beschenkte zugleich mit seines Herzens schwersten Kämpfen bezahlte. Nur so wird uns Gottes Wort zur Quelle unseres Lebens. Da ist es nun verwunderlich (oder am Ende auch nicht?), daß Luthers Wirken die

Einheit der Kirche

zerstörte, bezw. zu der schon vorhandenen Spaltung in abendländische und morgenländische Christenheit noch eine weitere hinzubrachte. Ja, wenn man so will, er verursachte auch noch eine Spaltung, bezw. hinderte eine Einigung, sofern die Reformationskirchen selbst in Betracht kommen. Also Spaltung über Spaltung. Das muß uns zum Nachdenken bringen, nur eben nicht nach dem Sinne und Herzen der Katholiken.

Die Gegner der Reformation des 16. Jahrhunderts sind natürlich geneigt, die Sache so darzustellen, daß die Bewegung das Kommen des Reiches Gottes aufgehalten habe. Luther hat danach der Kirche unberechenbaren Schaden zugefügt. Am glimpflichsten urteilen noch die englischen Traktarianer, wenn z. B. Froude meinte, die Reformation sei ein übel eingerichteter Beinbruch gewesen; das Bein müsse noch einmal gebrochen werden, damit es dann ordentlich eingerichtet werde. Eine derartige Kritik ist billig: hätte es ein Froude an Luthers Stelle besser gemacht? Die Reformatoren waren Menschen und stehen darum nicht über unserer Kritik. Sie können aber unsere Kritik schon aushalten, sie standen ja Zeitlebens in dem heißen Feuer der kritischen Batterien ihrer Feinde. Keinen Augenblick waren sie sich jedoch darin unsicher, daß sie Werkzeuge in den Händen des Herrn der Kirche seien, um diese wieder

auf den rechten Weg zurückzuführen, und sie haben darin Bewunderungswürdiges geleistet: Luther allen voran. Und Melanchthon? Als „der grobe Waldrechter" von hinnen gegangen war, da war Magister Philipp ein einsamer Mann geworden; aber instinktiv lebte in ihm die Wahrheit: die rechte Reformation schließt in sich ein und fordert zu ihrer Vollendung die

Union.

Die Augsburger Konfession, an der der fleißige Verfasser bis zur letzten Minute feilte und die mit Absicht den Zusammenhang mit der alten Kirche betont, dabei auch vielfach sich der Zeugnisse der Kirchenväter bedient, war tatsächlich als ein Unionsdokument gedacht. Der deutsche Kaiser wollte die Einheit in der Kirche wieder hergestellt sehen, und so erging an die streitenden Parteien im Ausschreiben die Mahnung, ein jeder sollte sein „Gutbedünken, Opinion und Meinung" vorbringen. In der Vorrede zur Augustana heißt es: man wolle dem gerne nachkommen, damit in Liebe und Güte gehandelt und „dieselben Zwiespalten zu einer einigen wahren Religion, wie wir alle unter einem Christus sind streiten, ... geführt werden mögen." Als dem „Einsiedler von der Wüste Grubok" ein Entwurf des Bekenntnisses zuging, antwortete er: „Sie gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." So hat Luther sich selbst im Zaum und im Hintergrund gehalten: warum? Doch gewiß nicht aus gemeiner Furcht; aber er wußte, daß es sich um die Einheit der Kirche handelte, und da tat er sich Zwang an, wie es einem rechten Kinde Gottes, das seiner eigenen Schranken sich bewußt ist, wohl ansteht. Als nichts mehr zu verderben war, und die Unerbittlichkeit des Feindes sich immer deutlicher zeigte, da hat er dann in den schmalkaldischen Artikeln ganz gewaltige Schläge ausgeteilt. Der Schlußsatz lautet: „. . . . und des Gäukelwerks unzählig viel, welche wir befehlen ihrem Gott und ihnen selbst anzubeten, bis sie es müde werden; wir wollen damit unverworren sein." Melanchthon aber schrieb zu seiner Unterschrift: „. . . . Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, jure humano auch von uns zugelassen sei."

Das Streben nach Einigkeit lebte aber immer wieder auf; der Kaiser ließ nicht locker; auch sollte ein Konzil auf deutschem Boden den Streit aus der Welt schaffen. Doch der Papst fürchtete sich vor einer derartigen Maßregel, und die Religionsgespräche (von 1540 an) verliefen im Sande. Am nächsten kamen sich noch beide Parteien in dem zu Regensburg (1541). Luther, dem ein Appell an die Waffen in Sachen der Religion in der Seele zuwider war, hatte sich Anno 1532 über den ersten Religionsfrieden von Herzen gefreut: „Gott hat unser arm

Gebet barmherziglich erhört." Aber der Kampf brach los, nachdem der streitbare Glaubens- und Geisteshelb gestorben war. Jetzt war an eine Union nicht mehr zu denken. Die ganze Sache war schon zu sehr eine solche der Politik geworden. Melanchthon stellte freilich die repetitio confessionis Augustanae (oder die Confessio Saxonia) her, damit man für das Konzil in Trient, dessen Fortsetzung auf den 1. Mai 1551 anberaumt war, eine schriftliche Lehrgrundlage hätte, aber Moritz von Sachsen fuhr mit dem Schwerte dazwischen.

Der Augsburger Religionsfriede (1555) stellte das politische Gleichgewicht der beiden Parteien wieder her und ist mehr vom politischen, als kirchlich-religiösen Standpunkt aus zu beurteilen, und nicht anders der westfälische Friede (1648), der einfach die Tatsache protokollierte und rechtlich anerkannte, daß der Protestantismus neben dem Katholizismus sein Existenzrecht bewiesen habe. Die Jesuiten hatten gründlich dafür gesorgt, daß der Riß zwischen Katholisch und Evangelisch nicht heile, und sie waren auch mit Schuld daran, daß die beiden protestantischen Parteien nicht zusammengingen. Hier sind wir nun bei der

Union im engeren Sinne

angelangt. Man braucht die prinzipiellen Unterschiede zwischen Lutherisch und Reformiert gar nicht zu leugnen oder zu ignorieren und kann doch ein guter Unionsmann sein. Zwar, eine Union aus politischen Gründen, wie sie Anno 1529 angestrebt wurde, ist nicht zu empfehlen, wenn man den Nachdruck, wie sich das gebührt, auf das Religiöse legt. Aber eine politische Einheit zwischen den Anhängern Zwinglis und denen Luthers wäre darum doch dem Protestantismus, wenigstens äußerlich, von nicht geringem Werte gewesen, menschlich gesprochen. Allein, auch ganz davon abgesehen: war es denn nicht ein kirchlich-religiöses Anliegen, was Luther und Zwingli auf dem Schlosse Philipps von Hessen zusammenbrachte? Oder sollte Luther nur aus Gründen der Politik gehandelt haben, als er sich zum Kolloquium bereit erklärte? Mag dem sein, wie ihm wolle: das steht fest, daß man in allen Punkten sich einigte, selbst im Abendmahle gingen die Meinungen doch nicht hoffnungslos auseinander, oder was soll man von dem 15. Artikel halten, der doch die „geistliche Nießung," also das beiden Lehrtypen Gemeinsame, deutlich hervorhebt und in durchaus nicht polemischer Weise mit den Worten auf die Differenz hinweist, ob der wahre Leib und das wahre Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, darüber habe man sich zur Zeit noch nicht geeinigt?

Warum scheiterte der Unionsversuch? Weil man auf subtile Lehrunterschiede allzu großes Gewicht legte. „Ihr habt einen andern Geist," das war freilich wahr; aber doch nicht in dem Sinne, als ob nun auf Luthers Seite der heilige Geist und auf der andern ein dem entgegengesetzter gewaltet hätte. Wenn es einem an irgend einem Punkte der Reformationsgeschichte klar werden muß, daß Gott eben nicht nach Menschengedanken handelt, so gerade hier bei diesem berühmten Religions-

gespräch. Dem harten Worte Luthers stellen wir den Hinweis auf Zwinglis Tränen zur Seite und lassen beiden ihr gutes Recht; nach langen bitteren Jahren der Hartnäckigkeit und der Tränen ist die Union doch zustandegekommen. Sie mußte kommen; denn die Reformation war trotz allem darauf angelegt.

Die Konkordienformel, die den unerquicklichen innerlutherischen Streitigkeiten ein Ende machte und das „Blütezeitalter" der lutherischen Orthodoxie einleitete, führte doch zugleich auch zu einer Erstarrung der Lehre, auf die dann zunächst der Pietismus und diesem auf dem Fuße der Rationalismus folgte. Dürfen wir darin nicht Wirkungen des Geistes Christi erblicken, der die Reformationskirchen nicht in starrem Formelkram ersterben lassen, sondern auf der Bahn der lebensvollen Erfassung der Wahrheit weiterführen will? „Zurück zur Reformation!" Gewiß; doch nur in dem Sinne, daß wir es machen, wie die Reformatoren, die ihrerseits zur alten Wahrheit des Christentums zurückkehrten: zu Christus mit Wort und Geist! So ist dann die Union gekommen, und alles Unheil, das sie im Gefolge hatte, schreibt sich nicht daher, daß sie selbst etwas Verkehrtes gewesen wäre. Aber zweierlei war schuld: die Veranstalter der Union handelten nicht konsequent nach ihrem eigenen Prinzip und die Gegner der Union waren zum großen Teile Pseudo-Lutheraner, die durchaus nicht imstande waren, dem Worte und Geiste des Herrn die Bahn zu brechen, weil sie selbst von einem Geist der Schwärmerei besessen waren, der keiner Belehrung zugänglich war. Darum haben sie auch die Union nicht besiegen können, sondern zerfielen untereinander. Das ist immer und überall der Fluch der Schwärmerei, wogegen der Geist des Herrn überall dort einigend wirkt, wo man ihm das Herz erschließt und mißtrauisch ist gegen den eigenen Geist und das bloß Menschliche in der Kirche, mag es einen Namen haben, welchen es will. Wir dürfen sagen: so wahr Christus der Herr seiner Gemeinde ist und so wahr alle echte Reformation aus seinem Geiste herrührt, so sicher mußte die Union kommen und so sicher wird sie am Ende sich noch herrlich darstellen als Vollendung aller Reformationsregungen und -bewegungen in der christlichen Kirche.

Die heilige Schrift Gottes Offenbarungswort und der Kern der Schrift der Rechtfertigung aus Gnaden: darin liegt beides, Reformation und Union. Derselbe Herr, dessen Geist das Falsche in und an der Kirche richtet und bekämpft, wenn er es schon zeitweise duldet, derselbe Herr ist es auch, dessen Geist auf die Einheit der Seinigen hindrängt, ja, der diese Einheit innerlich schon immer verwirklichte und sie einst auch äußerlich vollziehen wird, eine Tatsache, von der die zurechtbestehende Union nur ein schwacher Vorgeschmack ist. Darum werden wir nicht müde, wenn besonders auch heute wieder die Einheit der Kirche ferner gerückt erscheint als je. Wer weiß, was hinter dem Weltkrieg schlummert?

Unter dem Banner der Union.

Von Past. H. Kamphausen.

Das Jahr 1917 bringt den 400jährigen Gedenktag der Reformation. Es fordert die protestantische Kirche aller Lande auf, der Epoche zu gedenken, welcher sie ihr Dasein verdankt. Als Amerika 400 Jahre alt wurde — d. h. das den Europäern bekannte Amerika — feierten die Vereinigten Staaten dies Ereignis durch eine großartige Weltausstellung. Was für eine Feier würde die protestantische Welt veranstalten, wenn nicht ein Weltkrieg, so groß und gewaltig wie keiner vorher, einen dicken Strich durch die Rechnung gezogen hätte! Unser altes Vaterland wird sich auch in diesem Jahr die Freude an seinem Luther nicht nehmen lassen, aber der heiße Kampf ums Dasein wird das Feiern beeinträchtigen. Und was für eine Antwort würde wohl von England, dem protestantischen Lande unter unsern Feinden, kommen, wenn es zu einer gemeinsamen Reformations- und Luthergedächtnisfeier eingeladen würde?! Würde es unsern kämpfenden Brüdern im Geist die Hand reichen oder vielmehr neue Schalen seiner Schmähsucht auf sie ausgießen? Wenn nicht der Friede bald kommt, so fürchten wir, muß jedes Land allein feiern, so gut, so fröhlich, so dankbar, so zuversichtlich, als es kann.

Es liegt an uns hier in Amerika, den Ausfall einigermaßen gut zu machen. Unüberwindliche Schwierigkeiten sind nicht vorhanden. Das „Council der Federation of Churches“ hat den Plan gebilligt. Auch sonst scheint die geistliche Atmosphäre einem solchen Unternehmen nicht ungünstig zu sein. In einer „Ministerial Association,“ der der Verfasser dieses angehört, wurde der Antrag gestellt, die Reformationsjubiläumsidee in diesem Jahr zum beherrschenden Ausdruck zu bringen. Der Antrag wurde angenommen und ca. sechs Vorträge sind in Aussicht genommen, die der Reformationsbewegung in den verschiedenen Ländern gerecht werden sollen. Wenn das überall geschieht, so wäre schon etwas ganz Tüchtiges geleistet.

Für die Evangelische Kirche hat das Jahr 1917 einen zwiefachen Jubiläumscharakter, weil in ihm die Jahrhundertfeier der Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche stattfindet. Uns Evangelischen liegt also in doppelter Weise die Pflicht ob, das Jahr so zu begehen, daß die hohen und hehren Gedanken, welche das 400jährige Gedächtnis der Reformation und die 100jährige Feier der Union anschlagen, voll und ganz zum Ausdruck und zur Wirkung kommen. Es ist die Absicht unseres Blattes, dieser Aufgabe würdig nachzukommen und durch entsprechende Artikel von berufenen Händen jede Nummer dieses Jahrgangs in den Dienst dieser großen Sache zu stellen. Wir beginnen mit dem Unionsgedanken und wollen einander ins Gedächtnis rufen, wie groß und herrlich das Programm ist, das vor 100 Jahren der Kirche dargeboten wurde, und was sie unter dieser Fahne erreicht hat.

Die Vereinigten Staaten haben unter den Völkern den nur von

Frankreich in beschränkter Weise geteilten Vorzug, daß sie auf bestimmte politische Prinzipien gegründet sind. Sie sind entstanden in einer Zeit geistiger Umwälzung und Gährung, da alte Privilegien ins Wanken gerieten und die Ansprüche, die allen gemein sind, sich mit Macht in den Vordergrund rückten. So finden wir in unserer Verfassung die ausdrückliche Anerkennung gewisser, unveräußerlicher Menschenrechte und speziell die Erklärung, daß unsere Regierung eine Regierung of, by and for the people ist, oder in andern Worten eine tatsächliche Demokratie. Diese Grundgedanken haben von jeher eine immense Bedeutung für die Entwicklung unseres Volkes gehabt. Sie sind eine Quelle der Begeisterung gewesen, sie haben in sich eine große Werbekraft und das Volk wie der einzelne sucht, daß er sich derselben nie zu schämen hat, im Gegenteil, daß er sie mit Stolz überall bekennen darf.

Wenn es mit unserer Kirche anders wäre, wenn die Prinzipien, zu denen sich unsere Väter in Deutschland vor 100 Jahren und hier in Amerika vor ca. 75 Jahren wieder bekannten, solche wären, daß wir uns ihrer zu schämen hätten, oder wenigstens daß wir ihrer nicht sonderlich uns rühmen könnten, so wäre das eine böse Sache. Es ginge dann keine belebende Kraft von ihnen aus, sie wären vielleicht gar ein rechter Hemmschuh, oder wir hätten das Gefühl, daß sie seinerzeit vielleicht ganz gut gewesen wären, aber heute überholt und veraltet zu nennen seien. Nun aber ist, Gott sei Dank, das alles nicht der Fall. Wir können uns jener Unionsprinzipien freuen und auf sie stolz sein wie als Amerikaner auf das government of, by and for the people. Und weit entfernt davon, veraltet zu sein, sind sie vielmehr so zeitgemäß, so frisch, so in Harmonie mit den großen Strömungen unserer Tage, daß wir allen Grund haben, mit vollster Zuversicht der Zukunft entgegen zu schauen. Ohne Zweifel mag die Zeit kommen, wo die Grundgedanken der Unionskirche zum Gemeingut werden und zwar so sehr, daß es unnötig wäre, sie noch besonders zu betonen und auf die Fahne zu schreiben. Unter solchen Umständen würden dann andere Ideale und Grundsätze an die Spitze zu stellen sein. Es ist z. B. möglich, daß sich die Kirchen der, nicht zu fernen, Zukunft in solche gruppieren, die der sozialen Erneuerung, resp. Umgestaltung des ganzen wirtschaftlichen Lebens freundlich oder mehr abgeneigt sind. Dann müßte diese Stellung in den Prinzipien Ausdruck finden. So weit sind wir aber noch nicht. Und was die Gegenwart anbetrifft, so ist unsere Kirche in der glücklichen Lage, ihre Grundsätze immer mehr sich durchsetzen zu sehen.

Es hat lange gedauert, bis es dazu gekommen, aber es mußte schließlich so geschehen, denn unsere Prinzipien sind im höchsten Sinne sowohl schriftgemäß wie gemäß der höchsten Vernunft.

Zwei Schriftstellen sind uns Evangelischen und Männern der Union besonders lieb und wert. Sie betonen beide ein Element, das der Kirche ein Lebensbedürfnis ist. Das eine Wort findet sich in jenem großen Gebet des Herrn in der Nacht vor seinem Tode: „auf daß sie alle eins seien, gleich wie du Vater in mir und ich in dir." Das andere ist unser Motto

und stammt aus Epheser 4: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens.“ Es ist von dem großen Völkerapostel und Kirchenbauer Paulus, der aus eigener Erfahrung wußte, wie nötig gerade die Einigkeit des Geistes dem sich ausdehnenden Reiche des Herrn auf Erden sei.

Aber es ist uns besonders wichtig zu bemerken, wie es dem Herrn selbst in jener feierlichen Stunde, da er sich rüstete, von den Seinigen zu scheiden, als das Wichtigste erschien, den Vater vor allem um dies Einssein seiner Kirche zu bitten. Wenn wir bedenken, worauf der Herr aus war mit seiner Kirche, daß in ihrem Schoß alle Völker Aufnahme finden sollten, wie groß aber die Verschiedenheiten, die Scheidewände, die Gegensätze, die Interessenkämpfe innerhalb der Nationen waren, so können wir einerseits die Erhabenheit des Gedankens nicht genug anstaunen und anderseits nicht genug die Glaubensstärke des Herrn, da er dies Gebet vor dem Vater ausspricht. Man halte sich vor Augen, daß da tausend Dinge waren, die trennten, nicht nur äußerliche, Rassen- und politische Unterschiede, sondern auch geistige, man denke an den einen, Griechen und Barbaren, und nur eins, das verband, der Geist des Glaubens und der Liebe. Dazu fehlte alle Organisation und Verfassung. Dieser zu gründende „Staat Gottes“ (Augustin) entbehrte alles dessen vollständig, was einem menschlichen Staat Festigkeit und Dauerhaftigkeit verleiht.

Dennoch wurde zu Pfingsten dem Gebet des Herrn eine Erfüllung zu teil, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Die Kirche Christi wurde geboren, indem sie alle „voll wurden seines Geistes und mit neuen Zungen die großen Taten Gottes verkündigten.“ Zu gleicher Zeit bezeugte sich die mächtige Lebenskraft derselben alsbald an Tausenden, die durch den Glauben einverleibt wurden der jungen „Gemeinde.“

Wenn wir in großen Zügen sehen wollen, wie sich jener Gedanke und jenes Gebet um die Einheit, um die „Union“ der Kirche verwirklichte, so ist offenbar, daß in den ersten Jahrhunderten neben den inneren Gründen der Druck von außen ein Hauptfaktor war, die Christen, die in der Welt räumlich so weit getrennt waren, zusammen zu halten. Wir erleben es in dieser Zeit, wie der Haß und Widerstand der Welt uns bestärkt in unserer Liebe zu dem alten Vaterland. Noch mehr ist es in den kriegführenden Völkern wahrzunehmen, wie die Flamme der Vaterlandsliebe helle brennt unter gemeinsamem Leid und in gemeinsamem Kampf. Die Kirche stand in solchem Kampf Jahrhunderte lang und wurde im Feuer zusammengeschweißt zu einer unbesiegbaren Macht. Der Kaiser Konstantin erkennt das und heftet das Kreuz auf die Standarten seiner Armee.

Jetzt erst begann eine wirklich gefährliche Zeit für die Kirche. Der äußere Druck schwand und nun strömte die Masse der Weltlichgesinnten hinein. Doch schuf sich die Kirche in einer Verfassung und Organisation einen festen Bau, der die Glieder wenigstens äußerlich zusammenhielt. Zugleich wurde das Band geschmiedet, das sie auch innerlich zusammen-

halten sollte, nämlich die Bekenntnisse. Dies ist die Arbeit des griechischen Geistes gewesen. Die Kirchenväter waren Schüler der griechischen Philosophen gewesen. Sie waren von ihrem Fleisch und Bein und fühlten das Bedürfnis, die Tatsachen und Geheimnisse des Glaubens so weit als möglich innerlich zu erfassen und in entsprechender Weise auszudrücken. So entstehen die Dogmen der Soterologie und Soteriologie, über die Gottheit Christi, die Trinität und die Heilslehre. Augustin vollendet diesen Prozeß durch seinen siegreichen Kampf gegen den Pelagianismus. Diese Entwicklung war ohne Zweifel nötig und gut, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie zu Haarspaltereien und Wortgefechten geführt hat, die mehr Streit und Zwietracht schafften als Erbauung im Glauben.

Nachdem der griechische Geist die Glaubensprobleme verarbeitet, trat der römische in sein Recht. Die römischen Bischöfe hatten von dem alten Imperium den weltumfassenden Blick überkommen und zugleich die staatsmännische Kunst, die Kirche Christi, die civitas Dei, zu einem neuen Weltreich auszugestalten. Den Römern war es weniger um das Streben nach Wahrheit zu tun, um Befriedigung des Intellekts, sie wollten aus der Kirche ein durch Einheit und Macht in sich starkes Gebäude herstellen, das seinen großen Aufgaben an der Völkerwelt gerecht werden könnte. Intellektuelle Fragen traten in den Hintergrund, und praktische Fragen der Ausbreitung, der Liebestätigkeit, der Verfassung, der Gerichtsbarkeit in den Vordergrund. So wird es das Ideal des Mittelalters, die Kirche zu einem ähnlichen, nur noch größeren Weltreich zu machen, wie es einst das heidnische der Cäsaren gewesen. Das Gebet des Herrn um Einheit der Gemeinde war gewiß nach dem Sinne der Päpste so gemeint und hatte nach ihrer Ansicht eine großartige Erfüllung erlebt.

Auch wir trotz aller Abneigung gegen Rom, seine Ziele und Methoden, werden wohl zugeben müssen, daß darin etwas Providentielles gelegen, daß es nötig war, den heidnischen Völkern auf diese Weise einen Halt und eine Erziehung zu geben, die sie bedurften, daß sie erst lernen mußten sich dem großen Ganzen einzufügen, ehe sie imstande waren, über sich selbst zu verfügen. Man mochte die christliche Wahrheit noch unvollkommen erkennen, aber man hatte doch wenigstens die Kirche, ihre Diener, ihre Lehrer, ihre Gebräuche, ihren Glauben und ihren Schutz. Die Völker waren unmündig, Rom war ihnen ein strenger, aber doch nötiger Lehrmeister.

Unterdessen hatte Rom auch seine Kirchenlehrer erzeugt, die das ganze Gebiet des Glaubens bearbeiteten und unter der Leitung des Aristoteles, von dem man im Mittelalter sehr viel hielt, überall die Uebereinstimmung des christlichen Glaubens mit der menschlichen Vernunft erwiesen. Die kirchliche Autorität erhob nun den strikten Anspruch, daß, was die Kirche lehre, für alle bindend sei. Abweichung war Ketzerei und eine mit dem Tode zu bestrafende Sünde. Die Kirchenlehre in all ihren Einzelheiten wurde ein Noli me tangere. Der einzelne hatte im Falle

der Meinungsverschiedenheit keine Wahl als Unterwerfung oder Exkommunikation. Hier haben wir also Einheit um jeden Preis, selbst auf Kosten der Wahrheit. Die Kirche natürlich glaubte die Wahrheit in allen Dingen zu vertreten. Dem einzelnen aber, selbst wenn Verstand und Gewissen gegen die Kirchenlehre protestierten, wurde zugemutet, das sacrificium intellectus zu bringen und sein Gewissen dem Priester auszuliefern.

Hier war der Punkt, wo es zum Konflikt kommen mußte. Luther war nicht der erste, der ihn erlebte, er hat viele Vorläufer. Aber Luther war derjenige, der in dem Kampfe obsiegte. Selbstverständlich würde es eine Einseitigkeit sein, mit Luthers Persönlichkeit und elementarer Kraft allein den Sieg des Evangeliums und das Anbrechen einer neuen Zeit zu erklären. Man hat viele Faktoren in Rechnung zu stellen. Da ist vor allen Dingen die Renaissance, das Wiedererwachen der Wissenschaft zu nennen, wie es zuerst in Italien anfing und dann seinen Siegeszug durch die andern Länder hielt; die großartigen Entdeckungen, welche den geistigen Horizont erweiterten; die Mißbräuche der Kirche, die Laster der Priester und Mönche, die politische Unzufriedenheit der Fürsten und Adeligen, die elende ökonomische Lage vieler, die nach Besserung verlangte u. s. w.

Aber nichtsdestoweniger scheint uns doch die tiefe, ernste, machtvolle, volkstümliche, glaubensfrohe, sieghafte, unverwüstliche Persönlichkeit des großen Reformators das ausschlaggebende Moment zu sein. Unser Herz wird warm, wenn wir uns dem Leben des Mannes zuwenden. Seine Armut, sein ernstes Streben, seine entbehrungsvolle und doch fröhliche Entwicklungszeit, seine tiefe Religiosität, seine ergreifenden inneren Erlebnisse, sein Tappen im Dunkeln, sein Ringen nach Heiligung, sein allmähliges Hingelangen zum Licht, dann sein glückliches Finden, sein fröhliches Zeugen und Verkündigen und dann schließlich seine Heldenlaufbahn als Reformator mit ihren dramatischen Momenten, alles dies ist doch eben nur in Luther zu finden. Calvin ist auch ein Gottesmann, aber die Freiheit eines Christenmenschen wie Luther hat er nicht und ein Mann des Volkes wie er ist er bei weitem nicht. Wir zweifeln, ob er je gelacht, und mit der Laute seine eigenen Weihnachtslieder singend, können wir uns ihn auch nicht vorstellen.

Nun, von Luther wird noch viel die Rede sein in diesem Jahr, doch wir wollen ja von der Union, der Einheit der Kirche reden. Es war für Luther ein schweres Kreuz, daß er sollte ein Neurer sein, der eine Spaltung in die Christenheit gebracht habe. Aber er hatte erkannt, daß die Kirche von Gottes Wort abgewichen sei. Ihm aber mußte, wenn die Wahrheit des göttlichen Wortes in Kollision mit der äußeren Einheit kam, die letztere zurückstehen.

Hier haben wir nun den Punkt genannt, wo der Reformator seinen Standort nahm, wenn die anerkannte Kirchenlehre sich drohend seinem eigenen Glauben entgegenstellte, nämlich das Wort Gottes. Fortan sehen wir ihn und Gleichgesinnte von den Entschließungen der Kirche ap-

pellieren an das geschriebene Wort. Es wurde ihm entgegen gehalten: Du hast doch nicht allein das göttliche Wort. Wer bürgt dir denn dafür, daß deine, des einzelnen, Auslegung die richtige ist und die der ganzen Kirche falsch? Eine verfängliche Frage. Dem gegenüber hielt Luther das klare Bibelwort, das doch für jedermann verständlich sein mußte, die Lehren der alten Kirchenväter, soweit sie mit späteren Glaubenssätzen in Konflikt standen, das Zeugnis des Heiligen Geistes und seine eigene Erfahrung. In Worms sagte er: Es sei denn, daß ich mit hellen, vernünftigen Gründen oder aus Gottes Wort überzeugt werde, so will ich nicht widerrufen! Da schlägt die Stunde einer neuen Zeit, der Zeit, wo das Individuum seine Rechte behauptet, die Zeit der Gewissensfreiheit, die Zeit der freien Forschung, die Zeit der Mündigwerdung des menschlichen Geistes.

Luther wird der Gründer der evangelischen, der auf Gottes Wort gegründeten und nach ihm erneuerten Kirche. Rom sträubt sich mit aller Macht und seine Macht ist groß, aber es kann die Wahrheit diesmal nicht dämpfen. Das Licht bricht siegreich hervor. Ein großer Teil Deutschlands und Europas wird evangelisch. In Liedern, Katechismen, Predigten, Schriften, Bekenntnissen wird der Grundstein des neuen, oder auch des alten, apostolischen Glaubens gelegt. Gottes Wort ist überall Maßstab, Quell, Fundgrube, Richtstuhl des neuen Bekenntnisses. Ja, aber wenn sie nur alle mit Luther übereingestimmt, wenn sie alle die Bibel so ausgelegt hätten wie er! So sagen heute die Missourier und ihre Glaubensgenossen, dann wäre Union eine leichte Sache, Gemeinschaft auf Grund der Einigkeit im Glauben. Aber es kam nicht so. Luther der Reformator in Deutschland, aber in der Schweiz steht Zwingli auf und der noch größere Calvin findet ebendort sein Feld.

Man hat es oft als eine beklagenswerte Sache angesehen, daß der protestantischen Kirche nicht der Streit, die Schwächung und Minderung ihres Einflusses erspart werden konnten, welche durch die Spaltung in verschiedene Reformationskirchen notwendig erfolgten. Dies Gefühl steigert sich besonders, wenn man an die üppig aufschießende Kirchenvielheit in unserem Lande denkt. Doch es ist anzuerkennen, daß diese Erscheinung aus dem von Luther geübten und verteidigten Recht der Gewissensfreiheit des einzelnen sich ergeben mußte. Das protestantische Prinzip der Freiheit tut unabänderlich dem katholischen Prinzip der Autorität und Einheit Abbruch. Auf der andern Seite sind der protestantischen Kirche dadurch soviel Segnungen der Mannigfaltigkeit und des Wettstreits, der vor Versumpfung und Verknöcherung bewahrt, zuteil geworden, daß manche meinen, der Gewinn sei größer gewesen als der Schade. Calvin war eine Persönlichkeit von höchster Sittenstrenge sowie von unbeugsamer Willenskraft. Seine Theologie verbindet die Dogmatik aufs engste mit der Ethik und legt auf die Heiligung als Frucht des Glaubens ein größeres Gewicht als die lutherische, der es mehr auf den Glauben als die Quelle der Gerechtigkeit vor Gott ankam. Unter Calvins Einfluß und Leitung wurde Genf die Stadt Gottes, so

daß der Lutheraner Brenz später mit unverhehlter Bewunderung das sittliche Leben daselbst in Gegensatz stellt gegen das so viel laxere in lutherischen Gegenden. Es zeigte sich dort auch zuerst die staatenbildende Kraft, die den Reformierten inne lag, wie sie sich später so glänzend im puritanischen England und in Amerika bewährt hat, während die lutherische Kirche frühe in zu große Abhängigkeit von der Obrigkeit geriet. In unserem deutschen Vaterland waren es die westlichen, meist reformierten Provinzen, deren Presbyterial- und Synodalverfassung in den 70er Jahren von dem lutherischen Osten und Zentrum übernommen wurde und so der ganzen Kirche größere Freiheit und Selbständigkeit gab.

Die lutherische Kirche ist besonders reich auf dem Gebiet der Lehre, des Kultus, des Gemeindegesangs. So hätten beide Zweige der nach Gottes Wort erneuerten Kirche sich einander geben und von einander nehmen können. Wie schön wäre es gewesen, wenn sie das von vornherein erkannt hätten! Und wie kam es, daß es nicht so sein konnte?

Es bleibt ewig beklagenswert, daß Luther auf dem Religionsgespräch mit den Reformierten zu Marburg 1539, als man sich auf alles geeinigt hatte bis aufs Abendmahl, doch die Hand Zwinglis zurückwies mit dem Wort: Ihr habt einen andern Geist. Gewiß, wir wollen ihn bei weitem nicht verantwortlich machen für den ganzen Schaden. Aber hier zeigt sich doch die Schranke in dem sonst so großen Geist. Wie es in der katholischen Kirche geheißen hatte: alles oder nichts, so hielt er es ohne Zweifel für seine Pflicht, auch für die evangelische Kirche die Pforte recht eng zu machen. Er mochte daran denken, daß, wenn man in einem Punkte nachgebe, das ganze Gefüge der Kirche in die Brüche gehen würde. Aber was wurde dadurch erreicht? Der Spaltung wurde nicht gewehrt, und nun sehen wir bald den Protestantismus sich in feindliche Heere teilen. Den katholischen Bekenntnisschriften treten die protestantischen gegenüber, und wie einst im 4. und 5. Jahrhundert philosophische Spitzfindigkeit in den Bekenntnissen ihre Triumphe gefeiert hatte, genau so, nur noch schlimmer war es in denen des Reformationsjahrhunderts. Nicht zufrieden damit, den hauptsächlichen Heilsbotschaften klaren Ausdruck zu geben, wurden Lehrgebäude bis ins einzelste ausgestaltet und von den Gläubigen oder zum mindesten den Theologen Uebereinstimmung bis zum Titelchen auf dem i verlangt. Und nicht nur das. Das sogen. Athanasianische Glaubensbekenntnis beginnt mit den Worten: „Wer selig werden will, der muß vor allen anderen Dingen den katholischen Glauben haben. Wer diesen Glauben nicht ganz und unbefleckt erhält, der geht ohne Zweifel ewiglich verloren." In der Formula Concordiae dagegen heißt es nach jedem Glaubensstück: „Wir verdammen alle die dies nicht glauben" u. s. w. So war also Brennstoff der Leidenschaft und des Hasses genug aufgespeichert, und es dauerte nicht lange, so loderten die Flammen der Religionskriege wild und schaurig auf. Bedenken wir dabei, wenn auch der Katholizismus der Hauptschürer derselben war, so war doch der Haß zwischen Lutheranern und

Reformierten ebenso bitter. Kein Land, das mehr daran gelitten, als unser altes Vaterland. Der 30jährige Krieg hatte seinen Schauplatz in Deutschland. Wir haben jetzt 2½ Jahre einen Weltkrieg gehabt. Er hat einzelne Gegenden zu Wüsten gemacht. Der 30jährige Krieg machte das ganze deutsche Land zur Wüste. Kein Wunder, daß Paul Gerhardt sang:

Schließ zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Nach so viel Blutvergießen
Die Friedensströme fließen.

Das Jahr 1648 bringt endlich den heißersehnten Frieden. Der Hader hatte ausgetobt, die Leidenschaften sich ausgebrannt. Die Kirche hatte eine unvergeßliche Lektion erhalten, wie weit Christentum entfernt ist vom Pochen auf Glaubensunterschiede, und daß der Glaube an Christum ein Leben ist, nicht ein Wissen, im Lieben besteht, nicht im Verfechten von Formeln.

Dennoch war der alte, harte Pfaffengeist nicht tot, dennoch hielt die Kirche krampfhaft ihre Bekenntnisbücher fest. Alles war fort, in den Kirchen keine Leute, im Leben keine Liebe, in den Massen kein Verständnis, der Tod im Topf, aber die Symbole waren intakt!

Da erweckte der Herr die Pietisten. Francke pflegt die Liebestätigkeit an Waisen und Armen. Spener sammelt in der Kirche die ecclesiola der wahrhaft Gläubigen. Viele fangen an zu begreifen, was Jakobus gemeint, wenn er sagt: Ein rechter Gottesdienst ist der, die Witwen und Waisen besuchen und sich vor der Welt unbefleckt erhalten.

Die große Masse aber bedarf noch etwas anderes. Die Zeit der „Aufklärung" beginnt. Die Kirche durfte sich nicht darüber beklagen. Sie hat ein gut Teil Schuld daran, daß die Gebildeten nach all den Erfahrungen der Vergangenheit zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß die Glaubenssätze nur Gegenstand für Theologengezänk seien, und daß die Hauptsache im Christentum ein moralischer, menschenfreundlicher Lebenswandel sei. So weit also war man im Lande der Reformation gekommen. Alles, was von der großen Zeit übrig geblieben, war ein Rest von moralischen und nützlichen Ratschlägen, wahrlich ein kümmerliches Aschenhäufchen nach einem Brande, der die Welt ergriffen.

Es kommt die napoleonische Zeit. Mit eisernem Besen fegt der Korse viel Wust der Vergangenheit hinweg. Wiederum fühlt Deutschland die Zuchtrute. Preußen scheint dem Untergang nahe. Doch nein, es bricht ein neuer Morgen an. Das Volk steht auf mit Stahl umgürtet, im Herzen die Flamme des Heldentums. Die Ketten brechen, der Eroberer liegt am Boden. Der Tag der Freiheit nach langer schwerer Nacht der Knechtschaft ist da. Neues soll entstehen, das Alte soll sterben, die Hoffnungen und Träume der Patrioten in Erfüllung gehen. Ach, sie sind dazu bestimmt, bitter enttäuscht zu werden. Friedrich Wilhelm III., der Preußenkönig, ist einer von denen, der die politischen Ideale seiner Preußen zertrümmert. Doch wir wollen ihn deshalb heute

nicht schelten. Wir wollen dessen uns erinnern, daß derselbe Mann das unsterbliche Verdienst hat, den Gedanken der Union tatsächlich zu verwirklichen. Er erließ i. J. 1817 den Aufruf an die beiden prot. Kirchen, daß sie sich zu einer gemeinsamen Kirche vereinigen sollten, da sie in der Hauptsache eins wären. Keine von beiden sollte ihr Bekenntnis aufgeben, sondern bei Anerkennung der Unterschiede sollten sie sich in kirchlicher Gemeinschaft zusammenschließen. Er selbst werde in der Säkularfeier der Reformation die Vereinigung der bisherigen lutherischen und reformierten Garnisonsgemeinde feiern. Ich denke, wenn wir alles das erwägen, was der evangelischen Kirche durch diese Anregung des Königs an segensreicher Entwicklung zuteil geworden, so werden wir ihm vergeben, daß er im politischen Leben ein Reaktionär geblieben ist. Hier hat er jedenfalls der Zeit den Puls gefühlt und die rechte Diagnose gestellt. Hier ist er ein Mann des Fortschritts gewesen und hat sich den Dank der Nachwelt erworben. Nachher ist man auch auf kirchlichem Gebiet in etwa die Wege des absoluten Regiments gegangen. Eine gemeinschaftliche Agende wurde eingeführt und obligatorisch gemacht. Dieselbe gefiel weder den Reformierten noch den Lutheranern. Den Reformierten war sie zu liturgisch aufgebaut, die Lutheraner vermißten die lutherische Spendeformel im Abendmahl. So gab es Streit und innerhalb der lutherischen Kirche fanden Separationen statt. Die Reformierten im Westen begnügten sich damit, gegen die Agende zu protestieren und die Gemeindeglieder gewöhnten sich daran, erst nach dem Verlesen der Agende in den Gottesdienst zu kommen. Mit der Zeit sah man von oben ein, daß man langsam gehen mußte, daß mit Gewalt nichts zu machen sei und daß die Bekenntnisunterschiede doch tiefer im Volksgemüt sitzen, als man angenommen. Als infolge des Kriegsdrucks das geistliche Leben sich in der Kirche wieder regte und nach dem langen Winter des Rationalismus sich die ersten Frühlingsschatten eines wahren Christentums zeigten, da war freilich von konfessioneller Ausprägung noch wenig zu sehen. Selbst zwischen Katholischen und Evangelischen regte sich die Bruderliebe, man war in erster Linie Christ, dann erst Glied einer bestimmten Kirche. Dies kommt im alten Vaterlande wie hier vielfach zur Erscheinung. Als ich vor Jahren in Zanesville, O., zum 90jährigen Stiftungsfest der Gemeinde eine Geschichte derselben vorbereitete, fand ich in den Schriftzeugnissen der 20er und 30er Jahre des 19. Jahrhunderts vielfach angegeben, wie herzlich das Verhältnis der Lutheraner und Reformierten zu einander in jener Zeit gewesen. Sie hatten Kanzelgemeinschaft und schickten sogar zuweilen Vertreter zu den Synodalversammlungen des andern Kirchenkörpers! Das blieb nicht so. Mehr und mehr traten die konfessionellen Unterschiede, zum Teil sogar recht schroff, wieder hervor. Dennoch war durch den König in Preußen eine Bresche gelegt in die alte Scheidewand, ein hoffnungsvoller Anfang gemacht. Das Eis war gebrochen und der Teich ist nicht mehr zugefroren. Es gab Landesteile, wo nicht viel zu machen war, aber in Preußen drang die Union zum Siege durch.

Ein Haupteinwand, der den Unionsleuten von der anderen Seite oft gemacht wurde, war: „Ihr habt kein Bekenntnis." Die Union war ja nicht gedacht als Einerleiheit in Bekenntnisfragen, sondern als Gemeinschaft im kirchlichen Leben bei Anerkennung der Unterschiede. Es lag dabei der Gedanke zu Grunde, daß diese Unterschiede nebensächlich seien und man in der Hauptsache eins wäre. Dennoch ließ dieser Einwand seinen Stachel zurück. Man fühlte in der Union das Bedürfnis sagen zu können: Dies ist unser Bekenntnis, nämlich in den Nebenfragen. Jul. Müller, der berühmte Professor in Halle und Verfasser des Buches über „die Sünde," hat sich besonders gemüht, diesem Mangel abzuhelfen und ein beiden Teilen gerecht werdendes Bekenntnis in den Unterscheidungslehren zu liefern. Es ist ihm nicht gelungen, und es wäre verlorene Liebesmüh, auf diese theologische Sisyphusarbeit weitere Zeit und Kraft zu verwenden.

Die einzige, zum Ziele führende und praktische Lösung kann nur die sein, die in unserem Bekenntnisparagraphen vorliegt, nämlich: „Die Kirche gründet sich auf die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments und bekennt sich zu den Bekenntnisschriften der lutherischen und reformierten Kirchen, soweit sie übereinstimmen. In den Unterscheidungspunkten hält sie sich an die Schrift und läßt da es dem einzelnen frei, seinem eigenen Wissen und Gewissen zu folgen." Ein besserer Weg kann unseres Erachtens noch nicht vorgeschlagen werden. Diesen Weg hat die Kirche der Union auch drüben mehr und mehr eingeschlagen.

Die zeitweise angewandte Gewalt indessen hatte ihre bösen Folgen. Sächsische Lutheraner wanderten aus und gründeten in Amerika die Missourisynode. Es waren Konfessionelle der fanatischsten Art. Sie brachten in dies Land den Geist der wittenbergischen Streittheologen. Ihre Theologie war die allen Kompromissen und Konzessionen abgeneigte des Joh. Gerhard u. a. aus dem 17. Jahrhundert. Nach ihrer Meinung ist damals schon der Höhepunkt kirchlicher Bekenntnisentwicklung erreicht. Was wir zu tun haben, ist nur dies zu behaupten. Fortschritt darüber hinaus gibt es nicht. In allem andern mag Evolution am Platze sein, hier dagegen nur Stillstand. Sie waren die erste, aber durchaus nicht die letzte Gründung konfessioneller Extremität. Es mutet den, der von drüben kommt und jene Unterschiede längst vergessen hat, wunderbar an, in diesem Lande, das sonst in allem für Fortschritt ist, den konfessionellen Hader und die konfessionelle Engherzigkeit des 17. Jahrhunderts in voller Kraft vorzufinden. 18 lutherische Kirchenkörper soll es geben, die sich alle mehr oder weniger befehden oder doch nicht für voll ansehen.

Wie wollen wir es da unsern Vätern danken, daß sie vor 75 Jahren, als es ihnen der Geist gab, sich zu einer eigenen Kirchengemeinschaft zusammenzutun, ein Reis der Kirche der Union in den Boden steckten. Es war ein schwaches Reis, aber bei der Feier unseres 75jährigen Jubiläums haben wir mit Dank gegen Gott uns des mächtigen Wachstums gefreut, das des Herrn Gnade ihm geschenkt. Wir sahen darin ein Zei=

chen, daß er sich zu unserer Sache bekannt hat. Das bloße äußere Gedeihen an sich wäre freilich noch keine Bürgschaft für die Gottgefälligkeit. Andere Schöpfungen, die dem Geist Gottes zuwider sind, haben eine zähe Lebenskraft gezeigt, wie z. B. der Mohammedanismus. Aber die Unionsbewegung befindet sich im Einklang mit der Schrift. Schon zu der Apostel Zeiten wurden Namen der Führer samt ihrer Lehrweise von Parteien auf den Schild gehoben. Aber Paulus sagt zu den Korinthern: Was ist Paulus, was ist Petrus, was Apollo? Wir sind Arbeiter desselben Meisters. Alles ist euer, es sei Petrus, oder Paulus, oder die Welt, ihr aber seid Christi.

Die Union ist die naturgemäße Frucht der Lehren der Kirchengeschichte. Daß die Kirche des Herrn e i n Leib und von e i n e m Geiste beseelt sein solle, ist altapostolische Anschauung. In der mittelalterlichen Zeit wurde dieser Einheitsgedanke durch die Machtmittel der Kirche durchgesetzt. Als die Reformation die Allmacht der Papstkirche gebrochen, fielen die Reformationskirchen auseinander und befehdeten sich grimmig. Das Blut, das in den Religionskriegen floß, sollte doch beredt davon zeugen, wie nötig die Eintracht ist. Die Verwüstung, die das Theologengezänk und die gegenseitige Verketzerung in den Gemütern der Laienwelt angerichtet, hat die Zeit des Rationalismus deutlich und für jedermann erkenntlich dargetan. Was für ein Schritt konnte nach alledem natürlicher sein als Zusammenschluß aufgrund des in der Hauptsache gemeinsamen Glaubens? Daß die Union im Einklang mit modernen Zeitströmungen ist, liegt klar auf der Hand. Wir finden Konsolidation auf allen Gebieten. Für leere Streitigkeiten und für Lehrhader fehlt unserer Zeit aller Geschmack. Sie ist auf praktische Aufgaben gerichtet. Der Kirche werden praktische Ziele gegeben, Liebestätigkeit, Mission, Antwort auf die lebendigen Fragen der Zeit, Auseinandersetzung mit den exakten Wissenschaften, mit ökonomischen Problemen. Dafür sammle die Kirche alle ihre Kraft.

Wenn wir also gefragt haben: Was bietet denn nun die Union, das andere Kirchen so nicht haben? so sagen wir: In erster Linie ein f e st e s B e k e n n t n i s. Es ist nicht nötig, erst ein solches Bekenntnis zu schaffen. Die Grundlehren der Reformatoren, die Glaubenssätze über das Heil in Christo sind bei allen Reformationskirchen gleich. Es ist wahr, daß z. B. Prof. Frank sagt, die Reformierten unterscheiden sich nicht nur im heil. Abendmahl von den Lutheranern, sie hätten sogar einen andern Gottesbegriff. Der Gott Calvins sei einem Despoten gleich, der seine Beschlüsse in souveräner Nichtachtung derer fasse, die es ihm nicht gefallen zu erwählen, der Gott Luthers ein Gott mit einem Herzen voll Vaterliebe und alle umfassender Heilsgedanken. Darin mag etwas sein, aber wie immer Calvin sich den Herrn gedacht, den Reformierten unserer Tage ist er gerade so ein väterlicher Gott wie den Lutherischen. Also das reformatorische Bekenntnis von Christo und dem Heil in ihm ist unseres voll und ganz. Das ist der ewige Felsen, auf dem unsere Kirche erbaut ist so gut wie irgend eine andere.

2. Die Kirche der Union aber macht einen Unterschied zwischen dem, was im christlichen Glauben wesentlich ist und dem, was unwesentlich. Die Weigerung, dies zu tun, hat die Spaltung in der protestantischen Welt verursacht und viel Haß, Verketzerung, Stolz, Verachtung des andern hervorgebracht. Eine Einigung dessen, was getrennt, kann nur geschehen, wenn dieser Unterschied anerkannt wird. Wenn die Kirchen erst dann sich zusammenschließen sollen, wenn sie in allen Punkten übereinstimmen, so wird das in alle Ewigkeit nicht geschehen. Was speziell den Unterschied im Abendmahl anbetrifft, so ist beiden Kirchen das Abendmahl Gnadenmittel. Worüber sie sich streiten, das ist das Wie der Verbindung von Leib und Blut mit dem Sakrament. Die Lutherischen sagen, sie empfangen die Gnadenspeise leiblich, die Reformierten geistlich. Unsere Kirche sagt: Es sei jeder seiner Meinung gewiß; aber können sie um des Unterschiedes der Auffassung dieses Wie nicht als Brüder zum Tisch des Herrn kommen? Dieser zweite Punkt ist äußerst wichtig. Er stellt einen himmelweiten Fortschritt dar gegenüber der Auffassung der Bekenntnisse in der Vergangenheit. Er findet seinen schönen Ausdruck in dem alten Satze: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Es sollte niemals fehlen, wenn die Vorzüge unserer Kirche ins Licht gestellt werden.

3. Unser Programm ermöglicht es uns ferner, die guten Elemente beider Kirchen zu pflegen. Von der lutherischen Kirche nehmen wir den Reichtum der Lehrentwicklung. Das war von jeher ihre Gnadengabe, darin haben sie die Reformierten überflügelt. Jedoch die Reformierten lehren uns, daß die Lehre sich im Leben erweisen muß und ohne Leben zur toten Orthodoxie erstarrt. Von ihnen lernen wir den starken Ton auf die Frucht des Glaubens, seine Betätigung in Werken der Liebe und Heiligung zu legen. Die Lutheraner lehren uns den Gottesdienst zu bereichern und zu beleben durch eine reiche Liturgie. Von ihnen überkommt uns die Fülle des kirchlichen Gesanges, der Lieder im „Volkston, Kirchenton, Herzenston." Von den Reformierten übernehmen wir die Heranziehung der Laien in der kirchlichen Arbeit. Von ihnen kommt uns das Gefüge der Verfassung, die Liebe zur Freiheit der Kirche von staatlicher Beeinflussung und Bevormundung. Die lutherische Lehre von der Freiheit des Christenmenschen bewahrt uns vor der Gesetzlichkeit der reformierten Auffassung und sie lehrt uns die Güter und Freuden dieses Lebens zu schätzen und zu genießen, sie eröffnet uns auch das Verständnis und den Genuß der Künste. Die reformierte Haltung dagegen bewahrt uns, daß wir der Welt zwar brauchen, aber nicht mißbrauchen. So findet im Beisammensein der beiden Typen ein herrlicher Austausch statt, und diese gegenseitige Einwirkung sollte unserer Kirche zur höchsten Förderung gereichen.

4. Endlich gestattet unsere freie Stellung uns, das Menschliche im Christentum, im Worte Gottes, in den Bekenntnissen bei aller Würdigung des Göttlichen in seiner Beschränkung zu erkennen. Darin folgen wir mehr Luther als Calvin. Calvin war jegliches Schriftwort Got-

tes Wort in gleichem Sinn, Luther dagegen hatte eine freiere und geschichtlich gerechtfertigtere Auffassung. Darum ist es bei uns nicht verpönt, den Forschern auf dem Gebiet der Text- und historischen Kritik Gehör zu geben. Darum verschließen wir uns nicht den Ergebnissen der exakten Wissenschaft, selbst wenn sie mit altgehegten Lehrsätzen in Konflikt zu kommen scheinen. Wir sind der Ueberzeugung, die Wahrheit kann nur eine sein, und Gottes Reich ist in der Natur sowohl als in der Schrift. Nur wo uns die Tatsachen des Heils angetastet werden, da gehen wir nicht mit. Auch anderen Strömungen, wie z. B. der sozialen Bewegung, bringen wir das größte Interesse entgegen und arbeiten mit daran, in dieser Sache eine gerechte Lösung zu finden, während dagegen z. B. die Missourisynode sich dieser ganzen Angelegenheit gegenüber bisher absolut ablehnend verhalten hat.

Da haben wir nun vier Punkte genannt, welche große und unleugbare Vorzüge unserer Kirche gegenüber den Konfessionskirchen darstellen, und andere Brüder werden in den kommenden Monaten andere Seiten in empfehlendes Licht rücken. Doch dies glauben wir dargetan zu haben, daß das Banner der Union, unter dem wir streiten, ein gutes Banner ist. Ihm scheint der Sieg in der Zukunft zu gehören. Ohne Zweifel wird es auch immer solche Kirchen geben, die das Beharrliche, das Konservative zäh und schroff vertreten. Uns ist die Fahne des gesunden Fortschritts in die Hand gedrückt, möge sie uns noch zu großen Dingen in zukünftigen Tagen führen.

Das Jahrhundert vor der Reformation.

Von D. G. Uhlhorn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Was fragte man in Rom danach, daß die Erbitterung der Völker über diese Ausbeutung von Jahr zu Jahr wuchs? Was fragte man danach, daß selbst die Deutschen, über deren Gutmütigkeit und Geduld man in Rom spottete, sich dagegen aufzulehnen anfingen, daß vom Reichstage Beschwerden erhoben wurden, daß einzelne Fürsten den Ablaßpredigern ihr Land verschlossen und ihnen das gesammelte Geld abnahmen? Noch weniger kümmerte man sich darum, daß dieses ganze System aufs tiefste entsittlichend wirkte, daß die Kirche Gottes zum Kaufhaus gemacht worden war. Man hatte ja gar keine religiösen Interessen mehr, sondern nur noch finanzielle.*) Für die Kurie war die Kirche nur noch dazu da, um ausgesogen zu werden.

Die im Mittelpunkte der Kirche, in Rom, herrschende Fäulnis mußte ansteckend wirken. Rom war die große Lasterschule für den übrigen Klerus. Es machten ja viele von den Prälaten dort ihre Lehrzeit durch, wenn sie sich bei der Kurie als Kurtisanen und Pfründjäger um-

*) Ist nicht auch das amerikanische Kirchenwesen bereits auf dieser schlüpfrigen Bahn? (D. R.)

hertrieben. Auch die höheren Geistlichen waren in der Mehrzahl völlig verweltlicht. Waren doch die Bischöfe, die in der Regel aus den jüngeren Söhnen der fürstlichen Häuser gewählt wurden, zugleich Landesherren und als solche in weltliche Händel verflochten. Dem entsprach ihr Auftreten und ihre Lebensführung. Im Helm und Panzer reitende Bischöfe sind keine seltene Erscheinung. Bischof Magnus von Hildesheim empfing einen Kardinallegaten hoch zu Roß, prächtig gepanzert. Daß Bischof Friedrich von Augsburg auf dem Reichstage in Nürnberg 1487 in geistlicher Keidung erschien, machte Aufsehen. Er galt deshalb als Sonderling, und man sagte ihm nach, er strebe nach dem Kardinalshute. Bei einem Feste in Köln 1505 eröffnete der Erzbischof mit einer Aebtissin den Tanz. Um geistliche Dinge kümmerten sich die Herren wenig. Erzbischof Günther von Magdeburg las im 35. Jahre seiner Regierung zum erstenmale eine Messe.

Es gab ja auch ernst gerichtete Bischöfe, und mehr als einer hat den Versuch gemacht, die Zustände in seiner Diözese zu bessern. Aber wie wenig konnten sie ausrichten. Einmal traten ihnen zahlreiche Exemptionen hindernd in den Weg, auf Schritt und Tritt mußten sie fürchten, eine solche zu verletzen. Die geistliche Gerichtsbarkeit war gelähmt, da die päpstlichen Behörden in alles eingriffen. In Rom war auch für die schlimmsten Freveltaten Absolution zu haben, wenn der Frevler nur bezahlen konnte. Dann waren die Bischöfe durch ihr Kapitel gebunden, das sich allmählich eine Menge von Rechten angeeignet hatte und bei jeder Bischofswahl neue ausbedang. Auch die Kapitel sind völlig verweltlicht. Sie boten den jüngeren Söhnen des Adels eine willkommene Stellung mit reichen Einnahmen und wenig oder gar keiner Arbeit. Den Kirchendienst ließen diese „Junker Gottes“ durch Vikare versehen, während sie selbst in weltlichen Kleidern einherstolzierten, zur Jagd gingen oder auch zu unsauberen Liebeshändeln.

Während die höhere Geistlichkeit ein üppiges weltliches Leben führte, war die Lage der niederen Geistlichen eine sehr gedrückte. Die guten Pfründen waren zum großen Teile den Klöstern, Stiften und Hospitälern inkorporiert oder im Besitz irgend eines Prälaten und wurden gegen geringen Sold von dazu gemieteten Geistlichen, sog. Heuerpfaffen, versehen. Die Einkünfte der niederen Geistlichkeit waren gering, sie litten auch unter der schon beginnenden Preissteigerung, der abnehmenden Kaufkraft des Geldes. Dazu kamen mancherlei Bedrückungen seitens ihrer Vorgesetzten. Eine Schrift „über das Elend der Pfarrer“ rechnet zu den neun Teufeln, von denen sie gequält werden, auch den Offizial und den Bischof, die ihnen das Geld nehmen, Kontributionen und Geschenke von ihnen fordern. Allgemein ist die Klage über die Rohheit und Unwissenheit der niederen Geistlichen. Es gibt deren viele, die vom Latein so viel verstanden wie vom Arabischen, ja die nicht einmal lesen konnten, vom Predigen ganz zu schweigen.

Der schlimmste Schaden war die im geistlichen Stande von oben

bis unten in erschreckendem Maße wuchernde Unzuchtssünde. Das Cölibatsgesetz, die erzwungene Ehelosigkeit, zeitigte ihre bösen Früchte. Die Pfarrköchin nahm die Stelle einer Hausfrau ein. In den Landgemeinden wurde sie auch vielfach als solche respektiert, und die Kindtaufen wurden öffentlich gefeiert. Man sah in diesem Verhältnis noch eine Sicherung gegen schlimmere Dinge. Die Friesen duldeten deshalb nur verheiratete Geistliche. Alle Verbote, die zahlreichen dagegen ergangenen Synodalbeschlüsse waren völlig wirkungslos. In vielen Diözesen begnügte man sich damit, eine Steuer auf solche Verhältnisse zu legen, meist im Betrage von einem Viertel der Pfarreinnahme. Eine geordnete Ehe hatte man verboten, solch unordentliches Wesen duldete man. Denn so sehr hatte sich das sittliche Urteil verschoben, daß man die Ehe eines Geistlichen für eine größere Sünde ansah als diese Unsittlichkeit. Bittere Klagen hört man darüber, Frauen und Mädchen seien nicht sicher vor den Nachstellungen der Pfaffen, und ernstgesinnte Männer sprechen die Ansicht aus, es sei besser, den Cölibatszwang aufzuheben und den Geistlichen zu gestatten, eine ordentliche Ehe zu schließen.*)

Und wie sah es in den Klöstern aus. Auch da überall Zuchtlosigkeit, wirtschaftlicher und sittlicher Verfall. Wo waren die Zeiten hin, da die Cisterziensermönche noch mit Hacke und Pflug aufs Feld zogen und in saurer Arbeit den Wald rodeten! Dem jetzigen Geschlechte klang das wie eine alte Sage. Längst hatten auch sie ihr Land in Erbpacht gegeben und lebten in Behaglichkeit von ihren Renten. Zwar visitiert wurde noch immer, aber der Vaterabt suchte die Zuneigung der untergebenen Klöster dadurch zu gewinnen, daß er den Brüdern allerlei Zugeständnisse im Essen und Trinken und Kleidung machte, und der eigene Abt mußte schon nachsichtig sein, wollte er nicht die Mönche und Laienbrüder aufsätzig machen. In Kottbus waren sie nur dadurch zu bewegen, die 18 Jahre lang unterlassenen Seelenmessen wieder aufzunehmen, daß ihnen der Abt täglich ein Maß Bier so, wie er es selbst trank, reichen ließ, und in Volkerode, dem Mutterkloster Loccums, regelt der Abt 1484 das tägliche Maß Bier für „die im Weinberge des Herrn schwitzenden Brüder," damit sie nicht zum Chordienst untüchtig würden.

Die Bettelorden waren auf der schiefen Ebene, die sie betreten hatten, als sie zu allerlei künstlichen Auslegungen ihrer Regel griffen, um den Besitz irdischer Güter mit der Forderung völliger Armut in Einklang zu bringen, rasch abwärts geglitten. Ihre Armut, auf die sie so stolz waren, war im Grunde nur noch eine große Lüge. In ihren glänzenden Konventshäusern führten sie ein behagliches zum Teil üppiges Leben. An die Stelle der ursprünglichen Selbstlosigkeit war Arbeitsscheu und Genußsucht getreten. Auch sie gingen jetzt mehr darauf aus, das Volk auszubeuten, als den Armen und Elenden zu dienen. Mit dem Volk

*) Ueber die sittlichen Zustände findet man in den von P. Tschackert in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (Jahrgang 21) herausgegebenen „Rechnungsbücher des Joh. Bruns" den besten dokumentarischen Nachweis.— M. R.

lebend wurden sie, statt das Volk zu heben, mehr und mehr selbst herabgezogen. Um ihre Zuhörer zu fesseln, gerieten sie in Effekthascherei; ihre Predigten waren voll von burlesken Anekdoten, märchenhaften Wundergeschichten und schlechten Späßen. Um reichliche Gaben zu erhalten, trieben sie auf Grund ihrer Privilegien, die Sixtus IV. 1474 für die Franziskaner und Dominikaner in zwei Bullen, „das große Meer“ genannt, zusammengefaßt hatte, unerhörten Schacher mit kirchlichen Gnaden; um die Leute in ihren Beichtstuhl zu ziehen, wurden sie sichtlich laxer. In den Satiren der Zeit begegnet uns immer wieder der Bettelmönch, der sich durch Schönrednerei in die Gunst der Weiber zu setzen weiß, der ihnen allerlei schöne Dinge, Nadeln, Messer und Scheren mitbringt, der mit allerlei Medizinen handelt und mit angeblichen Reliquien, der aber auch alle Schenken in der Stadt kennt und sich einfindet, wo es etwas Gutes zu essen und zu trinken gibt. Und noch Schlimmeres sagte man ihnen nach, Klagen über ihre Liederlichkeit sind weit verbreitet.

Nicht besser sah es in den Nonnenklöstern aus. Auch da war die Zucht in erschreckendem Maße gelockert. Die Nonnen gingen in weltlicher Kleidung, die Klausur wurde nicht geachtet, die Nonnen verließen das Kloster wann es ihnen beliebte, besuchten Festlichkeiten außerhalb der Klostermauern oder veranstalteten selbst Feste im Kloster. In den Modebädern finden wir Aebtissinnen, die üppig gekleidet an dem damals oft lockeren Badeleben teilnahmen. Georg Tetzel erzählt 1460 von einem Tanz in einem Kloster in Neuß, der zu Ehren seines Herrn veranstaltet wurde. Die Klosterfrauen waren von Kleidung sehr hübsch geschmückt und konnten die allerfeinsten Tänze. Jede hatte ihren Knecht, der ihr diente und vortrat, und lebten nach allem ihrem Willen, und mag ich wohl sagen, daß ich so viele hübsche Weiber in einem Kloster nie gesehen habe. Es kamen noch viel schlimmere Dinge vor. Der Prior Busch, der die Lüneburgischen Klöster im Auftrag des Herzogs zu reformieren sich bemühte, weiß davon zu erzählen.

II.

Denken wir nur nicht, durch das alles sei das Volk in weiteren Kreisen der Kirche entfremdet oder gar irreligiös geworden. Befremden könnte es ja nicht, wenn es so wäre. Vergegenwärtigt man sich das ganze furchtbare Verderben, denkt man daran, welche Schandmenschen auf dem Stuhl Petri saßen, so sollte man erwarten, die abendländischen Völker hätten sich gegen die Kirche auflehnen, ja sie hätten am Christentum überhaupt irre werden müssen. Das gilt aber höchstens von Italien und einigen romanischen Gebieten. Dort war das Verderben am größten und trat am offensten und allen sichtbar hervor. Dort hatte auch der frivole, heidnische Gedanken huldigende Humanismus eine böse Saat ausgestreut. Isidor Chiari, Bischof von Foligno, äußert, in ganz Italien könne man unter den dritthalbhundert Bischöfen kaum vier finden, welche den Namen von geistlichen Hirten verdienten, und sagt: „Wenn das italienische Volk der christlichen Religion so entfremdet ist, daß man

fast sagen kann, das christliche Bekenntnis sei bei uns ausgestorben, so liegt die Schuld an den Bischöfen und Pfarrern, denn unser ganzes Leben ist eine beharrliche Predigt des Unglaubens." „Wir Italiener," sagt Macchiavelli, „haben es unsern Päpsten zu verdanken, daß wir so irreligiös sind." Mit den Franzosen steht es nach ihm nicht viel besser, nur Deutschland, meint er, sei in seiner Glaubenseinfalt und Redlichkeit von der Korruption nicht berührt.

In Deutschland sah es in der Tat anders aus. Zwar wird auch da weidlich gespottet über die faulen Mönche, die unwissenden Pfaffen, die in Ueppigkeit von fremder Arbeit lebende Geistlichkeit. Die gerade damals besonders zahlreiche satirische Literatur ist voll des beißenden Spotts über die Vertreter der Kirche, aber an der Kirche selbst wird man darum doch nicht irre, und gar von einer Auflehnung gegen dieselbe ist keine Rede. Die große Menge hielt gewohnheitsmäßig an der Kirche fest, der auch in Deutschland aufwachende Humanismus trägt ein ganz anderes Gepräge als der italienische, er bleibt christlich und kirchlich, und gerade die frommen, tiefer gehenden Seelen, die das Verderben am schmerzlichsten empfinden, erwarten nur von der Kirche selbst eine Besserung und lassen sich durch die Erkenntnis der vorhandenen Schäden nur zu um so festerem Anschluß an sie treiben. Nicht an der Kirche selbst wird man irre, zu der schaut man noch immer auf, als zu der von dem Herrn gestifteten Gnadenanstalt, nur manches in ihren gegenwärtigen Ordnungen bedarf der Besserung; nicht einmal Zweifel an der hierarchischen Verfassung der Kirche regen sich, nur ihre augenblicklichen Vertreter sind unwürdig.

Eine völlig verfehlte Anschauung wäre es auch, wollte man sich das 15. Jahrhundert als ein irreligiöses oder auch nur als eine Zeit gedämpfter und matter Religiosität vorstellen. Im Gegenteil, es ist ein Jahrhundert besonders kräftiger, sich immer noch steigernder Religiosität. Nur so versteht man es, daß auf dieses Jahrhundert das der Reformation folgen konnte. Wäre nichts vorhanden gewesen als Spott und Hohn über die Pfaffen und Mönche, oder auch nichts als Verstimmung über den gegenwärtigen Stand der Kirche, daraus hätte höchstens eine Wiederholung der Reformversuche des 14. Jahrhunderts erwachsen können, nicht eine wirkliche Reformation des Glaubens und Lebens. Zu einer solchen konnte es nur kommen in einer Zeit mit kräftigen religiösen Impulsen. Ein Volk, in dem Zweifel und Unglauben die Herrschaft führen, ist nicht fähig, eine Reformation durchzuführen. Aus dem Sumpfe Italiens konnte wohl ein Macchiavelli aber kein Luther kommen. Im deutschen Volke hatte noch der Glaube die Herrschaft, und der unverkennbare Aufschwung des religiösen Lebens im 15. Jahrhundert hat hier seine hauptsächlichste Stätte. Für das religiöse Leben sind in dieser Zeit nicht mehr die romanischen Länder, sondern Deutschland führend, und eben damit schickt sich Deutschland an, die Wiege der Reformation zu werden.

Verschiedene Zeiten miteinander zu vergleichen ist immer gefährlich. Nur zu leicht geschieht es, daß man, die Aehnlichkeit beider hervorhebend, der Eigentümlichkeit jeder von beiden nicht gerecht wird. Aber beim Blick auf das Jahrhundert vor der Reformation drängt sich die Aehnlichkeit dieser Zeit mit der Zeit der Anfänge des Christentums und der Kirche so stark auf, daß man es wagen darf, beide Zeiten nebeneinander zu stellen. Die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sind eine Periode religiöser Unruhe. Nach einer Zeit der Ermattung und des Zweifels ist in der Heidenwelt das religiöse Leben wieder rege geworden, nie sind die Götter eifriger verehrt als damals. Zahlreich werden neue Tempel gebaut, neue Götterbilder aufgerichtet, neue Kulte, neue Feste eingführt. Das Volk drängt sich zu den Tempeln, Opfer werden massenhaft gebracht, ihre Gunst zu erwerben. Aber das alles hat etwas Unruhiges und Unsicheres, wahre Befriedigung findet man darin nicht mehr. Darum fängt man an, die Kultushandlungen zu häufen, man sucht nach neuen Göttern, je mehr desto besser, je seltsamer ihre Verehrung, desto vertrauensvoller gibt man sich ihnen hin; man ersinnt neue Sühnemittel, recht geheimnisvolle, und hofft, darin den Frieden zu finden. Kurzum, es ist eine Zeit des Heilsverlangens, der Sehnsucht, des Suchens und Fragens nach etwas neuem, was die Seele wirklich stille machen kann. Eben darin lag die Vorbereitung für das Evangelium, solchen unbefriedigt suchenden Seelen wurde die Botschaft von Christo wirklich die frohe Botschaft, ihr erschlossen sich die Herzen.

Einen ganz ähnlichen Charakter trägt das Jahrhundert vor der Reformation. Auch das ist eine Zeit ungestillten Heilsverlangens. Nicht als ob man davon ein klares Bewußtsein gehabt hätte, daß auf den Wegen, welche die Kirche wies, die Heilsgewißheit, nach der man Verlangen trug, nicht zu finden sei, aber zum vollen Frieden kommt man auf diesem Wege nicht mehr, trotz der reichen von der Kirche gespendeten Gnade fühlt man sich unbefriedigt, und weil man die rechte Antwort auf die Frage: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? wie werde ich meines Heils gewiß? nicht hatte, den Felsgrund nicht kannte, auf dem allein die Heilsgewißheit ruhen kann, so suchte man nach immer neuen Hilfsmitteln, um die Seele stille zu machen, nach immer zahlreicheren Garantieen des Heils. Gehört es doch zum Wesen der mittelalterlichen Frömmigkeit, wie noch heute der katholischen, daß sie keine volle Heilsgewißheit kennt, sondern eben nur Hilfsmittel, Garantieen, die den Menschen über sein Heil beruhigen sollen.

Ueber diese alte Frömmigkeit kommen auch die Menschen des 15. Jahrhunderts nicht hinaus. Was wir vor uns haben, ist nur eine Steigerung dieser alten Frömmigkeit selbst, es ist, als wollte man durch die Masse ersetzen, was an innerer Kraft fehlte. Gerade das Massenhafte ist für das kirchliche und christliche Leben dieser Zeit bezeichnend. Wie groß ist jetzt die Zahl der Kirchen und Gotteshäuser, wie zahlreich

in den Kirchen die Altäre, welche Scharen von Geistlichen versehen da den Gottesdienst. Köln hat 11 Stifter, 22 klösterliche Konvente, 19 Pfarrkirchen und 100 Kapellen. Braunschweig hat 15 Kirchen, im Dome allein versehen an 22 Altären 60 Geistliche den Dienst. Die nicht große Reichsstadt Memmingen hat 127 Geistliche und das kleine, damals nur wenige Tausende Einwohner umfassende Hannover deren im ganzen über 30. Und immer noch werden neue Kirchen gebaut, immer noch prachtvoller werden sie ausgestattet mit Gold und Silber und Edelsteinen, immer noch werden neue Altäre und neue geistliche Stellen gestiftet.

Massenhaft sind die Kultushandlungen, die Messen, die Prozessionen. In Köln wurden täglich 1000 Messen gelesen. Die Prozessionen entsprachen der mittelalterlichen Schaulust und der Freude am Pomp. Welche Pracht wurde namentlich bei der Fronleichnamsprozession entfaltet und an den Festtagen der Heiligen, welche die Städte als Patronen verehrten. Da sah man Scharen von Priestern und Mönchen, dann die zahllosen Bruderschaften mit ihren Fahnen, ihren Riesenkerzen und Lichterbäumen, dann die Reihen von Frauen und Jungfrauen, Kränze im Haar, Lichter in den Händen, durch die geschmückten, mit Grün bestreuten Gassen ziehen. Massenhaft sind auch die Gebete. Seit dem 13. Jahrhundert war das Ave Maria allgemein verbreitetes Gebet geworden, dem Vaterunser gleichgestellt, ja höher gehalten als dieses, und seit die Erfindung des Rosenkranzes ein Mittel zur Zählung der Gebete bot, legt man einer möglichst großen Zahl von Gebeten immer größeren Wert bei. Namentlich sind es die zahllosen Bruderschaften, welche das massenhafte Beten pflegen, und es ist ein Stück des christlichen Lebens, daß jeder, der es damit ernst nimmt, mehreren Bruderschaften angehört. Degenhard Pfeffinger, Rat Friedrichs des Weisen, war Mitglied von 35 Bruderschaften. Die Glieder der einzelnen Bruderschaften sind verpflichtet, eine bestimmte Summe von Gebeten zu sprechen, haben dafür aber auch an den von den andern Gliedern gesprochenen Gebeten und an den gehaltenen Messen teil. In der von dem Dominikaner Jakob Sprenger 1475 gestifteten Rosenkranz-Bruderschaft ist jedes Mitglied verpflichtet, wöchentlich dreimal den Rosenkranz, 2 Credos, 5 Vaterunser und 50 Ave Marias zu beten. Mitglied der Bruderschaft St. Ursulas Schifflein in Köln wird man dadurch, daß man 11,000mal das Vaterunser und Ave Maria betet oder ein Jahr lang jeden Tag 32mal. Dafür kommen einem solchen dann aber auch zugute 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200,000 Rosenkränze, 200,000 Te Deum und 63,000mal 10,000 Vaterunser und Ave Maria.

Dieselbe Steigerung läßt sich in der Heiligen- und Reliquienverehrung wahrnehmen. Zu den Scharen von Heiligen, bei denen man Hilfe suchte, kamen noch beständig neue hinzu. Fast plötzlich wird die heilige Anna zur Modeheiligen, namentlich in den Humanistenkreisen.

Neben den vom Papst kanonisierten schuf sich auch das Volk seine eigenen Heiligen. Im Bistum Bamberg lief das Volk in Menge nach einem Orte, wo ein angeblicher St. Ocker unter einem Steine sitzen und Wunder tun sollte. Der Bischof verbot die Verehrung dieses Heiligen bei Strafe des Bannes, aber das Volk lief doch hin. Bezeichnend ist es auch, daß jetzt die, man möchte sagen, Arbeitsteilung unter den Heiligen immer mehr spezialisiert wird. Für jede Krankheit ist ein besonderer Heiliger als Helfer da; bei Halsleiden hilft St. Blasius, bei Bauchgrimmen St. Erasmus, bei Zahnschmerzen St. Apollonia, in Pestzeiten ruft man St. Rochus an, gegen den Biß wütender Hunde St. Gumprecht. Ebenso gibt es für jede Art Vieh einen Heiligen, für die Kühe St. Martin, für die Pferde St. Eligius, für die Schweine St. Antonius. Bei Wassersnot geht man St. Theobald, bei Feuersnot St. Florian an. Die Aerzte verehren als ihre Heiligen St. Cosmas und Damianus, die Schuhmacher St. Crispin, die Schützen St. Sebastian.

Der Hilfe und des Schutzes der Heiligen glaubte man um so sicherer zu sein, wenn man etwas von ihren Reliquien besaß. Kirchen und Klöster, aber auch Fürsten und Private sind deshalb eifrig darüber aus, deren möglichst viel zu sammeln. Albrecht von Brandenburg hatte in Halle 42 ganze heilige Körper und 8933 Partikeln von solchen zusammengebracht, an welche für ihre Verehrer 39,245,120 Jahre und 220 Tage Ablaß geknüpft waren. Ein vornehmer Nürnberger, Nikolaus Muffel, hätte sich vorgenommen, für jeden Tag im Jahre eine Reliquie zu erwerben, brachte es jedoch nur auf 308. Ein eifriger Sammler war auch der nachherige Beschützer Luthers, Friedrich der Weise, und gerade die Schloßkirche in Wittenberg, an deren Pforten Luther die Thesen anschlug, war eine reich ausgestattete Reliquienkammer. Das Verzeichnis der von dem Kurfürsten gesammelten Reliquien, welches 1509 unter dem Titel „die zaigung des hochlobwürdigen Heiligtums der Stifftkirchen aller heiligen zu Wittenberg“ veröffentlicht wurde, führt im ganzen 5005 Stück auf. Und welch seltsame Dinge sind dazwischen, nicht bloß „vier ganz gebeine und vier ganz Haupt aus der Gesellschaft St. Ursulä,“ ein „ganz Haupt und ein Schwert von der Gesellschaft St. Mauritii“ und „ein ganzer Leichnam von einem der unschuldigen Kinder,“ sondern auch etwas von dem feurigen Busch, in dem Gott dem Moses erschien, etwas von dem Ruß des Feuerofens, in dem Daniel lag, etwas von dem Heu und Stroh aus der Krippe des Jesuskindes und dergleichen mehr. Die Beschreibung teilt auch mit, daß zu jedem Partikel 100 Tage Ablaß gehören, ladet zum „Verdienen solcher Gnaden“ ein und schließt mit dem Ruf: „Selig sind, die sich des teilhaftig machen.“

Wer hätte solch reiche Gnadenschätze nicht suchen sollen? Zu dem religiösen Bedürfnis gesellte sich der stark aufwachende Wandertrieb, und die Scharen der Wallfahrer wuchsen zu Heeren an. Zur Engelweihe sollen 1466 nicht weniger als 130,000 Menschen nach Maria-

Einsiedeln gekommen sein. In Aachen zählte der Torwächter 1496 an einem Tage 142,000 Pilger. Die vornehmeren Stände zogen nach Palästina, für die geringeren war St. Jakob oder Aachen das Ziel ihrer Sehnsucht. Allen voran stand natürlich noch immer Rom mit der Fülle seiner Gnaden. In den Jubeljahren zählten die Rompilger nach hunderttausenden. Zu den alten Wallfahrtsorten kamen neue; blutende Hostien, ölschwitzende Heiligengebeine, wundertätige Marienbilder, die schwarze Maria in Altötting, das Marienbild in Grimmental, das Haupt der heiligen Anna in Düren, das heilige Blut in Wilsnack und in Sternberg zogen das gnadenhungrige Volk an. Vielfach mischte sich auch Betrug ein, und vergeblich kämpfte die Kirche dagegen. Auch daß der Betrug offenbar wurde, dämpfte den Enthusiasmus des Volkes nicht.

Nichts zeigte die fieberhafte Unruhe, die das Volk ergriffen hat, deutlicher als die Kinderwallfahrten. Es ist eine förmliche Epidemie, welche die Kinder überfällt und auf die Pilgerfahrt drängt. Schon 1457 waren Scharen von ihnen zum heiligen Michael in der Normandie gezogen, 1475 brach die Epidemie in Thüringen, Franken und Hessen aus. Zu Hunderten entliefen die Kinder ihren Eltern, scharten sich zusammen, um nach Wilsnack zum heiligen Blut zu ziehen. Fragte man sie nach dem Grunde, so antworteten sie, sie würden getrieben, ein rotes Kreuz zöge ihnen voran. Weinend und schreiend liefen die Mütter hinterher und konnten sie doch nicht zurückhalten. Es half auch nichts, sie einzusperren, sie wurden dann wie unsinnig. „Wenn es sie ankam," erzählt ein Chronist, „so huben sie an zu weinen und begannen zu zittern, als die das Kalte haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten so lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg und entliefen den Leuten mit Gewalt. Und alsbald, als es sie ankam, alsbald liefen sie ihre Straße, barfuß, halb nackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot, ohne alle Vorsichtigkeit. Und wenn das Essen auf dem Tische stand, daß man essen sollte und sie noch nüchtern waren, dennoch so liefen sie hinweg ungegessen."

Wie es in solchen erregten Zeiten geht, wacht auch die Wundersucht auf. Was erzählte man sich nicht alles von wunderbaren Erscheinungen, von blutschwitzenden Hostien, von stigmatisierten Nonnen, von solchen, die jede Woche das Leiden Christi durchmachten, an deren Leibe man die Geißelung, die unter der Dornenkrone hervorquellenden Blutstropfen sehen konnte. In Mecklenburg erregte das Gerücht, die Juden hätten eine geweihte Hostie gestohlen, eine blutige Judenhetze. In Hof sollte der Teufel, von St. Michael aus dem Himmel geworfen, als ein schwarzer Mann zur Erde gefallen, aber sofort von einem Klumpen Feuer verzehrt sein. Solche Wundergeschichten gingen dann wie ein Lauffeuer durchs Land, Flugschriften mit Holzschnitten trugen sie weiter und mehrten die Erregung. Am verbreitetsten unter allen Wundern ist das sogenannte „Kreuzwunder." Zuerst in den Niederlanden, dann 1501 den Rhein entlang, in Schwaben und Tirol, dann auch in

den niederdeutschen Städten hört man davon, daß es Kreuze vom Himmel regnet, die sich dann auf den Kleidern, namentlich dem Leinenzeug und den Kopftüchern der Frauen niederlassen, schwarze oder goldfarbene Kreuze, oft von kleineren Flecken umgeben, welche die Phantasie als die Lanze und die Nägel der Passion ausdeutete. Wo die Erscheinung sich zeigte, tat sich das Volk zusammen, trug die gezeichneten Kleider in Prozession umher oder brachte sie in die Kirche. Man sah in den Kreuzen bald ein Zeichen des göttlichen Zorns, bald der göttlichen Versöhnung, man deutete sie weissagend auf einen kommenden Türkenkrieg oder auch auf einen bevorstehenden Umsturz aller Dinge.

Es ist nichts anderes als das ungestillte Heilsverlangen, das uns auch in diesen wunderlichen Erscheinungen überall entgegentritt. Das Rennen nach den Gnadenorten, die krankhafte Wundersucht, die Heiligen- und Reliquienverehrung, das alles sind nur Symptome der nach Gott dürstenden, nach Heilsgewißheit fragenden Seelen, aus allen hört man den Notschrei des nach Frieden suchenden Herzens heraus: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Die Antwort, welche die Kirche darauf gab, genügte den Fragenden nicht mehr. Sie häuft ihre Gnadenerweisungen, sie macht es den Menschen immer leichter, diese Gnade zu erwerben. Massenhaft wird der Ablaß gespendet. Nikolaus Muffel, von dessen Reliquiensammlung wir hörten, erzählt, der Papst habe gesagt, wenn die Leute wüßten die große Gnad und Ablaß zu St. Johannis im Lateran, so sündigten sie noch viel mehr. Beim Vorzeigen der Apostelhäupter in Rom und des Schweißtuches der heiligen Veronika, erhielten die Stadtrömer 7000, die Landleute 10,000, die Fremden 14,000 Jahre Ablaß. Die Wallfahrtsorte, die Kirchen und Klöster, Gnadenbilder, Reliquien waren mit Ablaß ausgestattet. Wer an bestimmten Tagen die Kirche besuchte, wer gewisse Gebete sprach, erwarb damit mehr oder weniger Ablaß. Es gab ein Gebet, das ein Engel der heiligen Jungfrau mitgeteilt haben sollte, mit dem 50,000 Jahre Ablaß verknüpft waren. Ein handschriftliches Gebetbuch aus dieser Zeit im Kloster Locum fügt vielen Gebeten eine Angabe darüber hinzu, wie viel Jahre Ablaß der erhält, der es spricht, und wenn man alles zusammenzählt, kommt man auf viel tausend Jahre. Wie leicht war es jetzt Ablaß zu erwerben. Man brauchte nicht mehr nach Rom zu pilgern, der Ablaß wurde jedem zu Haus gegen geringes Geld angeboten, den Armen auch umsonst gegeben.

Der Ablaß erstreckte sich auch nicht mehr bloß auf die Lebenden, er kam auch den Abgeschiedenen im Fegfeuer zugute. Papst Sixtus IV. hatte 1476 zuerst solchen Ablaß erteilt. Als das doch mehrfach Anstoß erregte, bestätigte er durch eine eigene Bulle den Satz, daß der Ablaß auch auf dem Wege der Fürbitte den Seelen im Fegefeuer zugewandt werden könne, und bald geberdeten sich die Päpste auch als Herren über das Fegfeuer, auf deren Gebot die Seelen demselben entnommen würden. Besonders sind es die Bettlerorden, welche solche

Gnaden wetteifernd anbieten. Die Franziskaner hatten den Portiunculaablaß, der jedem zuteil wurde, der am 1. August die Portiunculakirche besuchte; die Karmeliter hatten das Skapulier, das die heilige Jungfrau dem Ordensgeneral Simon Stock gegeben haben sollte mit der Zusicherung, daß wer in diesem Skapulier sterbe, die Verdammnis nicht erleiden werde. Rühmten die Franziskaner, der heilige Franz gehe alle Jahre am 1. August durchs Fegfeuer und nehme alle Seelen, die am verflossenen Jahre im Ordenskleide gestorben seien, mit sich in den Himmel, so überboten das die Karmeliter noch mit der Versicherung, ihr Ordensstifter komme alle Sonnabend und führe alle im Skapulier der heiligen Jungfrau Gestorbenen heraus.

Schon allein der Umstand, daß die von der Kirche gespendeten Gnaden in einer fortwährenden Steigerung begriffen sind, liefert den Beweis, daß sie nicht mehr imstande waren, das Heilsverlangen wirklich zu stillen. Je leichter die Gnadenrrweisungen zu erlangen waren, desto wertloser wurden sie. Die religiöse Erregtheit nimmt trotz alledem nicht ab, sondern zu; man fühlt, daß etwas fehlt, und weiß doch nicht was. Man schaut nach Besserung aus und wagt sie doch nicht zu hoffen. „Du sprichst," so äußerte sich in einer Predigt einmal Geiler von Kaisersberg, „du sprichst: Mag man auch eine gemeine Reformation machen? Ich sprich: Nein! es ist keine Hoffnung, daß es besser werde in der Christenheit. Darum so stoß ein jeder sein Haupt in den Winkel, in ein Loch und sehe, daß er Gottes Gebote halte und tue, was recht ist, damit er selig werde."

Doch wir würden der Kirche unrecht tun, wollten wir denken, sie habe dem Volk nichts geboten als Ablaß und nichts gepflegt als toten Zeremoniendienst. Es hat auch damals nicht an Bemühungen gefehlt, das Volk durch Predigt, durch Seelsorge und Unterricht im christlichen Leben zu fördern. Ja, auch in diesen Stücken weist das 15. Jahrhundert einen Fortschritt gegen frühere Zeiten auf. Es wird mehr gepredigt als früher. Viele Synodalstatuten machen den Geistlichen das regelmäßige Predigen zur Pflicht und fordern von den Laien, daß sie zur Predigt kommen. In Nürnberg wurde sonntäglich an 13 Orten gepredigt. Vielfach wurden besondere Predigt-Pfründen gestiftet, sowohl in Pfarrkirchen und Kapellen, als in Spitälern. Es gehört zur Christenpflicht, die Predigt regelmäßig zu hören, und wird als Sünde geachtet, wenn jemand nach der Messe die Kirche verläßt und die Predigt versäumt. Die Knaben sollen mit 14 Jahren, die Mägdlein mit 12 zur Predigt geführt werden. Die christliche Hausordnung verlangt von Knechten und Mägden den Besuch der Predigt. Eine 1497 von dem Grafen von Oettingen erlassene Ordnung verfügt, daß wer von den Knechten und Mägden die Predigt nicht andächtig und bis zu Ende hört, aus dem Dienste entlassen werden soll. Auf dem Lande waren freilich wenig Pfarrer imstande, selbst zu predigen, sie begnügten sich mit dem Ablesen einer Postille, oder es traten die Bettelmönche für sie

ein. In den Städten finden sich aber gerade in dieser Zeit begabte und hervorragende Prediger. Die Predigten tragen allerdings vielfach spitzfindige Gelehrsamkeit zur Schau, während andere in dem Streben, praktisch und dem Volk verständlich zu predigen, auf allerlei Wunderlichkeiten und Plattheiten gerieten. Welch seltsame Titel weisen z. B. die Predigten Geilers von Kaisersberg auf: „Der höllische Leu," „Der Has im Pfeffer," „Das Klappermaul." In 65 Passionspredigten führt Geiler einmal den Vergleich Christi mit einem Lebkuchen durch. Häufig wurden Erzählungen eingeflochten, Fabeln, allerlei Wundermärlein und grobe Späße, die das Volk lachen machten. Namentlich die Bettelmönche leisteten darin viel Abgeschmacktes, ja geradezu Anstößiges. Aber es findet sich auch Besseres. Vor allen sind es die Vertreter der Mystik, die aus den Kreisen der Brüder vom gemeinsamen Leben stammenden Prediger, wie Johannes Veghe in Münster, die dem Volke Gottes Wort einfach und erbaulich auslegten.

Mehr als früher kümmerte sich die Kirche auch um die Kinder. Zwar war der Schulbesuch lange nicht allgemein, aber abgesehen von den Städten, in denen jetzt ein wahrer Bildungshunger aufwachte, war auch auf dem Lande die Zahl der Schulen gewachsen, und zum Unterricht gehört auch „die Unterweisung in der christlichen Lehre und den Geboten Gottes und der Kirche." Nachmittags sollen an den Sonn- und Festtagen die Geistlichen mit ihnen die Perikopen durchnehmen, und in den Kirchen finden sich die zehn Gebote und der Glaube, auf Tafeln gedruckt, aufgehängt. Für die, welche nicht lesen können, treten Bilder an die Stelle. Bilderkatechismen sind weit verbreitet, aber auch die ersten eigentlichen Katechismen für den Jugendunterricht stammen aus dieser Zeit.

Ein bedeutsames Mittel für die religiöse Bildung des Volks bot die neu erfundene Kunst des Buchdrucks, und schon die Zeit vor der Reformation hat von diesem Mittel einen ausgedehnten Gebrauch gemacht. Aus der Zeit von 1466, in welchem Jahre die erste deutsche Bibel gedruckt wurde, bis 1522, dem Jahre, in welchem Luthers Neues Testament erschien, kennen wir 18 Drucke von vollständigen deutschen Bibeln, 14 hochdeutschen und 4 niederdeutschen. Die Bibel war also verbreiteter, als man lange Zeit annahm, aber doch nicht so verbreitet, wie heute, um die Bedeutung der Uebersetzung Luthers zu verkleinern, vielfach behauptet wird. Es gibt viele Schriften, von denen man weit zahlreichere Drucke nachweisen kann, z. B. Predigtbücher, von denen wir 25 oder gar 75 Drucke kennen, und von Luthers Neuem Testament erschienen in den zwölf Jahren von 1522—33 etwa 85 gewiß viel stärkere Ausgaben. War die Verbreitung der Bibel selbst immer noch eine geringe, eine weit größere Verbreitung gewinnt die sich jetzt entfaltende reiche Erbauungsliteratur, Predigtbücher, Beichtväter, Anleitungen zum christlichen Leben unter verschiedenen Titeln: „Die Himmelsstraße," „Seelentrost," „Seelenwürzgärtlein," „Seelenführer," und be-

sonders zahlreich (es ist das für die Art der Frömmigkeit bezeichnend) Anleitungen zum seligen Sterben. Wir dürfen sicher annehmen, daß diese Bücher viel gelesen wurden. Wenn nichts anderes, würde dies schon das erste von dem Kurfürsten Berthold von Mainz 1486 erlassene Zensuredikt, das sich namentlich gegen die deutschen Bibel richtet, beweisen. Auch hier zeigt sich das starke religiöse Bedürfnis der Zeit, man spürt allenthalben den Hunger nach dem Wort des Lebens und versteht es, daß die Predigt des Evangeliums, als sie wieder erscholl, solchen Widerhall fand und die Herzen mit solch elementarer Gewalt ergriff.

Für jetzt freilich vermochte die Kirche nicht zu geben, wonach man in dunklem Drange suchte. Auch das beste, was sie zu bieten hatte, geht doch nirgends über den Rahmen der alten Frömmigkeit hinaus. Schon in der Reformationszeit hat Flacius, um den Vorwurf, das von den Reformatoren gepredigte Evangelium sei etwas Neues, zu beseitigen, einen Katalog von Zeugen der evangelischen Wahrheit in alter Zeit zusammengestellt, und neuerdings hat man von Reformatoren vor der Reformation geredet. Aber je genauer man die Zeit durchforscht, desto deutlicher zeigt sich's, daß es solche nicht gegeben hat. Wohl begegnet uns Opposition gegen die bestehende Kirche, wohl werden Vorschläge zu ihrer Besserung oft recht radikaler Art laut, wohl begegnen uns Männer wie Johann von Wesel, Johann von Goch, Johann Wesse, die einzelne Lehren der Kirche beanstanden, und leicht läßt sich eine große Zahl von Aussprüchen zusammenstellen, in denen die Gnade im Gegensatz gegen die Werkgerechtigkeit stark betont wird; aber der innerste Kern des Evangeliums, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, bleibt doch verhüllt, und auch da, wo uns die mittelalterliche Frömmigkeit in ihrer reinsten und abgeklärtesten Gestalt entgegentritt, trägt sie doch immer noch dieselben Züge, die sie als mittelalterliche im Unterschiede von der evangelischen kennzeichnen. Das gilt auch von ihrer schönsten Blüte, der deutschen Mystik.

Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts entfaltet sich in Deutschland, zunächst in Oberdeutschland, in den Klöstern, aber auch in Laienkreisen eine mystische Frömmigkeit, die im Unterschiede zu der früheren Mystik deutschen Geist atmet, wie sie denn auch deutsches Gewand trägt, in deutscher Sprache zum Ausdruck kommt. Gepflegt ist sie schon von den Bettelorden, namentlich von dem Orden der Dominikaner, dem ihre Hauptvertreter angehören, vor allen der große Meister Eckhart, der in Straßburg und Köln lehrte, der gewaltige Prediger Tauler in Straßburg, und der innige, gemütstiefe Suso. Vertiefung, Verinnerlichung ist der Grundzug dieser Mystik. Alles Aeußerliche, die Kirche und ihre Dogmen, die Vielgeschäftigkeit der Werkheiligkeit wird beiseite geschoben, in der Kontemplation, die den Verzicht auf alles Irdische, Kreatürliche voraussetzt, in mystischer Gottes- und Jesusliebe will man die Freiheit und Seligkeit gewinnen. „Man soll Heiligkeit setzen auf ein Sein," sagt Eckhart einmal, „nicht die Werke heiligen

uns, sondern heilig sein macht heilig Werk." Statt von außen nach innen, geht hier der Weg von innen nach außen. Sich selbst verleugnend, ganz arm, ganz vernichtet, alles Geteilte, die Ichheit, die Selbstheit, die Meinheit verschmähend, wird der Mensch mit Gott geeint, Gott wird in ihm geboren, ja der Mensch wird selbst Gott, er wird das von Gnaden, was Gott von Natur ist. So kommt der Mensch zur Ruhe, daß die Seele ganz lauter und ledig, bloß und abgeschieden von allem Kreatürlichen und zumeist von sich selbst, willenlos Gott in sich wirken läßt; so gewinnt der Mensch die Freiheit, daß kein Soll mehr ist, sondern ein Sein, daß da ist die lautere Liebe, die Quelle aller Tugenden, da der Mensch, ohne nach Lohn zu fragen, das Gute um des Guten willen tut, auch das Schwerste. Auf dem Wege der Einkehr in sich selbst suchte man den Frieden des Herzens, den man in dem, was die Kirche bot, nicht mehr fand. Nicht daß man mit der Kirche und ihrer Lehre in Opposition getreten wäre. In seinen lateinischen Schriften trägt Eckhart durchaus die korrekte Lehre vor, wie sie die Scholastik entwickelt hatte. Aber der ganze in der Kirche vorhandene Apparat der Heilsvermittelung, der veräußerlichte Gottesdienst, die Hierarchie, die kirchliche Frömmigkeit mit ihrer Werkheiligkeit und ihrem Aberglauben, hat doch für die Seelen, in denen Gott geboren ist, seine Bedeutung verloren. Meister Eckhart ruft einmal im Hinblick auf die Reliquienverehrung aus: „Leute, was suchet ihr an dem toten Gebeine? Warum suchet ihr nicht das lebende Heiltum, das euch mag geben ewiges Leben? Denn der Tote hat weder zu geben, noch zu nehmen. Eckharts geistliche Tochter Kateri steht höher als ihr Beichtiger, und im „Meisterbuch," mag es nun geschichtliche Wahrheit oder Dichtung enthalten, überläßt sich Tauler der Führung eines Laien, des „großen Gottesfreundes vom Oberland."

Um die Meister der Mystik sammelt sich nun eine Gemeinde von Stillen im Lande, von „Gottesfreunden" wie sie sich selbst nennen. Es sind Männer und Frauen, Geistliche und Laien, die derselbe Geist, ohne äußere Satzungen, innerlich zu einer Gemeinschaft verbindet. Sie verkehren miteinander, besuchen sich, stehen in lebhaftem Briefwechsel, tauschen gegenseitig ihre Erfahrungen aus und suchen sich namentlich auch durch eine reiche Erbauungsliteratur im christlichen Leben zu fördern. Der Hauptsitz dieses Kreises ist die Schweiz und die Gegend am Oberrhein. In der Schweiz wirkt der „große Gottesfreund," um dessen Person noch heute ein geheimnisvolles Dunkel schwebt, in Straßburg stiftet der Patrizier Rulmann Merswin ein Spital „für ehrbare, gute Männer, die in göttlicher Meinung die Welt zu fliehen und ihr Leben zu bessern verlangen." Er ist der Verfasser einer Reihe von Erbauungsbüchern, unter denen namentlich das Buch „Von den neun Felsen" viel gelesen ist. Der in diesen Kreisen herrschenden Frömmigkeit haftet zwar manches Krankhafte an. Um sich von dem Irdischen frei zu machen, wird die Askese unnatürlich gesteigert, der „Minnedienst,"

der Verkehr mit dem Bräutigam der Seele, dem Jesuskinde, artet in Spielerei aus, ekstatische Zustände und Visitionen spielen eine große Rolle, die Einigung mit Gott bekommt oft pantheistische Färbung. Die Not der Zeit, namentlich als um die Mitte des 14. Jahrhunderts der schwarze Tod durch Deutschland zog, ruft auch apokalyptische Schwärmer hervor: aber es ist doch eine bedeutsame Erscheinung, daß sich mitten in der verweltlichten Kirche mit ihrer veräußerlichten Frömmigkeit eine solche stille Gemeinde bildet, in der man eine innerliche Frömmigkeit pflegt, und die einzelnen Seelen trachten ihres Heils, ihrer Gotteskindschaft innerlich gewiß zu werden.

Allmählich wird das Schwärmerische und Exzentrische abgestoßen, die hohen Spekulationen, mit denen man in das innerste Wesen der Gottheit einzudringen suchte, treten zurück, die Askese wird gemäßigt, an die Stelle des stürmischen Verlangens, Gott zu schauen „bloß ohne," tritt milde Sehnsucht, der der Mystik ihrer Natur nach innewohnende quietistische Zug wird dagegen stärker, das Ziel ist, durch Demut und Ergebenheit zur vollen Gelassenheit, zur Ruhe in Gott zu kommen, eine Frömmigkeit voll Resignation, eine stille Frömmigkeit, der jede Leidenschaft fern ist, aber voll Güte und Liebe zum Nächsten. In dieser Gestalt hat die Mystik gegen Ende des 14. Jahrhunderts eine Heimat in den Niederlanden gefunden, und von da aus im 15. Jahrhundert weite Verbreitung und großen Einfluß gewonnen.

Der geistige Vater dieser „neuen Devotion," wie sie genannt wird, ist Johann Ruysbroek, der Prior im Augustinerkloster Groenendael bei Brüssel, aber erst Gerd Groote hat ihr die Wendung aufs Praktische gegeben. Er sammelte in Deventer Männer und Frauen in Brüder- und Schwesterhäusern zu dem Zweck, um in der Stille, ohne Gelübde, ein Leben praktischer Frömmigkeit zu führen. Die Schwesternhäuser hatten keinen Fortgang, um so mehr gediehen die Brüderhäuser, die Genossenschaften der „Brüder des gemeinsamen Lebens," die sich bald in den Niederlanden und in Norddeutschland ausbreiteten und eine Pflanzstätte einfacher, schlichter Frömmigkeit wurden. Die Brüder führten ein fest geregeltes, erbauliches und arbeitsames Leben. Der Bettel ist streng verboten. Durch ihrer Hände Arbeit sollen die Brüder ihr Brot verdienen. Aber dann wirken sie auch nach außen und suchen durch Erbauungsstunden, die sog. Kollatien, durch Schrift und Unterricht, durch Abfassung und Verbreitung von Erbauungsbüchern, und namentlich auch der Heiligen Schrift in der Volkssprache, das religiöse Leben des Volkes zu heben. Im religiösen Interesse fördern sie auch das Schulwesen. Das Volk soll lesen lernen, um die Bibel lesen zu können. So berühren sie sich mit dem Humanismus, eine Reihe der bedeutendsten Humanisten gehören ihrem Kreise an, und unter ihrem Einfluß ist der Humanismus in Deutschland vor der Ausartung des italienischen bewahrt worden und hat eine mehr praktisch-populäre Richtung eingeschlagen.

Für die zum klösterlichen Leben geeigneten Brüder wurde in Verbindung mit den „Fraterhäusern" ein Kloster der Regular-Kanoniker des heiligen Augustin in Windesheim gegründet, mit dem bald mehrere Klöster sich zu der Windesheimer Kongregation zusammenschlossen. Aus diesen Klöstern ist das berühmte Buch „Von der Nachfolge Christi" hervorgeangen. Als Verfasser wird Thomas a Kempis genannt, der als Mönch in dem Kloster auf dem Agnetenberge lebte. Mag es damit auch stehen wie es will (unbestritten ist die Autorschaft des Thomas noch immer nicht), zweifellos ist es, daß in diesem Buche die in den Kreisen der Brüder des gemeinsamen Lebens gepflegte Frömmigkeit ihren abgeklärtsten Ausdruck gefunden hat. Dies Buch ist das verbreitetste aller Andachtsbücher geworden, alle Konfessionen haben es sich angeeignet, und auch in den evangelischen Kirchen wird es bis auf diesen Tag viel gelesen. Wer wollte auch leugnen, daß es viel echt Christliches enthält, aber es gehört doch dem Mittelalter an, das Maß mittelalterlicher Frömmigkeit hat es nicht überschritten. Die Frömmigkeit ist verinnerlicht, aber den innersten Kern aller Frömmigkeit, den gerecht und selig machenden Glauben, hat Thomas nicht erkannt; sein Ideal ist doch nur das mystisch verinnerlichte Mönchsideal. Ein in der Welt stehender Mensch kann nach den Anweisungen dieses Buches nicht leben, und die mönchischen Tugenden, die es anpreist, genügen nicht, um die Aufgaben des Lebens zu erfüllen. Trotz dem warmen Pulsschlag echt religiösen Lebens, den man allenthalben fühlt, trotz der tiefen Ruhe, die es atmet, muß man sagen: den Weg zum wahren Frieden zeigt das Buch nicht.

Schon der Umstand, daß Luther selbst auf die Schriften der Mystiker, namentlich die „deutsche Theologie" und Taulers Predigten zurückgreift, sie zum Teil neu herausgegeben hat, kann uns zeigen, daß hier Vorbereitungen der Reformation liegen. Das gilt freilich nicht in dem Sinne, als ob diese mystische Frömmigkeit schon evangelisches Glaubensleben wäre, wohl aber insofern, als in diesen mystischen Kreisen das Bewußtsein aufwacht, daß jeder einzelne seine Seligkeit schaffen muß und dafür verantwortlich ist, und die Sehnsucht, persönlich seines Heils gewiß zu werden. Seelen, die dahin gekommen waren, waren für die Predigt des Evangeliums empfänglich, und so hat die deutsche Mystik dieser Predigt den Weg bereitet. Es ist, übersehen wir auch das nicht, deutsche Mystik; Deutschland ist, wenn auch nicht ihr einziges, doch ihr hauptsächlichstes Verbreitungsgebiet. Wie war Deutschland in den vorausgehenden Jahrhunderten zurückgetreten? Jetzt tritt es wieder hervor; auf das Leben der Frömmigkeit gesehen, ergreift es wieder die Führung, der deutsche Geist schickt sich an, des romanischen Herr zu werden.

Das Weltgericht.

Von Past. C. J. Naase.

Motto: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Schiller.

Bevor ich an mein Thema gehe, muß ich, da ich eine von der gewöhnlichen Auffassung abweichende der Prophetie vertrete, über die Prinzipien der Auslegung prophetischer Schriften sprechen. Mein sehr verehrter Lehrer, der Missionsdirektor Kansch, formulierte uns das gewöhnliche Auslegungsprinzip mit den Worten: „Man muß solange bei der buchstäblichen Deutung bleiben, bis die Unmöglichkeit buchstäblicher Deutung sich von selbst ergibt.“ Aber was für Ungeheuerlichkeiten hat man aufgrund dieser Auslegungsregel aus Gottes Offenbarung gemacht. Mit welcher Enttäuschung haben wir alle wohl nicht immer wieder Auslegungen der Offenbarung aus der Hand gelegt. Welchen praktischen Nutzen haben die Weissagungen — so sagten wir uns — wenn das wirklich die Visionen enthielten. Wieder las ich unlängst ein gut rezensiertes Buch von Keller über die Offenbarung — aber nichts ist wirklich erklärt. Die praktische Folge aber dieses falschen Auslegungsprinzips ist die gewesen, daß man die Lust völlig verliert, in der Apokalypse zu forschen.

Nein, gerade umgekehrt wie Kansch lehrt, muß es heißen: Man muß stets symbolisch deuten, bis der Geist der Stelle keine bildliche Deutung zuläßt. Die Sprache der Prophetie ist die Orakelsprache, ist die des Gleichnisses, ist heilige Poesie. Wem würde einfallen, den Adler, der von Babylon kommt und den Wipfel der Königszeder auf dem Libanon abbricht, um ihn nach Babel zu tragen, buchstäblich zu nehmen? Das tut nun freilich jene Schule auch nicht — verfährt aber darin inkonsequent: denn wenn sie die Bilder der Offenbarung buchstäblich faßt, warum denn nicht auch diese alttestamentliche Weissagung? Der Adler ist Nebukadnezar, der Wipfel der Zeder der jüdische König. In dieser poetisch prophetischen Sprache aber reden durchgängig die Propheten. Ich habe mich schon einmal ausführlicher im Magazin, Mai und Juli 1904, über dies Prinzip symbolischer Deutung ausgesprochen, wo ich die Sprache der Propheten mit der Hieroglyphensprache Aegeyptens verglichen habe. Wir wiederholen: „Die Visionen sind Miniatursymbole weltgeschichtlicher oder reichsgottesgeschichtlicher Ereignisse.“ Das Wort wird sofort Klarheit in die Sache bringen. Dies Prinzipienwort wird auch beweisen, wie recht Schiller hat mit seinem Worte, das wir an die Spitze unseres Referates gestellt haben.

Es handelt sich also bei dem „Weltgericht“ nicht um einen buchstäblichen Tag, nicht um eine buchstäbliche Gerichtsverhandlung, deren bedarf es bei Gott gar nicht. Schon oft haben wir im Laufe der Weltgeschichte einen Tag Jehovas der Heerscharen gehabt, den die Propheten angedroht, was wohl den Eindruck erwecken kann, als meinten sie einen buchstäblichen Tag, aber wir wissen, daß solch „ein Tag“ sich manchmal

durch Jahrhunderte erstreckte. So die Weissagungen über Babel, Aegypten, Tyrus u. a. Genau ebenso wie die Erfüllung alttestamentlicher Weissagung von dem „Tage Jehovas“ haben wir nun auch das Gericht Gottes und Christi im Neuen Bunde zu fassen. Die gesamte Offenbarung des Neuen Testaments muß unter dem Gesichtspunkt des Gerichts verstanden werden, eines Weltgerichts, da alle Philosophien und Lehren „κατα ἀνθρωπον,“ und alle Höhen, die sich erhoben gegen die Erkenntnis Gottes und Christi zerstört werden. Nicht mit brutaler Gewalt, das ist nicht Gottes Kampfweise, sondern im inneren Gericht, einer inneren „κρίσις,“ die durch das Hineinlegen der Wahrheit sich vollzieht. Freilich auch wiederum nicht allein durch ein inneres Gericht, durch inneren Zerfall einer Lüge, sondern Gott benutzt dazu auch politische äußere Geschehnisse, die „κρίσις“ zum Abschluß zu bringen, und zu zerstören, was gerichtsreif geworden. So spitzen sich denn in der Apokalypse immer wieder die Gerichte zu zur letzten klärenden Katastrophe, um einem neuen Gericht Platz zu machen, bis alles Falschmenschliche gerichtet ist, und die göttliche Lebenswahrheit und Weisheit „κάτα χριστον“ von den Menschen eingesehen werden kann. Denn Gott will durch seine Gerichte nicht verderben, sondern erhalten.*)

In der Bibel finden wir unser Verständnis des Weltgerichts deutlich in dem Worte Christi Joh. 12, 31: „νῦν κρίσις ἐστὶ τοῦ, κόσμου; νῦν ὁ ἀρχων τοῦ κόσμου τοςυτου εκβληθήσεται ἔξω.“ Mit diesem „νῦν“ meint der Herr die Zeit seines Kommens damals bis zum Ende der Tage, da Satan gebunden wird, daß er nicht mehr verführe die Völker. Offb. 20. Auch Kap. 1, 10: „’Εγὼ ’Ιωάννης, ἐγενόμην ἐν πνεύματι ἐν τῇ κυριακῇ ἡμέρα.“ Der Tag des Herrn ist, geradeso wie „der Tag Jehovas“ im Alten Testament, die ganze Weltzeit des Evangeliumszeitalters, mit allen ihren einzelnen Gerichten, die die Apokalypse nennt. Diese Gerichte nun aber folgen nicht chronologisch nach einander, sondern laufen parallel nebeneinander, wenn sie auch nicht immer dieselbe Zeit des Anfangs haben, durchlaufen oft ganze Jahrhunderte und enden schließlich in „der Zeit des Endes.“ Am besten läßt sich das in einem Diagramm darstellen.

(Siehe folgende Seite.)

Wir geben nur eine Skizze und Direktive, da eine volle Ausführung ein Buch fordern würde. Die Brüder mögen die Apokalypse aufschlagen und nachlesen.

Die 7 Leuchter bedeuten die siebenfache Gemeinde Christi in ihrer siebenfachen Geistesart und Ausgestaltung, deren Typus jene 7 kleinasiatischen Gemeinden sind.

Ephesus ist die apostolische Gemeinde, die alte Kirche, die die

---

*) Es handelt sich in der Bibel, — nicht nur in den prophetischen, sondern in allen Schriften, stets um Prinzipien — so wollen die oft gering scheinenden Worte und Geschichten verstanden werden. Die Worte und Personen der Bibel sind stets nur das symbolische Kleid. So schon die beiden Bäume des Paradieses.

Die 7 Leuchter.

Die Kirchengeschichte

und ihre Gerichte.

Die 7 Siegel.

Die Weltgeschichte

und ihre Gerichte.

7 Posaunen.

Die 7 Schalmen.

Jahr 33

Gerichtsdrohung empfängt, weggestoßen zu werden von ihrer Stätte, und weggestoßen ist durch den Fuß des Mohammedanismus.

S m y r n a ist die israelitisch-neutestamentliche Gemeinde, deren Prüfungsgericht eine zehnfache Trübsal ist. Mit der Mahnung: „Sei getreu bis an den Tod,“ spielt der Herr an Isaaks Opferung an.

P e r g a m u s, wo der Satan wohnt, und Antipas, der Zeuge Gottes: d. h. der Gegenzeuge des Papsttums getötet, wo der babylonische Biliam, der ungetreue Prophet Jehovas, Gottes Kinder zu der Hurerei der Lehrfälschung und des Aberglaubens verleitet, da die nikolaitische Ehenentheiligung gelehrt, — ist die römisch-katholische Gemeinde. Sie empfängt das Gerichtswort Christi: „Ich werde mit dir kriegen mit dem Schwert meines Mundes — was in der Reformation und seither seine Erfüllung gefunden. Die Treuen in Rom lobt der Herr wegen ihres treuen Festhaltens an seinem Namen und verheißt ihnen verborgenes Lebensbrot und Freispruch durch den weißen Stein des „Urim.“

T h y a t i r a ist die griechisch-katholische Gemeinde. Die „Isabel“ spielt an an die verhängnisvolle Rolle der byzantinischen Königinnen, die Gottes Volk dort zum Bilderdienst verführten. Das Königtum ist es dort, wie im Nordreich Israel, was sich theokratische Macht anmaßt;

„der heilige Synod aber ist das prachtliebende, herrschsüchtige tyrische Weib, mit der es in falscher Ehe lebt. Diese Gemeinde empfängt das Gerichtswort: Große Trübsal und der Tod ihrer Kinder, der allen Gemeinden offenbar sein soll. Und ist es nicht so: allgemein gelten die griechisch-katholischen Menschen als die geistlich totesten. Der Herr aber warnt seine Treuen dort zu halten, was sie haben, und verspricht ihnen: daß sie, die letzten, die ersten werden sollen. Das wohl ist der Sinn des Wortes: δωσω ἀντῷ τὸν ἀστέρα τὸν πρωϊνον.

Sardes ist die protestantisch-orthodoxistische Gemeinde der Reformationszeit. Das Gerichtsurteil Christi über sie ist: daß ihre Werke nicht völlig erfunden sind, nachdem sie empfangen, und ihre Kleider besudelt hat. Den Treuen dieser Gemeinde aber verheißt Christus: mit ihm zu wandeln in weißen Kleidern der Verklärung und das Bekenntnis ihres Namens vor dem Vater.

Philadelphia ist die mystisch-pietistische Gemeinde, deren Urteil durchweg Lob ist. Sie soll bewahrt werden vor der Stunde der Versuchung des Antichristentums.

Laodizäa ist, wie schon der Name deutet, die modern-demokratisch regierte Kirche. (L:ist Volksgericht.) Ihr Gerichtsurteil ist ein vernichtendes: sie dünkt sich reich und ist arm und jämmerlich, blind und bloß.

Von Kap. 4 an entrollt sich uns der zweite Akt des Weltgerichtsdramas: Der Richter erscheint auf dem Thron und das Lamm, dem die Ausführung der Gerichtsurteile wie alle Pläne Gottes übergeben werden. In sieben neuen parallelen Linien, den Gerichten der sieben Siegel, ergießt sich das Gericht über die Welt.

Das erste Siegel: der weiße Reiter mit Bogen und Krone ist die Weltevangelisation.

Das zweite Siegel: das rote Pferd ist der Krieg.

Das dritte Siegel: das schwarze Pferd ist das Gericht der Teurung.

Das vierte Siegel: das falbe Pferd ist das Gericht der Pestilenz, Krankheit und Tod.

Das fünfte Siegel ist die Zeit der Märtyrer.

Das sechste Siegel ist der Untergang der antiken Kulturwelt.

Kap. 7 ist ein eingeschobenes Trostkapitel für die Kinder Gottes: ohne Furcht zu sein in den kommenden Gerichten, denn sie sind versiegelt.

Das siebente Kapitel, Kap. 8, zerfällt in sich in sieben Gerichtsakte, die wieder alle nebeneinander herlaufen.

Die erste Posaune: Hagel mit Blut, ist Attila, die Gottesgeißel.

Die zweite Posaune: der brennende Berg, der ins Meer der Völkerwelt stürzt, ist das Gericht der germanischen Einfälle in Europa.

Die dritte Posaune: der Wermutstern, ist das Papsttum, durch das die Wasser der christlichen Wahrheit bitter werden.

Die vierte Posaune: die Verfinsterung der Sonne und des Mondes, ist die Zeit des finsteren Mittelalters.

Die fünfte Posaune: die gekrönten Heuschrecken, ist der erste Sturm des Islam.

Die sechste Posaune ist die zweite weltgeschichtliche Bewegung des Islam.

Kap. 10—13 sind die eingeschobenen Visionen des „kleinen Büchleins," die uns zum Verständnis der Gerichte der „Zeit des Endes" dienen sollen, und ebenfalls parallel laufen.

Kap. 10 u. 11 ist eine prophetische Rekapitulation der Geschichte der Religion Jehova-Christi. Die zwei Zeugen sind Judenheit und Christenheit, Altes und Neues Testament, Gesetz und Evangelium. Ihr Kampf mit dem Tier aus dem Abgrund, das Kap. 13 seine besondere Vision bekommt, ist der Kampf des antigöttlichen Weltplanes mit Gottes Plan. Die Welt siegt fürs erste, jedoch die beiden Prinzipien Gottes wachen wieder auf nach 3½ Jahr und werden verklärt. Die Menschen aber beugen sich vor Gott und die Engel singen: „Nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden." Der letzte Teil des Kap. nennt ausdrücklich den Ausgang dieser Vision die Zeit der letzten und siebenten Posaune des Weltgerichts.

Kap. 12 ist eine kurze Rekapitulation der Gottesreichgeschichte von einem andern Gesichtspunkt. Ihr eigentlicher Gegenstand ist die Geburt des Königs dieses Reiches aus dem Schoße des Gottesvolkes heraus, und sein Kampf mit Satan, der in der Himmelfahrt Christi endet. Die Wüste, dahin das Weib flieht vor Satans Verfolgung, ist die Heidenvölkerwelt.

Kap. 13 ist die Fortsetzung der vorigen Vision und schildert den Verfolgungsplan Satans. Das siebenköpfige und zehnhörnige Tier ist die Idee Satans (s Kap. 12, 3) einer antigöttlichen Weltkultur. Es sind alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, die er dem falschen Christus, dem Lammtier, gibt, der ihn anbetet. Die sieben Häupter sind: 1. Die ägyptisch-hamitisch-afrikanische Kultur. 2. Die assyrisch-babylonisch-semitische Kultur. 3. Die arisch-hinduistische Kultur. 4. Die mongolische Kultur. 5. Die griechische Kultur und ihre beiden Ausläufer: die slavische und islamische Kultur. 6. Die römische Kultur, und ihre beiden Ausläufer: die lateinisch-päpstliche und die romanische Kultur. 7. Die germanische Kultur. 8. Die modern humanistische Kultur, „die von den sieben ist": nämlich eine Zusammenfassung aller früheren Kulturen. Die zehn Hörner des lateinischen Hauptes sind die heutigen romanischen und germanischen Reiche.

Das Lammtier, oder der falsche Prophet, ist das Papsttum. Die Zahl 666, die das Lammtier als „χάραγμα" den Menschen des Tieres gibt, ist λατεῖνος, deren Zahlenwert 666 ist. Kap. 17 u. 18 (19, 11—21), das zu diesem Symbol noch das purpurgekleidete Weib, die große Hure (das ist: die Pseudokirche) hinzufügt, schildert das Gericht dieser

Mächte. Die zehn Reiche, die sich unter die Führung des achten Hauptes gestellt haben, vollstrecken an der Hure das Gericht und fressen ihr Fleisch, d. h. sie rauben ihre Güter, wie Frankreich und Portugal begonnen haben. Die Erscheinung Christi aber erst Kap. 19 macht gänzlich diesen Mächten ein Ende durch das Schwert seines Mundes.

Wir kehren nun wieder zurück zu den letzten Gerichten der siebenten Posaune: Kap. 15 u. 16, die sich in sieben Zornschalen entfalten. Die Zeit ist die Zeit nach der Reformation, die Kap. 14 geschildert wird.

Die erste Schale des Endgerichts erzeugt die „Geschwüre" des Materialismus, an den Menschen des Tieres. Wie entsetzlich leiden nicht nur die Völker Europas, sondern alle Völker heute an dieser Geisteskrankheit.

Die zweite Schale, die ins Meer gegossen wird, welches zu Blut wird, bedeutet Krieg. Aus dem Meere stiegen die Tiere Daniels und „das Tier" Kap. 13. Dasselbe Meer der Völkerwelt wird zu Blut. Wir haben hier aber nur an die Kriege seit der Reformation zu denken. Es ist seit dem 30jährigen Kriege tatsächlich kein Volk namhaft zu machen, das nicht seine Kriege gehabt hätte. Den genauen Erweis zu bringen ist unnötig, da das allgemein bekannt ist.

Die dritte Zornschale, die die Wasserströme zu Blut macht, sind Bürgerkriege und Aufstände innerhalb der einzelnen Völker. Und ebenso sehr ist es bekannt, wie schrecklich wahr diese Weissagung in Erfüllung gegangen.

Die vierte Schale wird in die Sonne gegossen, die davon heiß wird mit großer Hitze. Das bedeutet die große Kraftentfaltung des Christentums seit der Reformation. Aber den Menschen der achten Kultur ist das nur Qual, sie lästern und tun nicht Buße, Gott die Ehre zu geben. Wütend hat Nietsche auf den Bauernburschen Luther geschimpft, der die Renaissance gehindert.

Die fünfte Schale wird ausgegossen auf den Thron des Tieres, und sein Reich wird verfinstert. Das ist Rom, oder das Papsttum, denn das Papsttum ist das große Meisterwerk Satans (s. auch Offb. 2, 13). Das Papsttum, und mit ihm der Katholizismus, ist in der Tat verfinstert, ist im absoluten geistigen und geistlichen Bankrott. Das zeigen immer lächerlicher die Kundgebungen von dort her. Wie blöde war die Bartholomäus-Enzyklika, wie albern sind die Hirtenbriefe, wie kindisch der moderne Marienkult, wie albern die katholischen Zeitungen und geistlos die katholische Predigt. Sie zerbeißen ihre Zungen, möchten gerne etwas Gescheites sagen und können nicht.

Und *sein Reich* ward verfinstert, trotz des Geschreis von Kultur und Bildung, Fortschritt und Aufklärung ist Kulturstillstand und Rückschritt eingetreten im ganzen Reich des Tieres. Man ist überrascht so manchmal, wenn man den „Türmer" liest, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in die moderne Kultur hineinzuleuchten. Man sieht es da oft deutlich, daß „überreif sind die Trauben zur Ernte." Etwas wirk-

lich wertvoll Neues ist schon lange nicht mehr gesagt worden von der ganzen antichristlichen Linie. Und das ist „Pein“ des Geistes. Man lese auch Nietzsche, um diese ihre Pein nachzufühlen. Wie zerbeißt dieser glänzende Führer der modernen Konsequenz des Materialismus seine Zunge und lästert Gott! Immer müder und stiller sind jene Geister des Materialismus und der „Philosophie *κατὰἄνθρωπον*“ geworden, die einst mit so großem Geschrei zu Felde zogen gegen Jehova und seinen Christus. Wie so jämmerlich hat sich auch die liberale Theologie Bankrott erklären müssen.

Die sechste Gerichtsschale, die über den Euphrat ausgegossen wird, auf daß bereitet würde der Weg für die Könige vom Sonnenaufgang, — bedeutet das Gericht über den Islam, der ja auch buchstäblich um den Euphrat lagert. Vielleicht auch sind nur die Türken gemeint, die einst von der Euphratquelle her nach Kleinasien wanderten. Es ist allgemein bekannt, wie sehr die einst so stolze politische Macht, — „die ihr Palastgezelt aufgeschlagen auf dem heiligen Berge,“ — zusammengeschmolzen ist, seit dem demütigen Frieden von Kainardji 1774. Ein Land nach dem andern ist abgebröckelt. Und alle muhammedanischen Länder stehen heute unter europäischem Schutz. Nur die gegenseitige Eifersucht der Großmächte hält den „status quo“ noch aufrecht.

Die Könige des Sonnenaufgangs sind zunächst die Israeliten (2. Mos. 19, 6), die ihr Land wieder in Besitz nehmen werden, wenn der Islam versiegt; und sie beginnen bereits damit ernstlich. Aber zweitens und eigentlich sind es die Priesterkönige des tausendjährigen Reiches (Offb. 5, 10). Israel war das erste Volk, dem der Sonnenaufgang der wahren Religion aufging.

Bevor das letzte Schalengericht ausgegossen wird, treten neue dämonische Mächte auf den Plan, um alle antichristlichen Kräfte zu sammeln gegen Gott. Drei unreine Geister gleich Fröschen gehen aus dem Munde des Drachen, des Tieres und des falschen Propheten hervor zu den Königen auf dem ganzen Weltkreise, sie nach Harmagedon zu versammeln. Mächte des Mundes, also der Rede, sind damit gemeint. Der Froschgeist des Drachenmundes ist der Katheder und die Presse des radikalen Unglaubens; der Frosch des Tiermaules ist Rede und Literatur der Politik; der Froschgeist des falschen Propheten ist die Kanzel und religiöse Presse des Katholizismus, Liberalismus und Orthodoxismus.

Nichts hat wohl seit Luther so viel dazu getan, die Menschen hinwegzurufen von Gott, als die Presse. Bei Harmagedon wird der große Kampf ausgekämpft, das ist nach unserer symbolischen Auslegung nicht buchstäblich der Karmel, — obgleich wir es nicht absolut verneinen wollen, daß hier bei einem Weltkrieg, zu dem sich die politische Lage zuzuspitzen droht, die letzte Entscheidung falle — jedoch wir deuten auch hier symbolisch. Der Zusatz: auf h e b r ä i s c h heißt der Ort Harmagedon, fordert uns auf, nach der Bedeutung des Namens zu fragen. H. aber heißt auf deutsch: „edler Berg.“ Berge aber sind in der Propheten-

sprache: Mächte, Kulturen. Der edelste Berg von den sieben, „auf welchem das Weib sitzt" (Offb. 17, 9 f. ist gemeint), und das ist die germanische Kultur. Und hier wird ja auch, vor aller Augen, der große Kampf gegen Gott und seinen Sohn ausgefochten.

Mitten hinein in diese Weissagung aber erschallt der Warnungsruf des Heilandes: „Siehe, ich komme als ein Dieb — —" Wer diesen Kampf erlebt, wie wir heute, der kann es wissen, daß Christus vor der Tür ist.

Und der siebente Engel goß aus seine Schale und der Inhalt dieses Gerichts ist ein Gewitter in der Luft, ein Welterdbeben und Hagel. (Wir erinnern uns noch einmal, daß auch diese siebente Schale ein Parallelgericht mit den andern ist.) Die „Stimmen des Gewitters" bedeutet die Reinigung der geistigen Atmosphäre seit der Reformation. Die sieben Donner (Offb. 10, 3) der Reformation durchhallen diese letzte Zeit. Es ist doch eine andere geistige Luft heute in der Welt, als je zuvor. Wahrheit wollen heute die Menschen, — das wollen wir gar nicht verkennen.

Das große Erdbeben, das alte Weltverhältnisse ändert: die Berge versenkt und die Inseln des Meeres vernichtet, das die Städte der Heiden stürzt und Babylon zerbricht — ist die große weltgeschichtliche Entwicklung, in der wir noch mitten drin stehen. Die Inseln der wilden Völkerschaften haben ihre Selbständigkeit verloren, die Städte der Heiden, d. h. die Zivilisationen und Religionen der Heiden gehen unter und die europäische tritt an ihre Stätte, die Berge, d. h. die selbständigen Kulturen und Reiche fallen, denn die ganze Welt wird immer mehr eine große Koalition. Und Babylon, die Pseudokirche, bekommt ihren Lohn, — ihr Gericht wird Kap. 17 u. 18 zu einer besonderen Weissagung. Zunächst zerfällt „die große Stadt" in drei Teile. In zwei Teilen ist sie ja schon seit 1054 auseinander gefallen; jetzt seit der Reformation besteht sie aus drei Teilen: nämlich aus römisch-katholisch, griechisch-katholisch und protestantisch.

Aber nicht nur trifft die letzte Gerichtsschale das politische und kirchliche Gebiet, auch die w i r t s c h a f t l i c h e Not dieser letzten Zeit nennt die Weissagung: Kap. 16, 21. Ein Hagel wie ταλαντσια kam hernieder aus dem Himmel auf die Menschen, und die Menschen lästern Gott über die Plage des Hagels, denn seine Plage war sehr groß. Damit ist der Reichtum gemeint, denn ein „Talent" ist ein Geldwertmaß von 1000 Dollars, resp. 1000 Mark nach syrischem Geldfuß. — Einen ungeheuren Reichtum hat Gott uns Menschen der letzten Zeit gegeben, aber aus dem Segen wird durch die Machenschaften des Kapitalismus Unsegen und Bedrückung der Massen. So daß sie Gott lästern und an seiner Gerechtigkeit zweifeln.

Damit nun kommt das Weltgericht zum Abschluß. Gott hat alle gottwidrigen Mächte und Kräfte sich auswirken lassen. Satan hat abermals 19 Jahrhunderte Zeit gehabt. Die Welt hat sich selber bewiesen,

daß sie sich nur immer wieder ins Unglück bringt ohne Gott. Die Einsichtigen und die Kinder Gottes rufen nach dem „kommenden Mann," Jesus Christus, dem Gotteskönig. Und siehe, er kommt. Kap. 19 schildert die Hochzeit des Lammes, d. h. die ewige, persönliche, sichtbare Vereinigung Christi mit seiner Brautgemeinde, die das „weiße Kleid" der Verklärung erhält (s. 1. Theff. 4, 13—18).

Kap. 19, 11—21. Der Krieg und Sieg Christi über die antichristlichen Heere ist ebenfalls nur Symbol und bedeutet die Aufhebung aller christuswidrigen Organisationen durch ein letztes Gerichtswort Christi, durch das „Schwert seines Mundes."

Kap. 20 schildert uns dann das Gerichtsurteil über Satan selbst, der für 1000 Jahre von der Erde verbannt wird. Und das Lohngericht aller Kinder Gottes, der Lebenden und der Toten, die auferstehen werden, um als Priester und Könige Christi die Welt zu bekehren und zu regieren. 1000 Jahre aber nur dauert dieser letzte Aeon der Welt — dann kommt abermals eine große Prüfung und ein Weltgericht, wozu Gott wiederum Satan benutzt. Ein großer Abfall der Völker geschieht, viele lehnen sich von neuem auf gegen Jehova und seinen Gesalbten, aber das Feuer des Weltuntergangs macht für immer ein Ende mit aller Sünde, und Gott schafft den Bewährten eine neue herrliche Welt, Kap. 21—22.

Amen, ja komm, Herr Jesu!

Unsere Zeit im Zeichen des Wechsels.

Von Past. J. Niemann, Austin, Texas.

Nur der in sich selbst verliebte Mensch — der engsinnige Egoist — kann mit dem Zug der Jetztzeit zufrieden sein. Warum denn gerade der? Nun einfach deshalb, weil heute jedermann seinen eigenen Willen haben kann. Man findet dies so „natürlich" — auch nämlich schon bei der Welt der Unmündigen. Allerdings geht es mit dem territorialen Wachstum der Selbstbestimmung nicht gerade immer gleichmäßig vorwärts, noch schlägt der Gedanke der Ungebundenheit überall in derselben Art Wurzel. Ehe nämlich dies exotische Gewächs der Emanzipation zu seiner vollen Entfaltung gelangen kann, müssen aus dem Mutterboden des Gemüts zuvor erst zwei Erdarten entfernt werden: der Autoritäts- und Pietätsbegriff.

Wo aber die Urheberschaft dieser Frivolität gesucht werden muß, werden wir am Schluß dieser Betrachtung besprechen.

Jawohl, die Gegenwart ist nicht mehr im Einklang mit der Vorzeit. Die Beweise dafür, daß die Ahnen von ihren Nachkommen — eben von den „Modernen" nur zu gerne vergessen werden, diese Tatsachen sind ja jedermann offenbar. Hier und da führt man wohl noch die Namen der Alten im Munde, um nicht allzu pietätlos zu erscheinen,

aber der innere Zusammenhang mit den Vorfahren ist gelockert, wenn nicht gar schon zerrissen.

Schon daß überhaupt der Ausdruck „Aufklärung" Eingang hat finden können in der Christenheit, legt bereits beredtes Zeugnis davon ab, daß man frühere Anschauungen und Einrichtungen für anfechtbar und unpassend hält. Wir halten nämlich uns erst für die Gebildeten, Wissenden, Hochstehenden, und betrachten damit naturgemäß die entschwundenen Geschlechter als Barbaren. Es ist nur gut, daß die Alten nicht mehr mit uns zusammen zu leben brauchen, sonst möchte es viele Wortgefechte und Familienfehden absetzen. — Und ach, wir dulden das Trotzwort „Aufklärung" nicht nur, sondern lieben es sogar. Aus hundert Menschen gibt es jetzt vielleicht noch zehn, welche der heutigen Aufklärung wirklich abhold sind, weil sie am Gewesenen mehr Freude, ja mehr Gehalt finden, wie am Modernen.

Kann der Moderne denn überhaupt nur bei seiner Aufklärung bleiben — kann seine Bildung je die Gestalt von „Grundsätzen" annehmen — kann er nach 20 Jahren noch ebenso denken oder handeln, wie heute? Man darf diese Frage getrost verneinen, höchstens darf man einräumen, daß der Aufgeklärteste nach weiteren 20 Jahren auch noch an das große Ich der Masse glaubt. Nein, an das Bilden von Grundsätzen ist bei der rechts und links gepriesenen Aufklärung einfach nicht zu denken, weil ja ein zweites Schlagwort zum Aufgeben der einmal gehabten Ansicht drängt — und dies Zauberwort heißt „Fortschritt." Wird doch selbst die Politik eines Washingtons vom modernen Amerikaner nicht mehr gewürdigt, so wenig wie die Reformation eines Luthers vom aufgeklärten Amerikaner geschätzt wird. Man setzt sich über Heroen hinweg, wenn auch nicht immer mit einem einzigen Sprung. Man glaubt eben an Fortschritt, d. h. an Bruch mit dem Früheren. — Um nämlich den Sinn fürs Altertum lächerlich zu machen, prahlt man recht laut mit seinem „Wirklichkeitssinn," d. h. mit seiner Liebe und Treue gegen sich selbst, mit seiner Sorge und Mühe um die Gegenwart, mit seiner Wertung des Augenblicks.

Auffälliger- und glücklicherweise wohnt aber gerade im deutschen Gemüt der konservative Zug, weshalb auch das deutsche Volk noch am innigsten in der Vergangenheit wurzelt. Anders dagegen der cholerische Franzose und Portugiese. Und wenn nicht alles trügt, so wird der Weltkrieg für Deutschland auch den Nutzen im Gefolge haben, daß es die „Ausländerei," das kindische Nachahmen fremder Moden und Methoden verabscheuen lernt. Ist doch der „Gemeinsinn," das opfermutige Wachen und Wagen für die Gesamtheit dort wieder gekräftigt und damit auch das Band mit den Vorfahren von neuem gefestigt worden. Des Kaisers Erklärung in schicksalsschwerer Stunde: Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche! hat kräftigen Wiederhall im deutschen Reich selbst gefunden, wie uns die Kriegsberichte immer wieder bewiesen haben.

Stellt man im unabhängigen Amerika die Person und das Selbstinteresse in den Vordergrund (wovon tausendfache Beweise aus dem privaten, wie öffentlichen Leben vorliegen), so denkt man im kaiserlichen Deutschland noch zuerst an die Pflicht und an das Gesamtwohl. Und hoffentlich wird die Zeit niemals kommen, daß man in Deutschland auch das persönliche Fürwort „ich" groß, dagegen das „Du" klein schreibt, wie es im fortschrittlich gesinnten Amerika geschieht.

Man hat während des großen Krieges — übermannt von den merkwürdigen Erscheinungen auf dem Gebiet der Moral und des Rechts — auch die Frage erörtert, ob nicht das Christentum ein Fehlschlag zu nennen sei — eine Narren-Religion. Diese Frage war durchaus an der Zeit, denn die sog. „christliche Welt" führte sich so eigentümlich auf, daß auch Heiden darüber spotten mußten. Aber Leute wie die lug- und trugsüchtigen Engländer haben keinen rechtmäßigen Anspruch auf den Namen Jesu Christi, so wenig wie jene Amerikaner, die Englands Praktiken heimlich oder öffentlich unterstützen. Nicht die solenne Zermonie (Besprengung oder Eintauchung) macht den Christen, sondern der lebendige Glaube an die gott-menschliche Persönlichkeit Jesu Christi — die freudige Hingabe an das stellvertretende Dulder- und Herrschertum dieses Unvergleichlichen. So hat diese Kriegszeit lediglich das Scheinchristentum entlarvt, das ruppige Geschlecht der Laodicäer, die an das Volksrecht glauben, aber nicht an die Hoheitsrechte des erhöhten Christus. Ein wirklicher Christ hat ja gar keinen eigenen Willen, keine Selbstbestimmung, so wenig wie der Engel vor Gottes Thron. Ein Anhänger des Welterlösers ist nämlich gehorsam — und zwar wie Christus selbst gehorsam war: gehorsam bis zum Tode, und wäre es der Kreuzestod. Daher horcht auch ein echter Christ nicht auf den Zeitgeist, nicht auf die Stimme von unten, sondern auf Gottes Wort — und auf dies ausschließlich. Es heißt deshalb das Christentum zum Deckmantel der Bosheit machen, wenn man sich selbst regieren will. Gottes Gesinde ist ein Eigentumsvolk, in göttlicher Leibeigenschaft, unter der Vormundschaft Christi, der nach Gottes eigenem Vorsatz das „Haupt der Gemeinde" ist.

Es war daher ein Augenblick von unermeßlich traurigen Folgezuständen, als das Wort „Emanzipation" (Fesselabwerfung) in der christlichen Welt beheimatet ward. Es war ein Krebsgift, was dem Protestantismus eingeimpft ward, als man von der Größe des einzelnen zu faseln begann, ja, von der Gleichheit aller. Die Früchte dieses Aberglaubens liegen ja schon offen zu Tage. Sie sind zu sehen im Staatsleben, im kirchlichen Leben und am meisten in der Familie.

Nicht Christus — nicht sein Apostel hat den „Kaiser" lächerlich gemacht oder gar verwünscht, wie das jetzt in der aufgeklärten Zeit zu geschehen pflegt — und zwar unter Beifall. Nicht Christus — nicht

sein Apostel hat den „Pastor" zum Diener der Gemeinde — zum „Mietling" gemacht, wie die neue Zeit dies durch Wort und Tat erstrebt. Nicht Christus — nicht sein Apostel hat das Weib zum „Vormund des Mannes" gestempelt, noch das Kind zum „Partner seiner Eltern" gemacht, wie Weib und Kind in der Demokratie dafür plaidieren. Nicht Christus — nicht sein Apostel hat das „Gesinde" (die Dienerschaft) auf gleichen Fuß gesetzt mit der Herrschaft, wie man solches in unserer Zeit des Fortschritts predigt und befolgt.

Es benötigt tatsächlich nicht viel Suchens, um aus der Bibel zu lernen, daß der Allerhöchste selbst die Gegensätze in der Menschheit geschaffen und bestätigt hat. Er war's, der Eva unter den herrschenden Gatten stellte. Er war's, der das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern regelte, indem er den Eltern die Versorgung und Erziehung der Unmündigen zur Pflicht machte, den Kindern selbst aber die Achtung und Unterwerfung ihren Eltern gegenüber. Er war's, der durch seinen Engel Hagar ihre Gesindepflicht einschärfte, die Unterordnung unter ihre Herrin. Er war's auch, der die Könige ein- und absetzte, der die Thronfolge erledigte. — Und das Neue Testament spricht sich nirgends gegen diese Satzungen des Herrn aus; im Gegenteil, es schärft die Anerkennung derselben ein.

Mithin ist „Emanzipation" nicht nur Gegnerschaft gegen das Alte, sondern ebenso auch gegen das Neue Testament. Wer darum die „Majestäten" — die gottgewollten Vorgesetzten im Staat, in der Kirche und in der Familie verachtet, der verspottet Gott selbst, weil ja das obrigkeitliche Regiment (die Königsherrschaft), sowie das geistliche Amt (die Pastorengerechtsame) und endlich auch die elterliche Vormundschaft (obenan das Vaterrecht) auf göttlichem Willen beruht.

Es sind darum die angekündigten falschen Lehrer, die „Sektenmacher," die den Sturz der Majestäten predigen und Propaganda machen für persönliche Freiheit, für persönliche Willkür und Ausgelassenheit, wie 2. Petr. 2 deutlich anzeigt. Diese Missionäre werden, wennschon sie noch „Herr! Herr!" sagen, dennoch „Verleugner Christi," weil sie ohne Christi Geheiß Gottes Stiftung im Staat, in der Kirche und in der Familie in Verachtung bringen. Die von ihnen gepredigte Freiheit ist nicht die evangelische — nicht die Gewissensentlastung aufgrund der durch Christum gebüßten Schuld, sondern die viehische Freiheit. Was ist denn die neuzeitliche „Menschlichkeit" — jene so gerne im Munde geführte „Humanität?" Recht besehen ist sie doch nur Bestialität, die Kultur der Triebe, der Laune, der Aufwallungen. Mithin sind die Verkündiger der Fesselzersprengung nur die Bahnbrecher des „Tiers," das dem Abgrund entsteigt; nur die Nachfolger Bileams, der Gunst und Geld der Menschen höher achtete, als die göttlichen Pläne und Winke; nur die Gesinnungsgenossen Korahs, der die gottgesetzten Vorrechte des geistlichen Amtes aufheben

wollte; nur die Bundesgenossen Kains, weil sie sich auch nicht entblöden, Gerechte zu töten (was ihnen freilich erst unter der Herrschaft des zukünftigen „Gesetzlosen" Freude und Ehre zugleich bereiten wird).

Und nun fragen wir: wer hat denn diese freisinnigen Ideen in die Christenheit hineingeschleudert, wer ist der Vater von diesen antigesetzlichen, ja antichristlichen Bestrebungen? Ja, wer war's? Vielleicht ein Kirchenvater, ein Reformator, ein Christusfreund? Nein, es war ein Freidenker — es war ein Feind des Messias — es war der Jude Rousseau. Dieser hat der westlichen Welt gesagt: Alle Menschen sind von Geburt gleich — und überhaupt gut. Er leugnete also von vornherein den Fall des Menschengeschlechts und damit auch die Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit — und vor allem die Tatsächlichkeit der geschehenen Erlösung durch Christum. — Es sind daher diese Rousseauschen Philosophemen, die heute in den Köpfen der Erzieher spuken, wenn sie keine Rute mehr dulden, sondern nur Rede wünschen — nur sanfte Zurede, um die Kinderwelt brauchbar zu machen für die Gesellschaft. Es sind wieder diese Rousseauschen Sophismen, die heute die Weiber in Glut und Wut versetzen, um Standrecht neben den Männern zu erhalten. Es sind auch diese reform-jüdischen Vorstellungen, welche die Prediger und Gemeinden der Christenheit durchzucken, wenn sie die Grenzen zwischen Amt und Gemeinde verwischen, so daß die Pastoren halbe Laien und die Laien halbe Pastornn werden müssen. (Christi Weissagung von den Propheten in „Schafskleidern," d. i. im „Laienhabit" wird hier Erfüllung.) Und es waren auch noch je und je die Rousseauschen Hintergedanken, die Fürsten unter „salbungsvollen Reden absetzten oder abtaten, um so dem Herrn Omnes das Regieren zu gestatten. (England z. B. arbeitet nach Rousseauschem Prinzip in Griechenland, wo der König überflüssig, aber das Volk mündig gemacht werden soll.) Jawohl, Rousseau ist der Vater der Revolution geworden, der Urheber der Umkremplungen in der christlichen Welt, der Bannerträger der Gesetzlosigkeit.

Nicht umsonst hat uns Christus in den sieben Sendschreiben der Offenbarung zweimal vom „Stuhl des Satans" mitten in der Christenheit geredet — und nicht umsonst liegt eine große Spanne Zeit (von der Smyrna- bis zur Philadelphia-Epoche der Christenheit) dazwischen, ehe er dieser „Schule" zum zweitenmal gedenkt und hinzufügt, daß dieser Lehrstuhl des Bösewichts von Juden innegehalten wird, die lästern und lügen. — Es ist allerdings richtig, daß Rousseau ein „Philosoph" war und schon bei seinen Lebzeiten von vielen bewundert und gefeiert ward; aber nichtsdestoweniger war er doch nur die verkörperte Unwahrheit — weil er sich „Jude" nannte, ohne dabei ein Untertan des erlösenden Gottes zu sein. Und wie er, so sind auch jetzt noch die „Reform-Juden" die geschäftsmäßigen Aufstifter zum Rütteln und Schütteln an dem Bau von Zucht und Sitte, von Recht und Ordnung.

Was ist denn eigentlich der Kern der ganzen Sozialdemokratie —

dem Schoßkinde der Reformjuden? Will man dort den schönsten aller Menschen feiern: das gottgleiche „Er“? Nein, nicht der Gesandte Gottes — nicht der Nazarener — soll bei den Sozialen Sitz und Stimme haben, wohl aber das liebe „Ich.“ Somit hat Rousseau uns lediglich die Bewunderung und Anstrengung des natürlichen Menschen beigebracht: nur die Selbstvergötterung.

Er war eben ein Widerchrist — und die seiner Spur nachfolgen, sind auf einem todverheißenden Irrweg. Man kann daher Luthers Andenken kaum besser ehren, als durch die Verbannung des Rousseauschen Geistes. Denn die Rousseausche Lehre vom angeborenen Menschenrecht erstickt die Luthersche Lehre vom Arm-Sünder-Sein. Nur wer das Zwitterwesen liebt, marschiert unter zwei Bannern. Gewiß, dem Anschein nach war Rousseau auch ein Reformator, so gut wie Luther; aber wenn zwei dasselbe tun, ist es deshalb noch nicht dasselbe. Luther reformierte eben um der Gnade willen, Rousseau dagegen um der Sünde willen.

Der Einfluß des Apostels Paulus auf die Entwicklung der Kirche.

Eingesandt auf Beschluß der St. Louiser Pastoralkonferenz von Pastor Samuel Kruse.

Motto: Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor Heiden und vor Königen und vor den Kindern Israel. Act. 9, 15.

Wenn wir hier von dem Einfluß des Apostels Paulus auf die Entwicklung der christlichen Kirche reden, so geschieht das nicht in der Absicht, nach Art gewisser moderner Theologie, irgend einen wesentlichen Inhalt des biblischen Christentums als paulinische Spekulation beiseite zu schieben, mit der Begründung, Christus, selbst habe, nach den Berichten über sein Lehren und Wirken, nicht das gelehrt, was Paulus als christliche Glaubenslehre vorgetragen.

Hat Gott vor Zeiten manchmal und auf mancherlei Weise zu den Vätern geredet, durch die Propheten Hebr. 1, 1, so konnten weder Christus noch die Apostel den Schriften des Alten Bundes den Offenbarungscharakter, und darum eine für den Glauben bindende Autorität absprechen. Sie handhaben diese Schriften mit heiliger Ehrfurcht und akzeptieren ihr Zeugnis mit felsenfester, zweifelloser Glaubenszuversicht. Dieselbe Pietät und dasselbe Vertrauen in den Offenbarungscharakter und die Autorität der neutestamentlichen Schriften können und sollen wir bei aller theologisch-wissenschaftlicher Forschung auch diesen ententgegenbringen. In seinem ersten Briefe an die Thessalonicher rühmt der Apostel Paulus: „Da ihr empfinget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihr es auf nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort.“ 1. Thess. 2, 3.

Heute will man vielfach an Stelle der Autorität der Heiligen Schrift die Autorität des eigenen Glaubensbewußtseins setzen, und bezeichnet verächtlich die Zustimmung zu irgend einer Glaubensnorm, auch der biblischen, als Dogmatismus, während man inkonsequenter Weise auf das Urteil seines geistigen Führers oder seiner theologischen Richtung schwört. Man will dem Schriftzeugnis nicht mehr Autorität beimessen, als dem Zeugnis irgend eines späteren Kirchenlehrers, dessen Lehren wir an der Schriftnorm zu prüfen gewohnt sind.

Wir stehen natürlich auf dem Boden unsers evangelischen Bekenntnisses und halten die Schriften des Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige und untrügliche Richtschnur unsers Glaubens und Lebens und müssen deshalb auch die paulinische Darstellung des christlichen Glaubensinhaltes als autoritativ betrachten.

Wenn wir nun in dieser kurzen, flüchtigen Abhandlung über den Einfluß des Apostels Paulus auf die Entwicklung der christlichen Kirche auch von Paulinismus reden, so soll darunter nur seine Lehrentwicklung verstanden sein, die nach unserer festen Ueberzeugung in völliger Uebereinstimmung steht mit den Worten Christi und dem Glaubensinhalte der übrigen apostolischen Zeugnisse. Ist in der paulinischen Lehrdarstellung eine Eigenart zu finden, so ist sie begründet in seinem Charakter, in seinem Bildungsgang, in seiner Lebenserfahrung, in seiner Lebensaufgabe und in der Stellungnahme vieler seiner Zeitgenossen unter Christen und Mitchristen zu dem Evangelio.

Wie könnte auch ein Mann wie Paulus, ein Mann von solch ausgesprochenem Charakter, von solch tief christlicher Erkenntnis und heiliger Glaubensüberzeugung seinen Mund auftun, ohne seiner Rede, seinem ganzen Geist, den Geist seiner ganzen Persönlichkeit aufzuprägen.

Man denke sich hinein in den Bildungsgang des Mannes, der nicht nur zu den Füßen Gamaliels gesessen, sondern weil er ein gewissenhafter Eiferer im Gesetz war, auch etwas erlebt und erfahren hat von der Ohnmacht des menschlichen Willens und der Unzulänglichkeit des redlichsten Strebens und dann durch eine erschütternde und erleuchtende Gottesoffenbarung herausgerissen wird aus seinem Irrtum und aus seinem unglückseligen, unbefriedigenden Seelenzustand und versetzt wird in den Zustand eines Friedens, der höher ist denn alle Vernunft und gewürdigt wird des heiligen Apostelamtes. Ein solcher Mann kann gar nicht anders als die große Gnade Gottes rühmen, die ihm widerfahren und mit aller Wucht alles bekämpfen, was in irgend welcher Weise irgend jemanden den Weg in den Besitz dieser Gnade und Seligkeit zu gelangen versperren oder die Gewißheit des Heils in Frage stellen kann.

Ihm ist das Evangelium eine Kraft Gottes selig zu machen alle die daran glauben. Röm. 1, 16. In seiner äußeren Gestalt ist er kein Jupiter, aber in seiner Redegewalt ein Merkurius, ein Götterbote, ein auserwähltes Rüstzeug. Scharf in seiner Polemik, eindrucksvoll in seiner Apologetik, gewandt und überzeugend in der Darstellung christ-

licher Glaubenslehren, ja geradezu klassisch in seinem Lobgesang der Liebe und in seiner Verteidigung der Auferstehungshoffnung.

Vor seinem Geistesblick erschienen in gleicher Schärfe die Allgemeinheit, wie die Einheit der Kirche, die Mannigfaltigkeit und die Ebenbürtigkeit ihrer Glieder, ihre Kämpfe mit den Geistesmächten und ihre endliche Vollendung. Ein Mann mit solcher Begabung und solchem Scharfblick muß notwendig einen gewaltigen Einfluß auf die Kirche ausüben. Wir sehen ihn unermüdlich und unerschrocken den Namen Jesu tragen vor den Heiden, vor den Königen und vor den Kindern Israel. Auf dem Apostelkonvent erringt er sich und seinem Evangelio die Sanktion der Säulen der Kirche. Sein Beruf als Heidenapostel ist offiziell anerkannt.

Für sein Evangelium nimmt der Apostel Paulus die höchste Autorität in Anspruch, indem er bezeugt: „Ich tue euch aber kund, lieben Brüder, daß das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht menschlich ist, denn ich habe es von keinem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch Offenbarung Jesu Christi." Gal. 1, 11—12 und Gal. 2, 2 und 6 berichtet er: „Ich besprach mich mit denen, die das Ansehen hatten. Mich aber haben die, so das Ansehen hatten, nichts anders gelehrt."

Und wollen wir zu diesem Selbstzeugnis des Apostels Paulus noch das Zeugnis eines Mitapostels, so können wir lesen was 2. Petri 3, 15. 16 geschrieben steht: „Die Geduld unsers Herrn achtet für eure Seligkeit; als auch unser lieber Bruder Paulus, nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat. Wie er auch in allen Briefen davon redet, in welchem sind etliche Dinge schwer zu verstehen; welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen, wie auch die andern Schriften zu ihrer eigenen Verdammnis."

Es müßte nach diesen Zeugnissen uns wirklich wundern, wenn zwischen dem Inhalte des Evangelii Pauli und dem Inhalte des von Christo und den übrigen Aposteln verkündigten Evangeliums ein solcher Unterschied bestände, daß man sagen müßte: Das und das gehört zum Wesen des Christentums, dagegen dies und jenes ist paulinische Zutat. Pauli Evangelium von Christo ist nichts anders als das Evangelium Christi, das in aller Welt verkündigt werden soll. Christus selbst drückt ihm das Siegel der Anerkennung und Autorität auf, indem er spricht und bezeugt: Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden, vor Königen und vor den Kindern Israels." Act. 9, 15.

Daß eine völlige Harmonie des Glaubensinhalts besteht, läßt sich ja auch nachweisen aus den Briefen Pauli und den übrigen neutestamentlichen Schriften. Es ist natürlich sehr interessant und bezeichnend, daß diejenigen, die eine Disharmonie zwischen Paulus und Christus nachweisen wollen, sich für die Lehre Christi nur auf das Zeugnis der Synoptiker beziehen wollen und die Echtheit des Johannesevangeliums, das hauptsächlich Reden Jesu enthält, bestreiten. Aber wir lassen uns das nicht anfechten, denn auch aus den Synop-

tikern allein ließe sich der Nachweis der Harmonie führen, wenn man die Belegstellen stehen läßt und nicht im Interesse seiner Disharmonie-theorie streicht, oder in Frage stellt. So weit unsere Information reicht, ist es gerade das Wort vom Kreuz, das eine Torheit ist, denen die verloren werden, uns aber, die wir selig werden, eine Gotteskraft ist (1. Kor. 1, 18), das als Paulinismus abgelehnt werden soll. Die Versöhnungslehre des Apostels Paulus soll paulinische Spekulation, paulinische Zutat zum Evangelium sein. Armer Paulus, wie bist du von den Judaisten, Irrlehrern und Schwärmern deiner Zeit verkannt, verdächtigt und verketzert worden, nun soll auch heute nach 1900 Jahren dein seligmachendes Evangelium eine pure, selbsteigene Erfindung deinerseits sein. Im Bewußtsein deiner Würde und höheren Verantwortlichkeit, hast du dich damals kühn auf die höchste Instanz, auf den Herrn berufen, wie vor dem Richtstuhl des Felix auf den Kaiser, indem du einfach erklärtest: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage, auch richte ich mich selbst nicht, der Herr ist es aber, der mich richtet.“ 1. Kor. 4, 3. 4. Nun, nach 1900jährigem gesegnetem Einfluß auf die Entwicklung der Kirche, soll uns deine Berufung auf die höchste Instanz ein Fingerzeig sein. Was sagen die Evangelien, was sagt Christus selbst über sein Erlösungswerk?

Bei der Ankündigung seiner Geburt heißt es: „Er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden,“ und bei seiner Geburt hören wir die Engelsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“

Johannes, der Vorläufer Christi, weist auf ihn mit den bedeutungsvollen Worten: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Joh. 1, 29.

Im Gespräch mit Nikodemus betont Jesus selbst: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben,“ Joh. 3, 14. 15. Von derselben Erhöhung redet er, wenn er spricht: „Ich, wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen“ (Joh. 12, 31), und der Evangelist fügt bedeutsam hinzu: „Das sagte er aber zu deuten, welches Todes er sterben würde.“ Er, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen was verloren ist, Matth. 18, 11, weiß sehr wohl, daß dieses sein Erlösungswerk seinen Kreuzestod involviert. Aufgrund der Propheten redet er oft zu seinen Jüngern von seinem Leiden und Sterben, und ist sich auch der Bedeutung desselben klar.

Matth. 20, 28 lesen wir: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele,“ und bei der Einsetzung des heil. Abendmahls hören wir ihn die bedeutungsvollen Worte reden: „Das ist mein

Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden." Matth. 26, 28.

Von der Bedeutung seines Erlösungstodes hätte er allerdings noch mehr reden können, denn der ganze alttestamentliche Opferkultus und das prophetische Wort wiesen darauf hin, namentlich Jes. 53, aber seine Jünger vernahmen deren keins und die Rede war ihnen verborgen und wußten nicht, was das Gesagte war, Luk. 18, 34. Aus diesem Mangel an Rezeptivität erklärt sich auch das Wort Jesu: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen." Joh. 16, 12.

Erst nach seiner Auferstehung konnte er bezüglich seines Todes und seiner Auferstehung ihnen die Schrift, mit Aussicht auf verständnisvolles Interesse, öffnen. Wie wurden ihnen da auf einmal die Prophetenworte, die ihnen vorher dunkel und unverständlich klangen, so trostreich und belebend. Am Pfingstfest hörte schon die Menge die Apostel, unter dem Drang des Heiligen Geistes, die großen Taten Gottes reden, und Petrus konnte schon dem staunenden Volke das herrliche Evangelium verkündigen: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden."

Es ist aller Apostel Konsensus, wie er auf dem Apostelkonvent ausgesprochen wurde: „Wir hoffen durch die Gnade Jesu Christi selig zu werden." Das war nun ja gerade die Glaubenshoffnung des Apostels Paulus, und gerade durch die künftige Betonung des Erlösungswerkes Christi und der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben, wurde er der Vorkämpfer der Heidenmission und der Gleichberechtigung der Heidenchristen mit den Judenchristen im Reiche Jesu Christi.

Es war vornehmlich Paulus, der die Kirche, die auf dem Boden des Judentums erwachsen, zur Selbständigkeit und Befreiung von den Fesseln des Judentums verhalf, ohne die Einheit der heidenchristlichen Kirche mit der judenchristlichen zu gefährten.

Trotz Bekämpfung des partikularistischen Geistes, hat er als echter Unionsmann doch das gute Einvernehmen mit der judenchristlichen Gemeinde gepflegt, indem er das Gutachten der Apostel zu Jerusalem einholte, eine Verständigung herbeiführte und der Gemeind die Liebe und Teilnahme seiner heidenchristlichen Gemeinden, durch Ueberbringung einer reichen Beisteuer, bekundete. Das war ganz im Sinn von Eph. 4, 4—6.

Da der Apostel Paulus eine überaus eifrige Missionstätigkeit entwickelte und dadurch sehr zur Ausbreitung des Christentums im römischen Reiche beigetragen und ebenso eine reiche literarische Tätigkeit entfaltete, durch die er bestimmend auf Lehre und Leben der Gemeinden eingewirkt hat und noch einwirkt, so wird man kaum imstande sein, den weittragenden und tiefgehenden Einfluß des Apostels Paulus auf die Entwicklung der Kirche gerecht und gebührend einzuschätzen. Die Welt hat 1900 Jahre zu seinen Füßen gesessen, Männer, die hervorragendes in der christlichen Kirche geleistet haben, wie Augustin und Luther,

haben aus seinen Schriften die Anregung und Belehrung empfangen zu ihrer reichgesegneten und weitwirkenden Tätigkeit.

In der Rüstkammer des Apostels Paulus hat Luther die Waffen gefunden zur Bekämpfung der Irrtümer und Mißbräuche einer in Werkgerechtigkeit, Gewissenknechtung und Weltsinn versunkenen Kirche. In der Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens ist der Apostel Paulus der Wegweiser der protestantischen Kirche geworden, damit sie in ihrer Freiheit nicht abirrt von der festen Glaubensnorm, noch von den gesunden Grundsätzen einer gottwohlgefälligen christlichen Sittlichkeit.

Wer hat das christliche Glaubens- und Sittenleben so allseitig beleuchtet wie er? Seine Schriften sind eine wahre Fundgrube für den christliche Dogmatiker und Ethiker und unser kirchlicher Liederschatz reflektiert in sehr reichem Maße paulinische Gedanken und Ideen, die in das Gemeindebewußtsein übergegangen sind.

Der Apostel Paulus ist durch sein hervorleuchtendes Beispiel das Ideal eines eifrigen, aufopferungsfreudigen und unermüdlichen Missionsmannes geworden, und durch seine reichhaltigen Pastorallehren ein hervorragender Erzieher und Ratgeber des Pastorenstandes geworden. Wer könnte praktische Theologie geben ohne sich auf Paulus zu beziehen, wer in praktischer Amtstätigkeit an der Gemeinde stehen ohne Belehrung und Ermunterung von ihm zu empfangen? Wahrlich, ein „ausserwähltes Rüstzeug“ von Gottes Gnaden, ein Mann von mächtigem, weitgehendem Einfluß, so lange die Kirche Christi besteht.

Zum Schluß heben wir vier charakteristische Sätze aus seinen Bekenntnissen hervor, die seine Stellung zum Evangelio, zu Christo und zum Heilsweg kennzeichnen:

Der erste lautet: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht,“ u. s. w. Röm. 1, 16.

Der zweite lautet: „Ich lebe im Glauben des Sohnes Gottes der mich geliebet hat,“ u. s. w. Gal. 2, 20.

Der dritte lautet: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht wird, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.“ Röm. 3, 28. Und

der vierte lautet: „Wir werden gerecht ohne Verdienst, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist.“ Röm. 3, 23. 24.

Kirchliche Rundschau.

Wir geben nachstehend einige Einsendungen unter „Rundschau,“ aus der Feder unsers treuen und fleißigen Mitarbeiters, Pastors J. H. Steger, Plattsmouth, Nebr., der sich bemüht hat, die in den letzten Monaten herrschende Lücke etwas auszufüllen.

Die englische Hochkirche und ihre Stellung zur Reformation.

Kurz vor dem Beginn des Krieges wurde hier und da einmal die schüchternde Frage laut, wie man wohl am 31. Oktober 1917 die vierhundertjährige

Jubelfeier der Reformation begehen könnte. Das eine ist aber jedenfalls jedem Verehrer unserer deutsch-evangelischen Kirche im Verlauf des Weltkrieges klar geworden, daß die vier Jahre bis zu diesem Fest kaum ausreichen werden, eine neue Freundschaft zwischen den deutschen Protestanten und den Anhängern der englischen Kirche, die den stolzen Namen „Hochkirche" führt, anzubahnen — Treu und Glaube ist zu schwer verletzt. Ich würde es auch gar nicht einmal für ein Glück ansehen, wenn an diesem Ehrentage unsers evangelischen Glaubens die mißratene Bastardschöpfung des königlichen Wüstlings Heinrichs VIII. sich an unsere Seite stellen wollte. Noch in keinem Jahre habe ich mit solcher aufrichtigen Freude in unserer Obersekunda im Beisein katholischer Schüler Schillers „Maria Stuart" gelesen. Wie oft hat man auf Schiller Steine geworfen und ihn angeklagt, er habe die große Königin Elisabeth, die Freundin und Bundesgenossin der deutsch-evangelischen Kirche, zugunsten einer Gattenmörderin heruntergesetzt. Und doch! wie klar hat Schiller geblickt. Wenn er die katholische Schottenkönigin zu dem kaltherzigen Burleigh sagen läßt:

„Ich sehe diese würdgen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —"

so gibt es für mich an dieser widerwärtigen Tatsache nichts zu beschönigen und zu bemänteln. Wie dem zuerst als "defensor fidei" aufgetretenen Lüstling, **cuius deus venter erat**, so war auch seiner aus dem Tower hervorgeholten Tochter der Kirchenglaube nur Geschäftssache, genau wie von den Engländern der Burenkrieg, und der jetzige Weltkrieg nur als Geschäft angesehen wurde. Das „gute Lieschen" sah mit einem Blick, daß sie an der Spitze des anti-päpstlichen Protestantismus — die dummen Deutschen vergaßen, auf ihre Glaubensstreitigkeiten erpicht, aus dem neuen Glauben Kapital zu schlagen — sozusagen einen religiösen Freibrief besäße, dem katholischen Spanier seine reichen Kolonieen zu entreißen. Wer wollte also — so frage ich — ernstlich darüber betrübt sein, wenn die religiöse Bundesgenossenschaft des perfiden Albion, dessen Missionare in erster Linie den Heidenkindern von der Verworfenheit der Germans predigen und zweitens den getauften Heidenfürsten den letzten Rest ihrer weltlichen Macht aus den Fingern winden, uns Deutschen am 31. Oktober 1917 „nicht zur Seite steht?" — „Der Starke ist am mächtigsten allein," dies gilt auch von der Kirche Martin Luthers. (Aus „Geisteskampf," 1915, 4.)

Where Do You Have a Lutheran Church?

Diese Frage hat Dr. J. A. Clutz, Prof. am Gettysburg Theological Seminary in einer Ansprache: **"The Preaching of the Gospel and the Administration of the Sacraments,"** die er auf der 12. Konvention der „Luther-League" (gehalten am 15.—17. August zu Toledo, Ohio) in folgender Weise beantwortet:

"The first is, that the right preaching of the Gospel and the right administration of the sacraments are the distinguishing marks of the Lutheran Church. I mean as distinguishing the Lutheran Church from other Churches or denominations. The Church must have such distinguishing marks so that it may be known and recognized as true, and these two things especially mark the Lutheran Church as over against other Churches. First, there is the preaching of the pure Gospel, or the

right preaching of the Gospel. The Lutheran Church has always stood for this. It still stands for it today. Even the men of other denominations, the conservative men, are coming to recognize this more and more. They are coming to feel, and even to say, that in this country especially it is the Lutheran Church that must be depended on to stand firm against the "higher critics" and the advocates of a "New Theology" who are trying to eliminate from the Scriptures everything supernatural. It is the Lutheran Church in this country that must be depended on to hold fast to the pure Gospel as we have it in the Old and New Testament Scriptures, which we recognize as the Word of God and the only infallible rule of faith and practice.

So, in regard to the sacraments, the Lutheran doctrine of the sacraments distinguishes it, on the one hand, from the Roman Catholic Church, which goes to the extreme of making the sacraments works of magic which convey their benefits by the mere performance of them, without requiring faith in those who receive them; and from the Reformed Churches, on the other hand, which go to the other extreme of regarding the sacraments as merely symbolical representations of the truth. As over against both of these, the Lutheran Church stands between them with the truth. As over against the Reformed Churches, it insists that the *sacraments are not merely symbolical representations of truth, but that they are true means of grace, channels thru which God actually communicates His grace to those who receive them by faith.* As over against the Roman Catholic Church, on the other hand, it insists that the sacraments are not works of magic which convey their blessing by the mere reception of them without faith, but that faith is essential to make them effective. Hence, I say that these two things are the distinguishing marks of the Lutheran Church.

In the second place, I wish to say that these are the identification marks of the Lutheran Church. I am thinking now more especially of the identification of Lutherans as among themselves. Whether you belong to them or not, or approve of them or not, you know that all secret societies and great fraternal organizations, have certain signs, and grips, and passwords, by which their members may identify and recognize each other wherever they meet even tho it may be as strangers in a strange land. So, it is important that the Lutheran Church should have some identifying marks of this kind by which a Lutheran may be recognized by a Lutheran wherever they may meet. Now, there are some Lutherans who would lay stress on nationality or language; some would lay it on Church polity and forms of government; some would lay it on forms of worship, and rites and ceremonies and matters of that kind. But none of these things are absolutely essential. Not long ago I heard of a lady who was visiting in a city some distance from her home. As a good Lutheran she went to a Lutheran Church on the Lord's Day. After service she went forward and introduced herself to the minister. She told him her name, and her residence, and also the name of her pastor. "Does he wear the robe?" was the minister's first question. To this minister the wearing of the robe seemed to be the identification mark of a good Lutheran. The really essential marks of a Lutheran, or of a Lutheran Church, are the *right preaching of the Gospel, and the right administration of the sacraments.* Where you have these you have a

Lutheran, or a Lutheran Church, even tho they may differ from you widely in some other things, such as "human traditions, rites, and ceremonies, instituted by men" which need not necessarily be everywhere alike, and which never have been exactly alike in all the Churches and at all times."

Die Evangelische Synode hat niemals Anspruch auf lutherische Vollkommenheit gemacht, und hat dies in der Behandlung von seiten der Lutherans of America gar oftmals zu verspüren bekommen. Obwohl nun das Wort „Bruderliebe" nicht in den lutherischen Bekenntnisschriften zu finden ist, so könnte man doch aufgrund des Pochens "of the right preaching of the Gospel" erwarten, daß auch die Lutheraner von ihr erfüllt, der Wahrheit die Ehre geben und nicht andere über unsere evangelische Lehre fälschlich belügen. In dem synodalen Bekenntnis ist ja zur Genüge dargetan, daß die Schrift die alleinige Richtschnur des Glaubens sein soll, und daß man sich auch bei Differenzpunkten nur an die darauf bezüglichen Stellen der Heiligen Schrift zu halten hat. Wenn Prof. Cluth von den Sakramenten behauptet: "that they are means of grace," so hat die evangelische Lehre nicht nötig, darob verschämt beiseite zu stehen, denn auch die „Lutherans" können sich aus den „Evangelical Fundamentals" überzeugen, daß man bei uns lehrt: "a sacrament is not only a means of grace, but a gift of grace." H. S.

Could Lutherans Frame a New Creed and Agree on It?

If leading Lutherans from the various bodies and synods in this country were to meet in convention for the purpose of framing a new creed expressive of their faith as over against the doubt, indefiniteness and liberalism of the day, what subjects would it touch upon, and to what extent would there be unity of belief? We are assuming that the historic creeds would all be left out of account and a creed framed that would be the product of a fresh apprehension of evangelical truth as related to the prevailing beliefs and misbeliefs of the day and the questions and problems associated with them. It might prove an experiment worth trying. It might bring to the surface some views and tendencies that would give the lie to our much-vaunted unity in the faith, or it might reveal a closer unity than many had dared to dream of.

It is not said that because Lutherans formally subscribe to the Confessions that therefore they have fully and vitally grasped the faith of which they aim to be the expression. A formal dogmatic faith is not necessarily a living, leavening faith. Nor is it said that the questions which were vital in the days when the Confessions were framed are in the same sense as of old vital in the present time; for times and conditions change with every age. Nor is it said that the Confessions are in any sense a full setting forth of teachings vital to the needs of the present time. They simply register the faith of the Church in their day as it needed to be confessed in order to counteract the errors with which it could not live in peace. They are a testimony based on Scripture against heresies and tendencies in the Church that would have robbed it of its witness-bearing power. But neither is it said that because the Confessions may not be regarded as a finality, or virtually as a rule of faith, therefore their usefulness is outlived and their forms of expression so outgrown as no longer to have a message for succeeding generations.

But let us for the moment assume that the Lutheran Confessions are non-existent, save as they have wielded their influence in moulding the faith of American Lutherans, and that an effort is now to be made to frame a confession that shall meet the issues and problems that confront the Lutheran Church in this land of sects and isms, what outstanding questions of faith and principle would it have to deal with in order to be a really modern creed? What great subject would it begin with concerning which to give its testimony? Unanimous consent would give the Scriptures first place. Today the Scriptures are being weighed in the balances as they were not in any period since the gnosticism of the early centuries. There is a new gnosticism that not only distorts Scripture beyond recognition, but rules it out of court as a final, infallible authority. The question now is not ,"Are the Scriptures the final court of appeal?" but "Do we have any Scriptures at all that are worth taking at their own word and worth regarding as the Word of God?" Could Lutherans give a clear and full and convincing testimony on this great subject and do it effectively in the light of the new problems which scholarship has woven as a spider's web around the Scriptures? Have these problems been sufficiently studied to enable the Lutheran Church to testify as one united body before a world which pins its faith more to the outer testimony of reason and research than to the inner testimony of the Scriptures themselves? A few scholars might frame an article to suit themselves; but would it be cast in a mould that would appeal to Lutherans generally as a testimony and gauge of their faith in the Scriptures as the veritable Word of God? There is need here of a great article of faith; but who is sufficient to write it?

This fundamental question set at rest, could Lutherans frame other articles setting forth clearly and positively their faith in the supernatural verities of religion as over against the tendency of the times to resolve all religion into merciful and ethical activities which touch the temporal needs of men but leave the soul unregenerated? Could there be given a fresh statement of belief on the questions of sin and retribution, of repentance and faith and justification, of the righteousness that is born of the spirit and the righteousness that is born of self, of a religion that grows out of a personal relationship to God in Christ Jesus and a religion that centers in a relationship to man and things and tears up the mystical and spiritual elements of our faith by the roots,—could there be given a testimony on these and other points that would strike the keynote of faith which is needed for our day and generation just as the Augsburg Confession was needed for the 16th century? It would be more than interesting were such an attempt at creed-making to be made by Lutherans in America. Doubtless some surprises would be in store for the Church—some favorable, others not so favorable. It might disclose the futility of attempting to frame a creed until witness-bearers have been in travail for the safety and defense of the faith once delivered to the saints. No Church is fit to write a creed that is not born in such travail of soul.—*The Lutheran.*

Die Offenheit und der Freimut des Editors des „The Lutheran" (Gen. Council) ist anzuerkennen. In lutherischen Kreisen unsers Landes ist man

eine solche freie kritische Aussprache über die Bekenntnisse nicht gewohnt. Ob freilich eine Zeit kritischer Zweifel, und anderseits eine solche, die das wesentliche heute noch nicht von dem unwesentlichen unterscheiden will, dazu berufen ist, ein neues Dogma zu schaffen, ist fraglich. Wer allerdings die von den Vätern formulierten Bekenntnisse für „gut genug" erklärt („Luth. Zionsbote," No. 20, 1916) und etwa in ihnen ein unbedingt verpflichtend Lehrgesetz ersieht, der wird auch nicht die Mängel zugeben, die ihnen vonseiten ihrer irdischen Entwicklung anhaften. Der äußerliche Autoritätsglaube ist die große Gefahr des starren Konfessionalismus.

Der luth. Dogmatiker A. v. Oettingen weist darauf hin, daß ein erfahrungsloses Ja nicht nur nicht wertlos, sondern viel schlimmer sei, als ein redliches Schwanken zwischen Ja und Nein. Er ersieht in der modernen kritischen Forschung, welche die „sicheren Stützen" angreift, eine „providentielle Fügung." Daß die Grundwahrheiten des Christentums in den Bekenntnissen eine irrtumsfreie, vollkommene und unveränderliche Form gefunden haben sollten, wird nur der behaupten, der zum blinden Buchstabenknecht geworden, und somit menschliche Formeln über die immer neu zu erfassenden Schriftwahrheiten stellt. (Vergl. „Magazin," 1906, No. 2, S. 121.) Nur in der gewissenhaften Prüfung der Tradition, in der Unterscheidung zwischen der zerbrechlichen Form zeitgeschichtlicher Einkleidung und dem ewigen Gehalte früherer Bekenntnisse, beweist sich der Christ als ein Jünger Christi und als ein Kind der Reformation. (Pfennigsdorf, Persönlichkeit.)

Daß eine Darlegung der biblischen Wahrheiten unserm heutigen Empfinden gemäß mehr Klarheit in die verworrenen Zustände der protestantischen Lehrkirche bringen würde, ist zweifellos. Ob aber ein neues Dogma, die einigt, die aufgrund der bisherigen Bekenntnisse eine Einheit des Glaubens herbeizuführen und somit einen vergangenen Glaubensstand künstlich nachzuahmen suchten, ist nach den bisherigen Erfahrungen sehr fraglich. Die Einheit der Kirche auf dem mechanischen Wege eines menschlich formulierten Bekenntnisses festzustellen, zerstört die Gemeinschaft des Glaubens, da die Kirche dem Intellektualismus verfällt, auf die Gemeinschaft im Handeln verzichtet, und an Stelle der Gemeinschaft des Glaubens die Gleichförmigkeit der Lehre setzt. Was das „neue Dogma" betrifft, so hat kein anderer als Luther, der zwar seinen Worten selbst nicht treu geblieben ist, allen Menschensatzungen, allen Konzilien und kirchlichen Autoritäten zum Trotz das freie Wort gesprochen, daß: „Alle Artikel des Glaubens genugsam in der Heiligen Schrift gesetzet sind, daß man keinen mehr darf setzen." Und die Arbeit, diese „Artikel des Glaubens" immer mehr zu erforschen und sie uns anzueignen, sollte im Bewußtsein des Glaubens an den einen Herrn, verbunden durch das Band der Liebe und des Friedens, dazu dienen, daß wir heranwachsen zu einerlei Erkenntnis, das der Kirche Ziel ist. H. S.

Die Austreibung des Geistes.

Der Herausgeber des luth. „Zionsboten" hat in einem Artikel (No. 4) ein eigenartiges Geständnis abgelegt, das um so verwunderlicher erscheint, wenn man bedenkt, daß ein Teil der Generalsynode, auf deutsch-amerikanischen Einfluß hin, als das Ziel des synodalen Strebens „zu stehen wie die Väter 1530 standen'" ansehen. Neu sind derartige Ideale nicht. Von er-

neuter Behandlung der Bekenntnisschriften und in der Rückkehr zu Luthertum des 16. Jahrhundert hat man sich schon des öftern die Einigkeit, Festigkeit und das Heil der Kirche versprochen. Das Fertigsein der Lehre hat seine bestechenden Reize. Daß aber in der Sucht des Fertigseins die Gefahr steckt, den Geist der Väter zu vertreiben, ist durch die Geschichte bestätigt. Es ist interessant diese Tatsache von denen bestätigt zu finden, die sich in der Rückkehr zum Luthertum des 16. Jahrhunderts, in der neuesten Phase der amerikanisch-luth. Kirche hervorgetan haben. Wir lesen im „Zionsboten“:

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen so vieles andere im menschlichen Leben. Es bezieht sich das auch auf das religiöse und kirchliche Gebiet. Man frage nur die Geschichte, die gibt darüber genügend Aufschluß. Ein jedes Zeitalter charakterisiert sich durch gewisse Richtungen und Tendenzen, die dann im Laufe der Zeit sich ausleben und von andern und neuen abgelöst werden. Es geht damit wie mit der Mode in der Kleidertracht. Und wie man von der Mode sagt, daß sie eine Tyrannin sei, die ihre Herrschaft erbarmungslos durchsetze, so auch neue Ideen und Einrichtungen auf andern Gebieten. Sehen wir uns auf kirchlichem Gebiete um, so tritt uns diese Tatsache nach verschiedenen Seiten hin entgegen. Sehen wir uns nur in unserm eigenen Kirchenkörper, in der General-Synode, um, so haben wir schon Beweise genug. Im allgemeinen möchten wir hinweisen auf die konservative Richtung, die sich nun fast während eines halben Jahrhunderts von Jahr zu Jahr mehr geltend gemacht hat. Und hier kommt hauptsächlich der englische Teil der General-Synode in Betracht, denn von einem deutschen Teile konnte man in jenen Tagen kaum reden. Das sogenannte „amerikanische Luthertum“ unterschied sich vielerorts von dem Christentum anderer protestantischen Denominationen in der Predigt sowohl als was kirchliche Gebräuche und Methoden der Arbeit anbetraf, so wenig, daß man es kaum merken konnte. Der Unionismus mit andern Kirchengemeinschaften hatte sich so sehr eingebürgert, daß man ihn als etwas ganz Selbstverständliches hinnahm. Man ließ sich von den englischen Denominationen und deren kirchlichen Einrichtungen so sehr imponieren, daß das eigene väterliche Erbe in den Hintergrund trat und in nicht wenigen Fällen sogar als minderwertig betrachtet wurde. Das ist nun besser geworden. Man hat wieder größeren Nachdruck auf den Wert der Bekenntnisse gelegt. Man hat die Gottesdienste durch Einführung einer nach altlutherischen Mustern hergestellten Liturgie bereichert und mehr einheitlich gestaltet. Man hat sich überzeugt, daß das auch in lutherischen Kreisen einst eingeführte Revival-System einem gesunden Wachstum in den christlichen Wahrheiten nicht entspricht. Man ist zur Erkenntnis gekommen, daß das altbewährte Mittel eines gründlichen Jugendunterrichts nach Luthers Kleinem Katechismus, durch kein anderes Mittel oder Methode ersetzt werden kann. Ueber die *Fortschritte* nach diesen Richtungen hin kann man sich nur freuen. Nur *eins* will uns in dieser Hinsicht ein wenig bedenklich vorkommen. Amerika ist bekanntlich, wie auf vielen andern Gebieten, so auch auf religiösem und kirchlichem, das Land der Extreme. Man meint eine gute Sache desto schneller fördern zu können, wenn man ihr mit allerlei äußern Mitteln zu Hilfe komme. Seien wir auf der Hut, daß es uns hier in Amerika nicht ergeht, wie unserer Kirche im alten Vaterlande mit dem Anbruch des 17. Jahrhunderts. Von jenem Zeitalter urteilt ein zuverlässiger Geschichtsschreiber als der Zeit der „*kühlen Atmosphäre*“ in der Kirche, als dem Zeitalter „*der immer*

steifer werdenden Form," deren sichere Tendenz die Dämpfung, ja sogar Austreibung des Geistes bedeutet, braucht man keinem Einsichtigen zu sagen. Wir beobachten schon so manches, hauptsächlich in unsern englischen Gemeinden, das uns an das amerikanische Sprichwort erinnert: „Ein fliegender Strohhalm zeigt die Richtung an, woher der Wind kommt." H. S.

Drei Milliarden Blutgeld in einem Jahre.

Unsere „strikte amerikanische Neutralität" und vielgepriesene und hoch besungene „Humanität" haben sich bezahlt gemacht. Nachstehende Zahlen bedürfen keiner weiteren Erklärung, werden aber auch nicht hindern können, daß sie manchem rechtlichen Bürger unsers Landes eine tiefe Schamröte ins Angesicht treiben und ein „Gott erbarme dich!" über die Lippen zwingen:

Bureau der „N. Y. Staatszeitung,"
716 Riggs Buliding, Washington.

Washington, den 31. Dezember 1916. Bis zum 30 November betrug die Ausfuhr an Patronen, Pulver, Explosivstoffen und Schießwaffen aus den Ver. Staaten $900,647,406 und, falls der Export während des Christmonats seinen Vorgängern gleichkommt, dürfte mit dem Ende des Jahres heute die erste Milliarde erreicht worden sein.

Neben dieser Milliarde exportierte das neutrale Amerika außerdem 600,000 Pferde, 200,000 Maulesel, leeere Patronenhülsen im Werte von 250 Millionen Dollars, 400 Aeroplane, Teile für 600, 115,000 Automobile, 25,000 Motorräder, Säuren für Explosivstoffe im Werte von nahezu 50 Millionen Dollars, eine Milliarde Pfund in Stachel- und anderm Draht, zwei Milliarden Pfund in Eisen, Stahl und Zinkplatten, 200 Millionen Dollars in leeren Granatenhülsen und andern Stahlfabrikaten für den Krieg, 15 Millionen Paar Männerschuhe für die alliierten Armeen, 130 Millionen Pfund Sohlenleder, 400 Millionen Gallonen Naphta zum Betrieb edr Militärautos u. s. w. und Millionen und Abermillionen in andern Artikeln, nicht zu sprechen von dem Riesenexport in Lebensmitteln und Kleidungsstücken.

Die Gesamtausfuhr der Ver. Staaten in den letzten zwei Jahren, d. h. seit dem 1. Januar 1915, betrug rund 7.3 Milliarden Dollars. Hiervon gingen 5.8 Milliarden oder vier Fünftel an die Alliierten. Die Ver. Staaten stehen also mit ihrer wirtschaftlichen Kraft auf der Seite der Feinde Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, die damit gegen die ganze Welt kämpfen.

Hohe Beamte der Administration haben wiederholt zur Verteidigung des Handels in Mordwerkzeugen behauptet, daß dieser nur einen verschwindenden Bruchteil unserer Gesamtausfuhr darstelle. Die Zahlen des Handelsdepartments zeigen indes, daß die Ausfuhr in Patronen, Explosivstoffen u. s. w. nahezu ein Siebentel der Gesamtausfuhr betrug.

Zu dieser Hilfe durch die stählernen kommt aber noch die Hilfe durch die silbernen Kugeln, die nach einem Ausspruch Lloyd Georges den Krieg entscheiden sollten. Hier beträgt die Summe, welche die Ver. Staaten bisher den verschiedensten Alliierten geliehen haben, nach der letzten Aufstellung der Bundes-Reservekommission $1,931,000,000; also, wenn man die in Umlauf befindlichen und von den Reservebanken diskontierten kaufmänni-

schen Akzepte mitrechnet, über zwei Milliarden. Eine Milliarde in Waffen und Munition, zwei Milliarden in Geld zur Weiterführung des Krieges!" („Kirchenzeitung.")

Darf sich das evangelische Deutschland im Kampf gegen die russische „Orthodoxie" mit dem Islam verbünden?

Vor einem halben Jahrhundert hieß es allgemein: Wenn erst die Türken aus Europa vertrieben sind, ist dieser Erdteil vollständig christlich, dann ist eine alte Ehrenpflicht der Christenvölker erfüllt und eine alte Schuld getilgt. Wie lautet aber jetzt die Meinung der verständigen Deutschen? Hegt unser deutsch-evangelisches Volk, an der Spitze der Kaiser (der schon mehrfach seine Freundschaft für die Mohammedaner bekundet hat), einen Haß, eine Religionsfeindschaft gegen die Bekenner des Islam, oder sehnt es noch einen Krieg herbei, der den Türken nach den Verlusten auf dem Balkan und in Tripolis auch noch den Besitz von Konstantinopel kosten würde? Durchaus nicht. Dieser Haß ist jetzt auf die „rechtgläubigen" Russen übergegangen, die neben ihrer frechen Anmaßung der gar nicht auf sie passenden Bezeichnung „Orthodoxie" eine noch tief unter dem niedrigsten Heidentum stehende abscheuerregende Sittenlosigkeit an den Tag legen. Wir brauchen demgemäß uns auch nicht davor zu scheuen, Schulter an Schulter mit diesen Nichtchristen gegen dieses des Christennamens durchaus unwürdige Barbarenvolk Krieg zu führen. Natürlich werden die Engländer, diese pharisäischen Hüter christlicher Ehrbarkeit, die aber selbst diese Ehrbarkeit ganz wie ihre neutestamentlichen Vorbilder (Matth. 23, 14) schänden, darob ein großes Geschrei erheben; wenn *sie* mohammedanische Völker nach schwindelhaften Versprechungen ihrer Freiheit berauben und zur Vergrößerung ihrer Weltherrschaft auf den Schlachtfeldern der fünf Erdteile als Kanonenfutter benutzen, so ist das gentlemanlike, wenn aber der Kaiser durch seine Besuche in Konstantinopel und seine Reisen nach Palästina, desgleichen seine Generale durch ihre militärische Tüchtigkeit die Zuneigung und Bewunderung der Osmanen sich errungen haben, so ist das nach der hochfahrenden Weltauffassung der Briten eine unzulässige Benachteiligung der westeuropäischen Kulturstaaten. Und doch brauchen die Engländer wirklich nicht die sittlich Entrüsteten zu spielen. War es doch schon im 16. Jahrhundert im Reformationszeitalter die Königin Elisabeth, die es mit ihrer Würde als protestantische Königin in Einklang zu bringen wußte, ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Sultan in Konstantinopel abzuschließen, um im Kampf gegen Philipp von Spanien und dessen Parteigenossen eine Rückendeckung zu haben. Man hat im Palast des abgesetzten Sultans Abdul Hamid noch das Original des Briefes gefunden, worin sie an diesen die Bitte um Hilfe mit der Begründung richtet, sie als protestantische Königin und der Türkensultan seien die einzigen Verehrer des wahren Gottes, da die Katholiken, als Anbeter zahlloser Heiligen in Vielgötterei versunken, gar nicht als Monotheisten angesehen werden dürften. Da sind die Russen doch noch ehrlicher, sie sprechen ihre Absicht, den Halbmond auf der Hagia Sophia durch das russische Doppelkreuz ersetzen zu wollen, mit plumper Offenheit aus. Jetzt sind die Masken gefallen, und wir sehen dem Erfolg der türkischen Erhebung mit Spannung entgegen. Jedenfalls wird auch Aegypten, wenn wieder der Khedive unum-

schränkter Herrscher ist, der deutschen Kultur ebenso freundlich gegenüberstehen, als unter der „christlichen Herrschaft der Engländer, die mit ihren Rotten betrunkener Seesoldaten schlechte Förderer der christlichen Mission waren. („Geisteskampf.“)

Benjamin Franklin.

Franklin ein weiser, umsichtiger Mann, ragte himmelhoch über das heutige pygmäne Geschlecht der Amerikaner hinaus. Dieses hochmütige, selbstgenügsame Geschlecht findet es unter seiner Würde, fremde Sprachen zu lernen, und ist deshalb unfähig, sich ein Urteil zu bilden über den Wert der Kenntnis mehrerer Sprachen.

Es war Benjamin Franklin, jener große Staatsmann, der in 1732 die erste deutsche Zeitung, die „Philadelphia Zeitung“ herausgab. Die Absicht, die diesem Unternehmen zugrunde lag, war, die Neueingewanderten zu amerikanisieren. Er glaubte, auf diesem Wege fremdsprachige Ankömmlinge am Besten für die Prinzipien dieses Landes zu interessieren und zu inspirieren. Heute sind klugseinwollende Leute der Meinung, daß diese Methode der Amerikanisation hinderlich sei. Franklins Vettern wissen es besser; die Absichten haben sich wohl auch geändert, ebenso wie die Methoden; vielen unbewußt. Daß die fremdsprachige Presse mithilft an der Amerikanisation der Eingewanderten ist dadurch erwiesen, daß im allgemeinen schon die zweite Generation, sowohl in Sprache als Volkssinn, so vollständig amerikanisiert und erzogen ist, daß unter diesen das Vortrefflichste im amerikanischen Sinne sich zeigt. Die eingewanderten Eltern, die sich notgedrungen durch das Medium der eigenen Sprache in amerikanische Verhältnisse hineinleben müssen, erziehen ihre Kinder für Liebe und Achtung des Adoptiv-Vaterlandes und für die Flagge des Landes. Die Eingewanderten, die Bürger dieses Landes werden (und solche nur haben ein moralisches Recht hier zu wohnen), erziehen ihre Kinder zur Loyalität, Patriotismus und wahrem Amerikanismus, nach den Methoden, welche sie nicht durch fremdsprachige Medien, sondern durch die vermittelnden Medien der eigenen Sprache, sich angeeignet haben. Wenn deshalb in unsern Tagen fremdsprachige Preßorgane unterschätzt und von einigen gar verpönt werden, so geschieht das aufgrund beschränkter Kenntnisse von Tatsachen und Wirkungen, oder weil man von den erhabenen Absichten eines Patrioten wie Franklin abgewichen oder abgeirrt ist.

Literatur.

Hardeland, A. „Luthers Katechismusgedanken in ihrer Entwicklung bis zum Jahre 1529." Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann.

Wer im Jubiläumsjahre der Reformation im Anschluß an Luthers oder des synodalen Katechismus sinnend den Gedanken des großen Reformators nachgeht, der wird diese Arbeit nicht ohne vielen Gewinn tun, und sowohl für die Vorbereitung für den Unterricht, als auch für die eigene, persönliche Erbauung manch Goldkörnlein in diesem Buche finden. Dem Verfasser muß es dankbar anerkannt werden, daß er nichts unversucht gelassen hat, die großen Katechismuswahrheiten mit eigenen Lutherworten wiederzugeben. Dadurch erhält das Buch seinen eigenen Reiz, daß Luthers religiöses Empfinden so unmittelbar an den Leser herantritt. Von besonderem Interesse sind auch die Ausführungen über die Abendmahlsgedanken Luthers, in denen der Verfasser nicht umhin kann, von einer „Unsicherheit" Luthers, sofern es die Abendmahlsgabe betrifft, zu sprechen. H. S.

Neue Erscheinungen auf dem Büchermarkt.

Lindsay's Reformation in Germany	$2.75
Lindsay's Reformation in Lands Beyond Germany	2.75
Davidson's Theology of the Old Testament	2.75
Mackintosh's Doctrine of the Person of Jesus Christ	2.75
Rowe's Society	1.50

Wir sind mit Charles Scribner Sons von New York in Verbindung getreten. Dieselben haben uns folgende neue Bücher zur Rezension zugeschickt (alle zu der bekannten Serie "The International Theological Library" gehörig):

1. The History of the Reformation. By Thomas M. Lindsay, D. D., LL. D. 2 vols.

Der 1. Band: The Reformation in Germany from its Beginning to the Religious Peace of Augsburg. 528 Seiten. March 1916.

Der 2. Band: The Reformation in the Lands beyond Germany. 631 Seiten.

Diejenigen unserer Leser, die auch gern ein englisches Buch lesen, werden sich mit Freuden dem Studium dieser zwei Bände über die Reformation hingeben. Dies Jubiläumsjahr macht den Gegenstand besonders zeitgemäß und es muß zugegeben werden: das Buch, besonders der Band über Deutschland, ist eine sehr bedeutende Leistung. Man bedenke, daß der Verfasser, T. M. Lindsay, der Prinzipal des „United Free Church College" von Glasgow, ein Schotte ist, und man wird sich wundern müssen über die Sachkenntnis, das eindringende Verständnis, die Bekanntschaft mit den verschiedenartigsten und zum Teil schwer zugänglichen Quellen, die sympathische Beurteilung deutscher Bestrebungen und insonderheit der Person selbst.

In Book I des ersten Bandes gibt der Verfasser unter dem Titel: "On the Eve of the Reformation," eine eingehende und höchst instruktive Darstellung der Weltlage am Ende des 15. Jahrhunderts. Er zeigt, wie das

Papsttum mit seinen Ansprüchen auf Weltherrschaft die Welt in Banden geschlagen, die besonders auf Deutschland schwer lasteten. Denn während Frankreich und England zu kompakter, nationaler Einheit gelangt waren, war das mit Deutschland nicht der Fall. Was Deutschland daran verhinderte, war der Anspruch, ein heiliges römisches Reich deutscher Nation zu sein, deutsche Nationalität und römische Weltherrschaftsgedanken zu verbinden. Es wurde zu viel, zu Hohes, zu Ideales erstrebt und darüber das praktisch Erreichbare außer Acht gelassen. So kam es, daß der Papst, dem gegenüber englische und französische Könige sich oft mit Erfolg behaupteten, Deutschland aufs schändlichste ausbeuten und tyrannisieren konnte, ohne daß der Kaiser, dessen Autorität in seinem weiten Reiche vielfach gehemmt war, hinreichenden Schutz gewähren konnte. Dennoch fehlte es nicht an einem weit verbreiteten Verlangen nach Reformation der Sitten in der Kirche. Einen mächtigen Anstoß zur Kritik bestehender Verhältnisse und Institutionen gab das Wiedererwachen der Wissenschaften. Lindsay gibt eine anziehende Beschreibung jener mächtigen Geistesbewegung, in Italien anhebend, die durch das Wiederauffinden der klassischen Geistesschätze hervorgebracht, den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit in die Wege leitete, den Geist emanzipierte von kirchlicher Bevormundung, Freiheit der Forschung und Entwicklung verlange, Ueberlebtes zu Grabe trug und zu mächtigen Leistungen auf allen Gebieten, in Wissenschaft und Kunst, anregte. Die Führer dieser Bewegung, Humanisten genannt, gingen in ihrer Bewunderung des klassischen Mittelalters so weit, daß sie vielfach geradezu zu altheidnischen Anschauungen zurückkehrten und besonders auch im Leben sich dem ungehinderten Genuß der Sinne hingaben. In Deutschland war das anders, hier hat der Humanismus keine Herren der Kunst hervorgebracht, wie Michel Angelo und Rafael, aber dafür fand auch das Heidentum keinen Eingang. Die Leiter waren ernste Männer, die, wie Reuchlin, die neue Wissenschaft in den Dienst des Wortes Gottes stellten.

Lindsay hat sich besonders Mühe gegeben, nicht nur das soziale Leben jener Epoche eingehend und anschaulich zu schildern, sondern auch den Spuren einer einfältigen, im Volke sich lebendig erhaltenden Frömmigkeit nachzugehen, wie sich solcher in der Kindererziehung ausprägt, in den vielen nichtmönchischen religiösen Genossenschaften, wie sie in Katechismen, in Kirchenliedern, Tagebüchern, Lebensbeschreibungen, städtischen Verordnungen u. s. w. zutage tritt. Auf diese Weise gelingt es ihm, uns die Welt zu beschreiben, in welche Luther hineingeboren wird, und darzutun, wie es zu erklären ist, daß seine reformatorische Arbeit in seinem Volk so guten Boden fand, und so viel Anknüpfungspunkte, die seinen durchschlagenden Erfolg möglich machten.

Nachdem so der Boden bereitet ist, führt der Verfasser den Helden des Buches, den Reformator, ein. Man muß dies nur lesen, um es zu genießen. Die ganze Dramatik seines Lebens prägt sich in der Beschreibung aus. Wir haben ja schon oft Bücher über Luthers Leben gelesen, wir kennen die Einzelheiten, aber man lese es wieder in diesem Buche, und man wird sich bald unter dem Zwange des gespannten Interesses befinden. Die Darstellung der dramatischen Momente seines Lebens werden mit höchster Kunst, obwohl einfach und ohne allen Wortschwall gegeben. So das Anschlagen der 95 Thesen, die Leipziger Disputation, Luthers Auftreten zu Worms. Man-

cherlei Züge werden eingewoben, die man noch nicht gekannt. So z. B. heißt es, nachdem Luther sein heldenhaftes Bekenntnis abgelegt:

The Emperor left his throne to go to his private rooms; the Electors and the princes sought their hotels. A number of Spaniards, perceiving that Luther turned to leave the tribunal, broke out into hootings, and followed "the man of God with prolonged howlings." Then the Germans, nobles and delegates from the towns, ringed him round to protect him, and as they passed from the hall they all at once, and Luther in the midst of them, thrust forward arms and raised hands high above their heads, in a way that a German knight was accustomed to do when he had unhorsed his antagonist in the tourney. The Spaniards rushed to the door shouting after Luther, "To the fire with him, to the fire."

Dabei wird einem doch das Herz warm, wenn man sich unsere alten deutschen Vorfahren vorstellt, wie sie eine lebendige Mauer um ihren Helden bilden, und man denkt an den Wall von Blut und Eisen, den sie heute aufgerichtet haben zum Schutz dessen, was ihnen teuer ist.

Gut hat Verfasser auch den großen Humanisten Erasmus von Rotterdam charakterisiert. Es ist ja ein modernes Bestreben, dem großen Gelehrten mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als das früher geschah. Lindsay zeigt ihn nach seinen guten und seinen schwachen Seiten. Er war ein Mann, der das Gute wollte, eine Reformation des Lebens und Ausscheidung des Abergläubischen und Unvernünftigen, aber es sollte alles schön fein und säuberlich geschehen, ohne Tumult und nicht von oben, sondern von unten. Auch ohne Gebete für Leben und Gesundheit! Er selbst wollte sein Bestes dazu tun, aber nichts riskieren. So kam es, daß ihm Luther bald viel zu weit ging, und er sich von ihm absonderte. Schließlich ward er von beiden Seiten gemieden, und er starb gänzlich vereinsamt und verlassen, und seine Bücher, Schriften und Briefe wurden auf den „Index" gesetzt, er selbst aber zum ausgemachten Ketzer erklärt.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Zeigt uns das Jahr 1521 Luther auf dem Höhepunkt seines Lebens, so fehlt es in der Folgezeit nicht an tiefen Schatten. Der Bauernkrieg, die Bigamie des Fürsten Philipp von Hessen, die Spaltung innerhalb des Protestantismus selbst schwächten seine Kraft. Luther zeigt nach Lindsay die Folgen bitterer Enttäuschung, nicht bezüglich des Wortes Gottes, sondern der Menschen. Er verlor besonders die Zuversicht zu dem gemeinen Mann und setzte von nun an mehr Vertrauen in die Obrigkeit, daher auch die leitende Stelle, die er derselben in der Kirche anvertraute. Dennoch fällt er nicht von der Höhe, auf die ihn Gott gestellt.

"Luther was the one great man of his generation, standing head and shoulders above every one else. It is the fate of most authors of revolutions to be devoured by the movement which they have called into being. Luther occasioned the greatest revolution which Western Europe has ever seen, and he ruled it till his death. History shows no kinglier man than this Thuringian miner's son."

Es folgt die Beschreibung der weiteren Entwickelung bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555. Die Darstellung der Lehre der Reformationskirche ist sehr lesenswert.

Im 2. Band gibt Lindsay die Geschichte der Reformation in der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, in Schottland, England, den Anabaptismus und Socianismus und die Gegenreformation.

Dies Buch ist schon eher erschienen und vielleicht mehr bekannt. Wir fassen uns kurz darüber. Mit dem größten Interesse haben wir die Geschichte Calvins gelesen. Verfasser weiß uns selbst hier an das Herz zu kommen. Genf, die Zuflucht des Verfolgten, wird lebensvoll geschildert. Calvins Abendmahlslehre im Unterschied von der lutherischen haben wir nie so lichtvoll dargestellt gesehen und so entschieden gewürdigt in ihrer Ueberlegenheit über die Zwinglis.

Die Leidenskämpfe und Blutopfer der Niederländer für die Sache des Evangeliums erwecken unsere höchste Bewunderung. John Knox in der schottischen Reformation gewinnt uns Interesse ab. Er ist oft in seinem Verhältnis zu Maria Stuart als wüster Eiferer dargestellt worden. Lindsay nimmt ihn dagegen in Schutz. Maria Stuart verliert entschieden viel von ihrem Heiligenschein, mit der Bücher wie Stricklands, Mary Stuart u. a. sie umgeben, ganz zu geschweigen von Schiller, der sie zur tragischen Heldin machte und uns mit Haß gegen die heuchlerische Elisabeth erfüllt.

In der Gegenreformation spielt Ignazius Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, die Hauptrolle. Die kurze Biographie zeigt ihn von seiner besten Seite. Die „geistlichen Exerzitien“ des Ordens haben wir nie anschaulicher beschrieben gesehen.

Zum Schluß also bestätigen wir noch einmal die große Sachkenntnis des Historikers, er muß Jahre eingehendsten Forschens darauf verwandt haben. Zugleich eignet ihm treffliche Gestaltungskraft. Das wesentliche erhält gebührende Betonung. Die Darstellung ist stets durchsichtig, oft höchst spannend, Licht und Schatten wird gerecht verteilt. Kein besseres Buch für dieses Jahr der 400jährigen Reformationserinnerung ist uns bekannt. Wir empfehlen es aufs allerbeste, es wird niemand reuen, sich in Besitz desselben gesetzt zu haben. H. K.

---

2. **The Theology of the Old Testament. By A. B. Davidson, D. D., L.L.D., Litt. D. Professor of Hebrew and Old Testament Exegesis. New College Edinburgh, 1914.**

Um dieses Buch hatte ich Scribners speziell ersucht. Die Alttestamentliche Theologie ist ein fesselnder Gegenstand. Sie zeigt uns das allmähliche Wachsen des Gottesglaubens in Israel an Klarheit, Tiefe und Reinheit. Inmitten der umgebenden Heidenwelt tritt ein Volk auf, das sich von ihr unterscheidet durch seine erhabenen sittlichen und religiösen Ideen. Wir fragen: Woher kommt ihm solches? Er spricht eine Sprache verwandt vielen andern Völkern derselben Gruppe. Es ist in enger Beziehung mit den Nationen, die ringsumher Geschichte machen. Es ist auch geistig von ihnen abhängig, es zeigt dieselbe Neigung in Natur- und Götzendienst zu entfalten. Dennoch wird es der Träger des Monotheismus und der Uebermittler eines unbeugsamen Sittengesetzes. Die biblische Theologie zeigt diesen Entwicklungsprozeß auf, sie legt diese religiösen und sittlichen Ideen bloß.

Wenn wir an diese Wissenschaft denken, so treten uns die Namen Oehler und Schultz vor die Seele. A. B. Davidson kennen wir nicht. Doch er ist es wohl wert, daß wir ihn kennen lernen. In Schottland, das deutscher

Wissenschaft doch auch ein so weites Feld und willige Aufnahme gegeben, hat sein Name einen guten Klang. Er ist der Verfasser eines Kommentars über Hiob, des ersten wissenschaftlichen Kommentars dieser Art in der englischen Sprache. Er hat ein Buch über "Hebrew Accents" herausgegeben, das für seineGelehrsamkeit Zeugnis ablegt. Er führt am Ende seiner Alttestamentlichen Theologie acht Seiten meist deutscher Literatur auf, deren er sich bei seiner Arbeit bedient. Er verdient, daß man ihm nicht nur Gehör gebe, sondern ihn mit Aufmerksamkeit studiere.

Sein Standpunkt ist der der konservativen Kritik. Er nimmt die Resultate der deutschen Wissenschaft in der historischen Kritik an, doch wehrt er sich entschieden gegen die Hyperkritik, die das Gras wachsen hört. Er unterscheidet die folgenden großen historischen Perioden:

1. A preliminary or introductory period terminating with the Exodus. 2. The period from the Exodus to written prophecy, B. C. 800. 3. From 800, written prophecy, to 586, the Exile of Judah. 4. From the Exile to 400.

Wie er die Bücher der Bibel darunter verteilt, muß man in dem Buch nachlesen.

Indem er nun die Arbeit beginnt, sagt er, man könne die theologischen Begriffe des Alten Testaments entweder so erklären, daß man sich an die einzelnen Perioden hält und ihr Wachstum da aufzeigt, oder einen Begriff vornehme und denselben durch die ganze alttestamentliche Geschichte verfolge. D. tut das letztere, Oehler bekanntlich das erstere, indem er zwei Perioden aufstellt, die mosaische und prophetische und dieselben separat behandelt. Die Einleitung ist folgende: The doctrine of God, the doctrine of man, the doctrine of Redemption, the doctrine of the last things, Messianic Idea and Immortality. Bei der Lehre von Gott vertritt er den Standpunkt, daß das Alte Testament von Anfang an einen potentiellen Monotheismus lehre. Israel weiß von den Göttern der Heiden, aber für Israel gibt es von vornherein nur den einen Jehovah. Alle andern kommen für Israel nicht in Betracht. So ist das Volk von Anbeginn auf den Monotheismus angelegt, wenn derselbe sich zum ausgesprochenen, theoretischen Monotheismus auch erst in Jeremia entwickelt. Schon David war ein praktischer Monotheist.

In der Entfaltung der Begriffe Geist, Gerechtigkeit, Heiligkeit ist nun Davids eine anerkannte Autorität. Hier ist auf eine Eigentümlichkeit seiner Arbeit hinzuweisen. Nehmen wir zum Beispiel den Terminus „Gerechtigkeit." Er entwickelt denselben von dem hebräischen Wort und seiner sprachlichen Bedeutung ausgehend, in klarer und einfacher Weise. Wenn man dann denkt, er sei damit fertig, so geht er der Sache von neuem zu Leibe, von einem etwas anderen Gesichtspunkt aus, und man hat das Gefühl, er wiederhole sich. Das tut er auch ziemlich oft, dennoch kann man ihm nicht böse sein. Man überlasse sich willig seiner Führung und wird finden, die Erörterung ist wieder etwas gefördert. Er schreibt meist wie ein deutscher Gelehrter für Fachgenossen. Man lasse sich von ihm väterlich führen und ohne große Sprünge zu erwarten, leitet er uns sachte und allmählich in die ganze Fülle des alttestamentlichen Ideenschatzes hinein. Er ist so freundlich, alle Stellen auszuschreiben und schließlich ist man so weit, daß man sagt: „Lieber Alter, du bist ein trefflicher Gehilfe in deines Gottes Garten, du hast

mich mit all den Blumen seiner Hand bekannt gemacht, nur ungern laß ich die treue, sanfte Hand fahren." Es gewinnen greifbare Gestalt vor unsern Augen all die großen Gottesgedanken, er baut sie vor uns auf, und wir folgen ihm mit Interesse, bis schließlich der ganze heilige Tempel alttestamentlicher Offenbarung vor uns steht.

Man schaffe sich das Buch an und wird alles das bestätigt finden, was hier ausgeführt ist.

Wenn ich nun noch aus der reichen Zahl von Gegenstände, "Satan, the Principle of Atonement, the Day of the Lord in Deutero-Isaiah, Conception of Sheve, Ideas of an After-Life in psalms 17, 37, 49, 73, The Idea of an After-Life in Job, The Moral Meaning of Death," anführen, so wird man darin Dinge erkennen, über welche man gern mehr Licht haben möchte, und man darf sich von Davidson darüber viel Gutes und Lehrreiches versprechen und in derselben sanften, pädagogischen, Schritt vor Schritt fortschreitenden Weise, wie oben angedeutet ist. H. K.

---

3. **The Doctrine of the Person of Jesus Christ. By H. R. Mackintosh, Ph. D., D. D. Professor of Theology, New College Edinburg, 1915.**

Dies ist nun das letzte Buch aus Scribners „International Theological Library," das ich heute besprechen möchte, und ich will gleich hinzufügen, daß es mir die Krone von den dreien zu sein scheint. Wie hoch wir auch immer Lindsays "Reformation in Germany" stellen, hier steigen wir noch eine Stufe höher. Es ist eine Christologie, die auf der Höhe der Zeit steht. Der Verfasser sagt zwar in der Vorrede: "My results are in no sense original or extraordinary," und daß er bloß "a competent guide to the best recent discussion, in England and Germany" zu liefern gedenkt. Das hindert uns aber nicht zu erklären, daß das Buch eine der lichtvollsten, wohlgegründetsten, lesbarsten Christologien ist, die wir kennen. Der Stil ist durchaus durchsichtig, trotzdem schwere Probleme in gründlicher Weise abgehandelt werden.

Er beginnt mit dem Christus der symbolischen Evangelien und untersucht die Bedeutung der Titel, die dem Herrn dort gegeben werden: Messias, des Menschen Sohn, Gottes Sohn, der Sohn. Die Auslegung ist durchaus sachgemäß, stichhaltig. Bei dem letzten, der Sohn, gelangt er zu der Stelle Matth. 11, 27: „Alle Dinge sind mir überliefert von dem Vater" u. s. w. Er sagt, diese Erklärung sei die wichtigste Aeußerung über Christologie im Neuen Testament, und erörtert dann den Inhalt der Aussage in klassischer Weise. Er sagt, dieselbe lege dem Sohne eine Stelle bei, die weit über alle sonst in der Welt bestehenden Bezeichnungen zu Gott hinausgehen, sie sei das synoptische Gegenstück zu dem, was Johannes und Paulus über den Sohn sagen. Ich denke, wir können damit übereinstimmen und damit konstatieren, daß schon die Synoptiker die Grundlage legen zu dem, was christliche Reflexion bei jenen beiden größten Denkern der apostolischen Kirche weiter ausgebaut hat.

Mit tiefem Interesse werden die Leser dem Verfasser folgen, wenn er alsdann im folgenden die Christologie des Paulus, des Hebräerbriefes und des Johannes darlegt.

Dann folgt im zweiten Buch die Geschichte der Christologie von den apostolischen Vätern bis zu Ritschl. Die großen Denker, die unter dem

Einfluß des griechischen Geistes standen, ferner Augustin, Thomas Aquines, die Reformatoren, Schleiermacher, Hegel, die sind einige der Koryphäen, die uns vorgeführt werden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß manchen unsern Lesern bei der Ankündigung dieses geistigen „Speisezettels“ der Mund wässerig wird.

Im dritten Buche wird the **Reconstructive Statement of the Doctrine** gegeben: was der sich heute über die Person und das Werk des Erlösers Rechenschaft gebende Glaube darüber zu sagen hat. Er steigt darin zuweilen zu spekulativen Höhen auf, d. h. die uns im Schriftwort gegebenen Probleme sucht er verstandesgemäß zu lösen oder wenigstens auf einen befriedigenden Ausdruck zu bringen. Er bittet um Entschuldigung für diesen hohen Geistesflug in der Furcht, man könne denken, daß ihm vielleicht als einem zweiten Ikarus bei der allzu großen Nähe der Sonne, der Urquelle alles Seins und Wissens, die angehefteten Flügel ausfallen möchten. Doch uns Deutscherzogenen liegt diese Furcht fern, wir finden nicht, daß er in der Spekulation ungebührlich über das Menschlicherreichbare hinausgegangen ist.

In einem Appendix behandelt er das vielangefochtene Glaubensstück der **Virgin Birth.**

Eine bessere, anregendere, instruktivere, fruchtbarere Lektion als dieses Buch können wir den Brüdern nicht empfehlen. H. K.

"*Society*, **Its Origin and Development.**" **By H. K. Rowe, Ph. D. Charles Scribner's Sons. $1.25.**

Das vorliegende Buch ist eine Einführung in die Soziologie. Es eignet sich besonders für Anfänger, da es äußerst populär geschrieben ist, sowohl was den Inhalt, als auch was die Form der Darstellung betrifft. In klarer und lichtvoller Weise werden die Einrichtungen und Zustände der menschlichen Gesellschaft an der Hand konkreter Schilderungen uns vor Augen geführt.

Der einleitende Teil des Buches enthält ein Kapitel über die "**Characteristics of Social Life,**" und ein zweites über "**Unorganized Group Life.**"

In dem Kapitel über "**Characteristics of Social Life,**" entwickelt der Verfasser folgende Gedanken:

1. "**Man and His Social Relations.**" Das Zusammenleben der Menschen liegt in der menschlichen Natur begründet; es ist notwendig für die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit. Die allmähliche Gestaltung der sozialen Beziehnugen in solcher Weise, daß eine bessere Anpassungsfähigkeit der Menschen aneinander und an ihre Umgebung erzielt wird, bildet den Prozeß der sozialen Entwicklung.

2. **The Field and Purpose of Sociology.** Das Studium des Zusammenlebens der Menschen in der Gesellschaft, nach seinem Ursprung, seinem normalen Verlauf und nach seiner Weiterentwicklung, kurz die Erforschung der Gesetze eines normalen menschlichen Zusammenlebens will letztlich den Interessen der Gesellschaft selber, der Förderung ihrer Ziele dienen.

3. **Source Material for Study.** Ihren Stoff entnimmt die Soziologie sowohl der Vergangenheit, der Anthropologie und Archäologie, als auch der Gegenwart, dem täglichen Leben und Treiben in der menschlichen Gesellschaft, wie es die Tagespresse wiederspiegelt.

4. Social Characteristics — 1. Activity. Die menschliche Tätigkeit in der Gesellschaft bildet die erste der Social Characteristics.

a. Die Tätigkeit im Berufsleben, die wirtschaftlichen Betätigungen.

b. Mental Activity, welche jeder Tätigkeit nach außen zugrunde liegt und ihr die Direktion gibt.

c. Wert all dieser Betätigungen wird bestimmt durch ihre Leistungsfähigkeit und durch den Zweck, dem sie dienen.

d. Results of Activity. Das wirklich Wertvolle für die menschliche Gesellschaft wird durch solche Tätigkeiten erlangt.

2. Association, Tätigkeit der Genossenschaften, bildet die zweite der Social Characteristics. Entstehungsformen und Resultate der genossenschaftlichen Betätigungen werden des weiteren behandelt.

3. Control. Kontrollierung der menschlichen Betätigungen, sowohl im Leben der einzelnen als auch im Wirken der Genossenschaften zu dem Ende, daß sie der menschlichen Gesellschaft zum Nutzen und nicht zum Schaden dienen.

4. Change, die vierte der Social Characteristics. Es bedeutet die treibenden Mächte im menschlichen Zusammenleben, die je nach ihrer Art eine absteigende oder eine aufsteigende Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zur Folge haben, wie z. B. Krieg u. s. w.

5. Weaknesses, die fünfte der Social Characteristics. Solche Dinge, die auf die soziale Entwicklung der Menschheit hemmend einwirken, wie z. B. Mangel an Auffassungsfähigkeit, gegenseitige Bekämpfung, statt Zusammenwirken, Mangel an "Fair Play" in Handel und Wandel, Unmoralität, Krankheit, Armut, Verbrechen, Gelbe Presse u. s. w.

Weiter auf den reichen und interessanten Inhalt des Buches einzugehen, würde über den Rahmen dieser Besprechung hinausführen.

Wir geben daher zum Schluß eine kurze Inhaltsangabe der weiteren Teile des Buches:

Part Two—Life in the Family Group: 1. Foundations of the Family. 3. The Making of the Home. 8. Divorce, etc.

Part Three—Social Life in the Rural Community: 6. Rural Education. 11. The Rural Church, etc.

Part Four—Social Life in the City: 1. From Country to City. 6. The Immigrant, etc.

Part Five—Social Life in the Nation.

Part Six—Social Analysis: 2. Social Physical Factors. 3. Social Theories.

S. D. Preß.

Bei Bestellungen dieses Buches, bitte das „Magazin" zu erwähnen.

Es gingen uns noch zu von der Antigo Publishing Company, Antigo, Wis., folgende Sachen:

"Luther Dialogs and Recitations, for Church and School Programs." by J. T. Mueller. Preis 75 Cts., folgenden Inhalts:

Dramatische Spiele und Dialoge für die Lutherfeier in Kirche, Schule und Jugendverein.

No. 47. „Der Kurrendeschüler." Dialog für Jugendvereine aus Luthers Schülerleben für vier weibliche und zehn männliche Rollen von Hans Maler. 5 Cts.

Die bekannte Episode von der gutherzigen **Frau** Ursula Cotta, die den armen Brotsänger Luther ins Haus nimmt, leicht und gefällig dramatisiert. Durch geeignete Kleidung kann das Spiel historisch treu gemacht werden. Jugendvereine sollten dies Spiel mit den andern bei einer Lutherfeier in dem Vereinssaal getrost aufs Programm setzen.

No. 46. „Ein Bild aus Luthers Kinderstube. Dialog für ein großes und drei kleine Mädchen, sowie fünf Knaben, für die Schule von Hans Maler 5 Cts.

Ein kurzer und ziemlich leichter Dialog zur Lutherfeier der Schule, entweder in der Kirche oder im Vereinslokal. Der Titel gibt zugleich den Inhalt an.

Dramatisches Spiel: „Junker Georg." Historisches Festspiel aus der Reformationsgeschichte für 11 männliche Rollen, für den Vereinssaal, von Hans Maler. 25 Cts.

Diese höchst interessante Episode stellt Luthers Begegnung mit etlichen schweizerischen Studenten, Kaufleuten und Bauern im Wirtshause unterhalb der Wartburg dar. Sie ist ausgezeichnet geeignet für eine Lutherfeier des Jugendvereins und mag historisch treu gestaltet werden.

No. 22. „Die Räubergeschichte von Tetzel." Dialog für 5 männliche Rollen. 10 Cts.

Tetzels Ueberfall im Walde und die Entführung des wertvollen Kastens mit all dem Ablaßgelde wird hier in durchaus wirksamer Weise dargestellt.

„Die Lutherfeier der Schule." Gedichte und Dialoge in gereimter Rede über Episoden aus Luthers Leben für 75 Schulkinder auf losen Blättern, fertig zum Verteilen, mit einem extra Blatt für den Lehrer zum Abhören. Fein für eine Lutherfeier der Schule im öffentlichen Gottesdienst. 75 Cts.

"Luther Dialogs and Recitations" for church or school programs by J. T. Mueller. Complete package in loose leaf form, containing a leaflet of every recitation for the pupil as well as for the teacher. Fine for a Luther celebration in church or school. Price 75 cents.

Ferner: „Die Lutherfeier der Schule." Gedichte und Dialoge über Episoden aus Luthers Leben für etwa 75 Kinder, auf losen Blättern, fertig zum verteilen. Preis: 75 Cts.

Und: „Junker Georg." Reformations-Festspiel für 11 männliche Rollen, von Hans Maler. Preis: 25 Cts.

Von C. J. Baker, 621 Wyandotte Str., Kansas City, Mo., kam uns folgender englischer Traktat zu:

"The Coming of the Lord draweth nigh." Jam .5:8. Preis: 5 Cts. das Stück.

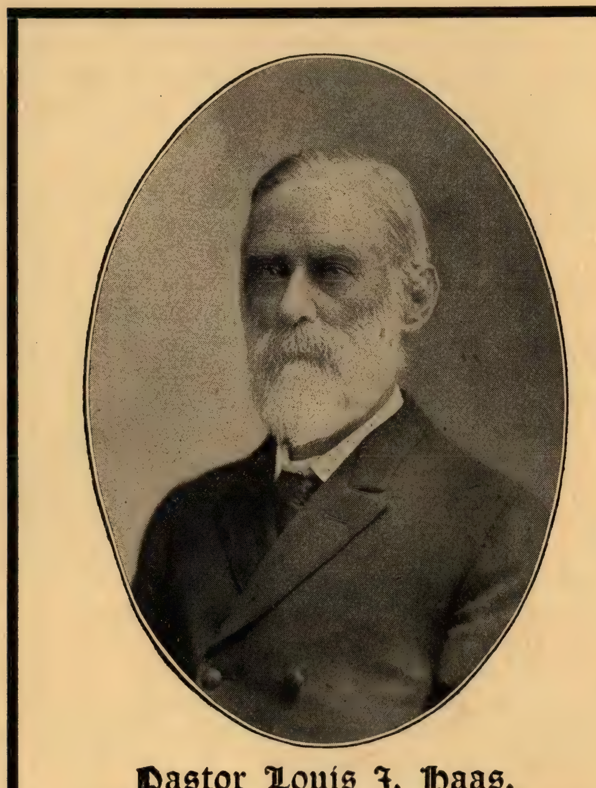
Ein Traktat, der alle die interessieren wird, die sich mit der Wiederkunft Christi schon eingehend beschäftigt haben.

Vom selben Verleger ging uns noch ein kleiner englischer Traktat zu: **"Baptism, is it for — the Remision of Sins?"** Derselbe ist vom Standpunkt des Baptisten geschrieben.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. Juli 1917



Pastor Louis J. Haas,
geboren am 2. April 1844 in Durlach, Baden,
gest. am 7. April 1917 bei Spokane Bridge, Wash.
Redakteur des „Magazins" vom 1. Januar 1899 bis zu seinem Tode.

† Pastor Louis J. Haas. †

Am 7. April, abends 9 Uhr 45 Minuten, starb im fernen Westen, in Otis Orchards, 16 Meilen von Spokane, Wash., der langjährige Redakteur dieses Blattes, Herr Pastor Louis J. Haas, im Alter von 73 Jahren und 5 Tagen. Schon lange von Leibesnöten beschwert und behindert, war er im letzten Jahre zweimal von Schlag gerührt worden. Da merkte er, daß der Abbruch seiner Leibeshütte bevorstehe. Als am 10. Juli 1916 sein alter Freund und Mitarbeiter am Magazin, Herr Professor Otto, ganz unerwartet schnell in die obere Heimat abberufen wurde, kam es ihm mehr als je zum Bewußtsein, daß auch sein Stündlein bald schlagen müsse. Seit 1906 stand er dort oben auf einsamem Posten, von brüderlichem Verkehr fast abgeschnitten. Doch flossen ihm erquickende Ströme zu aus drei Quellen. Da waren zunächst die Freuden und Erfahrungen im Schoße einer zahlreichen Familie. Da war der Verkehr mit der Natur in seinem Obstgarten. Wie konnte er die Zeit der Apfelblüte durchmachen oder den reichen Segen an notwendiger Frucht einheimsen im Herbste, ohne die Güte des Schöpfers und die Schönheit seines Tempels zu preisen! Endlich und besonders war ihm Geistesanregung zuteil aus seiner Arbeit am Magazin. Von jeher dem Studium und stiller Forschung zugeneigt, waren sie nun der Trost seines Alters. Wie war er dem Herrn dankbar, daß er ihm diesen Posten gegeben, und daß er ihn ausfüllen konnte bis zum letzten Ende.

Wenn wir nun dem entschlafenen Bruder einen kurzen Nachruf widmen, so kann es nicht unsere Aufgabe sein, sein Leben zu schildern. Das wird der „Friedensbote“ besorgen. Hier gilt es nur seiner zu gedenken als Redakteur dieses Blattes. Leider war es dem Unterzeichneten nicht vergönnt, mit dem Bruder im persönlichen Verkehr gestanden zu haben. Nur einmal kreuzten sich unsere Wege. Das war vor vielen Jahren, als er, damals Pastor in Manchester, Mo., eine feurige Missionspredigt hielt in der St. Pauls-Kirche zu St. Louis. Wie wenig ahnte ich damals, daß ich noch sein Mitarbeiter und Nachfolger im Dienst unseres Magazins werden würde!

Pastor Haas wurde zum Redakteur des Magazins erwählt auf der Generalsynode von 1898 in Quincy. Herr Prof. Becker lehnte eine Wiederwahl ab und schlug Pastor Haas zur Wahl vor. Sofort erfolgte per Akklamation die Zustimmung der Versammlung. Pastor Haas war so überrascht von diesem Schritt, daß ihn die ihm widerfahrene Ehre ganz überwältigte. Er kam sich vor, wie er im Vorwort seiner ersten Nummer im Januarheft 1899 selbst sagt, wie Paulus, da ihm der Herr das Apostelamt unter den Heiden verlieh, und wie sein großes Vorbild, klammerte er sich an den, der uns mächtig macht, alles zu vermögen, Jesum Christum. Phil. 4, 13. In rührender Demut wandte er sich an jener Stelle an alle Brüder, daß sie ihm helfen möchten, daß sie nicht kalt und fern abstehen, sondern brüderlich Handreichung tun sollten zur Auferbauung des Blattes und ihrer selbst. Gott widersteht

den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Wollen und dürfen wir, liebe Leser des Magazins, nicht sagen, daß diese Verheißung sich an ihm erfüllt hat? Hat er nicht als ein treuer Haushalter aus seinem Schatz Altes und Neues hervorgebracht und sich beflissen in diesen 18¼ Jahren das wissenschaftliche Streben seiner Mitbrüder zu fördern und ihnen Handreichung geben, so daß ihnen die vielfach fließenden Quellen geistigen und geistlichen Lebens, insonderheit in unserem alten Vaterland, zugänglich gemacht wurden?

Pastor Haas war in seiner Jugend Schneidergeselle und ist als solcher noch im Missionshaus zu Basel im ersten Jahr tätig gewesen. Er war also darin dem alten Derfflinger ähnlich, dem berühmten Feldmarschall des großen Kurfürsten. Wie Derfflinger die Elle mit dem Degen vertauschte und gar eine schneidige Klinge schlug, so vertauschte Haas sie mit der Feder, und wer will leugnen, daß sie in seiner Hand zu Zeiten eine gar scharfe Waffe war!

Wenn ich über den Bruder ein Urteil abgeben soll, wie er als Redakteur sich gehalten, so soll das, da aller guten Dinge drei sind, in folgenden drei Punkten gesagt werden: 1. Er war durchaus positiv in seinem Glaubensstandpunkt. Dies drückte er seit dem 1. Januar 1903 schon äußerlich in dem Motto aus, das er damals zum erstenmal vorne auf den Umschlag setzte: 1. Joh. 2, 22 u. 23, erläutert in dem Wort von Schaden: Der Sohn ist als Sohn, sage ich. Der Sohn ist nicht als Sohn, sagst du u. s. w. Haas sagt darüber in dem Vorwort jener Nummer: „Wie Schaden sich in jener Schrift (Ueber den Begriff der Kirche) auf 1. Joh. 2, 22, 23 stellt, so halten auch wir jeden für verdächtig, der an dieser Grundwahrheit, daß Jesus der in das Fleisch gekommene Gottessohn sei, zu rütteln oder zu deuteln wagt, oder sich mit zweideutigen Worten um jenes Bekenntnis herum zu schleichen sucht. Dieses Bekenntnis bildet den Herzpunkt der christlichen Wahrheit für alle wahren Christen, die von Jesu ihr Leben empfangen haben."

Jesus, der ihn frühe gesucht und in den Dienst des Wortes hineingezogen hatte, war ihm Erlöser, in ihm war Gnade und Wahrheit ihm Person geworden. Dieser Glaube mußte, in seiner Vollheit aufgefaßt, den Herrn ihm ins Göttliche erheben, so daß er für das Unbegreifliche der Person Jesu keine andere Erklärung fand als die des Johannes in seinem Prolog: „Das Wort war im Anfang bei Gott, und Gott war das Wort: und: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns"... Von diesem Glauben ist er vom ersten bis zum letzten Blatt keinen Zoll gewichen.

2. Haas war ein durchaus evangelischer Mann. Er war in Durlach, in Baden, geboren, hat in Württemberg länger sich aufgehalten und in Basel sein Studium betrieben. Das ist eine Atmosphäre, wo nur ein mildes Luthertum oder eine evangelische Gesinnnung gedeiht. Man legt hier den Ton auf das Wesentliche des christlichen Glaubens, auf das, was uns mit den andern Reformationskirchen eint, nicht was uns trennt. Geß war sein verehrter Lehrer. Zwar verließ derselbe

Basel, nachdem Haas nur ein Jahr dort gewesen, aber Person und Lehre dieses großen Gottesmannes nahmen ihn für sein Leben lang gefangen. Wie Beck in Tübingen die große Attraktion war, Frank in Erlangen, Beyschlag, später Kaehler, in Halle, Cremer in Grifswald, so war Geß' Stellung und Einfluß im Missionshaus. Ueber Geß ist Haas nie hinausgegangen, dessen Versöhnungslehre war ihm das letzte Wort in der Christologie. Nun Geß war ein Mann von evangelischem Geist.

So genährt und gebildet war es kein Wunder, daß Haas in unserer Synode das rechte Feld fand für seine geistige Arbeit. Zu aller Zeit war ihm der konfessionelle Hader zuwider, das gegenseitige Verketzern, das Pochen auf die reine, unverfälschte Lehre, die Engherzigkeit und der Richtgeist des Altluthertums sind von ihm oft gegeißelt worden. Während er in den Hauptsachen auf keinen Kompromiß sich einließ, so hielt er doch Geistesfreiheit für die conditio sine qua non der theologischen Arbeit und des kirchlichen Lebens. Luther war ihm der große Gottesmann, aber er glaubte, daß der Geist Gottes gerade so wohl bei und in seiner Kirche in dem 19. und 20. Jahrhundert sei als im 16. Die Bekenntnisschriften hielt er hoch, aber er hielt sie nicht für Scheuklappen und erinnerte sich, daß schon der Herr für den neuen Wein seiner Lehre neue Schläuche verlangt hatte. Das Wort Gottes war ihm die Urkunde der Gottesoffenbarung, der Weg zum Heil, der Same neuen Lebens, aber er unterschied an ihm die göttliche und die menschliche Seite. Diese menschliche Seite war der Erforschung, der Arbeit der Wissenschaft freigegeben. Die großartigen Leistungen der historischen Kritik, die das Wort uns menschlich so viel näher gebracht und unserm Verständnis aufgetan hat, erkannte er dankbar an.

3. Haas war endlich auch als Redakteur ein d e u t s c h e r Mann. Im alten Vaterlande waren die Wurzeln seiner Kraft. Daran hing er mit allen Fasern seines Herzens. An deutscher Frömmigkeit hatte sich seine junge Seele genährt. Deutsche theologische Arbeit hatte ihn gelehrt, seine Geistesschwingen zu regen und zu brauchen. Deutsche Gründlichkeit und Tiefe, wie sie allen Fragen nachdenkt und um Antwort ringt, sich nicht zufrieden gibt mit bloß äußerer Autorität, sondern sich nur bei klaren Gründen beruhigt und auf festem Fundament aufbaut, diese hatten es ihm angetan. Nun war er in dies Land versetzt, wo alles so ganz anders ist, so viel Oberflächlichkeit, Leichtsinn, äußerer Schein, hohle Phrase. Kein Wunder, wenn ihn da vieles abstieß. Er ist sein Leben lang in der englisch-amerikanischen Welt nicht heimisch geworden. Es fehlte ihm die Bekanntschaft mit der Sprache. Als Redakteur des Magazins war ihm ja auch ursprünglich die Aufgabe gestellt, die Produkte d e u t s c h e r Theologie seinen Lesern nahe zu bringen. Dennoch fühlte er, daß mit der Zeit auch etwas anderes nötig werde. Gewiß war er da froh, daß zu seinen Lebzeiten das noch nicht so dringend sein würde.

Ja, wie empfand er die Unterbindung der Beziehungen mit dem alten Vaterland durch den Krieg! Keine Zeitschriften, keine Bücher,

keine Briefe mehr! Und noch mehr, wie litt seine Seele in dem großen Feldzug der Lüge und Verleumdung gegen sein altes Vaterland! Die Verluste an Gut und Blut, das furchtbare Ringen, die Entbehrungen, die lange Dauer des Krieges, alles das war schon schlimm genug, aber dazu nun auch noch der geistige Krieg, die Ehrabschneidung, die geistige Brunnenvergiftung; dazu noch der Mangel an Neutralität, die Feindschaft Amerikas, schließlich der Abbruch der Beziehungen: gut, daß er die Kriegserklärung selbst nicht mehr mit Bewußtsein zu erleben brauchte. Ja, das Maß seiner Leiden war übervoll.

Seinem eigenen Vaterland Baden brachte er besondere Liebe entgegen. Daraus erklären sich die ausführlichen Berichte in der Rundschau über die Kämpfe der Positiven und Liberalen in badischen Synoden, die manchem, dem Baden eben nicht Heimat war, vielleicht etwas zu sehr ins Weite gingen.

Mit deutschem Geiste gesättigt und in deutschen kirchlichen Anschauungen zu Hause, war ihm das Treiben mancher Evangelisten zuwider. Einem „Billy“ Sunday konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Mag sein, daß unser Haas oft in Gefahr kam, hier das Kind mit dem Bade auszuschütten. Auch die Prohibitionsbewegung war ihm ein Dorn im Auge. Oft zog er dagegen zu Felde. Der Eingriff in die Lebensgewohnheiten der einzelnen, der Versuch, durch gesetzliche Verordnung Sittlichkeit und Mäßigkeit hervorzubringen, die Einseitigkeit und der Fanatismus der Temperenzler, die allzuscharfe Forderung der Abstinenz, als wenn damit das Millenium käme, und dabei das völlige Stillschweigen gegen andere, noch viel schwereren Sünden, z. B. Abortion, Verhinderung des Nachwuchses, riefen oft seinen hellen Zorn hervor. Dabei war es ihm vielleicht mitunter nicht gegenwärtig, daß gerade in Deutschland in den letzten 20 Jahren die Mäßigkeitsbestrebungen gewaltig an Boden gewonnen haben.

Noch eine Seite des amerikanischen Lebens endlich war nicht nach seinem Sinn: die Frauenbewegung. Frauen in der Politik, am Stimmkasten, in den Legislaturen, im Kongreß im Vordertreffen und dabei die Familien vielfach vernachlässigt, die Weiber ohne Kinder, ohne Liebe zu häuslicher Arbeit, ohne die demütige Zurückhaltung, die die Schrift fordert! Brüder mochten es einseitig an ihm nennen, aber er konnte sich auf den Apostel Paulus und die Schöpfungsordnung berufen.

So stand er vor uns in seiner Zeitschrift. So teilte er oft wuchtige Schläge aus, vom Eifer für die gute Sache ergriffen. Doch noch viel lieber baute er auf dem einen Grund göttlicher Wahrheit, noch viel lieber rühmte er die Gnade, die in Christo erschienen, breitete er aus die Schätze des göttlichen Wortes.

Des Lebens äußere Güter sind ihm spärlich zuteil geworden, auf großen Kanzeln hat er nicht gestanden, leicht ist sein Pfad nicht gewesen. Er ist vielmehr einer von denen gewesen, die gegangen sind durch große Trübsal, die das Kreuz am eigenen Leib und am Leib der Ihrigen getragen haben. Dennoch hat er zu vielen geredet manch gutes, kräftiges

Wort zur rechten Zeit, der Reichtum des geistigen Lebens ließ ihn die Armut des äußeren vergessen, und er hat Samen ausgestreut, dem der Herr sein Aufgehen und Gedeihen nicht versagt haben wird.

Am Samstag der stillen Woche schloß er die Augen für dies Leben, um aufzuwachen, so hoffen wir getrost, zum Osterfest im Reich des Lichts. Sein Leib ruht weit, weit von uns in Gottes Acker, seine Werke sind in den mehr als 18 Jahrgängen des Magazins noch in unseren Händen, sein Gedächtnis bleibe im Segen. Möge von seinem Geist ein Teil fallen auf die, die sein Werk fortzuführen haben.

H. Kamphausen.

Vorwort.

Nach dem Tode des bisherigen Redakteurs ist der Unterzeichnete vom Herrn Synodalpräses mit der Leitung des „Magazin" betraut worden, bis die kommende Generalkonferenz darüber Bestimmung trifft. Ein homo novus bin ich den l. Lesern nicht, denn seit 25 Jahren habe ich mich durch Beiträge an der Zeitschrift beteiligt, und im Spätsommer letzten Jahres wies man mir die Stelle als „Mitarbeiter" an, die vorher von einem so viel würdigeren Manne verwaltet worden war, dem sel. Prof. E. Otto. Aber es scheint mir doch am Platze zu sein, in dieser ersten Nummer, für die ich die Verantwortung trage, mich darüber auszusprechen, welches die Grundsätze sind, von denen ich mich leiten lassen möchte, und dann auch noch so manches andere anzudeuten, was ich hinsichtlich des Magazins auf dem Herzen habe.

Man wird die Beobachtung gemacht haben, daß auf dem Umschlag ein anderes Motto erscheint. Pastor Haas hatte im Januar 1903 den Spruch 1. Joh. 2, 22 u. 23 von der Fleischwerdung des Sohnes Gottes sich zum Motto erwählt und darunter ein Wort von E. A. v. Schaden gestellt, welches in eigenartiger Weise ausdrückte, daß es zwischen den Bekennern und den Leugnern des Sohnes Gottes keine Gemeinschaft geben könne. Selbstverständlich bin ich darin mit Haas und v. Schaden einer Meinung. Die Fleischwerdung des Sohnes Gottes ist der ewge Felsen, auf dem unser Glaube ruht. Es ist diese Lehre noch heute wie allezeit ein Stein des Anstoßes dem grübelnden Verstande, sie ist in unserer wunderscheuen Zeit noch immer das Wunder aller Wunder. Dennoch bleibt gar mancher, der die Wunder eines Elia und Moses fahren läßt, dem selbst manches Zeichen im Leben Jesu fraglich scheint, doch noch stehen vor dem Geheimnis der hl. Nacht: „Des ewgen Vaters einig Kind Dort man in der Krippen find." Er fühlt, wenn ich das fahren lasse, dann ist alles hin.

Und ganz gewiß halten wir daran, an der Göttlichkeit Christi, an seiner Auferstehung wie an seiner Erhöhung zu einem Herrn und Christ ebenso fest wie unsere Väter. Sonst könnten wir ja auch gar nicht diesen Posten übernehmen. Aber die Wahl eines Mottos ist eine persönliche Sache. Haas fand sich von Schaden angezogen, wie aus öfteren

Anführungen hervorgeht. Mir ist dieser Mann nichts als ein Name, ich weiß absolut nichts von ihm. Hätte ich ein Wort eines großen Kirchenlehrers oder Theologen wählen wollen, so wäre es wohl der bekannte Spruch des hl. Augustin gewesen, der sich im 1. Kapitel seiner „Bekenntnisse" findet: "Domine, fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te," ein Wort, das u. a. dem sel. Tholuck so teuer war, daß er es unter ein Bild von ihm schrieb, das ich als Student oft betrachtet habe. Aber offenbar paßt dieses Wort besser zu einem Ausdruck persönlicher Seelenstimmung, als zum Motto eines theologischen Magazins.

Hier erwarten wir etwas, was den Standpunkt der Kirche bezeichnet, dessen Organ das Blatt ist. Die Unionsstellung unserer Kirche läßt sich aber schwerlich besser ausdrücken als in diesem paulinischen Wort. Paulus machte schon in Korinth die Erfahrung, daß eine Vielheit großer Kirchenlehrer zwar den Reichtum der geistlichen Gaben ausdrückt, die der Kirche beschieden ist, daß aber zugleich davon eine zentrifugale Wirkung ausgehen kann, welche die Einheit der Kirche bedroht. In Korinth war das soweit gekommen, daß die Namen solcher Lehrer zu Parteiworten wurden und man sagen hörte: Ich bin paulinisch, ich bin apostolisch, ich bin kephisch. Von da war es nur ein kurzer Schritt zum Auseinanderfallen in feindliche Faktionen. Er wies daher nachdrücklich auf die Torheit eines solchen Verfahrens hin. Die Korinther haben die natürliche Ordnung umgedreht. Statt sich gemeinsam des Besitzes solch geistbegabter Männer zu freuen, begaben sie sich in geistige Abhängigkeit von diesen Lehrern. Es ist nicht so, daß die Christen diesen geistlichen Führern angehören, sondern diese christlichen Führer gehören ihnen. Auf unsere Zeiten angewandt: die Kirchen gehören nicht den einzelnen Reformatoren, sondern die Reformatoren den Kirchen. Diese Männer sind nicht von Gott ihnen zu Meistern gesetzt, sondern als Gabe geschenkt. Und man bedenke: Alle sind euer, d. i. nicht Luther den Lutherischen und Calvin den Reformierten, sondern Luther und Calvin und Zwingli gehören der ganzen Kirche des Evangeliums. Möchten wir denn sie alle, nicht den Luther nur, sondern alle die reformatorischen Männer als unser Eigentum reklamieren und sie dazu machen, indem wir zu ihren Füßen sitzen und ihren Lehren wie ihrem Geist offenes Ohr und Herz bieten. Es ist nicht nötig, darüber noch mehr zu sagen. Ich verweise auf meinen Artikel „Unter dem Banner der Union," im Maiheft d. J. Unser Unionsstandpunkt ist jedenfalls fest auf paulinischer Lehre, auf Schriftgrund basiert.

Aber das ist nicht alles, was uns unser Motto zu sagen hat. Der Christ hat nicht nur Anspruch auf die großen Lehrer der Kirche. Das „alles ist euer" findet noch eine weitumfassende Anwendung. Euch gehört „die Welt," fährt der Apostel fort. So großartig ist ihm die Herrscherstellung der Kinder Gottes, daß nur die weitgehendsten Worte es ausdrücken können. Die Welt ist Gottes Welt, und als solche des Christen Eigentum. Ob er nun an die Bildungsschätze der Welt denkt, oder

ob ihm die Welt als Missionsobjekt verschwebt (etwa in dem Sinn des John Wesley, "the world is my parish"), oder ob er andeuten will, daß die feindlichen, in der Welt herrschenden Mächte, gegen dem Christen ohnmächtig sind, sein ist die Welt. Das wollen wir als unser großes Glaubensvorrecht in Anspruch nehmen. In der Welt, jedoch nicht von der Welt, sei die Losung. Die weltabgewandte Richtung der ersten Kirche ist zur weltdurchdringenden späterer Zeiten geworden. Kunst und Wissenschaft sind unser. Soviel davon uns Gabe und Kraft befähigt zu verstehen und aufzunehmen, ziehe in unser Leben, Fühlen und Denken ein. Doch bedenken wir, wer nicht das Auge und Ohr hat, sieht und hört nichts von den Stimmen der Schönheit und Wahrheit um ihn her. Und dies Auge und Ohr muß geöffnet, geübt, gebildet, muß sehend und hörend gemacht werden. Wie reich ist das Leben, das mit der Mitwelt an allen, oder doch möglichst vielen Punkten, in Berührung steht! Hier heben wir ganz besonders eins hervor. Das Reich Gottes ist der Sauerteig, der das Ganze des Weltlebens durchsäuern soll. Das nenen wir heute die soziale Aufgabe des Christentums.

Wollte das Magazin sich dieser mächtigen Bewegung verschließen, wie eine andere große deutsche Kirche unseres Landes in ihrem offiziellen Organ getan hat, wollten wir auch das Programm aufstellen: Die Kirche hat das Evangelium zu verkündigen, mit der Besserung der ökonomischen Lage, mit Sozialgesetzgebung hat sie nichts zu tun, sie arbeitet an den Seelen, für das Leibesleben sorgen andere Faktoren, ich sage, wollten wir so sprechen, so könnte man billig sagen, wir seien blind gegen die Zeichen der Zeit. Aber dem ist nicht so. Wie fest wir immer den Grundsatz des Herrn halten: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes ..." so reichen wir doch allen denen die Hand, welche darin arbeiten, daß diese Erde mehr und mehr die Ausgestaltung der Heilsgedanken Christi erlebe, daß daselbst Gerechtigkeit und Friede sich küsse, daß die krassen Unterschiede im äußeren Los der Menschen mehr und mehr ausgeglichen werden, daß der religiösen und politischen Emanzipation auch die ökonomische folge, und es so leichter werde für den einzelnen wie für die Kirche, nach dem Geist und Sinn ihres Hauptes ihr Leben zu gestalten.

Wir können nicht auf alles näher eingehen, was in diesem Wort des Apostels von reichem Inhalt verborgen ist, auf seinen triumphierenden Ausblick hinweisen auf die Zukunft, die er für die Kirche in Anspruch nimmt. Es sei Leben oder Tod, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, alles gehört der Kirche. Was sonst vergeht und versinkt, die Kirche bleibt. Wie sehen wir es bewahrheitet in diesen Tagen:

Crowns and thrones may perish,
Kingdoms rise and wane,

und wie dürfen wir uns getrost dabei beruhigen:

But the Church of Jesus
Constant will remain!

Es tut uns gut und not jetzt, wo selbst die festesten Staatsgefüge

zu wanken scheinen, zu den ewigen Heilsgedanken und den unzerstörbaren Heilsanstalten unseres Gottes den Blick aufzurichten und von da den tröstlichen Gedanken zu nehmen, daß auch im weltlichen und nationalen Leben der Völker nichts untergehen wird, was des Lebens wert ist.

So sehen wir, daß unser Motto gar reich, passend, zeitgemäß, tief, tröstlich, glaubensstärkend und wegweisend ist und hoffen, daß es allen Lesern dort auf dem Umschlag ein lieber Freund werden wird.

Nun aber halten wir es für angebracht, ein weniges über die Geschichte unseres Magazins anzuführen. Wir alle wissen, daß es früher „Theologische Zeitschrift" hieß. Die erste Nummer desselben erschien am 1. Januar 1873, so daß also am 1. Januar 1917 der 45. Jahrgang begonnen hat. Pastor H. Bank war der erste Hauptredakteur, und demselben waren nicht weniger als zwölf Mitredakteure „zur kräftigen Unterstützung" beigegeben! Der Hauptzweck sollte sein, die Leser mit den Produkten deutscher theologischer Forschung bekannt zu machen. Im Dezember 1877 erscheint Prof. E. Otto, der schon bisher einer der Mitarbeiter gewesen war, als Redakteur. Er hatte die Redaktion der Zeitschrift inne bis zum September 1880. Zu der Zeit kam es wegen der etwas freien Stellung des großen Lehrers auf der Generalsynode zum Bruch. Otto trat aus der Synode aus, und Pastor Alb. Thiele wurde sein Nachfolger als Redakteur, jedoch nur bis Juni 1882. Nachdem vorübergehend Prof. Kunzmann die Leitung übernommen, wurde dieselbe bald dem Past. W. Becker übertragen, der das Jahr drauf auch Professor in Eden wurde. Sechzehn Jahre lang hat Herr Prof. Becker die Arbeit getan und sein Amt bei aller anderen Belastung treu und tüchtig verwaltet. 1884 wurden acht Seiten pädagogisches Material dem Blatt hinzugefügt; später wurde der pädagogische Teil getrennt herausgegeben als „Pädagogische Zeitschrift," 1898 wurde es wieder mit dem Hauptblatt vereinigt. Doch als die Gemeindeschule mehr und mehr bergab ging, wurde auch jene pädagogische Beigabe fallen gelassen. 1898 wurde Pastor Louis Haas zum Redakteur erwählt. Es wurden ihm Prof E. Otto (wieder eingetreten) und andere als Mitarbeiter gegeben, schließlich blieb von den ursprünglich vieren aber nur der eine, Otto, der aber blieb treu. Hier ist nun der Ort, wo wir doch wenigstens in kurzen Worten dieses allverehrten Mannes gedenken wollen. Als Otto am 10. Juli 1916 starb, hat ihm ja Pastor W. Schlinkmann im „Magazin" einen überaus warmen und ansprechenden Nachruf gewidmet. Doch befaßte sich derselbe naturgemäß mehr mit Otto als Lehrer und Mensch, nicht mit seiner Arbeit am Magazin. Wäre damals Pastor Haas noch bei alter geistiger Frische gewesen, so hätte er jedenfalls des treuen zuverlässigen Freundes selbst gedacht. Otto war, das ist wohl allgemein anerkannt, der bedeutendste und selbständigste Theologe, den unsere Synode aufzuweisen hat. Der einzige, der ihm an theologisch-philosophischer Bildung und Schärfe des Denkens gleichkam und, hätte er gelebt, einer der Koryphäen unter unseren Theologen geworden wäre, war der † Pastor H. Stolzenbach, dessen brilliantes und zu den

höchsten Erwartungen berechtigendes Geistesleben leider früh in Umnachtung verfiel. Ich hoffe, daß keiner unserer Leser mir diese hohe Wertschätzung zweier Verstorbener übel nimmt. Ottos Stärke lag in der Philologie, der Exegese und der Dogmatik. Noch im letzten Jahrgang legten seine Auslegungen über Stellen im Epheser- und Petrusbrief (über die Geister im Gefängnis) von seiner eindringenden Gedankenarbeit, seiner gründlichen Sprachkenntnis und seiner Selbständigkeit glänzendes Zeugnis ab. Diese Eigenschaften behielt er in alter Frische bis zu seinem letzten Artikel, der zugleich mit seinem Nachruf veröffentlicht wurde. Es ist wahr, er machte Gebrauch, und zwar ausgiebigen Gebrauch von der evangelischen Freiheit, aber da dies bei ihm durchaus Gewissenssache war, und er für seine Ueberzeugung seine Stelle geopfert, ließ man ihn nach seinem Wiedereintritt unangefochten in der Aussprache seiner oft originellen und frappierenden Gedankengänge. Was bei Otto neben seiner hohen Begabung besonders wohltuend berührte, war sein edler Charakter, seine kindliche Sanftmut und Demut, die den Zorn aus seiner Seele und Scheltwort seinen Lippen fernhielt. Ich glaube, es würde schwer sein, in seinen Veröffentlichungen die Spuren aufzuweisen, die auf ein Gefühl der Enttäuschung, auf einen Rest von Galle, auf im geheimen nacheiternde Wunden des gekränkten Selbstgefühls hinweisen. Darum Ehre seinem Andenken! Nun wohl, Otto ist gestorben als ein fast 80jähriger, Haas ist eingegangen als ein 73jähriger, eine neue Zeit ist heraufgezogen.

Neu ist sie insonderheit für uns im Magazin deshalb, weil in Zukunft auch die englische theologische Literatur und englisches Kirchenwesen mehr als bisher Beachtung finden muß. Das ist schon nötig des Krieges wegen. Aber nicht nur deshalb, sondern auch weil das jüngere Geschlecht unter unseren Pastoren, und nicht das jüngere allein, sich nun mehr der englischen Sprache im Studium und in der Arbeit zu bedienen gezwungen ist. Wir werden diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Schon im Maiheft legten wir eine Anzahl englischer Bücher aus Scribners Verlag vor und besprachen dieselben. Sollten jüngere Brüder in ihren Einsendungen die englische Sprache vorziehen, so sehen wir nicht ein, was dagegen einzuwenden wäre, die Generalsynode im Herbst wird aber auch noch angegangen werden, sich darüber auszusprechen. Zugleich versichern wir den anderen Brüdern, die die deutsche Sprache vorziehen, daß wir dem Englischen nur so viel Raum und Berücksichtigung geben werden, als die Umstände erfordern. Wir ersuchen alle Brüder, ob ihnen die eine oder die andere Sprache lieber ist, uns ihren vollen Beistand und ihre kräftige Mitarbeit zuteil werden zu lassen. Wir erlauben uns auch hier, die Herren Synodalbeamten zu bitten, wenn sie auf den Konferenzen die Interessen der Synode vertreten, auch des Theologischen Magazins mit Worten der Empfehlung kräftig zu gedenken. Wir richten uns an die Distriktspräsides mit der Bitte, in die Komiteen für Begutachtung unserer Zeitschriften auch jedesmal einen solchen Mann hineinzusetzen, der für das Magazin eine Lanze bricht. Damit schlie-

ßen wir mit der Hoffnung, daß wie jetzt, da wir dies schreiben, draußen der Frühling das grüne Leben aus der Verborgenheit bringt, so es auch wie ein Frühlingswehen durch die Blätter des Magazins ziehen und der Blüten und Knospen viele treiben möge. Und nun mit Volldampf voraus! Gott walte es! H. Kamphausen.

Unionsgedanken in den anderen Kirchen der Vereinigten Staaten.

Von Pastor T. Kugler.

Wenn wir dem uns gestellten Thema im Jahre 1917 nur einigermaßen gerecht werden wollen, dürfen wir zweierlei nicht versäumen. Einerseits gilt es, den Zusammenhang der Jahre 1517 und 1817 nicht außer acht zu lassen; anderseits wieder, uns der gegenwärtigen allgemeinen Weltlage bewußt zu bleiben, die einer umfassenden Scheidung unaufhaltsam zutreibt. Dieser großen Absonderung mögen jedoch — neben den sich verschiebenden Koalitionen der sog. Staatsmänner — auch kürzer oder länger währende kirchliche Konsolidierungen noch vorangehen. Bei all diesem Hin und Her werden wir aber auch da, wo Kirche und Staat nominell getrennt sind, aus gewissen offenen Kundgebungen doch leicht erkennen, daß Welt- und Reichgottesgeschichte nicht zu scheiden sind, solange noch Staatsbürger kirchlich und Kirchenglieder politisch stark interessiert sind. Vielmehr wird der unlösbare Zusammenhang von Welt- und Kirchengeschichte vollends auch darin noch zutage treten, daß beider Ende zusammenfällt; und zwar dann, wenn den Völkern der Erde, als solchen, das Licht des Evangeliums erkennbar nahe gebracht ist.

Die weitere Frage, ob bis zu diesem Abschluß unserer Weltperiode noch verschiedene Kirchenzweige bestehen oder aber während der nächsten großen Passionszeit der Gemeinde des Lammes — die gar bald hereinbrechen mag — mit den äußeren trennenden Schranken nicht auch die ganze, jetzige, kirchliche Organisation überhaupt schwindet, ist ja nur von nebensächlicher Bedeutung gegenüber der Hauptfrage, ob Christi Jünger nach seinem Willen gehandelt und der einzelne Glaubenstreue bis an den Tod bewiesen. In diese entscheidende Frage ist ja auch jene miteingeschlossen, die dem Halten der Geisteseinigkeit durch das Friedensband ungefärbter Bruderliebe gilt.

Unter den erwähnten Gesichtspunkten wollen wir die Behandlung unseres Themas vornehmen. Denn wollten wir dieselbe außer acht lassen, so würden nur zu leicht etwaige Vereinigungen von bisher getrennten kirchlichen Körperschaften von uns allzu hoffnungsfreudig beurteilt werden — vielleicht noch ganz abgesehen davon, ob des Herrn Geist zwischen ihnen ein aufrichtiges Bruderband knüpfte oder aber nur menschliches Machwerk vorliegt, weil der Verbindung kirchenpolitische Zwecke zugrunde lagen und ihr darum die Gewährleistung inneren Segens abgeht. Auch der Umfang einer geplanten oder vollzogenen Ver-

einigung, sowie das kürzere oder längere Bestehen einer Sonderkirche — und sei sie so gliederreich und mächtig, wie die zwei katholischen Kirchen — darf uns dabei durchaus nicht beirren. Die richtige Bewertung etwaiger Konföderationsbestrebungen, sowie der dabei involvierten numerischen Bestände wird uns aber auch vor kleinmütiger Enttäuschung bewahren, wenn wir keine augenfälligen und bedeutenden Resultate zu erblicken vermögen, oder uns auch die etwa erweiterte Basis einer erfolgten Konsolidierung dauernder Einigungskraft zu ermangeln scheint.

Ja, schon ein gedrängter historischer Rückblick mag genügen, uns vor jeder Ueberschätzung zahlenreicher kirchlicher Organisationen zu warnen. So lange nämlich Christi Jünger in großer Minderzahl waren und von Juden und Heiden verfolgt, standen sie vereint in Nachfolge und Zeugendienst ihres Meisters, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Sobald jedoch die Welt in die Gemeinde eindrang — als das Christentum Staatsreligion wurde und infolgedessen, anstelle der Verfolgungsleiden, Ehrenstellen winkten — da erlitt die Geisteseinheit der Kirche eine gar schwere Einbuße und die christliche Bruderliebe eine fortschwärende Wunde. Als schließlich das gebetsringende Kreuztragen der Christenheit dem mechanischen Kreuzschlagen in weiten Kreisen gewichen war, wurde gar aus der verfolgten Gemeinde selbst eine unduldsame Verfolgerin der treuesten Zeugen Christi. Weil aber damit auch das äußere Einheitsband mit Christo und den Brüdern tatsächlich zerrissen war, mußte dieser Umstand naturgemäß auch in umfassender Weise zutage treten, wie das denn auch durch Abtrennung der morgenländischen Kirche geschah. Dieser großen Spaltung um äußerer Gründe willen, folgten dann aber noch tiefergehende Absonderungen infolge von Prinzipienfragen christlicher Lehre und Lebens. Diese erfolgten gerade vonseiten der lebendigen Glieder der Kirche, die gleichsam schon aus Selbsterhaltungstrieb gezwungen waren, sich von dem verdorrenden Stamm der sog. Mutterkirche zu lösen.

Dem Umstande aber, daß jene zwei protestantischen Abzweigungen über den besonderen, aus ihnen selbst heraus entwachsenen Trieben, ihre wesentliche Einheit und das beiden gemeinsame Streben fast geflissentlich außer acht ließen, ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daß erst Jahrhunderte darüber verflossen, ehe auch nur in einem Lande eine Vereinigung dieser Schwesterkirchen stattfinden konnte. Man mag nun über die 1817 in Preußen zustande gekommene Union des lutherischen und reformierten Kirchenzweiges noch so verschieden denken, eins steht aber doch fest, und das ist sowohl durch den seitherigen gesegneten Bestand der deutschländischen evangelischen, wie auch ihrer hiesigen Tochterkirche, bereits erwiesen. Nämlich, es ist nicht nur theoretisch möglich, sondern auch praktisch durchaus durchführbar, daß man dort, wo man trotz abweichender Lehransichten und äußeren Formen, sich im Wesentlichen doch einig weiß, man bei gutem Willen auch christliche Gemeinschaft pflegen kann; indem man eben das Herzenschristentum höher stellt als das konfessionelle Lehrchristentum.

Die Beurteilung unseres Unionsprinzips vonseiten anderer nordamerikanischen Kirchenkörper scheint ja letztendlich doch noch modifiziert worden zu sein. Auch diejenigen, die sich nicht entblödeten, die Unierten der Lehrmengerei zu beschuldigen, sind schon selbst verschiedentlich mit Vereinigungsbestrebungen unter sich und z. T. sogar auch mit anderen Gemeinschaften hervorgetreten. Der Standpunkt unserer Kirche als einer unierten — und nicht etwa einer nur äußerlich unierenden — mag im Laufe der Zeit auch bereits mehr zum Bewußtsein mancher unserer anglo-amerikanischen Schwesterkirchen gekommen sein. Und wir sind auch willens, christliche Gemeinschaft mit solchen zu halten, die aus Glaubensüberzeugung unserem Prinzip innerlich beipflichten. Jedoch erkennen wir nach wie vor als unsere heilige Jüngerpflicht, vor allem in unseren eigen Kreisen Seelen für Christi Reich zu werben. Wie es aber — nach Harnack — bereits viel früher schon eine Zeitperiode gab, wo die Kirche durch ihr bloßes Dasein missionierend wirkte, so mag ja — bei sonstiger Treue in dem uns Anvertrauten — auch schon das bloße Wirken in Christi Geist, vonseiten einer unierten Evangelischen Kirche, zur triebkräftigen Belebung des — auch dort wohl nie ganz erloschen gewesenen — Unionsgedankens in den übrigen Kirchen bereits gedient haben und noch weiter dienen. Und eben das Vorhandensein eines solchen, in seinen Kundgebungen vonseiten jener, nachzuweisen, haben wir uns zur Aufgabe gestellt. Doch sei uns zuvor gestattet, auch auf etliche ausländische Konsolidationen und Bestrebungen solcher noch kurz hinzuweisen.

Die Universalität des Unionsgedankens.

Mit ihrem Unionsprinzip steht die sich schlicht evangelisch nennende Kirche schon seit geraumer Zeit durchaus nicht mehr auf so ganz unerstrebter Höhe vereinsamt da. Vielmehr ist seit Anfang unseres Jahrhunderts — namentlich im protestantischen Lager fast allgemein — der Unionsgedanke zu kräftigem Leben erwacht. Das ernstliche Bestreben herrscht vor, das Scheidende und Nebensächliche zu übersehen und sich über das bisher Trennende hinweg die Bruderhand zu reichen, um sich im gemeinsamen Wesentlichen und Hauptsächlichen zu einen. Und wie verschieden dabei auch im einzelnen die geplante Verbindung war oder auch die gelungenen Vereinigung zustande kam, immer wieder möchten wir — wenn auch nicht gerade die Art und Weise, so doch mindestens das Vorhandensein der deutschländischen Union überhaupt, gleichsam als Basis oder etwa Präzedenz jener Veranstaltungen betrachten, soweit es sich wenigstens um protestantische Kirchenkörper handelt.

Was aber die Lebensäußerungen auf katholischer Seite betrifft, so können wir manche derselben — so vor allem die bekannte „Los von Rom" Bewegung — als tatsächlich geistgewirkte evangelische Erneuerung erkennen, die vom dem angemaßten Kirchenhaupte sich abkehrt, um dem rechtmäßigen Erzhirten allein zu folgen. Und wo nun solche reformatorische Absonderungen sich in der Richtung auf das einigende

Zentrum unseres Heils vollziehen, dürfen wir sie wohl auch als indirekte Unionsbewegungen ansehen.

Jener Los-von-Rom-Bewegung auf römischem Boden entspricht z. T. die im Machtbezirk der russisch-griechischen Staatskirche stattfindende, sog. stundistische, die in ihren Anfängen um jene erstere noch weiter zurückreicht. Zwar beschränkte sich dieselbe anfänglich auf die protestantischen Gemeinden Südrußlands, zog aber im weiteren Verlauf auch Glieder der russischen Kirche in ihre Kreise hinein, weshalb die bekannten wiederholten Verfolgungen über die „Stundenbrüder" ergingen. Daß deren Gemeinschaftsleben unierend (zwischen den lutherischen und reformierten Gliedern) wirkte, beweist jedenfalls der Umstand, daß bekanntlich die nach den Ver. Staaten ausgewanderten „Rußländer" sich um kirchliche Bedienung großenteils an uns wandten.

Vorübergehend sei gleich hier daran erinnert, daß seit der Spaltung der einen katholischen Kirche auch die römische Kurie wiederholt von Unionsgedanken geleitet worden ist. Diese waren auch — ganz der Macht und Domäne Roms entsprechend — nicht allzu bescheidener Art. Sie zielten auf nichts geringeres, als womöglich alle Völker wieder unter der Herrschaft der Tiara zu vereinen. So gab z. B. 1894 Leo 13. in seiner Enzyklika dem hoffnungsreichen Wunsche Ausdruck, zunächst einmal die Kirche Rußlands der päpstlichen wieder anzugliedern. Er sprach dabei die Absicht aus, in solchem Falle Verwaltung und Zeremonialwesen der russischen Kirche intakt zu belassen. Diesem weitgehenden Plane zuliebe, ließ dann der „heilige Vater" die, gleichsam als dankbare Antwort vonseiten des ebenso „heiligen Synods" ganz willkürlich ergehende, Drangsalierung der römisch-katholischen Polen ganz unbeanstandet erfolgen. Daß schon immer alle List und Schmeichelei der „alleinseligmachenden" an dem nicht ganz unbedeutenden Selbstbewußtsein der Vertreter der „alleinrechtgläubigen Kirche" abzuprallen pflegte, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Sprach doch eins der Mundstücke letzterer bereits die frohe Hoffnung aus, daß bald die Zeit kommen werde, wo sich die wahrheitsuchende Menschheit mit den Lehren der orthodoxen Kirche bekannt machen und ihre makellose Reinheit anerkennen werde.

In diesem Zusammenhange dürfte auch die bemerkenswerte Sezession von der römisch-katholischen Kirche erwähnt werden, die zur Etablierung einer unabhängigen polnisch-katholischen Nationalkirche führte, deren Zentrum Chicago bildet. Diese Bewegung beanspruchte schon 1903 gegen 80,000 Glieder in 23 Gemeinden, und ihr Leiter hat bei der protestantisch-bischöflichen Kirche um Anerkennung als Bischof nachgesucht. In diesem Falle ist also der Trennung auch gleich eine Art Union oder doch kirchlicher Annäherung — aus ganz frembem Lager her — auf dem Fuße gefolgt.

Etwa um dieselbe Zeit fand auch jene katholische Unabhängigkeitsbewegung auf den Philippinen statt, die weittragende Folgen versprach. Erzbischof Aglipay brach — zwecks Ausbaues einer unabhängigen na-

tionalen Filipinokirche völlig mit Rom und erlangte in Kürze einen namhaften Anhang.

Daß in der gesamten Episkopalkirche die Uneinigkeit zwischen den stark nach Rom zuneigenden Ritualisten und den protestantisch gesinnten Geistlichen der Gemeinschaft noch immer andauert, ist bekannt. Da es sich hier, neben kultischen Zeremonial-, auch um Prinzipienfragen handelt, mag hier eine noch weitere Scheidung eintreten, die dem noch verbundenen protestantischen Teile auch den Gedanken einer Angliederung an andere protestantischen Gemeinschaften nahe legen mag. Gerade diese Kirche ist ja bisher so exklusiv gewesen, daß sie darin schon dicht neben den Katholischen stand, wovon wohl nur vereinzelte Persönlichkeiten unter ihren Geistlichen eine Ausnahme gebildet haben mögen. Des Schreibers episkopaler Nachbar in C. G., der bereits mit ihm, gelegentlich einer Beerdigung gemeinsam amtiert hatte, und den Wunsch ausgesprochen, auch amtsnachbarliche Freundschaft mit ihm zu pflegen, bedauerte zugleich doch, an den Versammlungen der Ministerial Alliance jener Stadt nicht teilnehmen zu dürfen. — Daß bei der bekannten Beibehaltung katholischer Irrtümer und Mißbräuche, vonseiten besagter Kirche, die bereits vollzogene Abzweigung einer „Reformed Episkopal Church" nicht nur berechtigt, sondern allen protestantische Gesinnten geradezu geboten war, steht außer Frage.

Bei den ausgesprochen protestantischen Denominationen begegnen wir — wie schon bemerkt — einer ungleich stärkeren Neigung zur Herstellung interkirchlicher Vereinigung oder auch schon mehr oder weniger gelungenen Konföderationen. Bereits 1894 schien die „Union" der Wesleyanischen und der bischöflichen Methodisten in Deutschland nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Auf der Versammlung wesleyanischer Prediger in Waiblingen, faßten die anwesenden 22 Geistlichen den einstimmigen Beschluß, auf dem zuständigen Wege eine Vereinigung der betreffenden zwei deutschen Zweige zu vereinbaren. Nach dazu erfolgter Erlaubnis sollte ein dazu bereits ernanntes Komitee sogleich die nötigen Schritte tun, um mit den Brüdern des anderen Zweiges betreffs ihrer Verbindung beraten zu können.

Selbst unter den — sonst die Union verpönenden — Abteilungen der lutherischen Kirche schien wenigstens zwischen den beiden altlutherischen Synoden Deutschlands — nämlich der von Breslau und der Immanuelssynode — schon im Oktober 1898 eine Union gewährleistet. Und zwar durch die Beschlüsse der Versammlung letztgenannten Zweiges, zu obiger Zeit, in Magdeburg. Dort wurde u. a. auch die denkwürdige Tatsache konstatiert, daß „die auf gemeinsamem Bekenntnisgrunde hervortretenden Meinungsverschiedenheiten als nicht kirchentrennend" durch die Generalsynode bezeichnet seien. Hätte man in jenen Kreisen doch schon immer die — trotz allen gemeinsamen Grundes doch stets unvermeidlichen — verschiedenen Meinungen gelten lassen, man hätte bei ernstlich gutem Willen bereits eine größere Union zustande

bringen können, als nur jene zwischen den genannten zwei kleinen Synoden.

Auch in Australien hat der Unionsgedanke bereits vor 20 Jahren Eingang gefunden. Damals erhielt nämlich die deutsch-lutherische Gemeinde zu Charters Towers in Queensland, auf ihren Wunsch hin, einen unierten Pastor und verlangte danach auch Anschluß an die deutsch Evangelische Landeskirche.

Es war nur naturgemäß, daß auf dem Heimboden der Union selbst jener Geist der Einigkeit — der auch im letzten Grunde doch nur allein jenes große Friedensband zu knüpfen und erhalten vermochte — seine reichsten Früchte gezeitigt hat, die dem ganzen kirchlichen Leben und Wesen Deutschlands seine besondere Signatur verliehen haben. Entsproß nicht etwa die ganze Tätigkeit der Inneren Mission als edelste Segensfrucht diesem Boden. Auch ein Fliedner und v. Bodelschwingh waren vom selben Geiste beseelt, der Wichern bereits 1848 zur Gründung des Zentralvereins für Innere Mission antrieb. Und ganz gewiß sind es „unierte Herzen," die in den Gemeinschaftskreisen das suchen, was sie leider bei manchem Diener der Kirche nicht fanden. Ja, ist nicht die ganze weitverzweigte und ausgedehnte Gemeinschaftsbewegung eine Geistesunion großen Maßstabes!

Noch abgesehen ferner von jenen feststehenden Kirchentagen, welche die wesentliche Einheit der verschiedenen deutschen Landeskirchen dokumentieren, seien zum Zeugnis der gesegneten Fruchtbarkeit des Unionsprinzips auf seinem Mutterboden nur noch folgende drei kirchliche Institute genannt.

Zunächst besteht sei Anfang unseres Jahrhunderts unter dem Namen der Eisenacher Kirchenkonferenz tatsächlich eine Föderation der Landeskirchen Deutschlands. Diese nimmt sich durch den sog. Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß, der einheitlichen Entwicklung der einzelnen landeskirchlichen Zustände fördernd an. Berner läßt dieselbe sich noch neben der kirchlichen Versorgung evangelischer Christen in den deutschen Schutzgebieten, auch die Förderung kirchlicher Einrichtungen für evangelische Auslanddeutsche angelegen sein; sowie endlich noch die Seelsorge unter deutschen Auswanderern und Seeleuten. — Fürwahr, ein gar umfangreiches Programm, zu dessen Ausführung man nur Segen und Gelingen wünschen kann.

Durch die Gründung einer freien deutschen Evangelischen Konferenz, im Oktober 1904 in Leipzig, wurde eine Zusammenschließung der ganzen evangelischen Volkskraft zur Wahrung ihrer Gesamtinteressen bezweckt. Diese Verbindung hat sich die gewaltige Aufgabe gestellt, das Gesamtleben des deutschen Volkes evangelischen Glaubens in all seinen Betätigungen sittlich-religiös zu beeinflussen.

Der Wormser Synodaltag endlich erstrebt ähnliche Ziele, wie obige Konferenz, nämlich Stärkung des evangelischen Bewußtseins, Hebung des synodalen Lebens, sowie Belebung und Vertiefung evangelischer Gemeindearbeit.

Bekanntlich hat man sich ja auf deutschem Boden schon seit der Jahrhundertwende auch wiederholt um eine Zusammenfassung heterogener Elemente zu kirchlich seinsollenden Gemeinschaften bemüht. Man hat sogar versucht, anstelle der altkirchlichen Bekenntnisse neue zu formulieren, die allen genehmer sein sollten; um dann auf Grund dieser entweder alle Kirche in Bausch und Bogen miteinander zu konföderieren, oder doch wenigstens den entkirchlichten Kreisen dadurch goldene Brücken zur Rückkehr ins kirchliche Lager zu schlagen. Diese verlorene, weil ganz verkehrte Liebesmühe findet schon im Motto unseres Evangelischen Magazin ihr richtendes Urteil. Zudem, wie kann einer, der selbst vom festen Grunde gewichen, anderen den nötigen Halt und Bestand bieten! Alle derartigen, menschlich erklügelten, innerlich unwahren „Unionsversuche“ haben keinen besseren Erfolg aufzuweisen, als ihn die leergeschwätzten Auditorien des Monistenbundes bieten. Ohne ein wirkliches Erwecktwerden zu aufrichtiger Herzensbuße gibt es keine Rückkehr für verlorene Kinder.

Ganz im Gegensatz zu letzteren, mißglückten Koalitionsversuchen bieten jene drei zuvor namhaft gemachten Institute vorbildliche Beispiele neueren Datums für die segensreiche Triebkraft jener Geisteseinigkeit, die dem Unionsboden eigen ist.

Unionsgedanken anderer Kirchen unseres Landes.

Man dürfte annehmen, daß die religiösen Nachkommen derjenigen Ansiedler, die s. Z. der Unduldsamkeit der anglikanischen Staatskirche entronnen waren, wenigstens seit Entfaltung des Unionsbanners über den Ver. Staaten, zu einer national amerikanischen Unionskirche sich zusammengefunden, oder doch zur Gründung einer solchen angeregt worden wären. Allein, wie schon unter den Puritanern selbst die anfängliche Glaubensfreiheit schon bald einem argen Zwange und finsteren Treiben (Hexenprozesse) wich, so hat vielmehr jener gesetzliche Geist — über den die meisten ihrer Nachkommen noch bis heute nicht ganz hinauskommen — gerade das Sektenwesen unter ihnen begünstigt, ja zu solch unvergleichlicher Blüte gebracht, daß Nord-Amerika den üppigsten Mutterboden für alle neueren Absonderungen und Abirrungen religiöser Art zu bieten schien (Brigham Young, Dowie, Mad. Eddy u. a. m.).

Im Laufe der Zeit wiederum durfte schon der Anschauungsunterricht, den die — trotz seiner bedeutenden geographischen Ausdehnung — dennoch festgehaltene politische Einheit des hiesigen Staatenbundes seinen christlichen Bürgern erteilte, diesen ein erneuter Fingerzeig sein, sich auch ihrerseits — im einigenden Glauben an denselben Erlöser — durch ein noch festeres Band der Bruderliebe zu einem nationalen Kirchenkörper zu vereinen. Und hätte etwa eine derartige umfassende christliche Verbindung nicht auch dem Geiste der Wahrheit und des Friedens stärkere und dauerndere Geltung und Gehör zu verschaffen vermacht? — Doch dazu mußte erst noch der notwendige, wahrhaft christliche Einigungswille geweckt und belebt werden, um den alten, eingefleischten Gesetzesgeist zu bannen, — der aber trotz, oder vielmehr gerade durch das

Zutun der sog. Erweckungsprediger (Evangelisten) mit sieben noch schlimmeren Geistern wiederkehrte, die in allerlei menschlichen Satzungen und gar in der Art von Polizeiverordnungen sich gefielen und schließlich nicht nur ein exzentrisches Wesen, sondern geradezu eine antichristliche Art bekundet haben.

Ungleich den gezeichneten Kreisen waren die hiesigen, überaus zahlreichen Zweige der lutherischen Kirche — z. T. wenigstens — gerade im Widerspruch zu der in Deutschland vollzogenen Union entstanden, und dieser separatistische Geist ist bei ihnen bis in die neuere Zeit hinein besonders fruchtbar gewesen in unfruchtbaren Lehrstreitigkeiten.

Zwar wird ja wohl schwerlich eine einzige der hiesigen protestantischen Gemeinschaften die endliche Erfüllung jener von Christo selbst in Aussicht gestellten Union — der sichtbaren Vereinigung seiner Herde unter und durch ihn — in Abrede stellen wollen. Und doch hätte das Verhalten so mancher Kirchenkörper andern Denominationen gegenüber diesen Gedanken fast schon herausfordern können. Dem gegenüber halten wir uns für verpflichtet — gemäß der von uns bekannten Glaubenshoffnung auf jenes Ziel — uns schon jetzt, glaubensgehorsam in den friedensuchenden einigenden Liebeswillen unseres verklärten Hauptes zu schicken. Und wie es schon immer Herzenschristen gab, die mit Brüdern im Herrn, wo sie solche nur fanden, auch wahrhaft brüderliche Freundschaft und Gemeinschaft hielten, so haben auch wir demgemäß bereits, sowohl als Einzelglieder persönlich, solche Erfahrungen der Herzensunion machen dürfen; wie auch als unierte Gemeinschaft Anerkennung vonseiten evangelisch gesinnter Schwesterkirchen gefunden.

Doch, während wir — gemäß unserem kirchlichen Charakter — nur mehr das Unionsprinzip darstellen und bewahren wollen, sind andere hiesige Kirchenkörper von allerlei Vereinigungsbestrebungen erfüllt. Zwar von den neueren, ganz phantastischen Kirchenverschmelzungsplänen, die hiesigem Boden entsprangen, wollen wir hier ganz absehen. Denn diese großartigen Träumer, die jene mit gewaltigem Wortschwall verkünden und sich dabei gar noch wie Propheten neuer Offenbarungen gerieren, stellen ja bereits Geld- und Kellektionsberechnungen an, die jenen eines gewesenen Jüngers in Bethanien ziemlich ähnlich sind. Und das tun sie, aufgrund der sehr zweifelhaften Erfüllung ihrer eigenen Weissagungen oder Wahrsagungen; wozu ihnen aber ganz unzweifelhaft von Oben her weder Auftrag noch Weisung geworden — zumal ihre Prophezeiungen sämtlich auf einem nur von ihnen erwünschten und darum erwarteten Ausgange des gegenwärtigen Völkerringens basieren. Wir jedoch beschränken uns lieber auf bescheidene Pläne und tatsächliche Ereignisse, die unserem Thema entsprechen.

Unter den zumeist englischredenden Denominationen hatte man ja schon seit längerer Zeit eine Art praktischer Kirchenunion im kleinen im Gebrauch. Zumeist wohl an Kreuzwegen ländlicher Bezirke errichteten nämlich die wenigen Glieder verschiedener Gemeinschaften eine sog. Union Church, die demgemäß abwechselnd von Methodisten, Bap-

tisten, sog. Christians oder auch Disciples of Christ zu ihren respektiven Gottesdiensten benutzt wurde. Durch daselbst stattfindende Aussprache und auch kirchliche Debatten mögen die Leutlein einander näher gebracht und vielleicht auch der Sinn brüderlicher Zusammengehörigkeit bei ihnen gestärkt worden sein.

In unserem Jahre nun wurden bekanntlich, gleichsam nach diesem altbewährten Vorbild, auch in fünf Städten der Kanalzone gemeinschaftliche Kirchen errichtet, namentlich für Kongregationalisten, Methodisten und Presbyterianer. Diese Unionsgemeinden unterhalten sich selber und scheinen auch eine gesicherte Zukunft zu haben. Denn obschon Baptisten, Episkopale und Katholische in jener Gegend eigene Gemeinden haben, sind doch die protestantischen unter ihnen der Gründung weiterer Unionskirchen günstig gestimmt.

Auf dem eigentlichen Boden der Ver. Staaten scheinen, für die nähere Zukunft bereits, sich Verbindungen mancher — um äußere Gründe zeitweilig getrennt gewesener — größerer Kirchenkörper anbahnen zu wollen. Zunächst wird vornehmlich bei den fünf Unterabteilungen der Methodisten auf fast allen Konferenzen und Versammlungen diesem Gegenstande ein weites Feld eingeräumt. Zunächst ist die Vereinigung der zwei Hauptteile, der nördlichen und südlichen Methodisten-Kirche zur brennenden Frage geworden, wobei die Verbindungs- und gemeinsame Verwaltungsart betreffs der vielen Negerkirchen noch besondere Schwierigkeiten bereiten mag.

Auch die drei Hauptflügel der Baptisten gehen mit Konsolidationsplänen um, nachdem schon längst — wie ja auch bei den Methodisten — der äußere Anlaß zur Scheidung, die Sklavenfrage, längst hinfällig geworden war.

Doch auch sonst haben wir es hierzulande mit kirchlichen Unionsplänen, sowie Bestrebungen nach Vereinigung und Wiedervereinigung zu tun; wobei es sich allerdings teils nur um nebensächliche, dann aber auch um einschneidendere Verwaltungs- und Lehrfragen handelt. So fanden ja auch unter den Lutheranern — wie wir im weiteren näher zusehen wollen — Unionsvorbereitungen, genauer solche zu einer großen intersynodalen Verschmelzung, in größerem Style statt. Hier wird der Weg wohl ein nur stufenweiser sein, weil es sich bei ihnen hauptsächlich um Einigung in etlichen haarscharf umstrittenen Lehrpunkten handelt. Es wird da voraussichtlich noch weiter durch Bekenntnisvergleichung, Bekenntnisannäherung und etwaige Revision der Lehrsätze gehen, bis etwa ein unierender Zusammenschluß durch Kompromiß stattfindet. Seitdem aber gerade die Missouri-Lutheraner — wenigstens gewissen Anzeichen nach — sowohl der Herrnhuter Brüdergemeinde als auch selbst der unierten Kirche Deutschlands eine gewisse wohlwollende Gesinnung zu zollen scheinen, läßt ja dieser Umstand — wenn er begründet ist — vielleicht, trotz mancher sonst widersprechender Anzeichen, doch auf bessere, friedlichere und einigende Zeiten hoffen.

Da unter ihnen die wesentliche Glaubenseinheit durchaus nicht in

Frage steht, mögen sich sowohl die Zweige der Vereinigten Brüder als die auch getrennt gewesenen zwei Parteien der Evangelischen Gemeinschaft zu erneuter brüderlicher Verbindung zusammenfinden.

Des weiteren stehen auch der Wiederaufnahme des Cumberland-Flügels in den Schoß der Presbyterianerkirche durchaus nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Sowenig als die Prädestinationsfrage, bei ernstlichem Einigungswillen, die Reformierten in dauernder Spaltung zu halten braucht. Auch hier dürfte ein Zugeständnis von „Meinungsverschiedenheit auf demselben Glaubensgrunde" bald die bisher beanstandete Einigung erzielen.

Daß in den genannten Denominationen der Gedanke der Wiedervereinigung, gerade in unserer Zeit des Zusammenschlusses auf allerlei Gebieten, besonders lebendig geworden ist, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Darum sind jene auch gleichsam als hoffnungsvolle Unionskandidaten erwähnt. Unter den Vertretern der letzten Quadriennialsitzung des Föderalkonzils werden z. B. neben denen der Disciples of Christ auch noch gesondert diejenigen der Christian Church genannt. Das bedeutet also, daß die, unter ersterem Namen gegründete Gemeinschaft ein Bild mißglückter Einigungsbestrebungen bietet. Durch Gewinnen von Anhängern aus allerlei kirchlichen und anderen Elementen beabsichtigten diese Disciples eine einheitliche Jüngerschaft Christi in apostolischer Schlichtheit — nach ihrer Auffassung — zu bilden. Doch bei allem Eifer für diese Sache ist doch zunächst aus der eigenen Einheit bereits eine Zweiheit geworden. Wiederum dürfte aber auch eben ihre beiderseitige Vertretung auf demselben Konzil der Hoffnung auf ihre baldige Wiedervereinigung Raum lassen. In derselben Weise kann man wohl auch die Vertretung der Vereinigten Evangelischen Kirche neben derjenigen der Evangelischen Gemeinschaft — in genannter Föderation — hoffnungsvoll ansehen. Jedoch überall da, wo des Meisters Liebes- und Friedensgeist die Jüngerherzen beseelt, kann man in seinem Dienste — bei derselben Arbeit auch dem nämlichen Ziele zustrebend — unmöglich dauernd und völlig geschieden bleiben und stets seinen ganz separaten Spezialweg weitergehen.

Wenden wir uns nun näher dem hiesigen lutherischen Lager zu, so scheint es tatsächlich, daß hier der so lange unterdrückte Unionsgedanke sich nicht mehr will zum Schweigen bringen lassen, seitdem er im neuen Jahrhundert einmal erwachte. Namentlich in den letzten Jahren strebt man auf jener Seite nach umfassender Verschmelzung der lutherischen Schwesterkirchen. Zwar verliefen längere Zeit die dazu veranstalteten Vorbereitungsversammlungen ohne greifbare Resultate. Diejenige der freien intersynodalen Konferenz zu Watertown, im April 1903, besucht von 205 Pastoren und Professoren, als Vertretern von acht verschiedenen lutherischen Synoden, beschloß nach resulttatlosem Debattieren endlich doch, schon im Herbst wieder eine gleichartige Zusammenkunft zu veranstalten. Die in Detroit stattgefundene, war aus zahlreichen Repräsentanten der vielgesonderten lutherischen Synoden zu-

sammengesetzt, die es allerdings nicht über sich gewannen, gemeinsam zu beten. Doch die neueren Kundgebungen sind ungleich günstiger für eine tatsächliche, größere Verbindung der lutherischen Zweigkirchen untereinander.

Als Zeichen dieser neuen Ära darf z. B. schon gelten, daß in einer Versammlung englisch-lutherischer Pastoren ein Referent offen für die Lutherische Kirche der Ver. Staaten den Namen „Amerikanisch-Protestantische Kirche" vorschlug, und auch ein anderer Teilnehmer noch das Wort „lutherisch" vom rein biblisch-christlichen Standpunkt aus, als nicht wesentlich zum Fortbestand ihrer Kirche erklärte. Ein J. B. Remensnyder wiederum begeisterte sich neuerdings in englischer Zunge für Beibehaltung des Wortes „katholisch" (allgemein) im Bekenntnis. Ja, „The Lutheran Witneß" behauptet gar, „daß man sich nirgends so folgerichtig bemüht habe, eine glorreiche Einigung unserer geliebten Kirche zustande zu bringen, wie Missouri es noch tue. Aber es strebe eben nur für eine Union in Einigkeit und würde auch eine derartige sämtlicher amerikanisch-lutherischen Synoden mit großer Freude begrüßen."

Möge diesen Worten doch auch bald die vom synodalen alten Parteigeist befreiende Tat wahrer brüderlicher Verbindung folgen! Eine solche aber kommt nur durch geistgewirkte, aufrichtig bußfertige Gesinnung, sowie selbstverleugnende, friedfertige und dem Herrn aufrichtig gehorsame Bruderliebe zustande — nicht aber durch irgend welche Herübernahme und Aufnahme oder aber Verwerfung und Drangabe menschlich produzierter Bekenntnisschriften und Lehrsätze.

Bedeutsam ist es aber schon, daß jene intersynodalen lutherischen Konferenzen inzwischen fortgeführt wurden. Im August letzten Jahres war in Bruning der Zweig von Nebraska zum zweiten Mal in Sitzung. Hierbei wurden namentlich zwischen Vertretern der Synodalkonferenz und der Ohiosynode gewisse Thesen über Voraussehung und Gnadenwahl besprochen. Jedoch vermochte man nicht einmal diese Vorarbeit abzuschließen, sondern beschloß, auf der nächsten gleichartigen Konferenz darin fortzufahren.

Endlich darf „The Lutheran" vom 25. Mai 1916, berichten, daß während der letzten sechs Monate in St. Paul sogar drei dieser freien internationalen Konferenzen stattgefunden hätten; nämlich im November 1915, sowie im Januar und Mai 1916. Für diese war zuvor die als notwendig erkannte Bedingung gestellt, daß ohne ausdrückliche Einladung kein theologischer Professor teilnehmen dürfe. Es wird auch konstatiert, daß der alte Hadergeist richtig soweit gebannt war, daß man jetzt endlich auch miteinander zu beten vermochte. Die mehr als 300 Teilnehmer waren Glieder der Synoden von Missouri, Ohio, Jowa, Minnesota und Wiskonsin, wozu gar noch ein evangelischer Pastor hinzukam — was namentlich bei solcher Einigkeitsbestrebung ganz besonders zu befremden schien; Anm. d. V. — Obiges Blatt betont nachdrücklich die wesentliche Glaubenseinigkeit, die sich dort kundgegeben hatte und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Lutherische Kirche, als die

des reinen Evangeliums, zum leitenden Faktor des amerikanischen Protestantismus werde. Dem Gesagten fügen wir noch bei, daß bei ernstlichem Einigungswillen — allem Anschein nach — die erstrebte intersynodale lutherische Union doch noch zur Tatsache werden könnte.

An dieser Stelle sei gleich auch jene Konferenz für Glauben und Ordnung erwähnt, die — nach der „Lutheran Church Review" im Januar 1916 in Garden City tagte und auf der 16 Denominationen vertreten waren. Während unsere evangelische Kirche gar nicht genannt wird' war von den lutherischen SSynoden nur die gar nicht genannt wird, war vou den lutherischen Synoden nur die lung hatte Dr. Remensnyder von jener Synode die Leitung und redete über die Basis der Einladung zu einer Weltkonferenz aller christlichen Kirchen. Als solche Basis erklärte er den gemeinsamen Glauben an Christi Person und die eine heilige allgemeine Kirche. Auf dieser Grundlage bringe das neue Gebot der Liebe zur Berufung einer Weltkonferenz in dieser epochemachenden Stunde. Die Vorbereitung dazu umfasse alle nur möglichen Pläne, die einer Einheit zuführen können. Der großangelegte Plan geht also auf nichts Geringeres, als eine eine Vereinigung der Gesamtkirche — Union in Lapidarstyl geschrieben. Da möchte man aber doch — so erlauben wir uns beizufügen — trotz aller Bescheidenheit ausrufen: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube! — Denn schwerlich wird eine derartige Massenunion von Kirchen jemals stattfinden. Selbst das Sammeln seiner zerstreuten kleinen Herde wird wohl nicht anders vor sich gehen als durch das persönliche Erscheinen des Erzhirten.

Unierend mögen aber in noch weiteren Kreisen Amerikas — und darüber hinaus — jene zu Konföderationen großen Styles angewachsenen Vereinigungen wirken, unter denen die „Y. M. C. A.," als das vornehmliche amerikanische Gegenstück der auch anderwärts bestehenden christlichen Jünglingsvereine, die größte Vorbereitung gefunden hat. Zwar hat diese Verbindung nach über 65jährigem Bestehen noch keine direkt nachweisbare Union zwischen zwei gesonderten Denominationen zuwege gebracht. Doch bildet dieser Verein immerhin bereits Verbindungslinien zwischen verschiedenen hiesigen Kirchenkörpern, so daß er bereits tatsächlich einer interdenominationellen Annäherung Dienste leistet.

Auch die kirchlich geleitete Laienbewegung — The Men and Religion Forward Movement — die wohl in unseren Kreisen bereits durch die vom verewigten Synodalpräses Pister angeregten Melanchthonvereine vorbereitet wurde und nun durch unsere evangelischen Brüderschaften — Evangelical Brotherhoods — weitergeleitet wird, ist zu durchaus interdenominationellem Umfang in den letzten Jahren erstarkt. Dieselbe mag zur Vertiefung des in den verschiedenen Kirchenkörpern bereits erwachten Uniongedankens und seinerzeit auch zu dessen Verwirklichung tatkräftig mitbeitragen. Und wie den schon genannten, so liegt auch dem beabsichtigten Wirken der Endeavorvereine unzweifel=

haft ein unierender Geist zugrunde, der — wenn nur in die rechten Bahnen geleitet — zur Erwartung uoch weiterer Früchte berechtigt.

Wie schon überall gemeinsame Arbeit in Christi Weinberg die daran beteiligten rechten Jünger des Herrn — auch solche verschiedener Konfession — wie äußerlich, so auch immer mehr im Geiste vereint hat, so mögen auch die erwähnten Verbindungen, ihrem Charakter entsprechend, eine unierende Wirkung bekunden. Und wie besonders auf dem Gebiete christlicher Liebestätigkeit, im Dienste der inneren Mission (Wohltätigkeitspflege) und auf den Feldern der Heidenmission, Arbeiter unterschiedlicher Denomination sich im Sinne wahrer Geistesunion zusammenfinden pflegen, so haben auch obige Vereinigungen die Jugend unseres Landes unter dem gemeinsamen Friedensbanner Christi mobilisiert und die Männer zur Erkenntnis ihrer christlichen Mannespflicht gebracht. Das alles mag vereint gar wohl zur Regeneration des gesetzlichen oder verweltlichten, stagnierenden, ja toten Christentums in so mancher Gemeinde einen heilsamen Anstoß verliehen haben. Es wäre auch in sehr hohem Maße erbaulich, wenn offenbar würde, wie viel etwa zur Reformation des auglo-amerikanischen Gemeindewesens die gesegnete Lektüre der, von sektiererischem Treiben freien und damit eine rechten christlichen Union vorarbeitenden, weitverbreiteten Schriften eines Ch. M. Sheldon bereits beigetragen haben. Denn, abgesehen von der — hierzulande scheinbar unvermeidlichen — breitgetretenen Trinkfrage wird in denselben doch einem so schlichten und verantwortungsvollen aufrichtigen und wahrhaft gehorsamen altruistischen Wandel in Jesu Nachfolge das Wort geredet, daß gewiß reichgesegnete Früchte dieser Werke, in Erweisungen opferwilliger Nächstenliebe zu erhoffen stehen.

Das Föderalkonzil.

Der Unionstendenz der verschiedenen protestantisch-amerikanischen Kirchenkörper ist vor allem in genannter Vereinigung der beredteste und beachtenswerteste Ausdruck verliehen worden. Durch dieselbe wird die wesentliche Einheit der verschiedenen Kirchen betout und zugleich damit das Unionsprinzip zunächst einmal auf ein reichlich weites Banner geschrieben. Doch wie kam es wohl zu dieser Föderation?

Schon im Januar-Heft 1903 unserer Theologischen Zeitschrift wurde berichtet, wie ein Zug nach Vereinigung durch die verschiedensten Denominationen gehe. „Von den Bischöfen der Vereinigten Brüder sei bereits ein Komitee ernannt, um für die Vereinigung mit der Methodistischen Kirche und der Cumberland-Presbyterischen Gemeinschaft zu wirken. Die methodistischen Protestanten hätten ihrerseits ein Komitee für Union mit den Vereinigten Brüdern. Ebenso erstrebten die Kongregationalisten eine Union mit den methodistischen Protestanten. Die arminianischen Cumberland-Presbyterianer, die vor 90 Jahren von den anderen,streng kalvinistischen Bekenntnisses sich getrennt, erstrebten eine Wiedervereinigung mit diesen, auf Grund des revidierten Bekenntnisses. Auf den Philippinen endlich, wo 30 protestantische Missionare

(1903) tätig seien, hätten alle Protestanten, mit Ausnahme der Episkopalen, sich zu einer Evangelischen Union zusammengeschlossen und das Missionsfeld unter sich geteilt. Bereits seien atuch schon Schritte getan, um einen repräsentativen Kongreß aller Denominationen zustande zu bringen, und Dr. Sanford sei von der National Federation Society angestellt, um diesen Zweck zu fördern." — Soweit der Bericht.

Im Dezember 1905 waren dann 33 Denominationen zu einem großen Kirchenkongreß in New York vereint, der in einer Kirchenföderation resultierte. Der Föderationsplan dieser Versammlung wurde von den betreffenden Kirchenkörpern angenommen; wozu dann noch, während der Konzilsitzungen in Chicago, 1912, etliche Aenderungen dazukamen. Zu ihrem Namen wählte diese Verbindung: Föderalkonzil der Kirchen Christi in Amerika.

Bekanntlich haben nun bereits im Dezember, 1916, die drittmaligen Quadriennial-Sitzungen dieses Konzils in St. Louis stattgefunden. Aus ihrem Bericht geht hervor, daß diese Körperschaft sich aus Vertretern von 30 verschiedenen protestantischen Denominationen der Vereinigten Staaten zusammengesetzt, die insgesammt etwa 18 Millionen Kommunikanten repräsentieren.

Diese Föderation will dem Vorwurf der Zerfahrenheit des evangelischen Christentums gegenüber — wie schon bemerkt — dessen wesentliche Einheit betonen und zugleich das Wirken der mit ihr verbundenen Kirchenkörper einheitlicher und harmonischer gestalten helfen; damit dieselben ihren speziellen Aufgaben im Dienste des Herrn an den Brüdern desto ungehemmter und erfolgreicher nachzukommen vermöchten. In die eigentliche Verwaltung aber der vom Konzil repräsentierten Denominationen will dieses sonst in keiner Weise eingreifen.

Daß eine so starke, repräsentative Vereinigung evangelischer Gemeinschaften endlich doch zustande kam, ist gewiß dazu angetan, uns Glieder der evangelischen Kirche mit Genugtuung zu erfüllen; ja uns selbst im freudigen Festhalten an unserem Unionsprinzip zu bestärken.

Da nun unser Magazin unlängst einen ziemlich ausführlichen Bericht über Zweck, Tätigkeit und Vertretungsart bei der Föderation brachte, mögen hier nur noch folgende, hierhergehörende Punkte Erwähnung finden. Während nämlich das Konzil als solches durchaus nicht etwa direkt eine Union aller damit verbundenen Körperschaften, oder auch nur eine solche zwischen den assoziierten Gemeinschaften bezweckt darf doch wohl erwartet werden, daß gerade die Art, der hier zum gemeinsamen Wohl vereint betriebenen Arbeit, ganz dazu angetan ist,den Unionsgedanken in den beteiligten Denominationen anzuregen. oder auch zu bestärken und somit einer schließlichen Vereinigung selbst die Wege zu ebnen.

Infolge des bezeugten Gebetsgeistes und der ehrenden, gegenseitigen Bruderliebe die auf den Sitzungen zum Ansdruck kam,durften dieselben wohl als bedeutsame Erweisungen christlich-brüderlicher Gemein-

schaft gelten. Unseres Unionsprinzips wegen und auch um sonstiger, hier bereits namhaft gemachter Gründe willen, haben die Vertreter und Leiter unserer evangelischen Kirche für gut befunden, unsere Verbindung mit besagter Körperschaft auch fernerhin aufrecht zu erhalten trotz einzelner, uns befremdender Kundgebungen, vonseiten des Konzils sowohl, wie einzelner Beamten desselben.

Auf letzterwähnter Zusammenkunft nahm die Versammlung mit Recht ganz entschieden Stellung gegen jede Kanzelgemeinschaft mit solchen, welche Christi Gottheit leugnen (Unitarier). Dagegen erklärte sie, daß die Fundamentalwahrheiten des Evangeliums stärker zu betonen seien und die Seelenrettung der Einzelnen in allen kirchlichen Bestrebungen letztendlich bezweckt werden sollte. Im Bericht der besonderen Komission über „Internationale Gerechtigkeit und Frieden" verdient wohl die Aussage Beachtung, daß der Weltfriede nur als eine Frucht internationaler Gerechtigkeit zu erwarten sei. Daher sollten Nationen wie Indivduen die Rechte Anderer respektieren und lieber Gerechtigkeit üben, als auf eigenen Rechten bestehen, und ihre wahre Größe in friedlicher Dienstleistung sehen.

In gewissen Stücken scheint uns aber das Konzil seine — doch vor allem rein religiösen und kirchlichen Befugnisse — allerdings überschritten zu haben. Zumal da, wo es sich in sozialpolitische Angelegenheiten einmischte, wie bei der Arbeiterfrage, und in der Befürwortung nationaler Prohibition.

Ob unserer Kirche direkt aus dieser Verbindung ein Segen erwachsen dürfte, das hängt wohl zum guten Teil davon ab, wieweit unsere Vertreter in den betr. Versammlungen zu Wort und Geltung kommen und wiefern sie bei den Befürwortungen dem Walten wahrhaft evangelischen Geistes Eingang zu verschaffen vermögen.

Ergebnis und Ausblick.

Abschließend dürfen wir wohl sagen, daß der Unionsgedanke auch hierzulande zu frischem Leben erwacht ist und in kirchlichen Kreisen bereits Früchte mancher Art getragen hat. Davon zeugt ja — neben den erwähnten Konsolidationsbestrebungen unter und zwischen den verschiedenen anglo-amerikanischen Gemeinschaften, sowie im lutherischen Lager — vor allem auch das Vorhandensein des Föderalkonzils mit seinen, zumeist durchaus praktisch-durchführbaren und ein friedliches und vereintes Zusammenwirken fördernden Grundsätzen.

Doch dürfen wir anderseits nicht außer Acht lassen, daß auch die hiesige Christenheit gegenwärtig — um schwerer Verschuldungen und wohl noch schwererer Unterlassungen willen — ernsten Gerichtszeiten zutreibt. Am Hause Gottes pflegen diese Gerichte anzuheben und sie mögen endlich alle menschlich geordneten und verwalteten kirchlichen Einrichtungen in ihren Stürmen hinwegfegen. Wenn es also je eine Zeit gab, wo allen rechten Gliedern an Christi Leibe mehr als je die Losung galt, sich vereint um das Kreuzesbanner zu scharen, so ist es gewiß gerade die unsrige. Wie viele mögen aber wohl die drohenden Gewitter-

wollen als Zeichen der Zeit recht zu deuten wissen und demgemäß entschieden handeln? Nämlich, angesichts der brennenden Lebensfragen der Gegenwart, die bisher trennenden, nebensächlichen Meinungsverschiedenheiten zurückstellen, um den gemeinsamen, schreienden Nöten einer aus zahllosen Wunden blutenden Menschheit durch vereinte christliche Pflichterfüllung besser gerecht zu werden! Wir evangelische Christen sind uns wohl bewußt, daß wir im vielgegliederten Organismus der hiesigen Kirchenkörper eine bisher ebenso mühevolle und äußerlich vielleicht nur wenig erfolgreiche, aber doch in ihren Zielen vor allem notwendige Aufgabe zu erfüllen haben. Uns vor allen gilt ja, im Widerstreit der Meinungen das Friedenspanier der Glaubenseinigkeit unerschütterlich hoch zu halten und auf das eine, was not tut — auf Christi Kreuz — so lange hinzuweisen, „bis es durch ihre Seelen geht;“ also, bis sich um den für uns Gekreuzigten alle, die aus der Wahrheit sind, aus freiem Liebesdrange gemeinsam scharen.

Wann und in welchem Umfange dies Ziel auch nur hierzulande erreicht wird — nicht sowohl durch unser Tun, als vielmehr durch des Friedensgeistes Walten — davon etwa die Art unseres weiteren Verhaltens abhängig zu machen, steht uns nicht zu. Vielmehr sind ja der recht erkannten Pflicht gegenüber alle bloßen Zeit- und Raumfragen durchaus belanglos.

Die schon länger wieder vorherrschend gewordene materialistische und antikirchliche Weltanschauung hat ja — trotz mancher noch reagierender Kräfte, und auch zeitweilig noch mit dem Feigenblatt eines, teils frömmelnden, teils idealistisch gefärbten Phrasengeklingels heuchlerisch maskiert — sich bereits doch schon, im Verlaufe des gegenwärtigen Weltkrieges, zu einer weltweiten, ganz entschieden antichristlich sich betätigenden Zeitströmung ausgeprägt, die sich noch immer stärker vertieft. Daß namentlich auch in unserem Lande, und das in sogenannten christlichen und kirchlichen Kreisen, bereits jahrelang ganz ungescheut und unbeanstandet und in der frechsten Weise Haß und Krieg und Mord gepredigt werden darf, bekundet doch nicht etwa nur das Vorhandensein einer großen Quantität von dummgewordenem Salze, sondern erweist die Auswirkungen eines direkt satanischen Fermentes. Denn das alles läuft ja auf ein erneutes ganz unverhohlenes Wählen des Barabbas hinaus; was seinerseits wieder — bei dreister Verleugnung aller Wahrheit und Gerechtigkeit — ein wiederholtes Kreuzigen Christi involviert. Wenn aber Solches bereits vonseiten ganzer Kirchenkörper wie ganz selbstverständlich hingenommen — statt ganz entschieden gebrandmarkt — wird und auch z. B. vonseiten des Föderalkonzils nicht einmal gerügt oder zurückgewiesen wurde, so beweisen doch diese, von allen Seiten her sich anhäufenden Kennzeichen ganz sicher einen bereits eingetretenen derartigen Abfall und eine Verleugnung Christi — verbunden mit einer um sich fressenden Verrohung der Gesinnung in weiten Kreisen von solchen, die vor allem geistlich gesinnt sein sollten — daß sicher noch schwerere Gottesgerichte in naher Zukunft schon zu erwarten sind, als

diejenigen, die wir in den furchtbaren Greueln und schweren Leiden bereits erblicken, welche aus dem Völkerkriege bisher schon resultierten. Diese schweren Zeiten mögen zwar diejenigen Christen, die aus der Wahrheit sind, zu derart gesegneten Heimsuchungen gereichen, daß sie willig werden dürften, auch über konfessionelle Schranken hinweg, christlich-brüderliche Gemeinschaft zu üben.

Ob aber infolgedessen eine größere, oder gar allgemeine Union auch nur der protestantischen Kirchenkörper zu erwarten sein mag, das entzieht sich schon völlig unserer Mutmaßung. Zwar wird ja auch in den letzten Leidenszeiten die wahre Gemeinde des Herrn von den Pforten der Hölle nicht verschlungen werden; wohl aber werden voraussichtlich die unterschiedlichen kirchlichen Formen beim läuternden Gerichtsfeuer als Schlacken abfallen, um das Gold andauernder Treue zur Geltung zu bringen. Dann wird das Unionsprinzip seine gottgewollte Verwirklichung finden bei denen, die dasselbe gehorsam betätigten und im Wesentlichen auf Glaubenseinheit bestanden; im Uebrigen aber christliche Freiheit übten, und in Allem ungefärbte Liebe walten ließen. Bei denen also, die sich eben damit als rechte Kinder des Geistes der Reformatoren und der wahren Union bewiesen.

Wie ein klares Echo der Worte ewiger Liebeswahrheit — Matth. 6, v. 25 ff. und Luk. 21, 28—31 — tönt es von den reinen Saiten der Harfe Jung-Stillings (in den bekannten Zeilen) wieder:

Seht, der Berge Spitzen glühen schon im ewigen Sonnenlicht
Und die Frühlingsblumen blühen: Brüder, alle, sorget nicht!

Die religiöse Gleichgültigkeit.

Von Pastor A. Mücke.

Als man sich 1817 in deutschen Landen zum dreihundertjährigen Reformationsjubiläum rüstete, ergriff Klaus Harms, Archidiakonus an der St. Nikolai-Kirche in Kiel, die Gelegenheit, seinen Zeitgenossen vorzuhalten, wie weit die Evangelische Kirche von der Grundlage des Reformationsglaubens und damit von der Quelle des Heils abgewichen sei. Er schrieb die 95 Thesen Luthers in ein Heft und setzte 95 andere, auf die gegenwärtigen evangelischen Kirchenverhältnisse angewendet, hinzu, sowie eine kurze Vorrede davor, und gab das Ganze heraus unter dem Titel: „Das sind die 95 Thesen oder Streitsätze Dr. Martin Luthers, teuren Andenkens. Zum besonderen Druck besorgt und mit andern 95 Sätzen, als mit einer Uebersetzung aus dem Jahre 1517 in 1817 begleitet, Kiel 1817, 35 S.“

Wie ein Gewitter nach banger Schwüle brachten diese Thesen, die nach vielen Seiten hin einschlugen, eine heilsame Erschütterung hervor. Es entbrannte ein Streit über dieselben, in dem die Rationalisten sich zu der Bitterkeit des giftigsten Hasses gegen den Verfasser forttreiben ließen, den sie als Vernunfthasser, Finsterling und Pfaffen der Ver-

achtung preisgaben. Hier einige der Thesen: Wenn unser Meister und Herr Jesus Christus spricht: „Tut Buße!“ so will er, daß die Menschen sich nach seiner Lehre formen sollen; er formt aber die Lehre nicht nach den Menschen, wie man jetzt tut, dem veränderten Zeitgeist gemäß (Th. 1). — Das Gewissen kann nicht Sünden vergeben, mit andern Worten dasselbe: Niemand kann sich selbst Sünden vergeben; die Vergebung ist Gottes (Th. 11). — Die Vergebung der Sünden kostete doch Geld im 16. Jahrhundert; im 19. Jahrhundert hat man sie ganz umsonst, denn man bedient sich selbst damit (Th. 21). — „Zwei Ort, o Mensch, hast du vor dir,“ hieß es im alten Gesangbuch. In neuerer Zeit hat man den Teufel totgeschlagen und die Hölle zugedämmt (Th. 24).

Wenn wir in diesem Jahre das vierhundertjährige Jubelfest feiern, wollen wir durch vergangene und gegenwärtige Siege des Evangeliums uns mit allem brennenden Eifer für jeglichen, auch für den schwersten Dienst im Reiche des Herrn entzünden und erfüllen lassen. Müssen wir doch in tiefster Beugung dankbar bekennen:

„Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.“

Anderseits dürfen wir gegen den furchtbaren Ernst der gegenwärtigen Lage nicht blind und unempfindlich sein. Kann es, um nur einiges zu nennen, nicht oft so scheinen, als ob das Licht des Wortes Gottes, des geoffenbarten Evangeliums, in dem die Apostel, die Reformatoren und unsere Väter im Glauben wandelten, nunmehr bei Tausenden unserer Volksgenossen dunkel werden wollte? Berührt uns nicht oft der Todeshauch einer Eiseskälte und Lieblosigkeit und Vereinsamung auch auf kirchlichem Gebiete? Ach, wie oft wollen trübe Gedanken ihre schwarzen Fittiche über unsere Seele ausbreiten, als ob die Finsternis siege und der Tag Christi sich bei uns zum Abend und zur Nacht neige!

Zu den schwersten, tödlichen Seelengefahren in unsern Tagen gehört ohne Zweifel die in jedem Stande und an allen Orten weit verbreitete religiöse Gleichgültigkeit.

Wir verstehen darunter die persönliche Teilnahmlosigkeit gegenüber der in der Berufung zum Reiche Gottes geschehenden Verkündigung der göttlichen Heilstatsachen. — Es gibt ja eine Gleichgültigkeit und Empfindungslosigkeit gegen göttliche Dinge und Gaben, die dem Christen wider seinen Willen als schmerzvolles Leiden und schwere Anfechtung und Züchtigung kommen kann. Die religiöse Gleichgültigkeit dagegen, von der wir reden, tritt schon der Wirksamkeit der Berufung entgegen und bezeichnet einen Seelenzustand, in dem sich der einzelne und die Gemeinschaft unter voller Zustimmung ihres Willens befinden, ohne daß ein Schmerzgefühl damit verbunden wäre. Der religiös Gleichgültige hat an christlicher Wahrheit und christlichem Leben überhaupt kein Interesse; er ist meistens auch äußerlich, jedenfalls

innerlich und in seinem persönlichen Leben dafür durchaus unzugänglich. Sünde und Gnade sind nicht für ihn vorhanden; um Himmel und Hölle kümmert er sich nicht. — Ein auffallendes, grobes Sündenleben ist keineswegs mit der religiösen Gleichgültigkeit ohne weiteres und wesentlich zu verbinden. Auch die, welche im Gleichnis vom großen Abendmahl (Luk. 14) die Berufung ablehnen, werden uns bedeutungsvollerweise nicht als grobe Sünder dargestellt. Sie hängen vielmehr an Gütern, die ohne Zweifel zu Gottes Gaben zählen. Und erst dadurch werden diese Güter, ihr Besitz, ihre Liebe ihnen zur Sünde und nun zur Todsünde, weil sie ihr Herz ganz davon erfüllen und gegen das ewige und höchste Gut verschließen lassen. Der religiös Gleichgültige findet vielleicht wegen seiner geschäftlichen Tüchtigkeit viel Anerkennung und beruhigt sich innerlich vollkommen damit, daß so viele, daß Unzählige und darunter solche, die in bürgerlicher Gerechtigkeit und im bürgerlichen Leben aller Ehren wert sind, mit ihm dieselbe Gesinnung teilen.

Die religiöse Gleichgültigkeit wirksam zu bekämpfen — dazu hat der einzelne Christ aufgrund des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen und ganz besonders der Diener der Kirche eine gottgegebene Befähigung und einen göttlich verliehenen Auftrag. Jeder Christ hat offenbar in seiner Stellung als Hausvater und Hausmutter, in geschwisterlichen, verwandtschaftlichen, gesellschaftlichen Beziehungen, in allen Gemeinschaften des bürgerlichen Lebens eine Fülle von günstigen Gelegenheiten, von „offenen Türen" und lebendigen Anregungen, um eine derartige Tätigkeit auszuüben. Vom Träger des kirchlichen Amts, dem Pastor einer Gemeinde, dem Arbeiter in der Inneren Mission gilt dasselbe in erhöhtem Maße.

Zur Bekämpfung der religiösen Gleichgültigkeit bedarf es an erster Stelle einer genauen und zuverlässigen Kenntnis des Gegners, mit dem wir es zu tun haben. — Paulus schreibt an die Epheser 6, 12: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen." Nur keine Unterschätzung des Feindes, als ob die religiöse Gleichgültigkeit nur aus natürlichen Ursachen erwachse! — Einst haben die Märtyrer der alten Kirche, obwohl zunächst ja Menschen ihnen gegenüberstanden, doch die Verfolgung und Todespein, welche sie von Menschen zu erleiden hatten, im letzten Grunde nicht auf Menschen, sondern dem Worte des Herrn (Offenb. Joh. 2, 10) gemäß auf den Fürsten der Finsternis zurückgeführt. Ebenso hat die alte Kirche in ihrem geistlichen Kampfe sich immer gegenwärtig gehalten, welchen Erzfeind sie im letzten Grund vor sich und zu bekämpfen und auszutreiben habe. Denselben, durch Gottes Wort erleuchteten, gereinigten und geheiligten Scharfblick finden wir bei den Reformatoren. Vergl. den Kampf- und Siegespsalm der Evangelischen Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott." Deshalb ist die gesamte geistliche Waffenrüstung, wie der Herr sie seinen Bekennern anlegt, auch in

dieser Bekämpfung der religiösen Gleichgültigkeit, eines Werkes des bösen Feindes, zu tragen. Gegen ihn ist, wie Luther sagt, die Vernunft nur ein Strohharnisch. Gegen ihn ist auch alles christliche Tun, insofern es von einem Menschen geschieht, vergeblich und eitel. Wer schon einmal erlebt hat, wie etwa ein christlich gesinnter Vater und eine fromme Mutter in christlichem Wort und Vorbild, mit Bitten, Ermahnen, Warnen, Drohen, in heißen Tränen endlich und Herzensangst den gegen das Evangelium gleichgültigen Sohn vergebens zu überwinden suchten, der wird keines weiteren Beleges bedürfen, daß auch auf diese Bekämpfung der religiösen Gleichgültigkeit mit ganzer Wucht das Wort angewendet werden muß: „Mit unserer Macht ist nichts getan!"

Alle Ueberschätzung des Gegners ist freilich auch vom Uebel. Die richtige Kenntnis und Würdigung des Feindes befaßt für den Christen, der seinem Herrn in Treue zu dienen sucht, zugleich eine genaue Erforschung der natürlichen Sachlage auf dem vorliegenden Gebiete in sich. Kein rechtes natürliches Mittel ist zu verachten.

Wir erkundigen uns zunächst bei dem selbst, welcher die Gnadenmittel ablehnt, wie er zu dieser Gesinnung und Haltung gekommen sei. Er verweist unter anderm mit Vorliebe darauf, daß bei den vielen Spaltungen nicht nur zwischen den verschiedenen Kirchengemeinschaften, sondern auch zwischen einzelnen Christen, Predigern und Theologen, er ja überhaupt gar nicht wissen könne, was denn eigentlich christliche Wahrheit sei und wo er sie zu suchen habe. Von zahlreichen und sehr bedeutenden Männern der Wissenschaft würden auch alle Grundlagen bestritten, welche bisher als notwendig für Glauben und Leben des Christen gegolten hatten. Dazu kenne er viele Christen, die als gläubig gälten und doch kein besseres Leben führten als Ungläubige, ja oftmals ein schlechteres. Aus dem allen ergebe sich mit Notwendigkeit, daß es unmöglich für ihn sei, religiöse, zumal christlich religiöse Wahrheit zu erkennen und anzuerkennen und ein dementsprechendes Leben zu führen. Er habe daher auch keinerlei persönliches Interesse an religiöser Wahrheit und religiösem Leben. Das Höchste, wozu er in dieser Hinsicht kommen könne, sei die Anerkennung der Naturordnung in völliger Resignation. Dieselbe erweise sich bei ihm dann auch in unbegrenzter Toleranz. Man müsse eben tolerant sein, wie die Erde, die alles trage. Im übrigen sei es ihm lästig, wenn er darauf angeredet werde, daß er Gott suchen solle. Als Protestant müsse er sich derartige pietistische und methodistische Angriffe verbitten. — Diese Erklärungen, Entschuldigungen und Argumente, mit denen der religiös Gleichgültige seine Gesinnung verteidigt und begründet, werden in der Form ja manches Verschiedene, ja nach dem Bildungsstande und nach der Umgebung, aufweisen. In der Sache sind sie im wesentlichen immer dieselben.

Wenn wir von außen herantretend uns ein zutreffendes Bild von dem Entstehen der religiösen Gleichgültigkeit entwerfen wollen, so finden wir, daß sie oft ein unbewußtes Erbstück von den Vätern her

ist. Der einzelne ist in einer Tradition und Umgebung aufgewachsen, welche „von Joseph nichts weiß.“ Er kennt es nicht anders, als daß man ohne Christentum ganz glücklich leben könne und fühlt keinerlei Bedürfnis, einen andern Weg einzuschlagen, als seine Väter und die liebsten Menschen in seiner Umgebung gehen. Aus vielen Beispielen nur eins: Schreiber dieses trifft in einem Kaufladen eine deutsche Frau, die ihm seinen Gruß in plattdeutscher Mundart erwidert. Im Verlaufe des Gesprächs erfahre ich, wo die Familie wohnt und wie lange sie dort ansässig ist. „Haben Sie dort eine deutsche Kirche?“ — „Nein, da ist keine Kirche; wir gehn auch in keine Kirche.“ — „Da lade ich Sie alle ein, hier im Städtchen in unsere deutsche Kirche zu kommen; wir haben jeden Sonntag um zehn Uhr Sonntagschule und um elf Uhr Predigtgottesdienst. Sie sind herzlich willkommen, und sagen Sie es auch Ihren deutschen Nachbarn, daß jetzt in G. eine deutsche Kirche und ein Pastor ist.“ — „Aber wir gehn in keine Kirche; wir halten nichts davon.“ — „Wo haben Sie denn früher gewohnt?“ — „Bei Davenport, Iowa.“ — „Dort gibt es doch deutsche Kirchen; sind Ihre Eltern denn nicht in eine Kirche gegangen? Die waren das doch gewohnt von Deutschland her?“ — „Vater sagte immer: In Deutschland ist das ein ander Ding; hier im Amerika braucht man so was nicht; es geht auch so ganz gut. Wir Kinder sind auch nie in eine Kirche gekommen.“ — „Haben Sie Kinder?“ — „Ja, sieben, und eins ist gestorben; die Aelteste ist schon sechzehn Jahre alt.“ — „Sind die Kinder wohl getauft?“ — „Nein, die sind nicht getauft.“ — „Aber das geht doch nicht; sieben Kinder, und kein einziges getauft; die wachsen ja dann auf ganz unwissend und wie Heiden; das geht doch nicht, liebe Frau W.“ — „O, ich weiß nicht!; das geht ganz gut; ich bin auch nicht getauft; bloß mein ältester Bruder ist getauft, der war zwei Jahre alt, als die Eltern von Deutschland kamen; die andern neun sind nicht getauft; die Mutter wollt's schon gern haben, aber der Vater sagte immer: Das hilft doch zu nichts.“ — Unterdes war ein Mann herzugetreten, auf den die Frau mit den Worten deutete: „Da ist mein Mann, der ist getauft und konfirmiert; er hat das alles gelernt in der Schule, er war schon 23 Jahre, als er nach Amerika kam.“ Ich begrüßte den biederen Holsteiner, indem ich mich als Pastor vorstellte, der die Deutschen in dieser Umgebung zu einer Gemeinde sammeln wolle; ich hätte bereits mit seiner Frau geredet und erfahren, wie hier viele Deutsche hinlebten ohne Gott, ohne Sonntag, ohne Kirche, ohne Taufe und Unterricht für die Kinder. Er müsse es doch von seiner Jugend her besser wissen; vor allem sei es doch ein geradezu unerträglicher Gedanke, die Kinder so ganz ohne jeglichen christlichen Unterricht zu lassen; sie wüßten ja gar nicht einmal, wozu sie überhaupt auf der Welt seien. Da der Mann aufmerksam zuhörte, wies ich weiter hin auf den Ernst des Lebens und des Todes, sowie der Rechenschaft vor Gott. Nachdenklich antwortete er: „Das ist alles schon recht, was Sie da sagen; aber was kann man tun? Seit 25 Jahren war ich nur dreimal in einer Kirche,

und das war bei Begräbnissen. Glauben Sie mir, ich bin anders aufgezogen; meine Mutter würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, was aus mir geworden ist. Aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Es ist bis jetzt so gegangen; es wird wohl auch weiter so gehen."

In vielen Fällen hat eine unrichtige Erziehung das Ergebnis, religiöse Gleichgültigkeit, mit zu begründen. Man ist der Meinung, daß genug geschehen sei, wenn in Haus und Schule das notwendige irdische Wissen und Können dem Kinde beigebracht werde. Man bildet den Verstand, die Einbildungskraft, den natürlichen Willen; man bereichert das Gedächtnis, aber Herz und Gewissen gehen oft ganz leer aus. Die religiöse Erkenntnis wird dabei vielfach nur als Sache des natürlichen Wissens betrachtet, und es fehlt an der liebevollen, ernsten, nachhaltigen Darbietung des Wortes Gottes als des Gnadenmittels. Diese Mängel durchziehen unser gesamtes Erziehungs- und Schulwesen. Das „Eine, was not tut," gilt darin vielfach für das Allerüberflüssigste, wie es das Allerungewissesté sei. Kein Wunder, wenn auf solche Mängel in der Erziehung und im gesamten Unterrichtswesen ein Jünglings- und Jungfrauenalter, ein Mannesalter in religiöser Gleichgültigkeit folgt.

Ferner ist hier das böse Beispiel zu nennen, im besondern, wie es von höher Gestellten gegeben wird. In unsern Tagen klagt man viel, und mit Grund, über die tote religiöse Gleichgültigkeit bei niedriger Stehenden und Aermeren, auch bei Leidenden; aber derartige innerliche Verhärtungen pflegen von oben nach unten zu dringen. Das grobe und feine Genußleben, der Unglaube, die Gleichgültigkeit der obern Stände, der Gebildetern und Wohlhabendern gibt dem gemeinen Manne durch böses Beispiel schweren Anstoß. Wenn das Laster erhobenen Hauptes, frech und ungestraft durch Stadt und Land zieht, so fragt der gemeine Mann: „Gibt es einen Gott?" Er fängt an, persönlich zu zweifeln an aller göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Geringe etwa, was von religiösen Ahnungen und Wünschen noch in ihm war, die stille, fast unbewußte Gottesfurcht, die so schwer aus einem Menschenherzen auszurotten ist — das alles erstirbt nun in ihm.

Aber der letzte und entscheidende Grund der religiösen Gleichgültigkeit liegt tiefer, liegt in dem Mangel an wahrer Erkenntnis der eigenen Sünde. Ist jemand durch Gottes Wort und Wirken auch nur zu einer anfangsweise Erkenntnis seiner Sünde geführt, so ist keine von den genannten, überhaupt keine irdische Hinderung imstande, ihn vom glaubens- und lebensvollen Ergreifen der Gnade zurückzuhalten.

Im übrigen erhellt aus dieser Sachlage, daß es eingehender, umfassender, nachhaltiger Erforschung der geschichtlichen und gegenwärtigen Ursachen der religiösen Gleichgültigkeit unbedingt bedarf, wenn man in der Seelsorge gegen sie kämpfen will. Nur auf diesem Wege kann der Seelsorger in der Gemeinde, besonders auch der Arbeiter in der Inneren Mission, sich die für seine Aufgabe notwendige natürliche Einsicht, Besonnenheit und Ruhe aneignen und sich dagegen schützen,

daß unter anderm das Vereinzelte ihn nicht zu sehr einnehme und bestimme, das Plötzliche ihn nicht aus der Fassung bringe, das Schreckliche ihn nicht entmutige und ähnliche, mit Uebermacht kommende Eindrücke, seine Tätigkeit nicht lähmen und verderben. Wenn er die Geschichte und das Land des Gegners, sein Herz, seine Mittel und Waffen und die Ursachen und Veranlassungen dieses Krieges gründlich erforscht, dann wird er freilich in diesem Kampfe nicht mehr Fleisch für seinen Arm halten, auch die schwere Verschuldung, welche die Kirche an den in Rede stehenden Uebelständen trägt und die wir alle mittragen, nicht mehr verkennen und ableugnen; aber er wird auch gerade durch die bußfertige, demütige Beugung vor Gott mit heiligem Mut, gutem Rat und rechten Werken in der Bekämpfung der religiösen Gleichgültigkeit ausgerüstet werden.

In dieser Bekämpfung kommt zunächst alles darauf an, daß der höchste und alles beherrschende Wert des Seelenheils mit voller Entschiedenheit und Entschlossenheit vom Seelsorger anerkannt und bezeugt werde. Das Seelenheil hängt dabei nur von der Gemeinschaft mit Christo ab, zu der Gott in Christo alle Menschen berufen hat und einführen will. Keine Macht der Welt, geistiger oder äußerlicher Art, keine noch so verführerischen oder bedrückenden Lebensverhältnisse können nach Gottes Willen die Gemeinschaft am Evangelium und ihre vollkommene Gabe, die Seligkeit, dem einzelnen unmöglich oder unzugänglich machen oder sie ihm, nachdem er sie empfangen hat, wieder entreißen.

Dieser alles beherrschende Wert des Seelenheils wird in der Gegenwart vielfach verkannt oder nicht mit dem nötigen Nachdruck geltend gemacht. Irrt nun unser Auge von dieser grundlegenden christlichen Erkenntnis ab, so verlieren wir die Einfalt des Blickes, des Urteils und des Verfahrens. Wie für unser Glaubensleben Christus uns das A und da O, der Anfang und das Ende ist, und wir demnach vor ihm und außer ihm nichts wissen und nach ihm nichts begehren, so haben wir die entsprechende Anschauung auch allem unserm seelsorgerlichen Tun auf dem vorliegenden Gebiete zugrunde zu legen. „Es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, das alles heilet."

In der Gegenwart wird oft verkannt, daß alle grundlegenden und notwendigen christlichen Wahrheiten einfach sind und eine direkte Beziehung zum wahren Seelenbedürfnis und zum Seelenheil haben, während dies in der apostolischen Zeit und in der Reformation so klar bezeugt ist. Deshalb muß man auch nicht alles beweisen wollen. Alle göttlichen Dinge und Gaben gehören einer andern Welt an, sind unsichtbar und der Vernunft unfaßbar, können also auch niemals Gegenstand einer sogenannten exakten Wissenschaft sein und mathematisch bewiesen werden. Die Geschichte der Beweise für das Dasein Gottes bietet einen schlagenden Beleg dazu. Wenn dem religiös Gleichgültigen auf einem Gebiete, wo Beweise nicht angebracht sind, mit Beweisen zugesetzt wird, so wird man Mißerfolge ernten. Die geoffenbarte Wahr-

heit ist vielmehr zuerst darzustellen und zu bezeugen. Auf die gesunde, heilsame Lehre ist alles zu gründen, aus ihr ist alles abzuleiten. Ihr Offenbarungscharakter, ihre Unwandelbarkeit, ihre Kraft, ihr Genügen ist unerschütterlich festzuhalten und in Weisheit und Liebe anzuwenden.

Die in der Gegenwart herrschende Laxheit gegenüber der Lehre (Dogma) macht sich wohl nirgends so geltend, wie im Umgang mit denen, die gleichgültig das Evangelium ablehnen. Man will sie unter allen Umständen irgendwie für ein religiöses Leben, für die Kirche, als Gemeindeglieder, gewinnen und arbeitet dabei wesentlich aus dem Gesichtspunkte, daß es nicht auf die Lehre, sondern auf das Leben, nicht auf das Dogma, sondern auf die Moral ankomme. Aber bietet die Geschichte der Kirche nicht unwiderlegliche Beweise, wie jeder Irrtum in der Lehre früher oder später einen Irrtum im Leben nach sich zieht?

Ueberhaupt liegt in jener Unterschätzung der Lehre gegenüber dem Leben ein für unser Gebiet besonders gefährlicher Mißgriff. Die wahre Erweckung aus religiöser Gleichgültigkeit ist immer mit Gewissensbewegung verbunden, die nur durch die Gnade Gottes in Christo zum rechten Ziel, zum Frieden hingeleitet werden können. Tritt nun hier eine Seelenführung, resp. Seelenverführung ein, welche dem eigenen Werk und Leben, der moralischen Leistung, die entscheidende Bedeutung zuspricht, so wird sie entweder bei dem Aufrichtigen Verzweiflung hervorrufen oder sie macht den Unaufrichtigen zu einem Heuchler und Sohne der Hölle ärger, als er vorhin war. Auch ist es am Tage, daß einst die nicht christliche Welt keineswegs durch die Aufstellung von neuen und besseren moralischen Grundsätzen, sondern durch den Glaubenssatz, das Dogma, die Lehre vom Versöhnungstode Christi und von seiner herrlichen Auferstehung überwunden und zum Christentum gebracht wurde. Denselben Weg haben wir in Predigt, Unterricht, in der ganzen Amtsführung, in der Seelsorge an dem religiös Gleichgültigen zu gehen und innezuhalten, wenn wir der Erreichung desselben Ziels nach Gottes Rat getrost und gewiß werden wollen.

Was der Christ in seinem allgemeinen und besonderen Beruf sein soll und sein muß, ein persönlicher Zeuge und Bekenner seines Herrn, das findet auch auf dem vorliegenden Gebiete seine volle Anwendung und eröffnet uns hier besonders wichtige Perspektiven. Das Leben des Herzogs unserer Seligkeit war wesentlich ein Leben des Angriffs. Denn er ist dazu gekommen, daß er die Werk des Teufels zerstöre (1. Joh. 3, 8). Ebenso ist das Leben seiner Zeugen und Bekenner zu allen Zeiten und an allen Orten wesentlich ein Leben des Angriffs und muß dies sein. Wir können demnach die Frage nicht umgehen, ob unser Christenleben diese Eigenschaft ebenfalls an sich trägt. Jeder möge sich da selber und dem Herrn die Antwort geben! Jedenfalls ist es eine schlechte, eine klägliche und des Namens Christi unwürdige Strategie, die sich grundsätzlich nur auf die Verteidigung einrichtet und dabei sich zu beruhigen sucht.

Dabei soll nicht verkannt sein, daß es allerdings auch ein fanati=

sches Vorgehen auf diesem Gebiete gibt, das sich scheinbar mit Recht auf jenes apostolische Gebot stützt (2. Tim. 4, 2): „Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit." Man meint dann, hier sei offenbar ausgesprochen, daß das christliche Zeugnis zu allen Zeiten und unter allen Umständen sich geltend machen müsse, also auch unter Verhältnissen, die der Verkündigung des Evangeliums und einem gesegneten Erfolge derselben widersprechen und ihn unmöglich machen. Dabei wird übersehen, daß der Apostel die Ermahnung zu „aller Geduld" hinzugefügt hat. Und wenn unser Herr das Darbieten seines Wortes von der Berücksichtigung der Zeiten, Umstände und Verhältnisse völlig unabhängig hätte hinstellen wollen, so würde er nicht gewarnt haben: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen" (Matth. 7, 6). Jenes apostolische Wort, „zu rechter Zeit oder zur Unzeit," gibt uns jedenfalls keinen Freibrief für ein unbesonnenes und unweises Verfahren, sondern bringt uns eine sehr notwendige und heilsame Erinnerung, daß wir unsere Verkündigung des Wortes nicht davon abhängig machen dürfen, ob denen, welchen wir das Wort bringen, oder ob uns nach subjektivem Ermessen die Zeit dazu gerade gelegen erscheint. Trägheit, Menschenfurcht, allerlei Lieblingsbeschäftigungen können Einsprache erheben, dürfen aber nicht gehört werden. Ueberhaupt haben wir nicht viel zu kalkulieren, ob es geeignete oder ungeeignete Zeit zur Verkündigung des Wortes sei, denn über solchen Kalkulationen geht oft die beste Zeit verloren, und das selbstgewählte und gemachte Vorstudium der Zeitverhältnisse und Umstände ist in Wirklichkeit sehr oft nur ein Sichbesprechen mit Fleisch und Blut und hilft zu nichts anderem, als dazu, daß wir den versteckten Antrieben unsers alten Menschen nur um so mehr nachgeben (Luk. 12, 42; Sprüche Sal. 15, 23). Wie wenig im übrigen die hier vorliegenden Aufgaben mit einzelnen Schlagwörtern und in Bausch und Bogen zu erledigen sind, erhellt aus jener Tatsache im Leben Pauli, daß er auf seiner zweiten Missionsreise durch den Geist verhindert wird, bestimmten Landschaften Vorderasiens das Evangelium zu bringen und dieser Hinderung gehorsam folgt. (Apostelgesch. 16, 6. 7).

Ein besonders starker Nachdruck muß darauf gelegt werden, daß der Seelsorger in seiner ganzen persönlichen Haltung nichts anderes sein wolle als ein Diener, ein Zeuge und Bekenner Christi. Was im Herzen des Christen als Grundlage seiner Seligkeit lebt, das muß in seinem ganzen Verhalten, in Wort und Wandel, in Tun und Lassen, unter allen Umständen, zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Aufgaben klar und gewiß, unmißverständlich und zuverlässig auch vor Menschen offenbar werden. *Eine der stärksten Lähmungen im Kampfe des Christen gegen die religiöse Gleichgültigkeit liegt an dieser Stelle.* — Das weiß der religiös Gleichgültige, das fühlt er deutlich genug, wie es zwischen Gotteskindern und Weltkindern weder gemeinsamen Geschmack,

noch gemeinsamen Unterhaltungstoff gibt, soweit es sich bei beiden um eine grundsätzliche Gestaltung der gesamten Lebensführung handelt. Was dem einen lieb ist, erregt in dem andern Widerwillen. Bemerkt der religiös Gleichgültige, daß der Christ sich an diesem Weltwesen unbefangen freuen kann, so gibt er nichts, auch keinen Deut mehr für das geistliche Wort, das ihm etwa von einem solchen Christen nahe gelegt wird. Wenn der hohe Apostel (1. Kor. 9, 27) sich nicht als unberührt von der Gefahr ansieht, „andern zu predigen und selbst verwerflich zu werden" — um wie viel mehr haben wir bei uns das Drohende dieser Gefahr anzuerkennen!

Nicht die begeisterte Hingabe an das Wesen dieser Welt, das vergeht, sondern begeisterte Hingabe an den Herrn; nicht Weltliebe, sondern Gottesliebe muß unser Leben und unsere Lebensführung regieren. Das Bekenntnis Christi im Wandel darf eben nicht nur negativen Charakter an sich tragen. Von Negationen kann kein Mensch, auch kein Christ leben. Erst die Liebe Christi im Herzen seines Jüngers befähigt ihn zu der liebevollen Teilnahme für den, der fern von Christo lebt, und für sein geistliches Wohl. Wie das Wort-Bekenntnis ohne Tat-Bekenntnis bei dem vorliegenden seelsorgerlichen Tun nichts wirkt, so wollen beide, Wort- und Tat-Bekenntnis von dem Feuer heiliger und barmherziger Liebe durchdrungen sein, um als wahre Bezeugung dessen dienen zu können, der Liebe ist.

An harten Felsen, die plötzlich und schroff aus der tiefen See aufragen, ist schon manches Schiff zerschellt. Aber die langsam ansteigende Sandbank erweist sich als gefährlicher, zumal wenn in bestimmten Zeiten die Winde und die Meeresströmungen die Schiffe in ihre Nähe treiben. Der Seefahrer kann sie von weitem nicht wahrnehmen; die Versetzung des Schiffes durch den Wind und besonders durch die Strömung ist manchmal schwer zu berechnen. Wenn er die Gefahr erkannt hat, ist es meistens schon zu spät. — In der religiösen Gleichgültigkeit haben wir eine solche Sandbank vor uns, an der unzählige Schiffbruch an ihrem Seelenheil erlitten haben und erleiden. Die Zeitströmung, die wuchtigen Winde der öffentlichen Meinung in unsern Tagen, in unserm Volke, in der Kirche, in unsern Gemeinden treiben zahllose auf diese Sandbank zu. Und wie traurig, wenn die Leuchtfeuer, die im Leben der Kirche Gottes und des Christen entzündet sind und brennen, zuguterletzt nur noch dazu dienen, daß sie den Jammer solcher Schiffbrüche und den Untergang solcher Schiffbrüchigen grell beleuchten!

Der Herr hat seinen Jüngern und uns in Wort und Tat, in Lehre und Vorbild nicht gesagt: „Stehet still," sondern: „*Gehet hin!*" Dieser Weg der Jünger Jesu ist immer auch ein Weg in die Schlacht und zum Angriff. Er ist innerlich und äußerlich immer schwer bedroht von beiden Seiten, hier von Fanatismus, dort von Indifferentismus, hier vom Uebereifer, dort von der Gleichgültigkeit. Kein Wunder daher, wenn in dem Reiche des Friedensfürsten auf Erden aus seinem und

seiner Apostel Wort, aus dem Wort und Leben aller seiner treuen Knechte doch immer wieder die Erinnerungen an das Schwert, an Krieg und Kampf aufleuchten, wenn es im Bekenntnis, im Gebet und Lied der Kirche immer widerhallt von dem Klange, wie wenn Eisen auf Eisen schlägt. Ja, die Kirche Gottes steht, wie man mit Recht gesagt hat, immer unter den Waffen. Bald verliert sie, bald gewinnt sie. Noch häufiger verliert und gewinnt sie zur selben Zeit in verschiedenen Gegenden, bei verschiedenen Aufgaben. Ein immer schwankendes Kriegsglück geleitet sie, obgleich der schließliche Ausgang des Kampfes nicht ungewiß ist, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit feststeht. Oft kann es in diesem Zeitlaufe so kommen, daß wir kaum unser „Te Deum" beendet haben und sofort ein „Miserere" darauf folgen lassen müssen. Kaum ist Friede errungen, so erhebt sich neue Verfolgung; kaum ist ein Triumph gefeiert, so kommt ein neues Aergernis. Welch ein Geheimnis bietet Gottes Weg im Kämpfen, Leiden und Siegen seiner Kirche! Und zuweilen geht uns die Sache gar über das Haupt! Im besondern mag das wohl vorkommen angesichts des Feindes, den wir hier vor uns haben. Die religiöse Gleichgültigkeit hat einen überweltlichen, übermenschlichen, bösen Ursprung; sie wurzelt dann so tief in der alten Natur des Menschen; sie lähmt und entnervt in ihm alles, was noch an Ahnungen und Wünschen nach etwas Besserem und Höherem irgendwie sich in ihm regte; sie will die Sünde, das grundsätzliche Leben ohne Gott, zum Wesen der menschlichen Persönlichkeit machen und weiß so viele, so gewichtige Gründe für sich anzuführen! Wollen wir diesen Feind bekämpfen, so ist das mit Räsonnieren nicht getan. In der vollen Herzenshingebung an den Herzog unserer Seligkeit, in heiligem Mut, im Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht, in inniger, brüderlicher Gemeinschaft haben wir uns zu leiden als gute Streiter Christi, haben zu erfahren und zu erkennen, daß wir im Unterliegen das Siegen lernen, in tiefen Bekümmernissen der Seele um das Reich des Herrn und um seine Kirche durch Gnade getröstet werden und für Stephanum, der dahinsinkt, Paulum wieder empfangen!

Den Erfolg haben wir in solcher Glaubensgesinnung allein Gott zu befehlen. Wir sind nicht auf den Erfolg, sondern auf die Treue angewiesen. Der eine große, für uns größte Erfolg unsers Christenlebens in aller Arbeit, Kampf und Leid ist nicht darin zu erkennen, daß wir anderweitiger großer Werke und Wirkungen uns erfreuen können, sondern darin, daß wir durch des Herrn Gnade bekennen dürfen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten!"

Voraussetzung, Entstehung und Wesen der christlichen Sittlichkeit.

I.

Von Prof. W. Baur.

Dem Ausdruck „christlich“ ist es im Laufe der Jahrhunderte gegangen wie einem vielgebrauchten Geldstück. Er ist recht abgegriffen. Das ist am Ende kein schlechtes Zeichen; aber von Zeit zu Zeit sollte man das unkenntlich gewordene Geldstück vom Markte zurückziehen und es durch ein neues ersetzen, das dann freilich denselben Wert darstellen muß. Trotz des Mißbrauches, der mit dem Worte getrieben wird, können wir es doch nicht entbehren, nur daß wir uns immer wieder klar vor Augen halten, was es denn eigentlich bedeute.

Wenn wir darum von christlicher Sittlichkeit reden, so gilt es, mit allem Ernst und Nachdruck das Gewicht auf das Beiwort zu legen, damit wir uns nicht selbst betrügen. Natürlich ist die christliche Sittlichkeit in manchen Zügen der „allgemeinen“ ähnlich. Aber es wäre verkehrt, sich z. B. zuerst einen allgemeinen Begriff von Sittlichkeit zu bilden und dann die christliche ihm unterzuordnen. Denn entweder geben wir dann jenem allgemeinen Begriff eine Bedeutung und Würde, die ihm nicht zukommt, oder wir rauben der christlichen Sittlichkeit gerade das, worauf es bei ihr hauptsächlich ankommt. Wir sagen umgekehrt: das an sich wertvollere bildet den Maßstab für das geringere. Wenn wir den rechten Begriff von Sittlichkeit bekommen wollen, so müssen wir bei der christlichen beginnen.

Was ist denn nun christliche Sittlichkeit, woher holen wir uns die Züge, aus denen ihr Bild sich zusammensetzt? Es ist bezeichnend für uns alle, daß man „christlichen“ Lesern gegenüber noch ein Wort darüber verlieren muß, daß man am Ende nichts weiter zur Beantwortung der auch praktisch so wichtigen Frage heranzuziehen brauche, als die Heilige Schrift, besonders das Neue Testament. Hat man diese Bücher im Grundtexte vor sich, so ist ja dann die schönste Gelegenheit zu Quellenstudien geboten, ganz abgesehen davon, daß gerade unserer Zeit nichts dringender nötig zu sein scheint, als anhaltende Beschäftigung mit dem sieben mal bewährten Worte der Wahrheit und des Lebens. Dabei ist sich der Verfasser wohl bewußt, daß er, zumal was die Form der Darstellung betrifft, auch von seinem Eigenen dazu tun muß. Hier gerechte Kritik zu üben, kann und will er Keinem verbieten: im Gegenteil: dazu fordert er besonders auf. So allein werden wir von einander lernen und das Interesse am Gegenstande vermehren und vertiefen.

Dieser Gegenstand, die christliche Sittlichkeit, ist nicht nur von wissenschaftlichem oder theoretischem Interesse, sondern auch von durchaus praktischer Bedeutung: darüber ist weiter nichts zu sagen. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um die sogenannte Tugend als den Inbegriff des Sittlichen, sondern um das Leben und Handeln der Menschen, die sich von dem Geiste Christi erfassen und so verändern ließen,

daß Christus das Prinzip ihres Lebens wurde. Die christliche Dogmatik befaßt sich auch mit diesem Leben; aber sie stellt es unter dem Gesichtspunkt einer göttlichen Gabe dar, während die Ethik es als etwas von uns zu verwirklichendes, d. h. als unsere Aufgabe behandelt. Die philosophische Ethik sieht von diesem uns in Christo geschenkten Leben ab und denkt nur an das uns von Natur gegebene, ein gesetzlicher Standpunkt, wenn es hochkommt.

Die Möglichkeit eines solchen christlich-sittlichen Lebens liegt nun eiuerseits in der göttlichen Liebesmacht und andererseits in der menschlichen Freiheit begründet. Man hat diese Freiheit gerade angeblich im Interesse des Christentums schon geleugnet; wir werden später darauf zurückkommen. Für jetzt nur soviel: die Verwirklichung des christlich-sittlichen Lebens muß sowohl ganz als Gottes wie auch als unsere Tat gewürdigt werden. Sie vollzieht sich nämlich in der Form der Entwicklung; dabei unterliegt das christlich-sittliche Leben ganz bestimmten Gesetzen des Werdens und des Wachsens; so entfaltet es dann seine ihm eigentümliche Art, sein eigenes Wesen. Dies ist der Grund, warum wir zuletzt die Frage nach seiner Eigenart stellen.

Zunächst interessieren uns seine Voraussetzungen; sie sind doppelter Art und Herkunft, es sind nämlich solche von Gottes Seiten und solche vou Seiten des Menschen selbst.

1. Die Voraussetzungen auf Gottes Seite.

Die Grundvoraussetzung ist Christus, der als das „Wort," das im Anfang bei Gott war, alles geschaffen hat (Joh. 1, 1ff). Christus als der Logos ist also das Prinzip alles Werdens und Entstehens, außerdemaber nach Heb. 1, 3 auch das der Entwickelung und des Fortbestehens aller Dinge. Insbesondere geht alles vernünftige Leben auf ihn zurück als das „Licht" der Menschen (Joh. 1, 4). In ihm liegt alle Weisheit und Erkenntnis beschlossen. Er vermittelt die letzte und abschließendWeisheit und Erkenntnis beschlossen. Er vermittelt die letzte und abschließende Gotteserkenntnis als der höchste Offenbarungsvermittler (man vergleiche den Hebräerbrief).

Schon die Propheten des alten Bundes hatten an dem Geiste Christi teil (1. Pet. 1, 11), und Paulus spricht 1. Kor. 10, 4 von einer geistlichen Tränkung des Volkes Israel auf seinem Wüstenzuge durch Christum. Jedenfalls steht die ganze alttestamentliche Offenbarung im Dienste Christi, d. h. sie bereitet auf sein Kommen vor und zielt darauf hin (cf. besonders den Galaterbrief, z. B. 3, 24).

Das Wort, das „Fleisch" geworden, kündet die Tatsache an, daß die göttliche Gnade in der Form eines menschlichen Personlebens irdische Wirklichkeit geworden ist; das Gesetz ist gegeben, die Gnade ist geworden (Joh. 1, 17). Die göttliche Lebenssubstanz ist in räumliche und zeitliche Daseinsform eingegangen; in Christo wohnt die ganze Fülle der Gottheit auf leibliche Weise (Kol. 2, 9).

In wahrhaft menschlicher Weise, mit Einschluß der Versuchlichkeit,

aber so, daß die Möglichkeit der Sünde nie zur Wirklichkeit wurde, verlief das Leben des Gottessohnes. Erst von einem bestimmten Zeitpunkte an ging ihm das Bewußtsein von dieser seiner Gottessohnschaft auf (Luk. 2, 41ff)). Nun war es sein ununterbrochenes Bestreben, diesen Zusammenhang mit Gott stetig aufrecht zu erhalten. Die wichtigsten Mittel hiezu waren ihm Wort Gottes und Gebet. Sein gesammtes Tun war durch den Blick auf Gottes Tun geregelt; Joh. 5, 19: „Ganz und gar nichts kann der Sohn von sich selbst tun, wenn er nicht etwas sieht den Vater tun; denn was dieser tut, das tut auch der Sohn auf ähnliche Weise (gleichförmig?)." Ja, er war sich dessen bewußt, daß die Fortdauer seines Lebens vou dem Tun des göttlichen Willens abhänge (Joh. 4, 34). Er bot seine ganze Willenskraft auf, um dieses Verhältnis zwischen sich und seinem himmlischen Vater rein zu erhalten, ganz besonders in seinen letzten Lebenstagen (Matth. 26, 36ff). So vermochte er auch sein sünd- und schuldloses Leben im Gehorsam gegen den Willen Gottesin den Tod zu geben. Dies zeigt uns den Herrn auf der Höhe seiner sittlichen Vollendung.

Hierin liegt nun der Grund seiner Erhöhung (nach Johanneischer Art Auferstehung und Himmelfalrt in eins zusammengeschaut, Phil. 2, 9). Diese bedeutet für die Welt eine Entbindung und sozusagen Flüssigmachung der von Christus menschlich ausgewirkten Gotteskräfte zur Neubelebung und Verklärung der gefallenen Menschenwelt. Jetzt kommt es durch die Ausgießung des Heiligen Geistes zur Gründung der Kirche, die als ein Organismus aufzufassen ist, der dem Zwecke dient, die Menschheit ihrem ursprünglich von Gott gewollten Ziele zuzuführen.

In all diesem offenbart sich ganz unmißverständlich und augenfällig die Liebe Gottes (Joh. 3, 16; Röm. 5, 8; Eph. 2, 4f). Insofern aber der Gegenstand dieser Liebe die sündige Menschenwelt ist, zeigt sie sich als Gnade, die keiner verdient hat, noch verdienen kann (cf. Röm. 3, 23f). Sie wirkt weder gewaltsam noch magisch, sondern erzieherisch und tritt darum mit ganz bestimmten ethischen Forderungen an uns heran (Tit. 2, 11—14). Das allgemeine Mittel ihrer Darbietung ist dasWort des Evaugeliums (Kol. 1, 5f), das zugleich den Besitz des Heiligen Geistes vermittelt (Gal. 3, 2). In diesem Worte, das unter gewissen Bedingungen glaubensschaffend wirkt, wird uns die Substanz des von Christus dargestellten Lebens als Gabe und als Aufgabe angeboten (Röm. 1, 16; Act. 17, 18; Phil. 1, 27). Somit liegt also schließlich die göttliche Voraussetzung zu einem christlich-sittlichen Leben in dem uns gepredigten Worte; sofern dieses Wort uns zur Buße und Glauben auffordert, bezeugt es unsere Erlösungsbedürftigkeit; sofern es sich aber an unser Herz, Gemüt und Gewissen wendet und unsere Zustimmung verlangt, beweist es unsere Erlösungsfähigkeit. Es übt weder einen gesetzlichen noch einen zauberhaften, sondern rein nur einen religiös-sittlichen Zwang aus. Es wendet sich im letzten Grunde an unseren Willen; kurz, es spricht in ihm ein Geist zum Geiste, nämlich der Heilige Christusgeist zum sündigen Menschengeiste.

2. Die menschlichen Voraussetzungen.

Wir haben hier zunächst von den geistig-sittlichen Anlagen der menschlichen Persönlichkeit zu reden. Dabei kommen Vernunft, Gewissen, Gefühl und Wille in Betracht.

Die Vernunft. Darunter verstehen wir hier die ganze geistige Ausrüstung, wodurch der Mensch sich von den anderen irdischen Geschöpfen unterscheidet. Sie bezeichnet die Erkenntnis auf der höchsten Stufe. Vermöge der Vernunft sind wir imstande, den geistigen Hintergrund der Welt zu vernehmen, d. h. wahrzunehmen (cf. Röm. 1, 19f). Ohne die Vernunft gibt es keine einheitliche Zusammenfassung unseres Wissens (Philosophie), aber sie ist natürlich nicht unfehlbar; denn unser Wissen ist Stückwerk (1. Kor. 13, 9). Außerdem ist sie durch die Sünde getrübt, wie wir später sehen werden. Im Unterschiede von der Vernunft ist das Gewissen kein eigentliches Wissen.

Das Gewissen. Es ist insofern kein Wissen, als es sich nicht, wie dieses, auf Wahrnehmung und Beobachtung gründet, sandern vielmehr ein unmittelbares Bewußtsein von der sittlichen Tüchtigkeit oder Verwerflichkeit unserer Handlungen ist; es ist der Beweis für die Tatsache, daß jeder Mensch von Natur unter dem allgemeinen Sittengesetz steht (Röm. 2, 15; cf. 13, 5); insofern ist es unfehlbar. Es wendet sich mit unbedingt verpflichtender Geltung an unsere Vernunft, vermittels deren wir uns das Zeugnis des Gewissens klar zu machen haben. Hierin liegt die Erklärung für das sogenannte irrende Gewissen. Weiterhin ist es Sache unseres Willens, den Forderungen des Gewissens pünktlich und jederzeit nachzukommen (Act. 23, 1 und 24, 16). Darin liegt die Erklärung für die weitere Tatsache, daß die Deutlichkeit und Energie des Gewissenszeugnisses Schwankungen unterworfen ist, und dieses selbst zeitweilig sogar ganz aufhören kann.

Da das Gewissen durch unsere Vernunft zu uns spricht, und nur durch unseren Willen seine Forderungen verwirklichen kann, so erklärt sich der Unterschied in Sachen des Gewissens bei den verschiedenen Völkern und Individuen, wie auch zu den verschiedenen Zeiten.

Die Tätigkeit der Vernunft und des Gewissens ist erfahrungsgemäß von Gefühlen begleitet.

Das Gefühl. Wenn wir mit diesem Ausdrucke das Innewerden des Zustandes unserer Seele bezeichnen dürfen, so ist dabei in diesem Zusammenhange vorausgesetzt, daß die Tätigkeit von Vernunft und Gewissen unsere Seele in besondere Zustände versetzt; es sind dies solche der Lust und der Unlust. So kann z. B. die Wahrnehmung des geistigen Zusammenhangs und Hintergrunds der Welt in uns das Gefühl der Freude und Erhebung auslösen. Ferner: das Bewußtsein der sittlichen Güte unserer Handlungen befriedigt uns, d. h. versetzt uns in einen Zustand inneren Friedens, wogegen das sogenannte böse Gewissen uns beunruhigt. Aus solch einem unangenehmen Zustand streben wir heraus, und sobald unsere Erkenntnis uns Mittel und Wege gezeigt hat, davon los zu kommen, fühlen wir uns angetrieben, bewent-

sprechend zu handeln. Somit bilden Erkenntnisse und Gefühle in ihrer Aufeinanderwirkung die Motive für unser Handeln. Doch liegen diese auch unmittelbar in unserem Willen.

Der Wille. Im allgemeinen ist das Wollen jene seelische Anlage, derzufolge unsere gesammte Seelentätigkeit sowohl der Richtung als auch dem Grade nach durch innere, im Wesen der Seele selbst liegende Gründe bestimmt wird. Der Antrieb zum Wollen mag zwar in dem Gefühle eines Mangels oder in der Vorstellung eines Gutes liegen; da es aber von unserem Willen abhängt, ob und wie weit wir diesem Antriebe folgen, so zeigt es sich, daß zu unserem Willen die Wahlfreiheit gehört.

Erst dann aber erschließt sich uns das eigentliche Wesen des Willens, wenn er als Freiheit verstanden wird, d. h. als eine solche Art der Selbstbestimmung, daß wir in jedem Falle nur in Uebereinstimmung mit den eigenen Willensnormen handeln. Diese sind mit unserer geistigen Persönlichkeit gegeben (ähnlich wie auch die Gesetze der Logik) und geben bei ihrer Entwickelung den Ausschlag. Sie nötigen uns zu Handlungen des Vorziehens oder des Lieberwollens und zerfallen in zwei Gruppen; die eine umfaßt die Normen des analytischen, die andere die des synthetischen Vorziehens (cf. Pfennigsdorf „Der religiöse Wille").

Diese Normen kommen uns nur zum Bewußtsein,wenn wir zwischen den verschiedenen Werten zu wählen haben (z. B. Joh. 6, 67: Wollt ihr auch weggehen?) Darum heißen sie Normen des Vorziehens oder Lieberwollens. Sie entspringen stets aufgrund der Opposition verschiedener Werte und enthalten zunächst Nötigungen, einen bestimmten höheren Wert einem niedrigeren vorzuziehen. Steht uns dabei von vorneherein fest, was religiöser Wert und was religiöser Uuwert sei, so handelt es sich um einen Akt des analytischen Vorziehens; stehen sich aber Werte verschiedener Art gegenüber, so sagen uns nur die Normen des synthetischen Vorziehens, wofür wir uns zu entscheiden haben. Machen wir uns den Unterschied an zwei Beispielen klar. Als Josua dem Volke Israel in Sichem die Entscheidung in die Hand gab: „So fürchtet nun den Herrn . . . und tut die Götter von euch, denen eure Väter jenseits des Stromes gedient haben . . . Gefällt es euch aber nicht, daß ihr dem Herrn dienet, so erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt!," da handelte es sich um einen Akt des analytischen Vorziehens. Nach all den Erfahrungen gab es nur eine einzige Antwort: „ . . auch wir wollen dem Herrn dienen, denn er ist unser Gott!." Hier stand von vorneherein fest, was religiöser Wert und was religiöser Unwert sei. Anders lagen die Dinge, als Paulus (nach dem Philipperbriefe) nicht wußte, was er erwählen sollte: Leben oder Tod. Beides hatte seine Vorzüge; zu beiden hat es ihn gedrängt. Da mußte er zwischen zwei Werten wählen, nicht zwischen einem Wert und einem Unwert. Als er sich für das „Bleiben" entschied, da war es ein Akt des synthetischen Lieberwollens. Erst während der Entscheidung kam ihm zum Bewußtsein, was besser sei.

Die Normen des analytischen Vorziehens drücken sich in folgenden Gesetzen aus:

1. Religiöser Wert ist religiösem Unwert vorzuziehen. So ist z. B. Vertranen auf Gott dem Zweifel vorzuziehen, die Ergebung dem Murren u. s. w.

2. Mehr religiöser Wert ist weniger religiösem Wert vorzuziehen. Z. B.: Intensives religiöses Leben ist mattem und flauem vorzuziehen: religiöse Handlungen, die dauernden Erfolg versprechen, sind solchen, die nur flüchtigen Eindruck machen, vorzuziehen (gründliche Jugenderziehung den sogenannten Revivals); die religiöse Förderung mehrerer Personen ist der einer einzigen vorzuziehen.

3. Das Sein von religiösem Werte ist dem Nichtsein desselben vorzuziehen. Z. B.: Die Verwirklichung religiösen Lebens ist der bloßen Vorstellung davon unbediugt vorzuziehen. Man muß die Gesinnung in der Tat beweisen („Practice what you preach").

Die Normen des synthetischen Vorziehens:

1. Personwert ist Zustandswert vorzuziehen. So ist z. B. der Glaube an Gott, die Treue ihm gegenüber (weil es Personwerte sind) den Zustandswerten der Freude an ihm und des Friedens in ihm vorzuziehen. Einem Willen, der Zustandswert aufgibt, um Personwert zu gewinnen, ist selbst Wert zuzuschreiben.

2. Fremdwert ist Personwert vorzuziehen. Hier gilt: unselbstisches Wollen ist höher zu achten, als selbstisches. Ist das religiöse Streben aufrichtig, so geht es nicht nur auf den Erwerb einzelner Personwerte (z. B.: Glauben, Geduld, Demut, lauter Dinge, die allerdings meiner eigenen Person Wert verleihen), sondern auf Gott selbst. Mit Drangabe der Person ist alles gewonnen. „Und setzet ihr nicht das Leben ein (z. B. für's Vaterland), So wird euch das Leben (in höherem Sinne) gewonnen nicht sein."

3. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von jedem anderen Wert vorzuziehen. Diese Norm begreift folgende Einzelfälle unter sich:

a. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von materiellem Genußwert vorzuziehen.

b. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Streben nach logischem oder Erkenntniswert vorzuziehen.

c. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von ästethischem Wert vorzuziehen.

d. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von blos sittlichem Wert vorzuziehen.

In diesen Normen erschließt sich uns das Wesen des Willens, wie Gott ihn will; er ist von Hause aus darauf angelegt, uns vorwärts zu treiben, von dem Niedrigen zum Höheren und Höchsten. Freilich ist diese Willensanlage, wie überhaupt unsere ganze geistige Ansrüstung in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft nicht mehr vorhanden. Sie ist von der Sünde getrübt und gestört. Wir haben darum noch von der

Sünde zu reden, wenn wir alle Voransſetzungen zu einem christlich-sittlichen Leben aufzählen wollen. Es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, daß diese Störung nicht notwendig war; an und für sich ist das christlich-sittliche Leben wohl ohne vorhergehende Sünde zu denken; aber mit der Tatsache der eingetretenen Sündenstörung ist einfach zu rechnen.

3. Die Sünde. Wir betrachten sie ihrem Ursprung, ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach.

Der Ursprung der Sünde. Die Sünde ist zwar durch Adam in die Welt gekommen, allein dieser erste Mensch war doch nicht der Urheber der Sünde. Er wurde vielmehr durch den Teufel zur Sünde verführt (cf. Röm. 5, 12 und 2. Kor. 11, 3; 1. Tim. 2, 14). Wie haben wir uns nun den Sündenfall psychologisch zu denken? Die Willensnorm war da; wir können sie uns so formulieren: Du sollst Gott unter allen Umständen gehorchen! Die innere Nötigung, ihr zu folgen, war da und gewiß auch im allgemeinen die Bereitwilligkeit, ihr zu folgen. Die Möglichkeit, sich anders, d. h. gegen sie (gegen Gott) zu entscheiden, war gegeben. Die normgemäße Entscheidung mußte eine Tat des freien Willens sein, wenn sie eine persönliche und nicht eine blos naturhafte sein sollte. So nur war ein sittliches Leben möglich, daß Adam sich frei für Gott entschied. Was die Norm verlangte, sollte von ihm bejaht und verwirklicht werden, sein eigener Wille sollte ungezwungen dem göttlichen folgen.

Mit dieser inneren Nötigung trat nun der Sinnenreiz in Konkurrenz. Der Anblick der verbotenen Frucht erweckte in Eva die Lust, sie zu genießen. Dazu trat der geistige Reiz, der Erwartung zu werden wie Gott. Diese Verbindung von Sinnlichem und Geistigem paßte sich dem Wesen des Menschen genau an und machte die Versuchung zu einer außerordentlich gefährlichen. Dennoch wurde der Fall erst dadurch wirklich herbeigeführt, daß ersten Menschen mit ihrem eigenen Willen auf die Versuchung eingingen, und das bejahten, was Gott verneint hatte. Sie wollten höher hinaus, als es ihnen damals verstattet und möglich war,und eben darum erreichten sie das von Gott ihnen gesteckte Ziel nicht, sondern ein anderes, wovor sie nach Gottes Willen hätten bewahrt bleiben sollen. Sie hatten ihren freien Willen betätigt, aber zu ihrem eigenen Verderben. Zum ganzen vergleiche man Jak. 1, 13—15.

Das Wesen der Sünde. In der Sünde zeigt sich das Wesen ihres Urhebers, d. h. des Teufels; bewußte Sünde hat seine Art an sich (cf. 1. Joh. 3, 8). Christus charakterisiert Joh. 8, 44 den Teufel als einen Mörder und als einen Lügner; beide Bezeichnungen lassen uns also auf das Wesen der Sünde schließen. Sie ist eine todbringende Energie und dabei eine Lüge, d. h. eine Bekehrung der Wahrheit in ihr Gegenteil. Als solche ist sie nun freilich etwas rätselhaftes und eigentlich Unergründliches, etwas, wofür man tatsächlich keinen Grund finden kann. Sie ist theoretisch ein unlösbares Problem und praktisch

eine Verderbensmacht. Die Heilige Schrift faßt besonders die praktische Seite in's Auge.

Der neutestamentliche Ausdruck für Sünde ist Verfehlung, ähnlich wie das Hebräische (vom Stamme der auch verfehlen bedeutet, z. B. vom Gehenden, der fehltritt). Die ersten Eltern haben das Ziel verfehlt, das Gott ihnen gesteckt hatte. Was war das Ziel? Die durch eigene Entscheidung gewonnene Uebereinstimmung ihres Handelns mit dem göttlichen Willen. So hätten sie zugleich normgemäß gehandelt, d. h. der ihnen eigenen Norm gemäß, mit anderen Worten, sie hätten die sittliche Freiheit, zu der sie von Gott bestimmt waren, verwirklicht. Statt dessen erlangten sie eine Scheinfreiheit, die ihren Willen nach einer falschen Richtung hin festlegte und sie so Gott entfremdete. Die Sünde ist somit als Verfehlung eine Entfremdung von Gott, weil sie ein Ungehorsam gegen Gott ist. Eben darin zeigt sie sich als ein Unrecht, ja als **das** Unrecht (1. Joh. 3, 4). Sie ist ein Unrecht gegen Gott, weil sie den Respekt vor ihm und die Liebe zu ihm zerstört, und sie ist ein Unrecht, das der Mensch sich selbst und Seinesgleichen zufügt, weil sie den normgemäßen Entscheidungen die Wurzel unterbindet. Sie verleiht den sinnlich-selbstischen Trieben eine Macht, die ihnen nicht zukommt und die darum die Kraft seines Geistes lähmt und knechtet. Die Sünde ist verkehrtes Sichselbstsuchen, Selbstsucht. Auch hier tritt ihr Lügencharakter zutage.

Selbstbetrug ist es auch, die Sünde mit Sinnlichkeit zu identifizieren. Sie ist eine Verkehrung des Willens, die nicht gegen den Willen des Menschen eintreten konnte. An der Tatsache seiner sinnlichen Organisation konnte (und kann) der Mensch so wenig ändern, wie an seiner seelischen Ausrüstung: zu dieser gehörte aber eben der freie Wille. Das heißt doch, er hatte seinen Willen in der Gewalt. Vermöge seiner Willensentscheidung konnte und sollte er sich eine eigene Welt aufbauen, allerdings in Uebereinstimmung mit Gottes Willen, der auf die wahrhafte Verwirklichung des Menschenwesens zielte, und, den zu verwirklichen, der Mensch sich innerlich genötigt fühlte. Der sinnliche Reiz hat ihm gewiß die Entscheidung erschwert, aber die Gott wohlgefällige und seiner eigenen Bestimmung entsprechende nicht unmöglich gemacht. Der Geist war in Adam von Anfang an nicht schwächer als das Fleisch. Denken wir uns das sinnliche und geistige Element bei ihm als sich die Wage haltend, so sollte eben sein Wille den Ausschlag geben. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Stelle Röm. 7, 14 aufzufassen: Ich aber bin fleischlich, verkauft unter die Sünde. Der Umstand, daß sich in Adam das Leben, das allerdings aus dem Schöpfer stammt, in sinnlich-vernünftiger Individualisation vorfand, macht die Tatsache der Sünde erklärlich; ein solches Wesen wie Adam konnte fallen; der Fall war aber nicht notwendig. Etwas anders liegt die Sache freilich bei dem gefallenen Adam und seinen Nachkommen. Das muß bei der Erklärung jener Stelle natürlich mit berücksichtigt werden.

Die Folgen der Sünde. Haben wir die Sünde so als

etwas wesentlich geistiges aufzufassen, so erstreckt sich ihre Wirkung doch bis in den Leib hinein. Es folgt dies aus der Tatsache, daß Leibliches und Geistiges beim Menschen eine Einheit bilden (der Mensch eine lebendige Seele). Bleiben wir zunächst bei dem leiblichen und geistigen Verderben stehen, das als Folge der Sünde zu bezeichnen ist.

Das Sündenverderben, sofern der Einzlne in Betracht kommt.

Fassen wir zunächst die Folgen der Sünde für das Leibesleben in's Auge. Nach biblischer Anschauung ist der Leib „tot" um der Sünde willen; selbst der Besitz Christi ändert darin wesentlich nichts (Röm. 8, 10; cf. 6, 23). Die Kraft des menschlichen Geistes ist nicht ausreichend, den Leib zur Verklärung zu führen (cf. 1. Kor. 15,44). Die Erreichung dieser höheren Stufe menschlicher Existenz aus eigener Kraft ist dem Menschen um der Sünde willen unmöglich geworden. Die Vergänglichkeit des Irdischen kommt zur Geltung und der Leib kehrt wieder zum Staube zurück (cf. Gen. 3, 19). Was dabei dem Tode alles vorangeht an Leibesschwäche, Schmerzen und Krankheit, ist alles eingeschlossen, auch das natürliche Altern. Alle todspendenden Faktoren vermögen nur um der Sünde willen ihre verderbliche Wirksamkeit zu entfalten.

> Unser Leben ist ein gebrochenes Dasein, daran ändert aller Besitz, aller sogenannter Geistreichtum, alle Bildung, Kunst, Wissenschaft nichts. Wir mögen uns über diese unangenehme Tatsache hinwegtäuschen, ausgemerzt wird sie dadurch natürlich nicht. Wer nur das diesseitige Leben kennt, hat keine Ahnung von dem wahren Leben, zu dem Adam auf dem Wege der geradlinigen Entwicklung hätte gelangen können, wenn er sich normgemäß entschieden hätte.

Nicht minder gewichtig sind die verderblichen Folgen der Sünde für das Geistesleben der Menschen. Richten wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Vernunft. Daß man das Irdische, besonders in seinen großartigen Erscheinungen, zu einem Symbol der Gottheit macht, ist nicht unvernünftig, sondern eben in unserer Vernunft begründet. Aber daß man das Symbol mit dem Urbilde verwechselte, ist eine Verkehrung der Wahrheit in Lüge und ein Beweis für das geistige Verderben der Menschen. So ist das Heidentum entstanden (Röm. 1, 19ff). Indem die Vernunft so als Organ der Gotteserkenntnis verderbt wurde, hat sie auch als Mittel der Selbst- und Welterkenntnis Schaden gelitten. Daher stammt die falsche Gnosis, die eingebildete Weisheit, die ungöttliche und widergöttliche Wissenschaft, der aufgeblasene Wissensstolz und die auf diesem Standpunkte ganz logische Erhebung des menschlichen Ich an Gottes Stelle (1. Tim. 6, 20; 1. Kor. 1, 21; 2. Thess. 2, 4).

Dieses geistige Verderben ist nicht denkbar ohne eine Vergewaltigung des Gewissens. Ein Beispiel bietet das A. T. in Pharao und das

N. T. in Judas. Man vergleiche auch das „Aufhalten der Wahrheit in Ungerechtigkeit“ (Röm. 1, 18) und das Lügen wider die Wahrheit (Jak. 3, 14). Hand in Hand geht damit eine entsprechende Verrohung der Gefühle, eine Ausartung des berechtigien Selbstgefühls in Selbstsucht. Man vergleiche das Verhalten der Führer des jüdischen Volkes dem Herrn gegenüber, besonders in seinen letzten Lebenstagen. Den tiefsten Grund des geistigen Verderbens des Menschen offenbart uns jedoch der Wille. Haben wir ja hier den eigentlichen Ausgangspunkt der Sünde gefunden. Das Verderben ist hier am größten, weil es alles andere begründet. Statt daß wir in Uebereinstimmung mit den Willensnormen jedesmal den höheren religiösen Wert dem niederen vorziehen und dementsprechend handeln, statt daß wir also stetig nach oben uns entwickeln, lassen wir uns von den sinnlich-selbstischen Trieben unserer vergänglichen Natur bewegen, den Weg der Fehlentwickelung nach unten zu beschreiten. Daß wir nicht höher wollen, das ist unser Verderben (Pfenningsdorf). Man vergleiche die Mühe, die sich Jesus gab, seine Jünger und übrigens auch seine Feinde in Erkenntnis und Leben höher hinaufzuführen.

Von der Gewinnung einzelner Persönlichkeiten zu einer prinzipiell höheren Lebenshaltung hing die Umgestaltung des Ganzen der menschlichen Gesellschaft ab. Umgekehrt war ja auch das Sündenverderben durch eine Einzelperson in die Welt gekommen (cf. Röm. 5, 12).

Die Sünde als Weltverderben.

Auf den engen Zusammenhang zwischen dem Menschen und der übrigen Kreatur weist Paulus Röm. 8, 19—22 hin. Doch handelt es sich uns hier hauptsächlich um das Verderben, wie es uns in den gesellschaftlichen Zuständen und Einrichtungen objektiv entgegentritt. Auch fremde Sünde wird von uns als Verderbensmacht erfahren. Die Inteeressengemeinschaft engerer oder weiterer Kreise mag zu einer Einheit im Handeln führen, deren sittlicher Wert doch zum mindesten zweifelhaft ist. Selbst Taten, die hohen Mut offenbaren, mag es da zu verzeichnen geben: und doch mag alles nur drr Ausfluß einer feineren und versteckteren Selbstsucht sein, die eben darum um so gefährlicher ist. Die wahre sittliche Beschaffenheit des Einzelnen zeigt sich aber sofort, in aller Deutlichkeit, sobald wirkliche oder vermeintliche Gegensätze sich zeigen.

Das alles tritt uns schon in dem niedrigsten Einheitsfaktor der menschlichen Gesellschaft gegenüber, in der Familie. Noch deutlicher mag uns dieses allgemeine Verderben im Staatsleben und im Verhältnis der Staaten zu einander zum Bewußtsein kommen, ja sogar dort, wo wir es am wenigsten erwarten sollten, in der christlichen Kirche. Darum sind Ermahnungen, wie wir sie Kol. 3, 18—25 finden, noch immer zeitgemäß.

Die Sünde ist so eine allgemeine Verderbensmacht, die eben darum mit besonders verführerischer Kraft sich betätigt. Das böse Beispiel,

das uns von Jugend auf beeinflußt; die Wahrnehmung, daß unsere ganze Umgebung von der Sünde befleckt ist; die Beobachtung, daß unsittliches Handeln (man denke an die Lüge!) oft aus augenblicklicher Verlegenheit hilft: das alles zeugt davon, daß die Sünde in der Welt heimisch geworden ist, und muß sicherlich in Rechnung gezogen werden, wenn die Größe unserer individuellen Verschuldung, besonders in einem bestimmten Falle, festgestellt werden soll. Aber eine Entschuldigung ist es nicht.

Die Sünde als Schuld.

Wenn Christus Matth. 7, 11 den Menschen ganz allgemein das Prädikat „arg" beilegt, so hat er dabei die Sündhaftigkeit im Auge, an der jeder Mensch teil hat, auch abgesehen von dem besonderen sittlichen Zustand des Einzelnen. Man vergleiche Röm. 3, 23. Durch den Naturzusammenhang mit Adam nehmen wir an dem sündigen Wesen teil, das durch ihn in die Welt eingedrungen ist (Röm. 5, 19). Eben deshalb sind wir Gott verschuldet und stehen unter seinem Zorn (Eph. 2, 3: Kinder des Zornes von Natur; cf. Röm. 5, 13). Paulus hat dafür auch die Bezeichnung „fleischlich sein" (Röm. 8, 5. 8). Eben dieser Zustand ist Gott mißfällig (Röm. 8, 8). Auf Grund dieses „Fleischlichseins" erwächst die fleischliche Gesinnung (Röm. 8, 5).

Auf dieser Stufe offenbart sich die Sünde als Feindschaft wider Gott. Je deutlicher dies vor unserem Bewußtsein steht, ohne daß wir uns der Sünde schämen, um so schwerer unsere persönliche Verschuldung. Sobald uns unsere Gesinnung als eine fleischliche, d. h. als eine Gott feindliche, zum Bewußtsein kommt, nötigt uns die in unserem Willen liegende Norm zur Entscheidung für Gott, ohne uns freilich zu zwingen. Das sittliche Gefühl (Gewissen) und das Gesetz Gottes stehen dabei auffeiten der Norm und vermehren ihr Gewicht. Je nach dem Stand unserer Erkenntnis und je nach dem Grade, bis zu welchem unser Wille dabei tätig war, bemißt sich die Schwere unserer Schuld (cf. Heb. 6, 4—8).

Das Hauptmittel nun, wodurch uns unsere Sünde als Schuld, als Verschuldung gegen Gott klar gemacht wird, ist das Gesetz. Wir haben es hier zu betrachten, sofern es als Folge der Sünde angesehen werden muß.

Das Gesetz als Folge der Sünde.

Wir reden hier von dem Gesetz, sofern es im Dekalog und in den sonstigen Vorschriften der mosaischen Zeit seine menschlich-geschichtliche Ausprägung gefunden hat. In diesem Sinne wird es von Paulus häufig in Anspruch genommen, z. B. Röm. 2, 12; 9, 4; Eph. 2, 15; man vergleiche auch den Hebräerbrief (z. B. 10, 1. 8. 9. ; 8, 13).

Als Ausdruck des göttlichen Willens, als göttliche Veranstaltung, ist dasselbe auch in seiner Art vollkommen (Röm. 7, 12). Seinem ewigen Gehalt nach ist es durch die Verkündigung des Evangeliums nicht aufgehoben, sondern im Gegenteile bestätigt (Röm. 3, 31; cf. Matth. 5, 17). Aber solange es den Menschen eben nur als äußerliche Forde-

rung und Institution gegenübertritt, ohne von ihm innerlich als Herzensbeschaffenheit, die sich in der Liebe gegen Gott und die Mitmenschen zeigt, lebendig angeeignet zu sein, ist es ein Ferment, das die Sünde in uns zur Gärung bringt (Röm. 7, 8; cf. 4, 15; 5, 13). So allein ist Erkenntnis der Sünde möglich, und das ist die Bedeutung des Gesetzes gerade auch auf neutestamentlichem Standpunkte (Röm. 7, 7). Indem es unsere Verschuldung und die göttliche Strafe als gerechte und verdiente uns zum Bewußtsein bringt, wird es zu einem Zuchtmeister auf Christum (Gal. 3, 23f). Es ist also nicht nur ein Mittel, um äußerlich Zucht und Ordnung zu schaffen und aufrecht zu halten, sondern ein Werkzeug der göttlichen Gnade, um die Herzen der Menschen auf den Empfang des neuen Lebens in Christo vorzubereiten.

Zur Textkritik von Ev. Johannes 1, 1—18. *

Der Prolog.

Wenn es in der Mehrzahl dogmatische Gründe sind, auf Grund deren die Echtheit des Johannes-Evangeliums bezweifelt wird, so ist nicht zu leugnen, daß der logische Zusammenhang des Prologs nach der kanonischen Lesart zu wünschen übrig läßt. Selbst der einfache Bibelleser, der nicht durch Einleitungs-, textkritische und dogmatische Fragen aller Art, abgehalten wird, den Wortlaut des Prologs auf sich wirken zu lassen, wird sich dessen nicht erwehren können, daß gleichsam „der Gedankenfaden immer wieder abreißt." Darum haben Textkritiker dann und wann versucht, durch Umstellungen jenen verständlichen Zusammenhang zu gewinnen, der durch Absicht oder Nachlässigkeit der Ueberseßer oder Redaktoren gestört wurde, wie ja bereits die Kirchenväter über die letzte Tatsache Klage geführt haben.

Ob, wie behauptet wird, die Verse 1—5 nur dazu dienen sollten, um einen kurzen Auszug des Prologs zu geben, wäre annehmbar, wenn der Täuferbericht von V. 6 an ununterbrochen folgen würde. So ist aber das Zwischenstück, V. 6—8, auch nur eine Einleitung des Täuferberichtes, der erst in V. 19 wieder aufgenommen wird. Es müßte demnach V. 6—8 in unmittelbare Verbindung mit V. 19ff gebracht werden. Der neutest. Grammatiker Blaß schlägt vor, V. 15 als eine Dublette von V. 30 zu streichen, da er den logischen Zusammenhang von V. 14 und 16 unterbricht, und wörtlich den Gedanken von V. 30 gibt.

Wenn behauptet wird (Zahn, Einl. S. 84), daß durch die Streichung von V. 15 der Täufer glücklich aus dem Prolog verbannt sei, so ist nicht einzusehen, inwiefern durch diese behauptete Verbannung der Erläuterung und Klarstellung des johanneischen Logosbegriffs Einhalt getan würde. Eher würde V. 15, wie Zahn selbst anführt, seine natür-

---

*) Die kurze Ausführung nimmt in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll nur als Nachwort der Pastoralkonferenz des Nebraska-Distrikts dienen, auf welcher der Prolog des längeren besprochen wurde.

liche Stelle in Verbindung mit V. 6—8 zu finden haben, wo darauf hingewiesen wird, daß der Täufer nicht abstrakte Wahrheiten verkündigte, sondern als Augenzeuge „die ihm erfahrungsmäßig gewiß gewordene Existenz des Lichtes bezeugte."

Während nun für die meisten Textkritiker (Ritschl, Wegemann, u. a.) die Umstellung des Textes in der Weise zu geschehen hat, daß sie die Verse 1—5, 10—13, 6—9, 14, 16—18 miteinander verbinden, versucht der bekannte Dr. Lepsius, der zwar nicht direkt zur Zunft gehört, aber sich durch seine Bemühungen um den Urtext der Evangelien einen Namen erworben hat, die Verse 1—3, 14a,, 13, 14b, 16—18, 4, 5, 9—12 als ursprüngliche Folge des Textes darzulegen, um zuerst die Tatsache und dann den Erfolg der Menschwerdung festzustellen. Der Grund V. 14a mit V. 13 zu verbinden, liegt für ihn darin, daß er V. 13 als eine Erklärung des neu eingeführten Terminus μονογενὴς παρά πατρός sieht. Der Logos ist der einzigartige Sohn Gottes. Während den Menschen die Fähigkeit, Gottes Kinder zu werden, durch Jesus verliehen wird, obwohl sie Fleisch von Fleisch geboren, soll durch V. 13 bezeugt werden, daß Jesu Menschwerdung einzig in ihrer Art ist, da sich das Prädikat von V. 13 ἐγενήθη einzig und allein auf den beziehen kann, der Anfang, Mitt und Ende des ganzen Prologs ist, denn „nicht aus Mischung von zweier Menschen Blut, und nicht aus einem längst in der Menschennatur wirksamen Trieb und nicht aus dem Willensentschluß eines Mannes, sondern aus Gott ward er erzeugt." Die Pluralform aber würde von den Gotteskindern etwas behaupten, was vom Logos nicht gesagt wird, wie denn auch die dreifache Verneinung nicht nötig gewesen wäre, um die für jeden Juden und Christen selbstverständliche Tatsache zu beweisen, daß der Glaube, der erst zu Gotteskindern macht, nicht durch die leibliche Geburt bewirkt wird. Der Apostel mag vielmehr diese prägnante Formulierung auf Grund dessen vorgenommen haben, weil ihm nicht unbewußt war, daß die Herkunft des Logos auf natürliche Ursachen zurückgeführt wurde, was er in unzweideutigen Ausdrücken verneint. Der ursprüngliche Text von V. 13 hat durch sein Relativum ὅς und seine singularische Prädikatsform das μονογενὴς in einer solch klaren Weise beleuchtet, daß es den Lesern bewußt werden mußte, daß die Menschwerdung des Logos auf keinem innerweltlichen, menschlich-natürlichen Akte, sondern durch einen übernatürlichen zustande kam.

Nach der dargelegten Umstellung würde sich der Prolog folgendermaßen gestalten:

Im Anfang war das Wort. Und das Wort war bei Gott. Und das Wort war Gott. Solchergestalt war es im Anfang bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort ward nichts, was geworden ist.

Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie die eines einzigen Sohnes vom Vater, der nicht vom Geblüt noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott gezeugt, voll Gnade

und Wahrheit denn aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade über Gnade. Das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus gekommen.

Niemand hat Gott je gesehen. Der einzige Sohn, der aus dem Schoß des Vaters ist, der hat ihn uns verkündigt. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen. Er war das wahrhaftige Licht, das in die Welt kommen sollte, um jeden Menschen zu erleuchten. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, und die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Soviele ihn aber aufnehmen, denen gab er die Vollmacht, Gottes Kinder zu heißen, weil sie an seinen Namen glauben.

H. S.

Der Sieg des Nationalsozialismus über die Internationale.

Ein Beitrag zur sozialen Neuorientierung nach dem Friedensschluß.
Von Pastor E. H. Jagdstein.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Stellung des Sozialismus, besonders des deutschen, im Weltkriege von großer Bedeutung ist, nicht nur für die gegenwärtige Krisis, sondern auch für die zukünftige soziale und nationale Entwicklung der Völker. Was die Feinde Deutschlands erhofft, der radikale Flügel der roten Internationale bestimmt erwartet, und viele Freunde der deutschen Sache befürchtet hatten, daß der deutsche Sozialismus in der Stunde der Gefahr als Teil der Nation versagen und das internationale Weltbürgertum über die Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes stellen würde, hat sich durch Gottes Fügung und zur Ehre des Deutschtums nicht erfüllt. Der Fremdkörper des *falschen* Internationalismus wurde durch die religiös-nationale Begeisterung aus dem „deutschen Gewissen" ausgeschieden. Eine *verständige* Internationalität auf ökonomischem, religiösem und philanthropischem Gebiet hat ihre volle Berechtigung. Selbst auf dem Gebiet der Rechtspflege haben wir neuerdings eine internationale Vereinigung, welche in Paris ihren Sitz und ihr Sekretariat hat. Ebenso sind die christlichen Gewerkschaften — wie Schreiber dieses in einem früheren Artikel im Magazin ausgeführt hat — international verbunden. Die religiöse Internationale ist von unserem Herrn und Meister selbst gestiftet worden mit dem ökonomischen Programm, das „alle Welt" und „alle Völker" umspannt. Aber diese Internationalität genannter Bestrebungen schließt die nationale Grundlage nicht aus, sonden ein. Und die Augusttage 1914 haben gezeigt, daß selbst die bisher als „antinational" bezeichneten sozialistischen Gewerkschaften den Internationalismus keineswegs als Ausschluß des Nationalismus verstanden haben. Ebenso steht ein immerhin beträchtlicher Teil der deutsch-amerikanischen Sozialisten mit ihren Sympathien auf seiten des nationalen Sozialismus Deutschlands. So wurde z. B. in Rochester, N. Y., eine

sozialistische Debatte veranstaltet über das Thema: „Haben die deutschen Sozialisten durch ihre Stellung zum Kriege die sozialistischen Prinzipien verletzt?" Die „Jury," die in ihrer Mehrheit jedenfalls aus Deutschen bestand, verneinte prompt diese Frage! Ein Teil der hiesigen deutschen Sozialisten ist allerdings empört über die patriotische Haltung und „Prinzipienverletzung" des deutschen Sozialismus. Die deutsch-sozialistischen Blätter bezeichnen ihre Parteigenossen in Deutschland und Oesterreich — sowie auch die dieselbe Stellung einnehmenden Sozialisten in Frankreich und England — nur noch als „Genossen" in Anführungszeichen, oder nennen dieselben spöttisch „Sozialpatrioten." Der Sozialismus der Welt steht vor der Tatsache, daß der Nationalsozialismus auf der ganzen Linie über den Internationalismus gesiegt hat! Nachdem sich die amerikanischen Sozialisten von der ersten Verblüffung erholt hatten, ging man daran, die Gründe für die nationale Haltung des deutschen Sozialismus zu erforschen. Als Hauptgrund wurde angegeben, die deutschen Sozialisten hätten sich von „sentiment" anstatt von „reason" leiten lassen. Diese Ansicht wurde ohne Zweifel vom gesammten Deutschtum dieses Landes, sowie vom Publikum im allgemeinen, geteilt. Wenn es nun auch gewiß richtig ist, daß das patriotische Gefühl mitbestimmend war für die nationale Haltung des Sozialismus, der tiefere Grund, der für diese Haltung den Ausschlag gab, war nicht „sentiment," sondern „reason." Dieses Urteil gründet sich auf einen historisch-denkwürdigen Vorgang, auf eine Entscheidung der deutschen Staatsregierung, eine Entscheidung staatsmännischer Weisheit, von der man mit Recht gesagt hat, daß die großen strategischen Entscheidungen des Generalstabs ihr getrost an die Seite gestellt werden können. Als das unheimliche Zucken des aufsteigenden Kriegsgewitters das deutsche Volk ergriff in den ersten Augusttagen 1914, da kamen die Leiter der deutschen sozialistischen Gewerkschaften in ihrem Hauptquartier, wo die Fäden der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gesponnen werden, besorgten Herzens zusammen. Die gewissenhaften Führer von Millionen fühlten in dieser ernsten Stunde das ganze Gewicht ihrer Verantwortung. Welche Stellung sollte der mächtige, zu 2½ Millionen eingeschriebenen Gliedern angeschwollene Gewerkschaftsbund einnehmen? Den 342,000 Gliedern der christlichen Gewerkschaften, sowie den 106,000 liberalen Gewerkschaftlern war ihre Stellung in dieser Krisis klar. Diese Gewerkschaften hatten weder eine Auflösung zu befürchten, noch war eine antimilitärische Opposition in ihren Reihen denkbar. Anders stand es mit den sozialistischen Gewerkschaften. Die gewerkschaftlichen Errungenschaften einer Generation standen auf dem Spiel. Das Bedeutungsvolle, sowohl für die Geschlossenheit Deutschlands, als auch für den Bestand der Gewerkschaften war, daß die sozialistischen Gewerkschaften sich zu einem Burgfrieden entschlossen, der bekanntlich mit dem Kriege überall einsetzte. Das Wesentliche dieses Burgfriedens war, daß man aggressive industrielle Kämpfe während des Krieges nicht unterstützen wollte. Aber die Sache war nicht so einfach. Der wirtschaftliche Kampf hatte sich bis zum

äußersten verschärft. Selbst die christlichen Gewerkschaften, welche nicht auf dem Boden des Klassenkampfes stehen, wurden mit allen Mitteln seitens des Kapitals bekämpft, teilweise schärfer bekämpft als die sozialistischen Gewerkschaften, trotzdem die Vertreter des preußischen Ministeriums den Verhandlungen der christlichen Arbeiterkongresse wiederholt beiwohnten und den christlich-nationalen Arbeitern erklärten, daß der Staat lebhaften und herzlichen Anteil an den Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft nehme. Nach der mehr oder weniger antinationalen Haltung der sozialistischen Gewerkschaften, welche Haltung hunderttausende christlicher Arbeiter veranlaßte, aus den alten Gewerkschaften auszuscheiden, lag die Befürchtung nahe, daß es möglicherweise als militärische Notwendigkeit könnte betrachtet werden, die Gewerkschaften — wie s. Zt. beim Inkrafttreten des Sozialistengesetzes — aufzulösen. Das waren die Gedanken, die die Führer der deutschen Gewerkschaften bewegten, als sie am 2. August, 1914, im Hauptquartier beisammen waren. *In diesem Augenblick feierte die deutsche Staatskunst einen Triumph!* Herr von Bethmann-Hollweg griff in die Verhandlungen ein! Die Leiter der deutschen sozialistischen Gewerkschaftsbewegung wurden auf das Reichsamt des Innern gebeten! Ueber diesen bedeutungsvollen Vorgang in der Geschichte des Weltkrieges sagt der Sekretär des Gewerkschaftsbundes: Die Staatsgewalt hatte eingesehen, daß die Tätigkeit der Gewerkschaften bisher falsch von ihr beurteilt worden war, und daß deren Bestrebungen nicht als gefährlich, sondern als der nationalen Wohlfahrt dienend betrachtet werden müßten. Daher trat das Gegenteil der Befürchtung ein: nicht Auflösung der Gewerkschaften erfolgte, sondern eine Inanspruchnahme ihrer Kräfte durch die Reichsregierung,welche die Gewerkschaften als wertvolle Volksorganisationen schätzen gelernt hatte. *In diesem geschichtlich denkwürdigen Vorgang haben wir die Erklärung dafür, daß der deutsche Sozialismus in seiner überwiegenden Mehrheit in der Stunde nationaler Gefahr, nicht der internationalen, sondern der nationalen Fahne folgte.* Im Auslande hatte man jedenfalls geglaubt, daß die deutsche Arbeiterschaft durch einen Generalstreik den Krieg zu verhindern suchen werde. In diesem Sinne war aber, so bezeugt der Führer der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die Internationalität nicht gemeint auf deutscher Seite. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, konnte die deutsche Arbeiterschaft nichts Besseres tun, als sich auf die Seite ihres Vaterlandes zu stellen. Des ferneren weist der Leiter des deutschen Gewerkschaftsbundes darauf hin, daß die Stellungnahme der deutschen Arbeiter in erster Linie *vernünftigen Erwägungen* betreffs des Schutzes nationaler Arbeit entsprungen sei. Die deutsche Arbeiterschaft ist an dem Ausgang des Krieges aufs höchste interessiert denn von dem Ausgang des Krieges wird es in erster Linie abhängen, ob Deutschland in Zukunft ein Waren exportierendes Land bleibt, oder sich zu einem

Menschen exportierenden Staat verwandelt. Denn bei einem unglücklichen Ausgang würde man Deutschland das Industriegebiet abschneiden, und die Arbeiter müßten zum großen Teil auswandern. Aus diesem Grunde steht die deutsche Arbeiterschaft zum eigenen Lande und macht auch den Arbeitern der anderen Ländern keinen Vorwurf, wenn sie ebenso handeln. Die obige Definition der „Internationalität"durch den Leiter der deutschen Gewerkschaften ist um so bedeutungsvoller, als dieser Leiter zugleich Sekretär des Bureaus der internationalen Gewerkschaften ist. Aus diesem historischen Vorgang geht klar hervor, wie falsch die amerikanischen Sozialisten die Stellung ihrer Parteigenossen in Deutschland beurteilen, wenn sie denselben vorwerfen, daß sie sich nicht von vernünftigen Gründen, sondern nur von patriotischen Gefühlen haben leiten lassen. Die deutschen sozialistischen Gewerkschaften hatten vor allem die Erhaltung der sozialen und ökonomischen Kultur Deutschlands im Auge, einer Kultur, die anerkanntermaßen von keinem Lande der Welt übertroffen, und nur von wenigen Ländern erreicht ist.

Noch eine „Prinzipienverletzung" der Nationalsozialisten ist höchst beachtenswert. Durch die nationale Haltung der Sozialisten ist auch die Theorie über den Haufen geworfen, daß die Interessen von Kapital und Arbeit auf der ganzen Linie nur entgegengesetzte seien. Die Fundamentaltheorie der christlichen Gewerkschaften, daß neben den gegensätzlichen Interessen auch gemeinsame Interessen zwischen Kapital und Arbeit vorhanden sind, ist auch von den sozialistischen Gewerkschaften durch ihr Eintreten für den Schutz der nationalen Arbeit anerkannt worden.

Der Sieg des nationalen Sozialismus fast aller europäischer Länder über den revolutionären Internationalismus erstreckt sich, wie die jüngsten internen Vorgänge im internationalen Lager zeigen, bis auf die Repräsentation in der internationalen Centrale. Die Antwort des internationalen Exekutivkomitees auf ein Schreiben des Vorsitzenden des internationalen Bureaus — welcher bezeichnender Weise zugleich Mitglied des belgischen Kabinetts ist — an die Vertreter der der Internationale angehörenden Landesparteien, betreffs der Stellung der letzteren zu den belgischen Deportationen durch die deutschen Militärbehörden, diese Antwort läßt uns einen Blick tun in die Krisis der roten Internationale.

Das Exekutivkomitee nahm in seiner Antwort keineswegs einen einseitigen pro=belgischen, sondern einen anerkennungswerten, charaktervollen und wahrhaft internationalen Standpunkt ein, die belgische Deportation wird allerdings in der Antwort verurteilt, das Komitee unterläßt aber nicht, wohlweislich darauf aufmerksam zu machen, daß die Mehrheit der deutschen Sozialisten auch die Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten beseitigt wissen will, die die Deutschen von den Russen, Engländern und Franzosen zu erdulden haben, u. a. ebenfalls durch Deportationen von Zivilpersonen! Das Exekutivkomitee schlägt dann einen Weg der Verständigung vor, welcher

durchaus im Sinne des Nationalsozialismus ist. Ein Hilfskomtee soll gebildet werden aus Vertretern der kriegführenden Staaten, welche ihre Parlamente auf dem Laufenden erhalten, damit letztere bei ihren Regierungen vorstellig werden können, behufs Abstellung von Uebelständen. Die englischen und französischen Sozialisten haben jedoch ausdrücklich ihre Zustimmung davon abhängig gemacht, daß dieses Komitee keinen politischen Charakter haben darf, sondern nur ein Hilfskomitee" zur Beseitigung von Uebelständen sei die deutschen Parteigenossen sind mit dieser Forderung einverstanden. Durch diese Stellungnahme der internationalen Exekutive ist die Niederlage der radikalen politischen Internationale endgiltig besiegelt! Und die radikalen Sozialisten bezeichnen auch ganz offen diese Entwicklung als eine Bankerotterklärung der Internationale, da letztere durch diese unpolitische Haltung und Tätigkeit den Standpunkt des klassenbewußten, revolutionären Weltproletariats verleugnet und sich auf den Boden des Patriotismus und des Nationalismus gestellt habe.

Wie sich die deutsche Arbeiterbewegung nach dem Kriege entwickeln wird, ist natürlich schwer zu sagen. In politischer Beziehung wird eine Zersplitterung des Sozialismus wohl unvermeidlich sein. Sollte auch auf gewerkschaftlichem Gebiete eine Absplitterung erfolgen, so wäre es nicht ausgeschlossen, daß die christlichen und nationalen Gewerkschaften, die vor dem Kriege nahezu eine halbe Million Glieder zählten, starken Zuwachs erhalten.

Im Blick auf die wunderbaren Führungen des deutschen Volkes durch den, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, werden viele mit dem großn Historiker, Heinrich von Treitschke, bekennen müssen: „In den Geschicken meines Vaterlandes habe ich meine Kniee beugen gelernt vor dem lebendigen Gott."

Kirchliche Rundschau.

„Was denkst du über den Krieg?"

(Von Rev. G. E. Hiller, D. D.)

Diese Frage ist in den letzten Tagen wiederholt an mich gestellt worden, sowohl von meinen englischredenden wie auch von deutschen Bekannten. Man fühlt sich unsicher in mehr als einem Sinn, und was die Fragesteller wissen wollen, ist: Können wir es gutheißen, daß unsere Regierung das amerikanische Volk in diesen Weltkrieg verwickelt? Wie sollen wir uns jetzt verhalten? Was wird wohl dabei herauskommen?

Meistens kommen diese Fragen aus ehrlichen, zuweilen aus ängstlichen Herzen, und wo das der Fall ist, wäre es für einen christlichen amerikanischen Prediger deutscher Zunge Feigheit, entweder stille zu schweigen oder diese Fragen zu umgehen. Denn Diener des göttlichen Wortes, die sich in solchen ernsten Zeiten wie stumme Hunde verhalten, sind Gott und Menschen verächtlich.

Nach meiner Meinung sollten wir den Leuten, die bei uns Anleitung suchen, etwa wie folgt antworten: Es ist uns, namentlich uns deutsch-amerikanischen Christen, von Herzen leid, daß unsere Regierung sich bewogen fühlte, an Deutschland den Krieg zu erklären. Wir können unsere tiefsten Ueberzeugungen nicht dem Winde preisgeben, und wenn dieser Wind auch ein gewaltiger Wirbelwind sein sollte. Was uns bitter schmeckt, können wir, den Leuten zu gefallen, nicht süß nennen, und was uns als verkehrt und ungöttlich erscheint, können wir nicht mit einem Hurra begrüßen.

Und doch dürfen wir uns nicht als Europäer verhalten, dürfen unsere uns von Gott verordnete Regierung nicht beschimpfen oder ihr etwas in den Weg legen, sondern bei der jetzigen Lage uns beugen unter die gewaltige Hand Gottes, die es für gut befunden hat, uns in diese Anfechtung kommen zu lassen. So hat es unser Herr gemacht, als zuerst die Obersten seines Volkes und dann der römische Statthalter ihn nicht nur mißhandelten, sondern ihn, den Unschuldigen, zum Tode verurteilten. „Er schalt nicht, da er gescholten ward. Er stellete es aber dem anheim, der recht richten wird.“

Ob es unsere bürgerliche Pflicht ist, unter den jetzigen Umständen die amerikanische Flagge auszuhängen, möchte ich der Entscheidung jedes einzelnen anheimstellen. Es ist dieses eine Frage der Kasuistik, worüber sich keine Regel aufstellen läßt. Aber wir können doch sagen, daß wir jedenfalls *keine andere Fahne haben, als das Sternenbanner*, um unsere Häuser in rechtmäßiger Weise zu schmücken. Da nun unser Land sich in einer Krisis befindet, darf ich wohl dieses schöne Wahrzeichen unserer Freiheit entfalten, um meine Liebe für Amerika darzutun. Aber es wird die Fahne für mich eine andere Bedeutung haben als für den Fanatiker, der noch nie ernstlich darüber nachgedacht hat, was eigentlich Patriotismus ist. Für mich, als christlichen Amerikaner, ist dieses rot-weiß-blaue Banner nicht ein Symbol des Hasses, sondern der Menschenliebe, nicht ein Panier, das zum wüsten Kriegslärm aufreizt, sondern zum Frieden und zur brüderlichen Eintracht, und ich muß es als meine patriotische Pflicht ansehen, dahin zu wirken, daß diese wahre Bedeutung unserer Landesflagge immer mehr zur Geltung kommt.

Es wird in der gegenwärtigen Aufregung (die Urheber werden Gott dafür Rechenschaft geben müssen!) mit der Fahne und dem Wort Patriotismus grauenhafter Mißbrauch getrieben. Ich will hier die Dinge nicht wiedergeben, die eine wahrhaft edle und sehr einsichtsvolle Amerikanerin — Frau May Wright Sewell — aus New York berichtet hat. Es würden diese wahrhaft teuflischen Tollheiten die Leser zu sehr reizen. Zu diesen Erscheinungen müssen wir stillschweigen, wie man in Gegenwart der Rasenden im Irrenhause schweigt, und, wo es geht, dürfen wir unsere „patriotischen“ Nachbarn in aller Ruhe und Sanftmut zurechtweisen.

Was nun aber den Ausgang des großen Kriegssturmes betrifft, der um die ganze Erde braust, so können wir als Christen sagen: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Gott hat diese große Trübsal — wahrscheinlich das Vorspiel einer noch größeren Trübsal, die nachher folgen wird — zugelassen, um die verweltlichten Christenvölker zu züchtigen. Aber er, der diese Welt geschaffen, behält dennoch das Regiment; in Christo Jesu liebt er die Welt und wird zuletzt alles herrlich hinausführen.

Er wird uns hier in Amerika nicht im Stiche lassen. Er hat auch das Volk drüben, dem wir entstammen, lieb, und so sehr es jetzt auch leiden muß,

wird Gott nicht zulassen, daß es von seinen Feinden erdrückt wird. So hat er, der Ewig-Vater, mit allen kriegführenden Völkern Gedanken des Friedens.

Wir sollen aber in unsern Tagen die wunderschöne Mahnung des großen Apostels Christi befolgen: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut und angenehm vor Gott, unserm Heiland, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen."

Durch Befolgung dieser Ermahnung werden wir deutsch-amerikanische Christen ein wahrhaft priesterliches Volk sein, welches zwischen den feindlichen Elementen vermittelt und unsere englisch redenden Mitchristen wieder zur ruhigen Besinnung bringen hilft — und es wird bei allem Kriegsgeschrei ein göttliches Friedenssäuseln durch unsere Herzen gehen.

(„Apol.")

Der "Outlook" und die Friedensfreunde.

Daß der "Outlook" nicht nur für Deutschamerikaner in diesem Kriegsjahre eine ungenießbare Lektüre ist, ergibt sich aus dem folgenden. Selten wohl ist die Schriftauslegung so mißbraucht worden, wie von den geistlichen Editoren der Kriegsblätter.

We reproduce with genuine relish a short editorial from the columns of the *Christian Evangelist* of March 15. The Specific to which we refer is found in the last paragraph. This editorial needs no further comment:

"The *Outlook* for the past twelve months has proved a serious disappointment to many who had hitherto been its warm admirers and friends. We question whether any more militaristic journal now leaves the press either in America or Europe. Blood appears to be its native element, and it can not write up an evangelistic meeting without using language and figures which are borrowed from the battle field. In short, the *Outlook*, while affecting, as Bernhardi and von Treitschke always did, formal allegiance to Jesus Christ, is in its philosophy and spirit much more nearly allied to the worship of Odin or Thor than to the worship of the Prince of Peace.

"Nothing irritates the editor of this belligerent journal more than a Pacifist. Any one who does not 'see red' has no place in the *Outlook* family. Hence in a recent issue we are treated to the following, from the editorial column:

"The Four Pacifists"

" 'Peter.

" 'From that time forth began Jesus to show unto His disciples, how that He must go unto Jerusalem, and suffer many things of the elders and chief priest and scribes, and be killed, and be raised again the third day. Then Peter took Him, and began to rebuke Him, saying, "Be it far from Thee, Lord: this shall not be unto Thee." But He turned and said unto Peter, "Get thee behind Me, Satan thou art an offense unto Me: for thou savorest not the things that be of God, but those that be of men."

"'When duty calls, but danger threatens, the motto, "Safety first" has the flavor of the devil.

"'Caiaphas.

"'Then gathered the chief priests and the Pharisees a council, and said, "What do we? for this man doeth many miracles. If we let Him thus alone, all men will believe on Him: and the Romans shall come and take away both our place and nation." And one of them, named Caiaphas, being the high priest that same year, said unto them, "Ye know nothing at all, nor consider that it is expedient for us, that one man should die for the people, and that the whole nation perish not."

"To let even one innocent man be unjustly put to death, in order to save a nation from peril is the policy, not of Christ, but of Caiaphas.

''Pilate.

"'When Pilate saw that he could prevail nothing, but that rather a tumult was made, he took water, and washed his hands before the multitude, saying, "I am innocent of the blood of this just person; see ye to it." Then answered all the people, and said, "His blood be on us, and on our children."

"'Those who have power to defend the defenseless and refuse because they fear war cannot escape blood-guiltiness by lisavowing responsibility.'

"The only criticism we have to make upon this catalog of Pacifists is to suggest that the list be enlarged and a fourth added; to wit:

"Jesus.

"'Then they came and laid hands on Jesus, and took Him. And behold one of them that were with Jesus stretched out his hand, and drew his sword, and smote the servant of the high priest, and struck off his ear. Then saith Jesus unto him, Put up again thy sword into its place: for all they that take the sword shall perish with the sword.'"

Fanatiker auf der Kanzel.

Angelegentlich der Entgleisungen des Dr. Hillis sagt der „Christliche Apologete":

Man nimmt mit Bedauern wahr, wie sich Haß und Rachsucht unter den kriegenden Völkern Europas bekunden. Selbst die Kanzel und die kirchliche Presse sind davon nicht frei geblieben. Man kann es Christen, die an der Hand ihrer Feinde schwer zu leiden haben, einigermaßen verzeihen, wenn es ihnen nicht leicht wird, ihre Rachegefühle zu unterdrücken. Uns ist es aber unerklärlich, wie Prediger in diesem Lande ihres hohen Amtes so weit vergessen können, daß sie die allergehässigsten Hetzreden halten. Proben hiervon erscheinen immer wieder in der täglichen Presse. Nichts jedoch, das wir bisher nach dieser Richtung gelesen haben, übertrifft die geradezu gotteslästerlichen Ausfälle, die der bekannte Dr. Newell Dwight Hillis am 25. März in einer Rede vor einem Verein Christlicher Junger Männer in New York sich hat zu schulden kommen lassen.

Dr. Hillis soll gesagt haben, alle Lehren Gottes über Vergebung und Verzeihung der Sünden sollten, soweit Deutschland in Betracht kommt, aufgehoben und nicht beachtet werden. „Ich bin bereit," sagte er, „den Deutschen ihre Grausamkeiten zu verzeihen, aber erst, nachdem alle Deutschen totgeschossen worden sind. Wenn ihr mich glücklich machen wollt, dann zeigt

mir den Kaiser, von Tirpitz und den Hindenburg am Strick baumelnd. Wenn wir Deutschland nach diesem Kriege verzeihen werden, dann muß ich annehmen, daß die Welt auf Abwege geraten ist." Kein Wunder, daß solche Aussagen die Zuhörer veranlaßten, den Redner auszuzischen. Solche Worte von einem Botschafter Christi, und das noch in der Passionszeit, können mit Recht in uns die Frage wecken: Sind wir noch Christen?

Wie sehr es selbst in kirchlichen Kreisen an der wahren christlichen Weitherzigkeit fehlt, gibt auch ein Vorgang in einer New Yorker Predigerversammlung zu erkennen. In dieser wurde von Dr. S. Edward Young der Vorschlag gemacht, daß man auf die schon längst geplante Vierjahrhundert-Feier der deutschen Reformation verzichten solle, weil es angesichts des Krieges mit Deutschland „inmitten all der Feindseligkeiten einfach unmöglich sein wird, das Leben und Wirken dieses größten aller Deutschen in angemessener Weise zu preisen und seines großen Werkes zu gedenken." Man will offenbar jedes Verdienst und Beitrag zur christlichen Kultur von seiten des deutschen Volkes totschweigen.

Gottes Wort und der Krieg.

Ein deutscher Feldprediger gibt uns im „D. Lutheraner" von seiner Tätigkeit ein fesselndes Bild:

Leider konnten die Gottesdienste in dem herrlichen Dom, der nicht von Menschenhänden gebaut worden, Mitte November nicht mehr fortgesetzt werden. Trübes Wetter setzte ein, und es galt, sich nach einem geeigneten Versammlungsraum umzusehen. Die beiden katholischen Gotteshäuser waren zu eng. Aber man wußte Rat. Auf dem Gutshofe stand eine geräumige Autohalle. Ein geschickter Vize-Feldwebel übernahm es, diesen Raum in würdiger Weise herzurichten. Und es war ihm vortrefflich gelungen. Ein besonderes Kunststück war der Altar mit seiner weißen Decke, auf welcher ein aus Immergrün verfertigtes Kreuz prangte; auf dem Altar standen zwei Leuchter, an der Wand über dem Altar hing ein Kruzifix. Dieses Gotteshaus stand, wenn es mit unsern lieben Feldgrauen gefüllt war, hinter den schönen Dorfkirchen der Umgegend nicht zurück. Auch in den letztgenannten habe ich viele Stunden verlebt, an die ich allzeit dankbar zurückdenken werde. Der schönste Schmuck dieser lieblichen Kirche war auch hier die andächtig lauschende Gemeinde der Feldgrauen. Von allen Seiten kamen sie herbei. Zum Teil mußten sie einen Weg von 10 Kilometer und mehr zurücklegen. Und wenn ich dann das gedrückt volle Gotteshaus vor mir sah, da habe ich manchmal denken müssen an die Zeit der Gegenreformation, wo die Grenzkirchen in unserm Schlesierlande die Menge der Besucher kaum fassen konnte. In den Gottesdiensten mußte ich oft Organist, Kantor, Pastor in einer Person sein. Es kam aber auch vor, daß sich andere Kräfte zur Hilfe anboten. Ja, ich habe es erlebt, daß ein Arzt und ein Offizier um das Organistenamt in allen Ehren gestritten haben. Alles nahm lebendigen Anteil am Gottesdienst. Nie habe ich so frischen und frohen Kirchengesang gehört. Hier brauchte man die Gemeinde wahrhaftig nicht erst zur Selbsttätigkeit anspornen. Wie mag den Ortsbewohnern, die sich auch gern einmal zu diesen Gottesdiensten einfanden, zumute gewesen sein. Ob sie nicht dasselbe gedacht, was schon ihre Väter 1870 gedacht und auch ausgesprochen haben: "C'est ce que nous manque." An jedem Sonntag galt es, drei Gottesdienste zu halten. Mitunter schloß sich daran noch eine Abendmahls-

feier, und ich darf sagen, daß ich über schlechten Abendmahlsbesuch nie zu klagen gehabt habe. Das Verlangen nach dem Tisch des Herrn war groß. Mitunter zählte ich gegen 3000 Kommunikanten. Bei diesen Feiern durfte ich es aus nächster Nähe beobachten, welch eine gewaltige Macht das Wort Gottes besitzt. Jeder Gruppe der Kommunizierenden pflegte ich vor der Entlassung vom Altar einen kräftigen Bibelspruch ins Herz zu rufen, und wie oft habe ich die Beobachtung gemacht, daß dabei eine heiße Träne über die gebräunte Kriegerwange lief. Nach einem der letzten Gottesdienste, die ich draußen gehalten, steht vor der Kirchtür ein Sanitätsfeldwebel, er tritt auf mich zu und sagt: „Herr Pastor, zwei Sprüche haben Sie mir gegeben, nun möchte ich Sie noch um einen dritten bitten." Zweimal hatte er am heil. Abendmahl teilgenommen. Am Totenfest hatte ich ihm zugerufen: „Es sollen wohl Berge weichen . . .," und heute: „Ich habe dich je und je geliebt . . ." Nun verabschiedete ich mich von ihm mit dem Wort: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit." Es war dies das Wort, das ich durch alle meine Predigten hatte hindurchblicken lassen. Unbegreiflicherweise hatte man mir bei der Ausreise ins Feld den seltsamen Rat erteilt: „Es empfehle sich da draußen von dem Schlachtengott zu reden, der die Geschicke der Völker lenkt, das spezifisch Christliche sei möglichst zu vermeiden. (!) Doch ich habe die schöne Erfahrung gemacht, daß gerade ein kräftiges Zeugnis von unserm erhöhten Herrn, welcher alle unsere Gebrechen kennt und heilt, einen besonders tiefen Eindruck in den durch die Greuel des Krieges empfänglich gewordenen Kriegerherzen hinterläßt. Dafür waren mir Privatgespräche in meinem Zimmer und anderwärts ein herrlicher Beweis. Man suchte Aussprachen, und manches seelsorgerliche Gespräch haben die Wände jenes Stübchens in der Apotheke zu P. vernommen, in welchem ich während meiner Feldtätigkeit Wohnung aufgeschlagen hatte. Da kam nicht nur der einfache Mann und der Feldbriefbote, der die christlichen Schriften der angebotenen Zigarre vorzog, sondern auch der Militärbeamte und der Offizier. Gott segne die geweihten Stunden, an die ich Zeit meines Lebens mit Dankbarkeit zurückdenken werde. Möchten aus ihnen herrliche Früchte für Zeit und Ewigkeit erwachsen!

Wir haben aus den Zeitungen über viele dunkle Punkte gehört, die auf dem Kriegsschauplatz in die Erscheinung getreten sind. Und ich will auch in keiner Weise versuchen, weiß zu machen, was schwarz ist. Aber um gerecht zu urteilen, muß man sich immer gegenwärtig halten, daß weite Kreise unsers Volkes vor Ausbruch des Krieges auf falschem Wege waren, und daß keine äußere Katastrophe, selbst nicht ein so furchtbarer Krieg, wie der gegenwärtige, eine durchgreifende Erneuerung des Herzens herbeiführen kann; das vermag allein das Evangelium von dem Sünderheiland. Ich habe hineingeschaut in manche tiefe Not (Familien- und Einzelnot.) Wie soll, um ein Beispiel anzuführen, ein Sohn gedeihen, der seine Eltern nur beim Mittagessen sieht und sonst lediglich dem Dienstpersonal „zur Erziehung" überlassen bleibt? Ist es ein Wunder, wenn er frühzeitig auf schlechte Wege gerät? Ich habe aus dem Munde eines unserer jungen Krieger das erschütternde Wort gehört: „Mit acht Jahren war ich kein Kind mehr." Ohne den Halt zu haben, dessen er bedurfte, war er in den Kampf des Lebens eingetreten. Daß sich unter solchen Umständen Niederlage auf Niederlage häuft, versteht sich von selbst. Auch das ist psychologisch sehr erklärlich, daß er nach eigenem Eingeständnis mit Gott völlig zerfallen war. Nun war es anders geworden. „Im Kriege," sagte er, „da habe ich Gott wiedergefunden; er

hat mich im tollsten Kugelregen behütet, aber," fügte er hinzu, „die volle Befriedigung habe ich oftmals nicht." Gerade dieser letzte Ausspruch zeigt, daß der Krieg das Herz noch nicht erneuern kann. Hier gilt es: „Suche Jesum und sein Licht, alles andere hilft dir nicht." Ich sagte dem jungen Krieger: „Nur unter dem Kreuz unsers Erlösers werden Sie zur vollen Ruhe kommen." Und als ich ihm zum Schluß anbiete, mit ihm zu beten, da erfaßt er dankbar meine Hände und will sie nicht mehr loslassen. Ja, die frohe Botschaft von Christus, dem Sünderheiland, die greift ins Herz, und das geängstete und zerschlagene Herz wird dessen unmittelbar gewiß: „Hier ist, was dich retten kann, Jesus nimmt die Sünder an."

Nicht jedem unserer lieben Krieger hätte ich so persönlich nahe kommen können (viele hätten gar nicht das Verlangen danach gehabt), und aus mancherlei Gründen wäre dies auch gar nicht möglich gewesen, aber wo hungrige Herzen sind, da findet Gott Mittel und Wege, um diese Herzen vom Volke besonders zu nehmen und ihnen seinen Gnadenquell zu erschließen.

Arbeit unter den erblindeten Soldaten.

Aus dem Lazarettdienst berichtete Daniel Schäfer, der als Seelsorger in den Lazaretten in B. dient, im „Kellnerfreund" folgendes aus der Arbeit unter den erblindeten Kriegern:

Man hat sie die Aermsten der Armen genannt, die blinden Krieger, und gewiß mit Recht. Wer öfter durch die Augenklinik geht und sie gesehen hat: hilflos auf dem Bett liegend, das Haupt ins Kissen grabend, oder tastend über den Flur gehend, wird diese Eindrücke nie vergessen. Ach, ihre Welt ist ja so dunkel geworden, die äußere nicht nur, meist auch die innere. Das letzte, was sie auf Erden sahen, ehe das Augenlicht für immer erlosch, war nicht die Heimat, waren nicht die Gestalten der Lieben, war nicht Frühlingsglanz und Sonnenschimmer, es waren ja Bilder des Grauens. Mit Entsetzen hört man den Kameraden W. erzählen: „Ein Auge wurde ihm ausgedrückt, das andere ausgestochen von einem Schwarzen, und dann spürt er, wie der über ihm kniet mit gezücktem Messer. — In diesem Augenblick aber trifft jenen die wohlgezielte Kugel seines, des W.s, Kameraden . . .!"

Diese letzten dunkeln Bilder haben sich so tief in Seele und Gemüt eingegraben, daß sie immer wieder Phantasie und Gedankenleben durchfluten. Sie hängen sich wie düstere Nebel um das Seelenleben und wollen die lichten Sonnenstrahlen der Freude nicht durchlassen. — Was wundert's, wenn das traurige Herz seufzt: „Ach, wenn ich doch nur etwas wieder sehen könnte. Die Welt ist so dunkel geworden!"

Die Ursachen der völligen Erblindung sind verschieden. Durch giftige Gase können die zarten Organe zerstört werden, eine Kugel nimmt oft beide Augen mit, Granatsplitter zerstören die Augenhöhlen, durch schwere Kopfverletzung können die Sehnerven zerstört werden, was oft Erblindung zur Folge hat. Die Zahl derer, die nur ein Auge verloren haben, soll bedeutend größer sein als die völlig Erblindeten, die man im deutschen Heere auf ca. 500 schätzt.

Man fragt oft: Wird auch für die Hilflosen und Armen gesorgt werden? Wenn nach dem Kriege auf jede Stadt ein Blinder kommen würde, so würde sicher für ihn gesorgt werden. Zudem ist schon jetzt eine sehr umfangreiche Blindenfürsorge an der Arbeit, die durch Sammlung großer Geldmittel, der einzelnen Talente und Fähigkeiten zu Handwerk, Musik u. s. w.

auszubilden, viel Dankenswertes leistet. In den Kliniken ist jeden Morgen Unterricht in Blindenschrift, die wohl jeder Blinde lernt, zumal er meist einen starken Willen und fein ausgeprägte Sinne hat. Auch sind sonst für die Blinden, deren Los ja jedes Menschen Mitgefühl erweckt, viele Hände und Herzen dienend und hilfsbereit zur Stelle.

Wie selbst Kameraden für ihre Blinden sorgen — das Bild war zu schön, um es je zu vergessen:

Wurde da unser lieber St., ein tapferer Bayer, eines Tages zum Bureau gerufen. Er ging klopfenden Herzens, geführt von einem Freunde. „Inspektor!" Im stillen denkt er: „Wer wird für mich Geld schicken?" — „St., es ist Geld für Sie angekommen, wissen Sie, woher?" — „Nein, Herr." — „Ja, St., es sind 400 Mark, die kommen aus einem Schützengraben aus Frankreich, von der Kompanie . . ." Der gute St. wußte nicht, wie ihm geschah — eine Freudenträne glänzte im dunkeln Auge. Das hatten die Kameraden seiner Kompanie unter sich gesammelt für den blinden St. — 400 Mark! St. ließ seine tapfere Frau rufen, die ihn gerade besucht hatte — und nun wanderten die 400 Mark direkt auf die Sparkasse. St. hat viel Liebe erfahren und „das Beste" empfangen, was man ihm geben konnte — das teure Evangelium.

Ich habe einmal eine stille Stunde mit ihm verlebt — da redeten wir von dem, der gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt." Als er vor kurzem in seine Heimat reiste, bekannte er:

Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das, was mich fröhlich machet,
Ist, was im Himmel ist.

Wie bitter nötig ist es, sorgen zu helfen, daß die „innere Welt" der Blinden licht wird! Ich darf sagen, daß doch gerade Blinde für Gottes Wort besonders empfänglich sind. Selbst lesen können sie ja nicht — man muß ihnen vorlesen. Man merkt auch, daß die Lieder und Sprüche, die sie in der Jugend gelernt haben, wieder lebendiges Zehrgut werden und gleich versunkenen Glocken anfangen zu läuten. In die Andachten kommen sie gerne und nehmen still das Wort der Wahrheit als Quelle des Lichtes und Trostes an.

Es gibt ja eine Anzahl gutmeinender Menschen, die besonders die unter Gemütsdruck leitenden Blinden von jedem religiösen Einfluß fernzuhalten versuchen. „Ach," sagte jene Dame- „besuchen Sie doch den B. nicht mehr. Der ist jedesmal so unruhig wenn er aus der Andacht kommt, er braucht mehr Aufheiterung von außen."

B. war acht Monate als Blinder in englischer Gefangenschaft, wurde dann mit ausgetauscht und kam in unsere Augenklinik. Er ist ein stattlicher, begabter, künstlerisch veranlagter Mensch, hatte sich für die Zukunft so viele Pläne und Ideale gesteckt — nun ist nach seiner Meinung „alles dahin!" Das Evangelium war ihm etwas Fremdes, und nun er es gehört, geht es durch innere Revolution und durch Kampf — zum Frieden! Ich habe der Dame diesen Weg gezeigt. B. ist im tiefsten Grunde ein Heilsuchender — und er wird finden. An dieser Stelle darf ich bitten, daß dieser und jener Leser diese Suchenden besonders aufs Herz nimmt, ihrer fürbittend zu gedenken, daß sie ihren Heiland finden und mit ihm Kraft und Trost, Licht und Leben.

Während ich des Abends in später Stunde nach der Andacht mit einem

über das Heil der Seele sprach, lag daneben einer, der still zuhörte, und dann sich aufrichtend sagte: „Das ist's, was ich suchte, aber ich kann's nicht finden, helfen Sie mir!" Dann erzählte er folgendes: Als Blinder lag er in einem Feldlazarett, in seinen Schmerzen bat er seine Kameraden um den Gnadenschuß; man mußte ihn bewachen, daß er nicht selbst Hand an sich legte. Sein Augenlicht kam wieder — aber heute hat sich im Kopf eine Wucherung gebildet, die, wie die Aerzte ihm sagen, ihn nach Jahresfrist zu einem Irrsinnigen machen würde. Eine Operation geht auf Leben und Tod. Da liegt er nun und grübelt nach, was er tun soll. Ich riet ihm zu einer Operation im Vertrauen zum großen Arzt des Leibes und der Seele. Die soll nun auch ausgeführt werden. Er möchte aber gerne den Weg zu Jesus finden und erzählte von jungen Männern aus Jugendvereinen, die es ihm vorgelebt hätten; die könne er nicht vergessen — so wollte er werden! Ich habe die feste Zuversicht, er wird's finden! Denn: „Der Herr ist freundlich der Seele, die nach ihm fraget!" Klagel. 3, 25.

Wenn man die Armen sieht und hört, erstickt einem oft die Stimme, und man möchte mit ihnen weinen. Liegt da ein junger Leutnant: blind — völlig — den rechten Arm vollständig zersplittert und auch die linke Hand. Hilflos, wie ein Kind, muß er behandelt werden.

Aber der Herr hat sein Werk unter den blinden Kriegern — und wir wollen treulich beten, daß mancher zu dem Seufzer kommt:

„Meister! Ohne dein Erbarmen
Muß im Abgrund ich verzagen,
Wenn du nicht mit starken Armen
Mich zu deinem Licht wirst tragen."

Selig die, die es dann erlebt: „Der Herr ist mein Licht." Sie gehn durchs dunkle Tal mit der Gewißheit:

„Wenn ich auch gleich nichts fühle
Von deiner Macht,
Du führst mich doch zum Ziele,
Auch durch die Nacht . . .!"

Sie wissen, daß wenn die Stunde kommt, wo der Fuß das dunkle Pilgerland der Sündenerde verläßt, sich ihnen eine wunderbare Welt des Lichtes öffnet in der Heimat da droben! Da wird sich an ihnen buchstäblich Psalm 17, 15 erfüllen: „Ich aber will schauen dein Angesicht in Gerechtigkeit. Ich will satt werden — wenn ich erwache nach deinem Bild!"

Grausige Bilder der Verwüstung und der Schrecken war das letzte, was sie gesehen, ehe es Nacht wurde — die Sonne der Herrlichkeit, der König des Lichtes, Jesus Christus, wird das erste sein, was sie schauen dürfen mit verklärtem Auge. Ihr Blick darf sich dann weiden am Morgenglanz der Ewigkeit — versunken in Schauen der Herrlichkeit wird's auch von ihren Lippen kommen: „Nicht die Hälfte hat man mir gesagt."

Licht nach dem Dunkel,
Friede nach Streit,
Jubel nach Tränen,
Wonne nach Leid.
Sonne nach Regen,
Lust nach der Last,
Nach der Ermüdung:
Selige Rast . . .!

Vergeßt unsere „Blinden" nicht! (Schw. Evangelist.")

Die lutherische Kirche in Polen.

Ueber die Verwüstungen des Krieges schreibt das „Breslauer Kirchenblatt“:

Aus der lutherischen Kirche in Polen berichtet nach „Lehre und Wehre“ das „Breslauer Kirchenblatt“ von der ersten Tagung ihrer allgemeinen Pastoralkonferenz seit Beginn des Krieges, am 8. August 1916 in Lodz. Konsistorialrat Holz teilte folgendes mit: An Gemeindegliedern hat die Kirche in den Diözesen Kalisch, Petrikau, Warschau, Plock und Augustrow rund 140,000 Seelen oder 37 Prozent ihres bisherigen Bestandes verloren, fast ausschließlich (über 100,000 Seelen) durch die Ausweisung und brutale Vertreibung in das Innere Rußlands. Ueber das Schicksal dieser traurigen Züge elender Verbannter weiß man heute nur zum geringsten Teil etwas; aus vielen Gemeinden wurden die Männer von siebzehn bis achtzig Jahren vertrieben, aus manchen auch die Frauen ausgewiesen. Zurück blieben schutzlose Frauen und Kinder. Nur ein ganz geringer Bruchteil der Ausgewiesenen ist seinem Schicksal entronnen und in die Gemeinden zurückgekehrt. Auch von den Geistlichen sind einige ausgewiesen worden, einige haben freiwillig das Los ihrer Gemeinden geteilt; im ganzen hat hierdurch der Konsistorialbezirk 15 Seelsorger verloren. Die Lehrer und Kantoren haben zu 45 Prozent das Land verlassen müssen. Einzelne Gemeinden sind restlos ausgewiesen worden, in einer blieb von 100 Gliedern ein einziger, fast hundert Jahre alter Mann zurück. Aehnliche erschütternde Zahlen bietet die Schädigung an Gemeinde- und Kirchenvermögen. Archive und Kirchenbücher wurden beim Brande von Pfarr- und Gemeindehäusern hier und dort vernichtet, das Altargerät an einzelnen Orten geraubt. Im ganzen sind 5 Kirchen vernichtet, 17 beschädigt worden, ferner 15 Pfarrhäuser, 10 Gemeindehäuser und 46 Bethäuser beschädigt, 30 vernichtet, desgleichen 68 Schulen teils zerstört, teils stark beschädigt. Was die einzelnen Gemeindeglieder durch die erzwungene Zurücklassung ihres Inventars und durch Diebstähle verloren haben, entzieht sich der Schätzung, ist aber jedenfalls, in Geldwert ausgedrückt, eine ungeheure Summe. Dank der Gnade Gottes ist aber sofort in den schlimmsten Schreckenstagen allenthalben lindernde Hilfe entstanden. Die Warschauer Gemeinde half mit einer größeren Summe den durchziehenden Flüchtlingen, die Kalische Diözese sammelte für Lodz u. s. w. Daneben wurde der ländliche Besitz der Vertriebenen verpachtet, eine Maßnahme, die dank den Bemühungen des Konsistoriums mit tatkräftiger Unterstützung der Zivilverwaltung seit November 1915 allenthalben zum Schutz des Eigentums der Verbannten durchgeführt wird. Eine weitere, sehr bedeutsame Hilfe entstand den Gemeinden, als man in Deutschland von ihrer Not erfuhr. Der Gustav-Adolf-Verein half bisher im ganzen mit einer Summe von über 28,000 Mark und bewilligte neuerdings rund 20,000 Mark für verschiedene Zwecke. Aehnlich der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß, der sechs Pfarrverweser entsandte, und das Oberkirchenkollegium zu Breslau, das zwei Pfarrverweser unterhält. Mit Erlaubnis des Generalgouverneurs übernahmen ferner sechs deutsche Feldgeistliche die Verwaltung der Gemeinden ihrer Standorte. Endlich trafen durch den „Christian Herald“ 96,200 Mark aus Amerika ein, und von den Gotteskasten zu Dresden und Hannover zusammen 2338 Mark.

Das zweite Referat auf jener Konferenz gab der stellvertretende Generalsuperintendent Gundlach über das „Reformationsjubiläum im Jahre

1917," und forderte zur Sammlung eines Jubiläumsfonds auf, als Ausdruck der Dankbarkeit für Gottes große Gnadentat der Reformation. Die Losung müsse heißen: „Rettung der evangelisch-lutherischen Kirche und ihrer Bekenner in Polen." Das „Breslauer Kirchenblatt" bemerkt dazu: „Aus dem Gesagten ist schon ersichtlich, daß man sich nicht bloß um den äußeren Aufbau der lutherischen Kirche in Polen kümmert, sondern auch der Bedeutung des Bekenntnisses der Kirche bewußt ist. Allerdings ist die Erkenntnis von der Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses nicht bei allen in gleichem Maße vorhanden. Schon vor dem Kriege gab es neben einigen entschiedenen Lutheranern unter Führung des Superintendenten Angerstein auch solche, die mehr dem Gemeinschaftschristentum zuneigten, das ja für die Bedeutung der Bekenntnisverpflichtung und für die lutherische Abendmahlslehre weniger Verständnis hat. Jetzt hat die Kriegsnot dazu geführt, daß von den verschiedensten Richtungen her Aushilfe gekommen ist. Doch ist dabei von Wichtigkeit, daß die evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen von der reformierten Kirche vollständig getrennt ist."

Die internierten Missionare in Indien.

Das überaus traurige Schicksal der internierten deutschen Missionare schildert ergreifend die „Evangelisch-Lutherische Freikirche":

Die Redaktion von „Lehre und Wehre" war so glücklich, auf Umwegen etliche Nummern der „Evangelisch-Lutherischen Freikirche" zu bekommen. Daraus teilt sie über das Ergehen der deutschen Missionare in Indien während ihrer Gefangennahme und Internierung nach dem Bericht des jetzt in Deutschland weilenden Missionars A. Hübener das folgende mit: „Die Regierung hat fast alle deutschen Missionare in dem großen Gefangenenlager zu Ahmednagar interniert. Das einzelne ist in sehr verschiedener Weise vor sich gegangen. In jedem Distrikt war es anders. Es gab milde und strenge Beamte, die nach Laune und Willkür verfuhren. Das einzige, was klar und offen zutage trat, waren die gifterfüllten Korrespondenzen in den Zeitungen gegen alles, was deutsch war: Hunnenmänner, Hunnenfrauen und Hunnenkinder (infant Huns). „Alles einsperren oder aus dem Lande weisen!" „Sie sind ja eigentlich gar keine Europäer, nur im geographischen Sinne!" „Von jeher" (also seit mehr als 200 Jahren) „sind die deutschen Missionare Spione gewesen!" „Indien muß wieder (!) ein *reines* Land werden, darum fort mit ihnen!" Gegen Ende des Jahres 1914 traf auch Bruder Williens und mich — ohne jegliche Erklärung — das Los der Gefangenschaft. Man ließ mir nur zwei Stunden zum Packen. Meine Bitte, mir für den Abschluß meiner Rechnungen eine Nacht zuzulegen, wurde nicht gewährt. Der Polizeiinspektor war persönlich liebenswürdig und würde es gern gewährt haben, aber da war ja das — „Government." Ueber die ersten etwa zehn Tage, die ich im Fort St. George in Madras zubrachte, kann ich schnell hinweggehen. Ich traf hier einige mir bekannte Missionare, Kaufleute und römische Priester. Wir waren einem Captain der Madras Volunteers (Hauptmann der Reserve) unterstellt, der uns in gehässiger Weise behandelte. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er kein reiner Europäer war, und merkte gleich, daß er nun das Gefühl seiner Machtstellung über uns mit Behagen genoß. Ich erinnere mich der entsetzlich schmutzigen Küche im Fort, des ganz engen, stachelumzäunten Hofes, der Notwendigkeit, viele fürs Lagerleben nötige Dinge (Eßgeräte, Decke,

Stuhl, Moskitonetz u. s. w.), die man zu Hause doch in Fülle besaß, zu hohem Preise neu einkaufen zu müssen. Als die vor mir eingelieferten Gefangenen im ersten Schub nach Ahmednagar befördert wurden, sahen wir sie wie Verbrecher fortgeholt werden. Ein Offizier ließ sie antreten, erklärte, daß auf jeden, der einen Fluchtversuch machen würde, geschossen würde, und dann ging es unter glänzender militärischer Machtentfaltung — neben je drei Gefangenen saß ein halbschwarzer mit aufgepflanztem Bajonett und außerdem noch blanke Waffen hinten und vorne — dem Bahnhof zu. Dabei hatten alle schriftlich ihr Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch oder ähnliches zu machen. Als wir übrigens einige Tage später an die Reihe kamen und die gleiche Parole unterzeichnen sollten, fragten wir natürlich: Wozu das? Man hatte erwartet, etwa von einem Polizisten in Zivil nach der Bahn begleitet zu werden. Die Antwort war, daß solche, welche jenen Eid nicht leisten wollten, mit Handschellen transportiert werden würden. Wir ließen es nicht darauf ankommen, und unterzeichneten die Parole."

In der „Freikirche" vom 13. August fährt dann der Bericht fort: „Nach etwa dreißigstündiger Bahnfahrt kamen wir in Ahmednagar an. Vier englische Meilen von der Bahnstation entfernt liegen die beiden Gefangenen-Lager (jetzt sind es drei), in welchem jetzt etwa 1500 Deutsche untergebracht sind. Diese nahe beieinander liegenden Lager sind immer militärischen Kommandos unterstellt. Einige Meilen weiter ab befindet sich auch noch ein von der Zivilbehörde verwaltetes Lager für ältere Deutsche. In diesem Zivillager, dessen Insassen größere Freiheit und bessere Beköstigung genossen, wurden außerdem auch — mit wenigen Ausnahmen — die vielen römischen Priester jedes Alters interniert. Die haben überall in der Welt ihre Vorrechte. Das größte Lager ist das A-Lager. Es beherbergt 1000 Gefangene, eher mehr als weniger. Vier langgestreckte einstöckige Infanteriekasernen nsid von einem doppelten Stacheldrahtgehege umgeben. Zwischen den beiden Gehegen laufen die Posten auf und ab. Im Innern des Lagers ist sehr wenig Platz zum Umhergehen und für die turnerischen Spiele der Insassen. Dieser geringe Raum wurde zum größten Teil noch von Hunderten von Zelten in Anspruch genommen, in denen ein großer Teil der Gefangenen bis Ende 1915 zu wohnen hatte. Das Leben in den alten, baufälligen Baracken, die schon längst von den englischen Aerzten als ungeeignet für europäische Soldaten verurteilt (**medically condemned**) waren, waren nicht schön, aber in den Zelten war es schaurig. Acht Mann wohnten in jedem Zelt, so viele Betten gingen genau hinein. Unten der staubige Fußboden, der sich bei Regenwetter durch das einströmende Wasser stellenweise in Kot verwandelt, oben die Sonnenglut. Schon in den Mittags- und Nachmittagsstunden der sogenannten kühlen Jahreszeit war die Hitze hier kaum zu ertragen, wie sollte es erst in der heißen Zeit werden? Durch die Freundlichkeit einiger vor mir internierter Missionare kam ich gleich in eine Kasernenstube. Mehrere Hundert waren aber schlimmer daran. Die Melitärbehörde hätte dem Uebelstand schnell und leicht abhelfen können. Ganz in der Nähe befinden sich prächtige zweistöckige Artilleriekasernen, aus Granit erbaut, hoch und luftig, gar nicht zu vergleichen mit den baufälligen Kasernen im A-Lager. Die Artilleriekasernen waren ganz leer und blieben es, bis sie im Dezember teilweise den Gefangenen des neuen Parolelagers zugewiesen wurden. Also die Militärbehörde wollte die Artilleriekasernen nicht hergeben, zugleich wollte sie aber die teuren Zelte schonen, und das führte

Anfang April 1915, einen Monat nach Beginn der heißen Jahreszeit, zu folgender „Abhilfe": Im engen Raum des A=Lagers wurden ganz lange, ganz schmale und niedrige Wellblechbaracken errichtet für die bisher in den Zelten Untergebrachten. Die Decke, etwa zehn Fuß über dem Boden, bestand auch aus Wellblech. Selbst der an die Sonnenstrahlen gewöhnte Eingeborne will etwas anderes als Wellblech über dem Kopfe haben. Er ist mit einer engen, niedrigen Lehmhütte zufrieden, aber über sich hat er ein dickes Dach aus Palmblättern oder Dachziegeln. Ein Besuch in den Blechbaracken zur Mittagsstunde bietet uns folgendes Bild: Die Bewohner sitzen oder liegen auf ihren Betten mit dem Sonnenhut auf dem Kopfe oder unter aufgespanntem Schirme. Der Fußboden ist eine unebene Masse von Staub, Erdklumpen und Steinen. Ein Fegen auf diesem Schutt ist überhaupt unmöglich; man müßte den ganzen Fußboden hinausschleppen, und darunter ist allemal derselbe Schutt. Wir berühren die eiserne Wand; sie ist heiß, heißer aber noch ist das der Sonne zugewandte Blechdach. Erstaunt übr die Wohnungsverhältnisse war selbst der — amerikanische Konsul. Er . . . verlor beim Anblick der Blechbaracken einen Augenblick seine Fassung und stammelte ganz verwirrt: „Faktisch, hier wohnen Menschen?" Das Leben im Lager wird zur Qual durch den Staub. Viele Monate lang regnet es ja überhaupt nicht. Nun stelle man sich vor, daß tausend Menschen wochen- und monatelang auf demselben Fleckchen im Freien umherlaufen. Schon in den ersten Wochen ist das vertrocknete Gras zerstampft, bald sind auch die Graswurzeln zertrampelt, und man wandert knöcheltief in einem feinen weißen Staub. Der zuzeiten sehr heftige Wind trägt ganze Staubwolken in die Kasernen und Blechhütten, jeder Gegenstand ist von einer dicken Staubschicht bedeckt, Staub auf den Eßgeräten, Staub im Essen, der einem im Munde knirscht. Nur einmal tief atmen können, nur einmal im Freien spazieren gehen, das ist der sehnlichste Wunsch der im Staube schmachtenden A=Lager=Sträflinge. Sträflinge? Jawohl: Sträflinge! Nicht nur die Gefangenen, auch der Kommandant, sein Adjutant und die Sergeanten sehen das A=Lager als Straflager an. Wer sich in den andern Lagern etwas zuschulden kommt läßt, wird zur Strafe ganz offiziell ins A=Lager gesteckt. Und wer im A=Lager Strafe verdient, kommt in die Blechbaracke. Trotz alledem ging's zu meiner Zeit im A=Lager ziemlich lustig zu. Allerhand Ballspiele und Sportübungen (wenn nur der Staub nicht wäre!) wurden vorgenommen. Es gab viel Musik, Vorträge wurden gehalten, allerlei nützliche Kurse wurden regelmäßig durchgenommen, mannigfacher Sprachunterricht, sogar im Spanischen und Chinesischen, wurde erteilt. Ich nahm, so lange ich dort war, an den Sanskritstunden des Herrn Dr. Schrader teil, dem ich mit andern Missionaren dafür zu großem Dank verpflichtet bin. Die Y. M. C. A. sorgt wöchentlich ein- oder zweimal für eine Kinovorstellung im Lager. Natürlich wurden von den Missionaren sonntäglich Gottesdienst abgehalten. Der hierfür zur Verfügung stehende Raum, zu meiner Zeit ein langes Zelt, das aus lauter kleinen Zelten zusammengesetzt war, war nicht sehr einladend. Jeder mußte sich Sitzgelegenheit selber mitbringen. Der Gottesdienstbesuch war sehr, sehr gering. Außer den 120 Missionaren kamen nur sehr wenige, um Gottes Wort zu hören. Und diejenigen, welche kamen, bekamen oft etwas ganz anderes als Gottes Wort zu hören. Es fehlt ja auch unter den Missionaren nicht an „modernen Brüdern." Es ist ein großer Jammer!"

Im Januar 1915 erhielt Missionar Hübener Erlaubnis, nach dem B-Lager zu ziehen. Hier waren die Verhältnisse weit erträglicher. Schließlich, als sowohl das A- wie das B-Lager überfüllt wurden, richtete man die schon erwähnten Artilleriebaracken für einen Teil der internierten Deutschen her. Es waren das prächtige zweistöckige Granitgebäude, mit hohen, luftigen Räumen und breiten Veranden, die bald von den Insassen wohnlich eingerichtet waren. Die hier untergebrachten Missionare erhielten sogar Offizirsquartiere. Für die Gottesdienste stand ein schöner großer Raum in einem besonderen Nebengebäude zur Verfügung.

Den Heldentod stirbt Professor Gregory für Deutschland.

Die Berliner „Tägliche Rundschau" bringt eine Nachricht aus Leipzig, welche meldet, daß Vizefeldwebel Dr. Kaspar Rene Gregory, Professor der theologischen Fakultät an der Universität Leipzig, welcher, obwohl geborener Amerikaner, bei Kriegsausbruch als Freiwilliger in das deutsche Heer eintrat, an der Westfront gefallen ist. Am 6. November vorigen Jahres beging der greise Kämpfer im Schützengraben an der Front seinen 70. Geburtstag. Geboren 1846 zu Philadelphia, studierte Gregory an der Pennsylvania-Universität und war von 1864 bis 1867 an amerikanischen Schulen als Lehrer tätig. Er setzte alsdann seine theologischen Studien am Theologischen Seminar in Princeton fort und ging in 1873 nach Leipzig, wo er im Jahre 1876 promovierte und Kaplan an der amerikanischen Kirche in Leipzig wurde. Seit dem Jahre 1884 gehört er dem Lehrkörper der Universität Leipzig an und wurde 1889 zum ordentlichen Professor ernannt. Professor Gregory erhielt von den Universitäten Leipzig und Glasgow den Grad eines Doktors der Theologie und von der Yale Univertät den Doktor der Rechte. Seine Vorlesungen über die griechischen Handschriften des Neuen Testamentes werden hochgeschätzt. Vom Herbst 1911 bis zum April 1912 machte er eine Vortragstour durch die ganzen Ver. Staaten und Canada.

Das amerikanische Deutschtum.

Aus unserm Leserkreise sind uns in jüngster Zeit wiederholt Anfragen über die Stärke des Deutschtums des Landes zugegangen. Die Anfragen lassen sich nur beantworten aufgrund der Ergebnisse der letzten Volkszählung, jener vom Jahre 1910. Damals hatten die Ver. Staaten 92 Millionen Einwohner, und davon waren 87 Millionen, oder 88.9 Prozent Weiße. Von den Weißen waren 32¼ Millionen oder 39.5 Prozent, fremdgebürtig, und von den Fremdgebürtigen waren 8.7 Millionen, oder 27.2 Prozent, also mehr als ein Viertel der gesamten fremdgebürtigen Bevölkerung, deutschen Stammes.

Dieser starke Anteil an der fremdgebürtigen Bevölkerung wird nur unwesentlich verändert, wenn man die 430,000 Personen in Abzug bringt, die nach den Ermittelungen des Zensusamtes aus der Verbindung Deutscher mit Angehörigen anderer Nationen hervorgegangen sind. Es bleiben dann noch immer 25.7 Prozent der fremdgebürtigen Bevölkerung übrig, die rein deutscher Abkunft sind, also immer noch mehr als ein Viertel. Erst in weitem Abstand kommen dann die Irländer mit vierzehn Prozent und die Engländer mit zehn Prozent. Etwas anders stellt das Verhältnis sich, wenn

man die Auswahl nicht nach dem Geburtsort, sondern nach der Muttersprache trifft; dann steigt die Zahl der Deutschen auf 8.4 Millionen, oder 27.3 Prozent der fremdgebürtigen Bevölkerung, wobei noch zu bemerken ist, daß es nicht wenige Amerikaner deutscher Herkunft gibt, die bei der Zählung aus irgend einem Grunde Deutsch nicht als ihre Muttersprache angeben. Nach der Sprache sind nur die Engländer, die Kelten eingeschlossen, in der fremdgebürtigen Bevölkerung stärker vertreten als die Deutschen, nämlich mit rund neun Millionen, oder 31.1 Prozent der fremdgebürtigen Bevölkerung. An dritter Stelle stehen die Italiener mit 2.2 Millionen, oder 6.7 Prozent der fremdgebürtigen Bevölkerung.

Von den Amerikanern rein deutscher Herkunft stammen 7.7 Millionen, oder 87.6 Prozent aus dem Deutschen Reiche, 275,000, oder 3.1 Prozent aus Oesterreich, 245,000 oder 2.8 Prozent, aus Rußland, 263,000, oder 3 Prozent, und aus der Schweiz 99,400, oder 4.1 Prozent, aus Ungarn. Der Rest ist zerstreut. In den einzelnen Teilen der Ver. Staaten sind die Deutschen recht ungleich vertreten. Im Staate New York finden wir die meisten, nämlich 1⅓ Millionen, oder 14.9 Prozent der weißen Bevölkerung; an zweiter Stelle folgt der Staat Illinois mit 982,000, oder 17.8 Prozent, der weißen Bevölkerung; dann kommen Wisconsin mit 759,000 (32.7 der weißen Bevölkerung), Ohio mit 723,000 Deutschen (15.5 Prozent), Pennsylvania mit 701,000 (9.4 Prozent), Minnesota mit 403,000 (19.6 Prozent), Missouri mit 98,000 (12.7 Prozent), Michigan mit 397,000 (14.2 Prozent), Iowa mit 78,000 (17.1 Prozent), New Jersey mit 372,000 (15.2 Prozent). Verhältnismäßig die meisten Deutschen wohnen also in Wisconsin, wo ihre Zahl beinahe ein Drittel der gesamten weißen Bevölkerung erreicht; in weitem Abstand kommt dann Minnesota, wo die Deutschen fast ein Fünftel der weißen Bevölkerung ausmachen, und in den übrigen Staaten sinkt ihr Anteil bis auf ein Achtel in Missouri.

Noch erheblich stärker als in den Staatsgebieten sind die Deutschen in vielen Großstädten der Ver. Staaten vertreten. An erster Stelle steht Milwaukee mit 167,000 Deutschamerikanern, das ist 44.8 Prozent der gesamten Bevölkerung, womit die Deutschen sich hier der Hälfte schon beinahe nähern. Man hat daher Milwaukee nicht mit Unrecht öfters als eine deutsche Stadt bezeichnet. Es folgen die Großstädte Cincinnati mit 127,000 und St. Louis mit 205,000 Deutschamerikanern. Für Cincinnati ergibt das 34.9 Prozent, oder mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung, für St. Louis 31.9 Prozent, oder fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Ein Viertel der weißen Bevölkerung bilden die Deutschamerikaner in Buffalo, Toledo und Cleveland, wo die Zahlen 111,000, 41,000, 33,000, oder 26.3, 24.2, 24.1 Prozent betragen. Nicht ganz wird dieser Prozentsatz erreicht in Rochester mit 51,000, Detroit mit 108,000 und St. Paul mit 50,000 Deutschen, die in Prozenten 23.6, 23.4 und 23.3 der weißen Bevölkerung ausmachen. Immer noch mehr als ein Fünftel der weißen Bevölkerung beträgt die Zahl der Deutschamerikaner in Newark mit 74,000, in Chicago mit 462,000 und in Pittsburgh mit 100,000 Köpfen, oder 21.8, 21.6 und 20.1 Prozent. In allen diesen Städten bildet das Deutschtum einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor und könnte auch, wenn es wollte, einen gewichtigen politischen Faktor bilden. Die Städte könnten nur Vorteil davon haben. („Cinc. Fr. Presse.")

Wird der Krieg die Feier des 400jährigen Reformationsjubiläums verhindern?

Diese Frage ist in den letzten Wochen vielfach aufgeworfen worden. Offiziell wird sie noch verneint. Der „Deutsche Lutheraner“ berichtet in dieser Nummer (26. April 1917) von der Verschiebung der Enthüllungsfeierlichkeiten des Pastorius-Denkmals in Germantown, Philadelphia, aus Rücksicht auf etwaige deutschfeindliche Kundgebungen. Luther war auch ein Deutscher, ja, der größte Deutsche, der je gelebt hat, und den auch so leicht kein anderer in den Schatten stellen wird. Wohl hat Gott das Werk Luthers so reich gesegnet, daß kein einsichtiger und nüchterner Protestant, nicht bloß ein Lutheraner, in der weiten Welt dem großen Reformator universale Bedeutung absprechen kann. Aber die Gemüter werden hierzulande trotz der vom Präsidenten Wilson in seiner Rede vor dem Kongreß am 2. April zum Ausdruck gebrachten Liebe zum deutschen Volke von der amerikanischen Presse fort und fort in einer Weise so gegen alles Deutsche aufgeregt, daß man sich, falls der Krieg nicht früher zu seinem Ende kommt, eine rechte Reformationsfeier, nach den in Aussicht genommenen Plänen, nicht recht denken kann.

Interessant dürfte auch unsern Lesern sein, was der „Friedensbote“ in dieser Beziehung zu sagen und zu berichten hat: „Die 400jährige Feier der Reformation Luthers ist als eine allgemeine geplant worden. Lutherische Synoden haben die Anregung gegeben und Ausschüsse für Veranstaltung der Feier geschaffen. Was bis Ende Oktober geschehen mag, weiß Gott allein, jedoch scheint es nach Berichten jener Ausschüsse aus Philadelphia, New York, Chicago und andern Städten, als ob die Vorbereitungen trotz der drohenden Kriegsgefahr ihren Fortgang nehmen. Es sei ihnen nahe gelegt, so teilen jene Festausschüsse mit, die Jubelfeier zu verschieben, allein in allen Teilen des Landes seien Veranstaltungen geplant worden und das Interesse habe noch nicht nachgelassen. Ihre Aufgabe aber sei nicht, dafür Stimmung zu machen oder abzuraten, sondern Redner zu besorgen, Winke zu geben, Schriften und Programme zu verteilen. Nun gingen aber Gesuche nach Festrednern weiter ein wie zuvor. Daher sei auf weitverbreitete allgemeine Beteiligung der Kirchen an dem Jubiläum zu rechnen. Doch wird die eigentümliche Wahrnehmung ausgesprochen, daß es weniger die Lutheraner und die Deutschen seien, die sich meldeten, als vielmehr andere protestantische Gemeinschaften. — Nun, das wird seinen anderen, tieferen Grund haben. Dann aber ist von Kirchen, die eine Feier geplant haben, die Befürchtung geäußert, daß weil Luther ein Deutscher sei, Beteiligung, Erfolg und Einnahme leiden werden. Hat doch ein presbyterianischer Pastor offen aus dem Grunde, daß Luther ein Deutscher sei, geradezu Verbot der Feier verlangt. Dem will man entgegen- und zuvorkommen, dadurch, daß man für solche Gemeinden andere Predigtgegenstände und Programme aus allgemeinem, sozialem und politischem Gebiet liefert. Also eine Reformationsfeier ohne Luther, wenn's nötig, gegen Luther! In alten Zeiten gab es Leute von Verstandesbildung, die sich erbötig machten, über einen und denselben Gegenstand erst von der einen, dann geradezu von der entgegengesetzten Seite zu reden, beide Male übrzeugend. Es waren die sogenannten Sophisten. Sie werden als Muster weiten Gewissens angesehen. Aber sie waren und wollten weiter nichts sein als Redekünstler und Advokaten irgend einer Sache. Und solche Sophisten will man am Tage Luthers auf die christliche Kanzel lassen, am Feste eines Mannes, in dem wir Deutsche so recht das Gewissen

unsers Volkes, das geängstigte, begnadigte und in Gott gegründete, verkörpert sehen. Es sollte wundernehmen, wenn eine deutsche Gemeinde sich einen derartigen Festredner kommen ließe."

Die wichtigsten Lutherbiographieen.

Dr. M. Reu, Professor im Wartburg Theol. Seminary, der der Lutherforschung 35 Jahre seines Lebens gewidmet hat, hat darüber in einem Artikel im „Lutheran Church Review" vom Februar dieses Jahres folgendes zu

Biographies of Luther that are based upon all this material we do not possess at this time. As a matter of fact a whole series of Luther biographies has appeared since 1883. Eminently fitted for popular use are those of G. Freytag, Plitt-Petersen, Koestlin, Burk, Lenz, Rade, Buchwald, Stein, Dose, Dorneth, Wackernagel, Graeber, Jacobs, McGiffert, and Smith. Among these Stein, Dose, Dorneth ,and Wackernagel are completely pitched in a popular key, whereas the others seek to fulfill scientific demands more or less. Among the German biographies the book of Lenz ranks very high. Only a relatively small book, it does not make the reader acquainted with the details in the life of the Reformer, for it was originally written under the commission of the Berlin Council to be distributed among school pupils, but it takes its contents from the whole and portrays the great movements of developments in wonderful fashion. Larger and, on the whole, very good is the book of Plitt, which Petersen edited upon Plitt's death. Among the English biographies the one of Smith will have to be mentioned in the first place, altho he did not always succeed in being just to Luther in his representation. Excellent, but uncompleted, is the latest biography of Luther from the pen of Jacobs, which appeared in the first part of the Lutheran Survey. Here also Bezzel's masterful sketch "Warum wir Luther lieben" has been given us in English translation.

The historian of literature, Berger, has written Luther's life in the interest of history of culture. He wrote, first of all, a volume concerning the developments of culture and religion from the times of the Old Church on thru the entire Middle Ages, in order to proceed thoroly and to show the time in which Luther makes himself noticed in the development. Hausrath's Luther biography, two volumes, shows many points of contact with Berger's work, altho it is entirely original and valuable. H. von Schubert says of it in the preface of the second edition: "Hausrath's Luther is conceived and portrayed as Carlyle conreceived and portrayed his heroes, with the mind of a historian and poet. It may be that here and there corrections may be made, that here and there the brush daubed on too vivid colors, but forsooth the highest has been achieved: The great personality has been so vitally understood from its very depths and has been accorded its place in its time, that its visible, world-known and world-recasting influence is made believable." Kawerau says in 1908: "In striking antitheses and in effectual arranging Hausrath has created passages that rank with the most beautiful writings that we have on Luther. One would wish that some of these passages would be taken up into the readers of our children." But as thankful as we are for Hausrath's Luther, still it is not the whole

Luther whom he portrayed. That Luther will only be portrayed by him who believes and confesses as Luther did.

Koestlin's great Luther work, named before, which appeared in 1883 in an improved edition, sought to satisfy all scientific demands. Luther's life is not only discussed in its smallest details in this work, but the main contents of almost all of his writings are given to the reader. For that reason it is even today the leading work on Luther, especially since it was thoroly revised by Kawerau in its fifth edition.

In fall 1883 there was added to this the work of Th. Kolde. According to its preface it undertook "to portray Luther on the basis of the complete development of his people, to consider as much as possible the diverse movements and hindrances in regard to the political, social, and scientifii phase alongside of the ecclesiastical and religious, in order that thru this not only the success of the Reformator but also the protests which he called forth may be better understood." His diction is not at all weighty, yet the whole representation, in spite of its great simplicity, partakes of the artistic and reveals everywhere the truly learned, who digs deep, who is not only acquainted with what others achieved before him, but who himself, step for step, enriches and intensifies the investigatory work.

Kolde's production was completed in 1893, and Koestlin's Luther in the new edition, revised by Kawerau in 1903. That explains why we possess no Luther biography today that considers the investigations of the last 12-14 years, as Brieger's otherwise excellent work, "Die Reformation" (cf. above), starts out from a broader viewpoint, and is too briefly written. Perhap's Scheel's "Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation" (1st vol., 1916), will eventually blossom out into a complete Luther biography. In the meantime Boehmer, in his excellent "Luther im Licht der neuen Forschung" (3rd edition, 1914), also translated into English, has provided for this eventuality, so that all the important points in the life of the Reformer that have suffered changes, are easily seen. For that reason his "kritischer Bericht" is a necessary complement to every earlier Luther biography; something that must not be overlooked. It is very fortunate, therefore, that Huth has given us this book in an American translation, just in that year when on account of England's piracy and the American government's shameful incompetency to assert its right an unhindered mail service between this country and the birthplace of the Reformaion is not possible.

Walther's book, "Fuer Luther wider Rom" (1906), is highly important for our American Lutheran Church, which in the face of a Catholicism steadily growing more blatant must elevate and defend Luther. For in this book he embodied all his former publications against Rome's falsifications in Luther's history, "Luther im neuesten roemischen Gericht," 2 parts; "Luthers Beruf," "Luthers Glaubensgewissheit," "Das sechste Gebot und Luthers Leben." He devoted considerable time also to Denifle, and thus he created for us an arsenal filled with trusty weapons, to be used at any time in Luther's defense.

Finally there still remains to call attention to complete representations of *Luther's theology* and to such publications as have made Lu-

ther's historical position the object of their research. Jul. Koestlin, Theo. Harnack and lately Gottschick have represented Luther's theology in our period, whereas W. Walther has attended especially to his ethics. With these are to be compared text-books of History of Dogma, by A. Harnack, Loofs, and Seeberg, and especially the ones by Tschackert and O. Ritschl.

The assertion that Luther *did not usher in the new era*, but really belonged to the Middle Ages, was made by Troeltsch, W. Koehler endeavoring to support it. But Brieger, Loofs, Kattenbusch, Boehmer and others have energetically opposed it. Troeltsch would hardly have arrived at this conclusion if he had not started with the problem "Jesus or Paul" in the sense of the modern school, and if he had not been firmly convinced from the very outset that there was no such thing as absolute truth and authority. Certainly, if you do not recognize an absolute truth and authority, then you must necessarily relegate Luther to the Middle Ages, where the belief in authority was the Alpha and Omega. But if you are convinced of this, and if, having an open mind for all present-day problems, you still see with gladness and thankfulness in the world of God the highest authority for your religious life, then you will see in Luther the herald of the new age, an age unshackled from human authority—the papacy and science overstepping its rightful boundaries alike, but nevertheless an age whose conscience recognizes itself as bound by the authority of the Divine Word and entirely bound.

Sixty Years a Doctor of Science

Ernst Haeckel, German's most illustrious naturalist, who a few weeks ago celebrated his eighty-third birthday in vigorous and robust health, on March 8 also celebrated the sixtieth anniversary of his doctorate. Telegrams from all parts of the German Empire and from the neutral countries rendered testimony to the high esteem in which the great scientist is held. Not less than eighty scientific academies forwarded their congratulations and good wishes.

Ernst Haeckel is more than the scientific naturalist. He is, like Goethe, one of the cosmopolitans who have attempted to master the subjects of life and the universe and to formulate a philosophy that shall explain satisfactorily to the intellect the origin, meaning, value and purpose of life in its larger aspects. Haeckel thru his profound investigations of scientific truth in the physical world has crossed the barrier into the realm of metaphysics and has been largely engaged in the construction of a scientific substitute for Genesis along biological lines.

Ernst Haeckel was born at Potsdam in 1834, studied medicine and the natural sciences at Wuerzburg, Berlin and Vienna, and practiced medicine a short period in the German capital city. He soon turned to natural sciences altogether; but his broad vision and wide interests led him far afield from the beaten track of purely scientific research. Haekkel had been a seeker after truth and beauty in every field of research. His monistic theory has influenced the thought of Germany as profoundly as his purely scientific work. The cult of the "beautiful, the

good and the true" became popular thru his widely read work *The Riddle of the Universe.*

In the scientific world Haeckel is the great pupil of Darwin. As a young scientist he evinced the most profound enthusiasm for the great evolutionist whose doctrine, with modifications, he advanced and endeavored to substantiate scientifically. In 1868 appeared his *History of Creation,* the popular exposition of the doctrine of evolution, which has had a wide circulation and is said to have done more to popularize Darwinism in Germany than any other book. Other books treat especially of the descent of man.

As a scientific writer and lecturer, he has attempted to explain the ancestry of the various groups of animals and to express their relationships and common descent. As a monist, however, he has signally failed to prove scientifiaclly by his researches in speculative thought the adequacy of his thesis as to the origin of life and the universe. At this point, he progresses beyond his master Darwin, who did not exclude the fact of God in the universe.

His latest contribution to evolution and especially with reference to man are *Anthropogeny,* the *Present Knowledge of the Origin of Man, The Last Link,* and *Latest Word of Evolution.* In 1904 appeared a supplement to *The Riddle of the Universe* entitled *Die Lebenswunder.*

The Christian world, while profoundly appreciating the greatness of Ernst Haeckel as a scientist, cannot but regret that a man so highly gifted should fail to find God in the wonders of nature. It is a marvel that a man who appreciates the glories and beauties of nature, in the depths of the sea and in the skies above and thruout all the phenomena of life on earth, should persist in excluding the great Creator, the Master-Mind, the All-Comprehending Intelligence, to whom all laws of nature in all their beauty and symmetry, their beneficence and righteuosness, bear consisten witness and glory. A science which has no room for God bears in itself evidence of error and of necessity leads the human mind astray. The marvel is, that with all of his discoveries and the aberrations which he himself acknowledged, Haeckel even in his old age holds fast to the incomplete results of scientific research as the only method by which the Riddle of the Universe can possibly be settled. Thousands of years of scientific research and speculative thought have utterly failed in meeting the deepest requirements of the human soul. Science has ever failed to satisfy pure thought; for, back of the discovery of natural laws and the demonstration of scientific truths, there is always the probability of other laws and other truths too profound and too infinite for the human mind to comprehend. Who shall say to a certainty that the known laws of heredity natural selection, gravitation and biology in general, are final or perfectly satisfactory to human intelligence?

Science is a splendid servant; but in the realm of metaphysics and religion, speculative thought, in spite of the most rigorous logic, loses itself in the maze of doubt and misgivings. God alone, the Living, Personal, Everlasting God Almighty, as the sacred words of Genesis tell us, explains the "riddle of the universe" and the origin of man.

Ernst Haeckel is a great naturalist; his material monism has led

him away from the Great Truth that God is in His universe. It has made Haeckel ignorant where a child is wise; for God's Word explains clearly the "riddle of the universe"; a child may read the riddle. —*American Lutheran Survey.*

Das Reformjudentum über die Kreuzigung Christi.

Dr. Nathan Kraß von New York City, ein bekannter Rabbiner und Kanzelredner, hielt kürzlich über die Kreuzigung Jesu eine Predigt. Er führt aus, die Kreuzigung sei nicht dem Volke als solchem zuzuschreiben, sondern dem „Mob" von Jerusalem. Auch sei es ja Gottes Ratschluß gewesen, daß Jesus sterben mußte, also warum die Juden dafür leiden? Da die Predigt die Stellung des Reformjudentums zu Jesu zum Ausdruck bringt, lassen wir sie hier (nach dem „Brooklyn Daily Eagle") folgen:

In Temple Israel, Bedford and Lafayette avenues, Dr. Nathan Krass delivered a discourse on "The Crucifixion of Jesus." This discourse attempted to view the Gospel story without prejudice with especial reference to the part the Jew played in the tragedy. In response to requests that this discourse be given wider publicity it is herewith appended. Rabbi Krass spoke in the main as follows:

The human race is slow to recognize its benefactors. Its greatest hero, crowned with the love and admiration of the multitudes, because of some minor foible that appears on the otherwise spotless character, because of some blot on the stainless escutcheon, readily and rapidly loses the crown. The thankless public covers with contumely and contempt its whilom idol. In the vast realm of religion similar manifestations are numerous saddening, and glaringly out of harmony with the message of the faith. In Christianity the great central figure who came out of Nazareth to save the world, who taught the love of enemies, the self-sacrifice for the race, is worshipped as the deity and in His name countless crimes have been committed and stinging slanders have been scattered all the world over, so that the doctrine of love, wrapped in the mantle of hate, remained recondite and invisible.

That the crucifixion of Christ is an essential factor in the theology of Christendom, that without it there can be no Christianity, Paul already clearly indicated in the formative period and modern Christian theologians heartily endorse. By His death on the cross Jesus atoned for the sins of believing humanity and by His blood He redeemed the faithful of the race. What part the Jews played in that ancient tragedy is a matter of moment, for the answer to this question is responsible for a great deal of the prejudice that exists in the world against the Jew. It is notorious that the Jew and Christ killer have been synonyms for centuries and that owing to the impression produced on the plastic mind of youth that Israel was directly responsible for the death of the God of Christianity, needless hatreds were fomented unwarranted antipathies created, superfluous hostilities engendered. The conviction that the Jew slew God because an ineradicable bitterness to percolate in every cell of the body and a feeling of permanent prejudice to fill the soul of the Christian reared on that belief.

Did the Jews kill Christ? The correct answer to this momentous query will help to establish changed relationships between Jew and

Christian and serve to mollify the poignant prejudice of the ages. In considering this problem it is well to note, at the outset, that in no spirit of irreverence, but with honesty of purpose and sincerity of mind, many scholars, both Jews and non-Jews, view quite skeptically the historicity of that ancient tragedy. So shrouded in obscurity is that aged record, so confusing in its varied accounts, that many have been led honestly to doubt the accuracy of the description of the death of Jesus and to quesion the fact itself in the light in which it is generally proclaimed. If this argument is valid, then it is patent that the Jew is at once absolved from direct responsibility or from complicity in a crime the historic occurrence of which cannot definitely be established. The only records we have that deal as early sources for the life, work and death of Jesus are the Gospels. Their disagreements have helped to cast the cloud of doubt over the sunny message of the new covenant. If, then, there is so much that is unprovable, how can we say with certainty that the Jews killed Christ? And if we cannot maintain that strange thesis, why do we persist in handing it down to our children and children's children, filled with the accumulated prejudice of the centuries?

To consider the crucifixion from the gospel viewpoint as well as from the theological aspect, is well worth our earnest attention; for, from a careful study of these two sources we can formulate a just attitude toward the Jew and by that new attitude succeed in banishing so much of that perverse and pungent prejudice that bites into the very heart of Israel and makes the Christian world cast the vials of unfriendliness into the home of Israel.

What, then, are the essential elements of the gospel stories relative to the crucifixion? It is no longer an esoteric fact that Jesus was born a Jew and lived a Jewish life, tho in many things pertaining to cult and conduct He may have been somewhat of a non-conformist. That He adhered to the spiritual teachings of Israel we have ample gospel evidence. When He is asked to assert the greatest commandment, He quotes an ancient Jewish dictum, taken verbatim from the Book of Leviticus. He observed the Jewish holidays, and "The Last Supper" is none other than the Jewish Passover festival. It is also a matter of record in the New Testament that His disciples were Jews, and that on Palm Sunday He was welcomed in Jerusalem by thousands of men and women and children, all Israelites. That Jesus was of and with Israel we are constantly reminded in the story of His life as recorded by the authors of the New Scriptures. For argument's sake we shall assume that all these records are essentially and in most details correct. In other words, we shall try to answer the query concerning the crucifixion from an unbiased Christian point of view, and see if the age-long prejudice against Israel for killing the God of the Western World has the slightest justification.

The Jews in the age of Jesus had lost many of their rights. Ruled by the iron hand of Rome, the unimpaired automony of Israel was violated and the right to sentence criminals to capital punishment was taken away from the Jewish courts. In fact, tradition speaks of an earlier age when the Jew had full legal, judicial and executive power

over life and death, and calls one court that had sentenced a man to death—one case in seventy years—a "bloody Sanhedrim." Death penalties were abhorrent to Israel long before the advent of Jesus. Yet forty years before His birth the right of sentence was removed, and only Rome had the power to convict and to carry out the conviction. So it is quite clear that Israel's court could neither have condemned officially nor carried into execution the maximum penalty. Crucifixion was not a method of capital punishment among the Jews. Search the Scriptures and the post-Biblical records, and you will never find crucifixion mentioned as one of the forms of execution. Therefore, technically speaking, it is false to accuse the Jews as "Christ killers." They neither had power, nor could they get it, to inflict the death penalty on one whom they found guilty of capital crime. Nowhere does the New Testament say that the Jews nailed Jesus to the cross. In unmistakable phraseology it indicates that Rome convicted, Rome punished, soldiers of Rome nailed the Nazarene to the cross, inscribing the words, "Jesus of Nazareth, King of the Jews."

If, then, some Jews were indirectly responsible for the death of Jesus by the plot they concocted against Him, is it fair to accuse all Israel? Did not the eleven Jewish disciples follow Jesus even unto the end? Did not multitudes hang on His words, adore Him and weep at His passing? Were not these Jews also? The Jews lived all over Palestine and were scattered in Babylonia, Egypt, the Roman provinces and in other extra Palestinian territory. These surely had no direct or indirect influence or part in the crucifixion. Why, then, blame them? Why hold all Jewry responsible for the evil deed of a very small minority against whom Jesus may have hurled His criticisms? If it be asserted that the crowd before Pilate demanded the crucifixion is it not well to ask who was that crowd? Jesus is supposed to have been crucified on Passover. He is therefore called the Paschal Lamb. His blood, not that of the lamb, was shed for the remission of sins. Now it is well known to any historian of ancient times as well as to any observer of present day life that on Passover the Jews are very busy getting their household in order for the observance of that beautiful and sacred domestic ceremony which exhales the spirit of freedom and is vocal with the melodies of fellowship, peace and righteousness. The riff-raffs, the quidnuncs, the stragglers, the idlers, are out loafing. When Jesus was brought before Pilate, the respectable members of Jewry were busy at home. The idlers loafed around the domicile of the procurator and eager for excitement and influenced by a few politicians shouted, "Crucify Him" when Pilte asked them, as was the custom, what shall be done with this prisoner. To hold the Jews of the generation of Jesus responsible for His crucifixion is eminently unfair. To hold all subsequent Israel responsible, to call them Christ-killers, shedders of divine blood, hardly comports with the most elementary dictates of justice, is not at all indicative of human progress along the lines of brotherhood, is completely out of harmony with the last words of the Nazarene, "Father, forgive them, they know not what they do." If these thoughts were inculcated with vigor and earnestness in all the Christian Sunday schools, there would grow up a finer attitude toward Israel on the part of professing Christians.

There is another side to this entire story. It is the theological side. The whole scheme of Christian salvation is based on a divine tragedy. Adam sinned and fell. "In Adam's sin we sinned all." The human race was doomed to everlasting pain because thru its first ancestor it fell from grace. Yet a merciful God did not want to doom or damn all mankind, so He decided to redeem the race. To do so it became necessary to shed divine blood so that in that blood the sins of humanity would be washed away. God therefore planned the whole drama of redemption. It was to be no haphazard affair. God was to appear as One born among men, live a human life ,and then suffer the ignominy of a human death. By dying, only temporary, for God cannot die, and thus expiating vicariously the sins of humanity, God would save the race otherwise doomed to eternal hell. This is the theological basis of Christianity. In order that the divine plan be brought to perfection, in order that it should not miscarry, it was necessary so to arrange the course of events that the tragic climax should come at the divinely appointed time. Let it be rememberd all was prearranged. All was carefully selected with a definite purpose in view. The actors in the tragedy knew naught of the divine scheme. They were the blind tools, the puppets pulled hither and thither by the hand of God. Jesus had to die. Somebody had to conspire to bring about that death. God in His wisdom chose certain members of the Jewish race to execute His divine purpose. Had Jesus not been crucified, then He would not have atoned for humanity. The atonement was necessary. Why, then, blame the instruments in the hand of God for carrying out even unwittingly the will of the Eternal? Essential factors in the scheme of salvation, why now or at any time charge them with the commission of a crime when in reality this was no crime at all, but a gruesome means to a glorious need? When Joseph, who had been sold into slavery by his brethren, reveals himself to them as the viceroy of Egypt and the brothers tremble because they fear his vengeance, he tells them not to worry. "God planned it all and you were only blind instruments laboring for God." Likewise must Christendom say, some Jews crucified Christ, not actually nailing Him to the cross, but bringing about the condemnation, in order that the divine purpose might be fulfilled. Not Christ killers, but Christ contributors, are the people of Israel! God saw fit to choose some Jews to bring about their plotting the crucifixion, to the end that the sinful human race might escape from the pangs and tortures of eternal agony and rise thru the vicarious atonement to the heights of heaven and live blessed in all eternity. Thus from the twofold aspect of Christianity itself, on the assumption of the historicity of the Gospel records, it must be clear to the fair-minded that, take it all in all, the Jews were not only undeserving of the age-long persecution because of the false attitude of Christendom towards them, but, on the contrary, deserving of the greatest gratitude and the highest admiration. Shall not that people be honored out of whose midst God saw fit to raise a Saviour? Shall not that people be held in reverence in whose circles God saw fit to enact the divine tragedy? All the important actors, saints and sinners, hailed from Israel. Historically speaking, the Jew gave Jesus to the world. Theologically speaking, the

Jew by the will of God helped towards the establishment of salvation.

From the critical point of view, the entire Christian story dissolves into another picture. But we can waive the critical picture. Taking the orthodox Christian story, without prejudice, must not Christendom with the deferred ardor of the ages, atone for its hostile attitude towards Israel by endeavoring to do all in its power to make the Jew today an object of honor and esteem? The New Testament explicitly states that "Salvation is of the Jews." The misconceptions of Israel, the greatest benefactor of humanity, must vanish like the clouds and upon the saddened heart of the Jew must fall the larger light of human fellowship and love from the radiant vision of an unprejudiced Christian world, for as sure as the night follows the day, must it be true:

Thru the ages one increasing purpose runs,
And the thoughts of men are widened with the process of the suns.

Literatur.

Preuß, Prof. Dr. Hans. „Unser Luther." Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Konferenz. Mit 66 Abbildungen. 1917. VIII, 111 Seiten. M. —.80. Partiepreise: 10 St. je 75 Pfg.; 20 St. je 73 Pfg.; 50 St. je 70 Pfg.; 100 St. je 68 Pfg.; 200 St. 65 Pfg. Durch jede Buchhandlung, wie durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, zu beziehen.

Das Büchlein malt den Lebensgang unsers Luthers in großen Zügen, doch mit liebevoller Teilnahme an so mancher köstlichen Einzelheit; es berücksichtigt vorsichtig die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, bemüht sich aber um edle Volkstümlichkeit der Rede; es zankt und hackt nicht an Rom herum, bekennt sich aber mit evangelischer Freudigkeit und warmer Begeisterung zu dem Helden, den es feiert. So zieht das ganze reiche und bewegte Leben Luthers an unserm Auge anschaulich vorüber; wir durchkämpfen seine Jugendzeit und ringen und siegen mit ihm im Kloster, wir begleiten im 3. Kapitel den „Ritter trotz Tod und Teufel" durch alle Nöte bis auf die Wartburg. Im nächsten Kapitel verfolgen wir seine heißen Kämpfe gegen die „Feinde zur Rechten und die Feinde zur Linken," erfreuen uns im 5. Kapitel an den Gaben des „Deutschen Propheten," und kehren im 6. „Im Frieden des Lutherhauses" ein, um endlich mit dem alten Streiter Abendschatten wallen und die Abendsonne strahlen zu sehen.

Auf die Ausstattung ist große Sorgfalt verwendet worden. 66 Bilder begleiten die Erzählung, darunter manches wenig oder gar nicht bekannte; es sind Bilder nach Oel- und Aquarell-Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten u. s. w. von Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Ludwig Richter, Hans Brosamer und andern Meistern. Eine schöne Zugabe bedeuten die feinsinnigen Federzeichnungen des Graphikers Friedrich Preuß, die eigens für unsere Schrift geschaffen sind.

So will diese Festgabe ein Volksbuch sein, das nicht mit der rasch verglimmenden Jubiläumsbegeisterung verweht, sondern auch noch später in stillen Stunden erheben und erfreuen kann.

Ein neues Buch für unsere Zeit! „Es wird noch alles recht." Zeitpredigten von Dr. G. C. Berkemeier. 153 Seiten mit Bildnis des Verfassers. In steifem Pappband. Net $1.00. Portofrei $1.10.

Die New Yorker „Staats-Zeitung" schreibt: Unter dem Titel: „Es wird noch alles recht," Zeitpredigten von Dr. G. C. Berkemeier, ist ein Buch erschienen, das wir allen unsern Lesern dringend empfehlen möchten als eine nie versiegende Quelle köstlichen Trostes in dieser schweren Zeit. So mancher von uns hat aus den Zeitpredigten des wackeren Gottesmannes und Waisenvaters der Wartburg-Heimat, die seit Kriegsbeginn in der „New York-Staatszeitung" erscheinen, neue Zuversicht geschöpft, wenn ihm inmitten der brandenden Wogen unvernünftigen Hasses und stupider Vorurteile der Glaube an den gerechten Sinn des amerikanischen Volkes abhanden zu kommen drohte. Wer die echt deutschen Worte des in Amerika geborenen Schriftstellers las, der gewann die Ueberzeugung, daß es auch hierzulande noch Menschen mit klarem Verstande gibt, die gut und schlecht scharf auseinander zu halten wissen, und denen die britische Kampagne der Lüge das Urteilsvermögen noch nicht gelähmt hat. Dem Wunsche vieler Freunde, diese unter den mannigfachsten Eindrücken und Stimmungen entstandenen Zeitpredigten als Sammelbuch herauszugeben, hat Dr. Berkmeier entsprochen und sich damit den Dank Tausender verdient. Das Buch gehört mit zu den wertvollsten, die während des Krieges erschienen sind, und verdient die weiteste Verbreitung unter den Deutschen aller Länder.

Haus und Herd. Ein christliches Familienmagazin für Jung und Alt. Erscheint monatlich im Verlag von „The Methodist Book Concern," Cincinnati, O. 1917 ist der 45. Jahrgang. Dr. A. J. Bucher, Editor. Carl Fritz, Hilfseditor. Preis $2.— Die Mai- und Juninummern liegen vor uns. Der Inhalt, unterhaltend und belehrend, ist ausgezeichnet, die Illustrationen sind prächtig. In der Mainummer heben wir besonders hervor „Meine Erinnerungen an den Lookout Mountain" von Rev. H. Greutzenberg; „Die Moral Japans" von C. G. Meyer, besonders aber „Von Zeppelin," fortgesetzt in der Juninummer, und vieles andere. Die Tendenz des Blattes ist interdenominationell, und treibt keinerlei Propaganda für den Methodismus. Es bietet jeden Monat 140 Seiten Lesestoff! Die Sprache ist edel und fließend, das Deutsch ist rein, korrekt und idiomatisch, ein Vorzug, der nicht von allen hiesigen literarischen Produkten in deutscher Sprache geteilt wird. Wir empfehlen es aufs wärmste. Der Krieg legt auch ihm gewaltige Opfer auf.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. September 1917

Das „Magazin" und die es noch nicht lesen.

Ein Netzwurf des Redakteurs.

Lieber Herr Amtsbruder!

Am 7. April dieses Jahres starb Herr Pastor L. Haas, der bisherige Redakteur unseres Theologischen Magazins. Der Unterzeichnete wurde dazu ersehen, die Arbeit an dem Blatte fortzuführen. Er hat das Amt übernommen beseelt von dem Wunsche, das Magazin auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit und Blüte zu bringen. Er ist sich bewußt, daß die Arbeit keine leichte sein wird. Die Zeit stellt allerhand neue und schwere Anforderungen; Aenderungen müssen getroffen werden; außer der deutschen muß auch die englische Theologie und Kirche sorgfältige Berücksichtigung erfahren, und der englischen Sprache muß neben der deutschen volles Heimatsrecht gegeben werden.

Zu gleicher Zeit muß das Bestreben obwalten, unbeschadet der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Inhalts der praktischen Anwendbarkeit desselben die entschiedenste Aufmerksamkeit zu schenken. Für den Redakteur wie die Artikelschreiber wird es nötig sein, in steter, enger Fühlung mit ihrem Lesepublikum zu bleiben und sich diejenigen unverrückt vor Augen zu halten, denen sie mit ihrer Arbeit am Magazin dienen wollen.

Es ist zu bedauern, daß wegen der Krankheit und des darauffolgenden Todes des bisherigen Redakteurs den Konferenzen kein Bericht über das Magazin vorlag. In Folge dessen hat sich mit einer einzigen Ausnahme kein Distrikt, so weit wir sehen, über das Magazin ausgesprochen, oder seiner auch nur Erwähnung getan. Diese einzige Ausnahme machte der Missouri-Distrikt. In seinem Beschluß heißt es, daß, da das Magazin augenblicklich nur von rund der Hälfte der Pastoren gelesen werde, seine Führung und sein Inhalt in Zukunft so gehalten werden müsse, daß möglichst alle unsere Pastoren es läsen. Auch solle neben der deutschen der Landessprache darin Raum gegeben werden.

Dieser Beschluß des Missouri-Distrikts ist ganz nach unserem Herzen, und wir danken dem Distrikt für das bekundete Interesse. Schon in der Septembernummer, der ersten, die wir ganz aus eigenem, von

uns gesammeltem oder geschriebenem Material hergestellt haben, haben wir dem darin ausgesprochenen Wunsch nach Kräften Rechnung getragen, denn wir sind der Meinung, daß in den meisten Distrikten man ähnlich denkt und wünscht.

Es wird diese Nummer an alle Pastoren der Synode versandt, und bitten wir jeden einzelnen Bruder, dieselbe einer genauen Prüfung zu unterziehen. Selbstverständlich schmeicheln wir uns nicht mit der Hoffnung, schon den Gipfel der Vollkommenheit erklommen zu haben. Wir sind uns wohl bewußt, daß nur erst ein Anfang gemacht ist. Aber es gibt doch wohl dies Heft eine Vorstellung davon, was uns vorschwebt, und wie wir uns das Magazin der, hoffentlich nahen, Zukunft denken.

Unser Ziel, daß alle Pastoren der Synode Leser des Magazins sein möchten, können wir nur mit Hilfe der l. Amtsbrüder selbst erreichen. Machen Sie, falls Sie kein Leser sind, bitte, einen Versuch mit dem Magazin unter seiner neuen Leitung, und bestellen Sie es ein Jahr, auch wenn Sie noch kein starkes Verlangen tragen, auf Hoffnung und um der guten Sache willen.

Was immer Kirche und Welt bewegt, wird hier besprochen werden. Die ewig lebensfrischen und ewig unentbehrlichen Fragen der Wissenschaft, die praktischen Aufgaben des amtlichen Lebens, die Zeichen und Ereignisse der Zeit, die Lebensäußerungen anderer Kirchen werden ihre Wellen stets ins Magazin hinübertragen. "Nil humani a me alienum puto," nichts Menschliches ist mir fremd, wird unser Motto sein. Wir werden stets bestrebt sein, dem Leben auf allen uns naheliegenden Gebieten den warmen Puls zu fühlen.

Dabei werden wir Umschau halten im weiten Kreise der Synode, um solchen, bis jetzt noch zum Teil verborgenen, Kräften auf die Spur zu kommen, die sich als Mitarbeiter und Beitragende der verhältnismäßig kleinen Schar unserer bisherigen Freunde anschließen möchten. Jedem, der uns in dieser Spürarbeit unterstützt, werden wir dankbar sein.

Auch bitten wir noch in anderer Weise um die Mitarbeit unserer Leser. Ihre Kritik, ihre Wünsche, ihre Vorschläge sollen uns jederzeit willkommen sein. Unmöglich kann der Redakteur aus eigener Findigkeit allein wissen, was von den einzelnen gewünscht wird, sie müssen es ihm mitteilen. Wenn so ein Verhältnis der Freundschaft, des guten Willens, des gemeinsamen Interesses entsteht, so wird unser Magazin imstande sein, unserer Kirche und unseren Pastoren wichtige Dienste zu leisten. Es wird ihnen helfen, ihr wissenschaftliches Streben vor dem Verrosten zu bewahren. Es wird sein Teil dazu beitragen, daß der einzelne nicht in seinem beschränkten Kreise vereinsamt oder verknöchert. Es wird ihn davor bewahren, mit der geistigen Kost der Tageszeitung allein sich zufrieden zu geben. Es wird in ihm das Streben wieder erwecken, das er in seinen besten Jahren hatte, ein Schriftgelehrter zu sein, der Altes und Neues in seinem Schatz hat, ein christlicher

Denker, der jedes Problem und Geschehnis in das Licht des göttlichen Wortes stellt, ein Mann der Tat ebenfalls, der in dieser Welt voll großer Aufgaben und schreiender Bedürfnisse spricht: Ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Zeit, da niemand wirken kann.

Möge unser Wunsch, alle unsere Pastoren in den Kreis unserer Leserschar und damit in die Gemeinschaft der Mitarbeit an einem heiligen und großen Werke zu ziehen, sich in absehbarer Zeit seiner Erfüllung recht deutlich zuwenden!

Mit bestem Gruß Ihr ergebener

H. Kamphausen,

Redakteur des Theologischen Magazins.

"Salute the Flag!"

Von H. Kamphausen.

Es war in einer kleinen Stadt Ohios, in der Hochschule bei der Morgenandacht (chapel exercises). Die geistige Atmosphäre war gewitterschwanger, drückend, aufregend, denn die Beziehungen mit Deutschland waren abgebrochen, und Krieg lag in der Luft. Der anwesende Geistliche, ein Deutschamerikaner, hatte eben ein Schriftwort gelesen, den Kampf Davids mit Goliath. „Du kommst zu mir mit Schwert und Spieß, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth." Die Absicht war, nicht zum Kriege zu reizen, sondern im Gegenteil, die Frage ins Gewissen zu legen: Können wir sagen wie David: „Wenn's zum Kampf kommt, so soll es ein Kampf sein, in dem wir sprechen, der Streit ist des Herrn, und die Sache ist unseres Herrn Sache"? Auch wollen wir nicht vertrauen auf Schwert und Spieß, auf Geld und Mann und Wehr, sondern erkennen, daß alles hängt an unserm Recht zu sagen: „Der Herr Zebaoth ist mit uns." Dann folgte ein brünstiges Gebet um die Erhaltung des Friedens. Nachdem der Geistliche geredet, trat der Prinzipal vor und winkte einem der älteren Schüler. Derselbe stieg auf die Plattform, ergriff die dort stehende Fahne, entfaltete sie und wehte sie hin und her vor den Augen der Schülerschaft. Die jungen Leute hatten sich erhoben und gaben den Flaggensalut, "I pledge allegiance to my flag and to the Republic for which it stands, one nation indivisible, with justice and liberty for all." Die Stimmung war eine gehobene. Man fühlte, daß zu gegenwärtiger Zeit in dem Aktus mehr lag als in gewöhnlichen Tagen.

Der Geistliche war mächtig bewegt, aber nicht freudig, sondern tief schmerzlich. Er war sich bewußt, daß der Patriotismus, der die Seelen dieser jungen Leute durchzuckte, einen ähnlichen Appell finden würde durch das ganze, weite Land. Er wußte, daß es Krieg bedeute, und zwar Krieg gegen das Land, wo seine Wiege gestanden, und das er in diesen nahezu drei Jahren heißer geliebt als je zuvor. Auch er hatte sich erhoben zum Salut, aber mit blutendem Herzen.

Liebe Brüder! Ihr alle versteht mich, denn Eure Seelen sind in diesen Monaten durchs Feuer gegangen wie die meinige. Euer Gewissen weist euch auf den verleugnungsvollen Weg der strengen Bürgerpflicht, aber der rebellische Verstand sagt: Warum mußte es sein? und das brennende Herz: Herr, wie lange? Wir sind unter der Wolke schwerer Heimsuchung. Einst sagte Pharao von Israel, dem fremden Volk: „Wir wollen sie dämpfen, denn wenn Krieg sich erhöbe, so möchten sie sich zu unsern Feinden schlagen." Dieselbe Politik wird von vielen gegen die Fremdgeborenen unserer Nationalität befürwortet. Kein Wunder, daß wir mit dem Palmisten sprechen möchten: „Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach deinem Wort."

Doch gewinne niemand den Eindruck, als wenn wir den Geist der Verzagtheit verbreiten wollten. Nein, wir halten fest an der Tatsache, daß der im Himmel wohnet, der Weltregente ist. Ihn kann man nicht aufs Altenteil verweisen. Zwar will es uns zu lange erscheinen, bis er sich zu dem Flehen seines Volkes bekennt, aber zu seiner Zeit wird er „dem Krieg steuern in aller Welt," und vielleicht wird er es tun in einer Kürze. Lasset uns von dem Glaubensmut eines Athanasius lernen, der bei den Verfolgungen des abtrünnigen Kaisers Julian sagte: "Nubila, transibit." (Es ist ein Wölkchen, es wird vorübergehen.)

Während wir aber auf eine gnädige Wendung warten, tun wir zweierlei: 1. Wollen wir handeln nach dem Dichterwort, das der alte Moltke beim Tode Wilhelms 1. gegenüber Bismarck anführte: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise. 2. Aber erinnern wir uns einer andern Flagge, der wir in diesem Jubeljahr der Reformation und Union von neuem unsere Huldigung darbringen, der Flagge des Königs aller Könige, der Flagge, von der es heute nicht minder als zu Konstantins Zeiten heißt: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Unser Salut bedeutet, daß wir Treue schwören dem Gotteswort, das, wie es einst einer heidnischen Welt die frohe Botschaft göttlicher Heilstatsachen verkündigte, so vor 400 Jahren einer im Finstern tappenden Kirche wiederum den Weg zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit zeigte. Aus diesem Wort, als aus einer geistlichen Rüstkammer, nahm der Protestantismus Jahrhunderte lang die scharfgeschliffenen Waffen im Streit gegen Rom wie gegen Andersgläubige. Dann wurde er selbst in den Strudel moderner Geistesrichtung gerissen. Die Gewissensbefreiung, die die Reformation angestrebt und zum Teil erreicht hatte, kam der allgemeinen Strömung auf eine durchgreifende Emanzipation zustatten. Der seine Flügel regende Geist wollte allen Tatsachen und Problemen frei ins Auge schauen, alles prüfen, sichten, verstehen. Er machte vor dem Worte Gottes nicht Halt. Auch an ihm erkannte er eine menschliche Seite, die der Forschung freigegeben ist. Die Bibel fand er vor als eine große, welbeeinflußende Tatsache. Aber wie war sie entstanden? Wie hatte die Verbindung von Göttlichem und Menschlichem sich gestaltet? Wie weit waren Moses und Amos und Jesaia Kinder

ihrer Zeit? Wie konnte man sich ihr Auftreten und ihre Botschaft aus den Zeitumständen erklären, und wo lag das geheimnisvolle, unbegreifliche, incommensurable Element der göttlichen Leitung und Erleuchtung? Dieses große Fragezeichen steht vor dem Auge jedes denkenden Menschen, und bedenken wir, daß es der brütende Gottesgeist selbst ist, der solches Ringen, Forschen, Sinnen im Menschengeist erzeugt. Wir werden unserer Bibel nicht untreu, noch unseres Reformators unwürdig, wenn wir uns ein lebendiges Verständnis ihres Wesens und Werdens zu verschaffen suchen. Im Gegenteil, es ist die moderne Erfüllung des Befehls unseres Herrn: „Forschet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben drinnen, und sie ist es, die von mir zeuget!"

Unser Flaggengruß bedeutet zum andern, daß wir festzuhalten geloben an dem von Luther neu aufgedeckten Weg des Heils. Luther wurde zum evangelischen Christen, indem er in Christo den Heiland und das Heil fand. Bisher war ihm das Heil gebunden gewesen an die Kirche und die Vermittlung des Priesters. Dadurch wurde die Religion zum äußeren Werk, zum Ceremonienwesen, zum Gesetzesdienst und zur Menschenknechtschaft. Heilsgewißheit, Gewissensfrieden, Freude an dem Herrn und seinem Wort gab es nicht. Da führte ihn Gottes Wort und Hand wie den Petrus und Jakobus, von Mose und Elias (den Mittlern des Gesetzesbundes) zu dem „geliebten Sohn," und von nun an sah er niemand als Jesus allein. Von nun an erkannte er keine Gerechtigkeit, als die in Christo beschlossen ist und seinen Gliedern zugänglich gemacht wird, keinen Heilsweg als den des bußfertigen Sinnes und gläubigen Vertrauens. Auf diesem Grunde ruht die reformatorische Kirche, aus diesem Quell erspringt der Strom ihrer Heils- und Trutzlieder. Auf diesem Grund und bei diesem Quell wollen wir bleiben. Man wirft uns heute vor, daß die Kirche zuviel den Ton gelegt habe auf das Seligwerden des Einzelnen, es gälte, die ganze menschliche Gesellschaft christlich zu machen. Mag sein, aber wir können auch im 20. Jahrhundert nicht fertig werden ohne das apostolische Wort: „Tut Buße und glaubet an den Herrn Jesum Christum zur Vergebung der Sünden."

Dann noch eins liegt uns in dem Huldigungsschwur zur Fahne des Evangeliums. Luther hat durch sein Lebenswerk die Gewissen frei gemacht von menschlicher Machtvollkommenheit. An Stelle des Prinzips der kirchlichen Autorität ist das Prinzip der Freiheit des Einzelnen getreten. Das hat zu einer Vielheit der Kirchen geführt. Diese vielen protestantischen Kirchen glaubten alle die Wahrheit, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu haben, hatten sie doch ihre Lehre aus Gottes Wort geschöpft. Mit Eifer und Ingrimm fochten sie alle für ihre Glaubensartikel. Die reine Lehre galt mehr als das reine Leben, der unverfälschte Glaube mehr als die echte, tätige Liebe. Da wurde die Welt müde der Theologenwut, des Kanzelgezänkes, der zähnefletschenden Streitschriften. Lutheraner und Reformierte reichten sich die Hände

in dem e i n e n Glauben an Christum, die Verschiedenheiten wollten sie tragen. Das Mahl der Versöhnung, das der Herr gestiftet, sollte nicht länger die Gemeinde Christi zerspalten. Eine U n i o n wurde zuwege gebracht, ein Friedensfest gefeiert. Hundert Jahre ist es her, und heute grüßen wir freudig die Flagge der Union und sagen: „Der Herr hat sich zu dieser Sache bekannt." Wir glauben an e i n e allgemeine christliche Kirche. Wir wollen an der Verwirklichung dieses Wortes arbeiten, wir bekennen uns zu der mächtigen Strömung, die es auf eine Sammlung des Volkes Gottes abgesehen hat. Es ist wahr, deutscher Gründlichkeit, Klarheit und Nüchternheit ist die Aufgabe gestellt, darob zu wachen, daß in den großen Fundamentalartikeln des Glaubens keine Konzessionen und Abstriche gemacht werden. Es ist aber auch unsere Pflicht, uns vor Augen zu halten, daß die Kirche christliche Aufgaben zu erfüllen hat, und nicht in theologischen Haarspaltereien ihre Kraft zu vergeuden und in ihrem weltumfassenden Liebeswerke laß zu werden.

Manches ander noch mag uns durchs Herz gehen, während wir in diesem Monat die große Reichsfahne des Herrn grüßen, wie sie über unserm Heerlager weht. Möchte unsere Brust sich ähnlich heben und erweitern wie beim Anblick der irdischen Flagge, und uns der Gedanke noch besonders erquicken: „Der Fahne unseres Herrn können wir immer rückhaltlos folgen, sie steht stets für eine gute Sache, für das Heil und den Fortschritt in allem Guten; daher ist eins gewiß: sie führt unwiderstehlich zum endlichen Sieg."

Luther in der Evangelischen Synode.

Von Pastor G. F. Schütze.

Zu dieser Stunde, wo diese Zeilen den Lesern unserer Zeitschrift vor die Augen kommen, stehen wir am Vorabend des 400jährigen Jubelfestes der Reformation. Wir gedenken der kühnen Glaubenstat des Augustinermönches von Wittenberg, der mit seinen Hammerschlägen an die Tür der Schloßkirche von Wittenberg, wie mit einem schallenden Glockengeläut, eine neue Zeit einläutete, eine Zeit, in der der neue Gedanke, welcher der Weltentwickelung eine ganz neue Richtung gab, der Gedanke nämlich der persönlichen Freiheit und damit auch der persönlichen Verantwortlichkeit, zum ersten Male zum klaren, deutlichen Ausdruck kam. Man vergleiche doch nur dazu den ersten Abschnitt der einen der drei reformatorischen Hauptschriften Luthers aus dem Jahre 1520: Von der Freiheit eines Christenmenschen *), in dem er die beiden Sätze aufstellt: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan; und: Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Da ist es unserer Synode, obwohl sie nicht in Heroenvergötterung und Menschenanbetung sich betätigt, wie wohl andere Synoden, die sich

*) Luthers Werke, Braunschweiger-Ausgabe 1889, Bd. I, S. 295.

auch, oder vielmehr allein „die Kirche der Reformation“ nennen, eine heilige Pflicht auch des Mannes zu gedenken, der, unbeschadet der Verdienste der anderen Reformatoren, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Bugenhagen, Bucer u. a. m., doch unbestreitbar am meisten getan hat, das reine Evangelium wieder unter dem Scheffel hervorzuholen und auf den Leuchter zu stellen. Mit anderen Worten: Es ist uns eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, über dem Werke des Arbeiters nicht zu vergessen, den Gott zu diesem großen Werke ausersehen und berufen hat. Freilich: Es wird uns das Recht zu solcher Feier abgesprochen werden von rechts und links. Von den „Genuin-Lutheranern auf der einen Seite, deren Schiboleth es ist: „Wir haben Doktor Luther zum Vater“; und: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr.“ Diese werden ja wohl sagen: Was habt ihr Evangelischen, ihr unierten Religionsmenger, denn für einen Teil an Dr. Luther? Er ist unser und unser ganz allein!!!*) Und auf der andern Seite werden unsere reformierten Brüder stehen und sagen: Tut ihr dem Menschen Luther nicht zuviel Ehre an? Zwingli war ebensoviel, Calvin war größer denn Luther! Diesen lieben Brüdern müssen wir doch Antwort geben können, warum wir Luther feiern.

Auch in unserer eigenen Synode mögen sich Stimmen erheben (und es werden wahrlich nicht die schlechtesten, sondern gerade die eifrigsten und überzeugtesten Vertreter unseres herrlichen Bekenntnisparagraphen sein), die da sagen werden: Was ist uns Luther? Menschentum ist nichts, Gottes Wort ist alles, Luther ist nichts! Ganz recht, dem stimmen wir vollkommen bei; aber wie in alten Zeiten, wenn man von den Heldentaten eines Mannes berichtete, man auch des guten Schwertes gedachte, mit dem er die Tat verrichtete, wie uns in alten Heldenliedern sogar die Namen der edelsten Waffen aufbewahrt sind, so dürfen wir an diesem Tage wohl auch mit Freude und Dankbarkeit des guten Schwertes in der Hand Gottes gedenken, das für uns die Freiheit des Evangeliums erworben.

So wollen wir uns denn nicht stören lassen von allerlei Einreden und Widersprüchen, sondern uns vielmehr freuen, daß uns Gott den Mann gegeben, den wir getrost zu den unsern zählen dürfen, und den wir, aller Welt zum Trotz, uns nicht rauben lassen wollen. L u t h e r i n d e r E v a n g e l i s c h e n S y n o d e; L u t h e r f ü r d i e E v a n g e l i s c h e S y n o d e! Das ist unser fröhlicher Ruf zur Feier des Reformationsjubiläums; das wollen wir auch jetzt erweisen.

Aber zunächst müssen wir uns mit denen noch auseinandersetzen, die den Dr. Luther allein in Generalpacht genommen zu haben glauben, so wenig Recht sie auch dazu haben, und die den Namen Luthers sogar

*) Wie weit die Anbetung des Götzen Luther in der lutherischen Kirche geht, dazu vergleiche man bei Niefer: Die Hauptunterschiede zwischen unserer Evangelischen Kirche und den orthodox-lutherischen Synoden. Milwaukee 1907, S. 29: Auf Luther sind wir getauft, auf Luther wollen wir leben, auf Luther wollen wir sterben.

ihrer kirchlichen Benennung hinzufügen (trotz Act. 4, 12). Und zwar wollen wir nicht in den alten deutschen Fehler der falschen Bescheidenheit fallen, daß wir demütig uns nach allen 32 Richtungen der lutherischen Windrose verbeugen und mit kläglicher Stimme flehen: Verzeihet, geliebte Brüder in Luther, daß wir auch da sind. Und wenn ihr auch den ganzen Luther für euch in Anspruch nehmt, so gebt uns doch gütigst ein Zipfelchen des Luthermantels ab, damit wir unsere synodale Blöße dekken können. Nein, gewiß so nicht, so ganz gewiß nicht! Sondern in dem kühnen Heldenmut, mit dem ein Johannes schreibt: „U n s e r Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat," in demselben Mute rufen wir: Wehrt euch, die ihr nicht Brüder, sondern Feinde sein wollt. Wir wollen an euch und euch den erborgten und erschlichenen Luthermantel nehmen, daß ihr dastehen müßt in eurer ganzen synodalen Nacktheit!

Das sind gewiß hohe und scharfe Worte. Können wir sie auch beweisen? Gewiß! Wie der Herr spricht: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk, so sollen sie auch jetzt wider sich selbst zeugen. Laß sehen, ob sie es zu streiten wagen!

Also zum ersten: Luther ist den orthodox-lutherischen Kirchen ein Abgott geworden! Beweis? Irgend ein und jedes Blatt der lutherischen Synoden beweist es ja himmelschreiend deutlich: Nicht einmal, sondern zum Ueberdruß oft liest man und hört man ja das „Lutherische Kirche, Lutherische Lehre, Lutherische Christen." Ja, ein Herrmannsburger, also gewiß echt lutherischer Missionar redete von einem „Lutherischen Herrgott," was seine Missionsgesellschaft offenbar ganz in der Ordnung fand; denn sie druckte es in ihrem offiziellen Missionsblatt ohne Bemerkung und ohne Berichtigung ab (cf. W. Koch: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Milwaukee, Wis., S. 13). Und noch eine Frage: Ist es nicht etwa offizielle „Lutherische" Lehre von dem „Lutherischen" Abendmahl für „Lutherische" Christen von einem „Lutherischen" Altar? (Die Galesburger Regel, cf. Neve: Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der lutherischen Synoden Amerikas, Burlington, Iowa, 1907, S. 8.)

Zum andern: Mit dieser Vergötterung des Luthernamens schlagen die sog. Lutheraner nicht nur dem ersten Gebot, sondern auch ihrem Abgott selber ins Gesicht! Sie sind ja sattsam bekannt, alle die Worte, in denen Luther gegen diesen heillosen Mißbrauch seines Namens protestiert; aber zum Ueberfluß will ich deren einige anführen. Laß sehen, wer von allen den Staatssynodalen, von NewYork über Missouri bis nach Alaska, sie abstreiten kann! Also so schreibt Luther (cf. Niefer, l. c. S. 5—7): „Zum ersten bitt ich, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten Paulisch oder Petrisch heißen. Wie käme ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Christen sollte nach meinem höllischen Namen nennen! Nicht

also! Laßt uns tilgen diesen parteiischen Namen und Christen heißen, des Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, dieweil sie sich nicht genügen lassen an Christi Lehr und Namen, so laßt sie päpstlich sein, der ihr Meister ist." Und ein andermal sagt Luther: „Sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christus. Das Wort hat sie und sie haben das Wort, den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bube oder heilig . . . .Denn ich selbst kenne auch den Luther nicht, will ihn nicht kennen, predige auch nichts von ihm, sondern von Christ. Den Luther mag der Teufel holen, wenn er kann." Und weiter: (cf. Luther: Von den Concilien und Kirchen. Bd. 2, S. 22) „Daß nur mir nicht also ein frommer Mann solche Briefe geschrieben und mich bäte, daß ich meine Bücher nicht gleich achten wolle der Apostel und Propheten Bücher, wie St. Augustin St. Hieronymus zuschreibt, ich würde mich zu todt schämen." Und endlich sei hier noch das Wort eines frommen Evangelischen angeführt (cf. W. Koch, 1. c. S. 13): „Solange es eine christliche Kirche gibt, hatte im besten Falle e i n Mensch das Recht, ein lutherischer Christ zu sein, der Mensch Dr. Martin Luther. Doch nein, auch er konnte nur um den Preis ein Christ werden, daß er den Martin Luther in den Tod gab und den Herrn Jesum als sein Leben in sein Herz aufnahm."

Das sei für diesmal genug über den Namen geredet. Daß auch die Sache und Lehre der Lutheraner nicht allein wider Gottes Wort, sondern auch gegen Luthers Lehr ist, das wollen wir jetzt vor uns nehmen. Beweise? Die sollen genug kommen, mehr als manch einem lieb sein mag; aber es sei zu Lieb oder Leide, wir vermögen nichts wider die Wahrheit. Da ist zunächst die von den Lutheranern in der Theorie zwar immer geleugnete, aber in der Tat immer geübte Vergötterung der Bekenntnisschriften, der Konkordienformel von 1580 und besonders der U. A. C. von 1530. So aber schreibt Luther (Von den Concilien und Kirchen, Bd. 2, S. 28): „Oder, was mich noch viel besser zu sein dünkt . . . . ., so es doch allein um die Buchstaben zu tun ist: „Concil," ohne die Tat und die Folge, daß wir die Stuhlschreiber zu Papst, Kardinälen, Bischöfen und Predigern machten! Denn die könnten solche Buchstaben fein schreiben, groß, klein, schwarz, roth, grün, gelb und wie man's haben wollte. Alsdann wäre die Kirche nach den Concilien fein regiert, und wäre nicht noth zu halten, was in den Concilien geordnet ist, sondern die Kirche hätte genug an solchen Buchstaben: „Concil, Concil" . . ." Setzen wir aber anstelle der 6 Buchstaben „Concil" die 3 „U. A. C.," so finden wir dieses Lutherwort sehr getreulich befolgt. Gemalt, geschrieben, gedruckt, in Stein gehauen, überall starren uns die 3 Buchstaben von der U. A. C. ins Auge. Fehlte nur noch, daß sie fein in Musik gesetzt und im Gottesdienst gesungen würden! Daß aber ganz gewiß diese Vergötterung der U. A. C. nicht nach Luthers Sinn und Willen war, das zeigen seine Worte (l. c. S. 44 f.): „Lieber Herr Gott, wenn der christliche Glaube an den Menschen hangen

sollte und auf Menschen gegründet sein, was bedürfte man denn der Heiligen Schrift? Oder wozu hat Gott sie gegeben? So laßt sie uns denn unter die Bank stoßen und an ihrer Statt die Concilien und Väter auf den Pult legen. Oder sind die Väter nicht Menschen gewesen, wo wollen wir Menschen denn selig werden? Sind sie Menschen gewesen, so werden sie zuweilen gedacht, geredet, gethan haben, wie wir denken, reden, thun; darauf aber sprechen müssen (wie wir) den lieben Segen: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben etc., sonderlich weil sie nicht solche Verheißung des Geistes haben, wie die Apostel, sondern der Apostel Schüler sein müssen. Deshalb müssen wir Heiden die Schriften unserer Väter der Heiligen Schrift nicht gleich hoch, sondern ein wenig herunterhalten." In den Schmalkaldischen Artikeln sagt Luther ferner: "Ex patrum enim verbis et factis non sunt exstruendi articuli fidei . . . . Regulam autem aliam habemus, ut videlicet verbum Dei condat articulos fidei, et praeterea nemo, ne angelus quidam." (Art. Smal. Pars II. Art. II. De Missa No. 15.)

Ein weiterer Punkt, in welchem die Lutheraner weit von Luther abweichen, ist das Amt der Schlüssel. Der Katechismus der Missouri- wie der Ohio-Synode lehrt: Ich glaube, was die berufenen Diener Christi aus seinem göttlichen Befehl mit uns handeln, sonderlich, wenn sie die öffentlichen und unbußfertigen Sünder von der christlichen Gemeinde ausschließen und die, so ihre Sünden bereuen und sich bessern wollen, wiederum entbinden; daß es also kräftig und gewiß sei, auch im Himmel, als handelte unser lieber Herr Christus mit uns selber . . . (Ohio-Katechismus, Frage 380, S. 155). Wie lehrt uns aber Luther darüber? (Von den Concilien und Kirchen, Bd. 2, S. 148): „Die Schlüssel sind nicht des Papstes, wie er lügt, sondern der Kirche, das ist des Volkes Christi, des Volks Gottes, oder des heiligen, christlichen Volks, so weit die ganze Welt ist, oder wo Christen sind." Nun könnte man sich darauf berufen, daß Luther in dem nächsten Abschnitt sagt: „Es muß einem allein befohlen werden, und ihn allein lassen predigen, taufen, absolvieren und Sakramente reichen; die andern alle dessen zufrieden sein und darein willigen." Daß aber Luther weit davon entfernt ist, daraus ein Jus divinum zu machen, das zeigen folgende herrliche Worte (De capt. Bab. Bd. 2, S. 463): „. . . . daß es also nicht nötig ist, der Kirche, das heißt dem Bischof oder Priester, wie sie selbst es auslügen, dieselbe Sünde kund zu machen. Hierfür haben wir auch noch eine Beweisstelle aus Christi Mund, der an demselben Orte spricht: „Alles, was ihr binden werdet auf Erden, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was ihr lösen werdet auf Erden, soll auch im Himmel gelöset sein." Denn das ist zu jedem einzelnen Christen gesagt." Und auf S. 464 heißt es weiter: „Darum zweifle ich nicht, daß jeder von seinen heimlichen Sünden absolviert ist, der sie entweder freiwillig bekennt . . . vor irgend einem Bruder insgeheim, ... dieweil Christus einem jeden seiner Gläubigen

Macht gegeben hat, sogar auch von offenbaren Sünden zu absolvieren." Das ist eine der ersten Erkenntnisse, zu denen Luther sich durchgerungen hat, während er manchen Irrtum weit später erkannt und abgelegt hat; denn schon 1519, auf der Leipziger Disputation, hat er es ausgesprochen: „die Schlüssel seyen keinem einzelnen, sondern der Kirche und das heiße der Gemeinschaft der Heiligen gegeben, und der Priester sey nur minister ecclesiae." (cf. Herzog Realenc. Bd. 8, S. 578, vgl. auch die Leipziger Predigt, E. A. 15, 396). Daß Luther dem Amt der Schlüssel überhaupt nicht ein solches Gewicht beilegte, wie es heute in vielen, nicht allen, lutherischen Synoden ***) geschieht, ersieht man auch daraus, daß er bei seinen Lebzeiten niemals das Amt der Schlüssel in den Kleinen Katechismus aufgenommen hat, sondern daß dieses Stück in der Hauptsache von Brenz und Jonas herrührt. (cf. Luther, Bd. 3, S. 78, Vorrede zum Kl. Katechismus, von Prof. D. Kawerau.)

Weiter ist ganz unlutherisch der Ausdruck im Glaubensbekenntnis „die Auferstehung des Fleisches." Luther sagt zu diesem Punkte (Der Große Katechismus, Bd. 3, S. 207): „Daß aber hier steht Auferstehung des Fleisches, ist auch nicht wohl Deutsch geredet . . . . Auf recht deutsch aber würden wir also reden: Auferstehung des Leibes, oder Leichnams, doch liegt nicht große Macht daran, so man nur die Worte recht versteht." Nun aber werden diese Worte nicht recht verstanden, und es liegt anscheinend den Gnesiolutheranern auch gar nichts daran, daß sie recht verstanden werden; denn in den Bibeln, die von Lutherischen Synoden gedruckt werden, sind bis auf den heutigen Tag die von Luther offenbar falsch übersetzten Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt etc." (Hiob 19, 25) immer wieder unverändert und falsch abgedruckt.

Sodann möchte ich noch einen Abschnitt des Katechismus der Ohio-Synode neben den entsprechenden des Großen Katechismus Luthers setzen. Frage 32 im Ohio-Katechismus heißt: Was heißt bei Gottes Namen lügen oder trügen? Antwort: Es heißt, falsche Lehre für Gottes Wort ausgeben, oder Gottes Name bloß im Munde führen. Nun erstmal ist falsche Lehre und Gottes Namen bloß im Munde führen doch nicht dasselbe; sodann aber was sagt Luther? „Und unter die Lügner gehören auch die Lästermäuler, nicht allein die gar groben, Jedermann wohlbekannt, die da ohne Scheu Gottes Namen schänden . . .,sondern auch die, die Wahrheit und Gottes Wort öffentlich lästern und den Teufel geben; . . . Denn lügen und trügen ist an sich selbst große Sünde, wird aber viel schwerer, wenn man sie noch rechtfertigen will und sie zu bestätigen, Gottes Namen anzieht und zum Schanddeckel macht etc. . . . So verstehst du nun, was Gottes Namen mißbrauchen heißet, nämlich . . entweder bloß zur Lüge und etwas unter dem Namen angeben, das nicht

*) In "Luther's Small Catechism with scripture texts. By authority of the General Council of the Evangelical Lutheran Church in America" ist z. B. das Amt der Schlüssel nicht enthalten.

ist, oder zu fluchen, schwören, zaubern, und Summa wie man mag, Bosheit anrichten." Wo sagt Luther etwas von falscher Lehre? (Luther 1. c. Bd. 3, S. 145.)

Ich meine, Vorstehendes sollte genügen, um zu beweisen, daß diejenigen, die sich seines Namens brüsten, durchaus nicht seine rechten Nachfolger und Jünger sind. Wo Luther menschlich geirrt hat, oder, noch im katholischen Sauerteig befangen, sich nicht zur vollen Wahrheit durchzuringen vermocht hat, da sind sie seine getreuen Nachbeter, Nachstammler und, wie Calvin sagt, Affen (cf. Niefer, 1. c. S. 36). Wie Luther in Marburg 1529 das von Jesu nie gebrauchte Wörtlein „ἐστι" auf den Tisch schrieb und den Schweizern die Bruderhand verweigerte, das haben die genuinen Lutheraner begriffen und das ahmen sie bis auf den heutigen Tag mit einer fabelhaften Geschicklichkeit nach. Aber, daß dieser selbe Luther am Sonntage Exaudi, dem 28. Mai 1536, mit Bucer, Capito und noch acht anderen oberländischen, also reformierten, Geistlichen in Wittenberg nach Abschluß der Wittenberger Concordie zusammen zum Tisch des Herrn getreten, und daß sie als Brüder zusammen den Leib und das Blut des Herrn Jesu genossen haben, das wird nicht nachgeahmt. (Siehe Herzog Realenc. Bd. 18, S. 212 unter Wittenberger Concordie.) Die Gemeinschaft der Heiligen findet in den Kreisen der Lutheraner eben ihre Grenzen an der Papiermauer der U. A. C. Es mutet einen an, als sei man in Ephesus, da die Leute auch bei 2 Stunden schrieen: U. A. C.! Ja wohl, U. A. C. (Unveränderte Augsburger Confession) haben sie, und U. A. C. (Unveränderte Alte Creaturen) sind sie!

Doch nun höre ich manchen lieben Bruder traurig sagen: Wo bleibt denn bei d i r die Gemeinschaft der Heiligen? Wie kannst du die Brüder der Reformation so angreifen, da du doch ein Glied der Evangelischen Synode bist? Weißt du denn nicht, daß unser Synodalmotto ist: Seid fleißig zu halten die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens? Weißt du denn nicht, daß noch in der Mainummer dieses Magazins die Hoffnung auf einen Zusammenschluß aller Kirchen der Reformation als das Ziel deiner Synode ausgesprochen ist? Willst du dich und dein kleines Licht gegen die Synode setzen?

Darauf antworte ich: Das alles weiß ich sehr wohl; und wenn die Lutherischen Synoden bereit sein werden, die ausgestreckte Bruderhand zu ergreifen, dann will ich mit Freuden alle meine harten Worte und Angriffe zurücknehmen und um Vergebung bitten; aber nicht eher. Man lese doch Günthers Symbolik, die mit den Worten anfängt: „Die Kirche des reinen Bekenntnisses, die wahre sichtbare Kirche auf Erden, ist keine andere als die evangelisch-lutherische." Und auf Seite 7 sagt er: „Die rechtgläubige lutherische Kirche muß daher die anderen Gemeinschaften, die nicht denselben teuren Glauben mit ihr bekennen, sondern verderbliche, grundstürzende Irrlehren festhalten und verbreiten, als Falschgläubige und Sekten ansehen und als solche bekämpfen." (cf. Niefer, 1. c. S. 70. Man lese überhaupt den ganzen, höchst lehrreichen Abschnitt bei Niefer,

S. 63—72.) Da sieht man es ja, sie wollen gar nicht unsere Brüder sein, sie wollen ja gar keine Einigkeit des Geistes mit uns pflegen, sie haben einen anderen Geist als wir. Es wäre eher möglich, mit dem Katholizismus zu einer Verständigung zu kommen, als mit diesem sonderbaren Gemengsel von Papismus und Kryptocalvinismus, das sich Missouri-Synode nennt. Rom hat einen lebendigen Papst; und da kann man doch, wenn man sehr optimistisch ist, in der Hoffnung leben, daß einmal vielleicht einer kommen möchte, der der Stimme Gottes und der Vernunft Gehör schenken könnte; aber Missouri? — Niemals!!! Die haben nicht einen lebendigen Papst, sondern sie haben drei tote Päpste, an denen nicht gerüttelt werden darf, sonst möchte in das angenehme Zwielicht des engherzigen Konfessionalismus ein Strahl der hellen evangelischen Wahrheit fallen! Und das wäre doch zu Schade. Rom sagt: Anathema! und die „Genuin"-Lutheraner sagen: Damnamus! Ja, damnamus alle, die an unseren drei Päpsten, der heiligen U. A. C., dem Dr. Walther und dem Dr. Luther etwas auszusetzen haben.

Ob das wohl in dem Sinne und Geiste Luthers gehandelt ist? Der Name allein macht es doch nicht, sondern der Geist macht lebendig; auf den Geist kommt es an; und ich achte, daß von dem Geiste Luthers in unserer Synode mehr zu finden sei, als bei jenen angeblich echten (?) Söhnen Luthers von der reinen Lehre! Vielmehr Luther ist unser; in unserer Evangelischen Synode hat sein Geist eine Heimat, trotz aller Luther-Statuen, Büsten, Medaillen, Festspielen, Broschüren, Banner, badges, pennants, pins, fobs usw.

Luther war echt evangelisch in seiner Weigerung, sich unter irgend welche Menschensatzungen und Beschlüsse zu beugen. Im edelsten Sinne des Wortes war Luther der größte Revolutionär, den es je unter Menschen gegeben hat, weil er das Bewußtsein hatte, daß alles Heil und alle Seligkeit nur bei dem Herren Jesu zu finden ist. Genau wie unser vortrefflicher Bekenntnisparagraph sprach er es zu Worms aus, daß nur Gottes Wort für ihn maßgebend sein könnte, Päpste sind nichts, Konzilien sind nichts, weil sie geirrt und einander widersprochen haben. In der damaligen Zeit ein solches Wort auszusprechen, das war etwas ganz ungeheuer Großes, und die Forderung, sein Gewissen nicht gefangen zu geben unter irgend welche Entscheidungen außer dem Worte Gottes, eine Heldentat ersten Ranges. Damit forderte er, wie ich es Eingangs meiner Abhandlung gesagt habe, die persönliche Freiheit für sich selber in der Schrift nachzuforschen und nachzudenken, und erkennt nur einen Richter über sich an, die Heilige Schrift. Daneben stellt er die Vernunft (cf. These 18 der 95 Thesen, Luther, Bd. 1, S. 101), zwar nicht so, als ob sie imstande und fähig wäre, neben und gegen das Wort Gottes zu treten; aber doch in weltlichen Sachen „als ein schönes Licht und herrliches Werkzeug Gottes, namentlich auch als die Quelle eines Rechtes, dessen Selbständigkeit . . . nicht bloß den Ansprüchen einer kirchlichen Gewalt, sondern selbst den einst von Gott gegebenen Satzungen des Al-

ten Bundes gegenüber behauptet werden muß." (Herzog Realenc. Bd. 8, S. 609). Das lutherische Stich- und Schlagwort, das in vielen Hörsälen der Lutheraner eine große Rolle spielt: „Verstand in die Westentasche" hätte er nie gebilligt, obwohl oder gerade vielleicht weil es so bequem ist und den Menschen aller Verantwortung eigenen Denkens überhebt. Luther ist darin echt evangelisch, daß er das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!", wenn auch nicht in diesem Wortlaut (natürlich nicht), aber doch in der Tat für alle Christen fordert. Es ist wohl nicht nötig, die Worte, die Luther auf dem Reichstag zu Worms gesprochen hat, hier noch einmal herzusetzen. Sie sind uns allen ja bekannt und können auch in jeder Kirchengeschichte nachgelesen werden. Vielleicht nicht so allgemein bekannt, und doch sehr interessant ist, daß auf demselben Reichstag nach Luthers öffentlicher Weigerung zu widerrufen, noch ein weiterer Versuch gemacht wurde durch eine Versammlung bei dem Erzbischof von Trier, Luther zum Widerruf zu bewegen; aber vergeblich. Als der Kurfürst von Brandenburg ihn fragte, ob er erklärt habe, nicht weichen zu wollen, er sei denn durch die Schrift überwiesen, da antwortete Luther: Ja, . . . vel rationibus clarissimis et evidentibus. (Herzog Realenc. Bd. 8, S. 582).

Also neben die Heilige Schrift stellt Luther mit den Einschränkungen, wie wir gesehen haben, die Vernunft. Damit hat er das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung inauguriert. Er ist nicht so ängstlich, daß das Reich Gottes möge Schaden nehmen, wenn eine bisher angenommene Erkenntnis durch neuere Forschung als unhaltbar erkannt und aufgegeben werden muß. Dies Recht der freien Kritik und Forschung hat er selbst auch ausgeübt; bekannt ist ja seine von der herkömmlichen weit abweichende Stellung zum Jakobusbrief, den er 1520 in der Vorrede eine „stroherne Epistel" nennt (cf. Zoeckler Handbuch der theol. Wissenschaften, Nördlingen 1889, Bd. 1, 2, S. 15) und von dem er sagt: "Non esse apostoli Jakobi, nec apostolico spiritu dignam, multi valde probabiliter asserunt. (Herzog Realenc. Bd. 8, S. 581). Ebenfalls gegen die Offenbarung St. Johannis hat Luther seine Bedenken, die er 1522 in seiner Vorrede zur Offenbarung als unecht bezeichnet, während er 1534 bedeutend milder über sie urteilt (cf. Zoeckler, l. c. S. 120). Auch darin ist er seinem Evangelischen Sinne getreu gewesen, daß er nicht trotzig auf seiner Meinung beharrte, sondern, als ihm bessere Einsicht gekommen, diese auch offen ausspricht.

Weiter ist aber Luther darin so echt evangelisch — man verstehe nur das Wort recht — ,daß er einen unerschütterlichen Glaubensmut hat. Nicht will ich damit behaupten, daß unsere Synode den Glaubensmut als ihr ausschließliches Eigentum in Anspruch nehmen wollte, sondern evangelisch ist, wer und was sich an das Evangelium allein hält und nach dem Evangelium richtet. Wollte Gott, wir wären als Synode in diesem Sinne noch vielmehr evangelisch wie es unser Luther gewesen

ist. Und wenn dann ein Christ irgend einer anderen Synode sagt: Dann bin ich auch evangelisch, gerade so wie ihr; dann antworte ich ihm: „Willkommen, lieber evangelischer Bruder; deine Hand her! Wir wollen miteinander, wie Luther, evangelisch sein!" Doch nun die evangelischen Worte des Helden Luther: Bekannt ist die Aeußerung, die er gemacht hat, als man ihn vor der Heimtücke der Welschen warnte und ihm riet, nicht nach Worms zu gehen. Da sprach er: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein." Und später, als der Junker Jörg auf der Wartburg den Nachstellungen seiner Feinde entrückt war, drohte in Wittenberg Karlstadt und die Zwickauer Schwarmgeister das ganze Werk der Reformation zu zerstören; Melanchthon war ratlos, der Rat und die Universität von Wittenberg nicht entschieden genug, um dem Unwesen zu steuern, da duldete es den Helden nicht länger im sicheren Versteck. Er schrieb an seinen Landesherrn, den Kurfürsten von Sachsen: „Ja, ich halte, ich wolle E. K. F. G. (Euere Kurfürstliche Gnaden) mehr schützen, denn sie mich schützen könnte (cf. Herzog Realenc. Bd. 8, S. 584)." Damit machte er sich auf, erschien unvermutet in Wittenberg, predigte acht Tage lang täglich und stellte die Ordnung wieder her. Das ist echt evangelisch; denn diesen Mut konnte er nur aus dem Evangelium und der Verheißung Jesu schöpfen, daß er bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende.

Wenn wir ferner unsere Augen richten auf das Gemeindeleben, so finden wir, daß auch da wir Evangelischen ganz in dem Geiste unseres Luther wandeln. Wenn in unserer Synode alle Kirchenzucht als Gemeindesache angesehen wird, sodaß alle Kirchenzucht nur ausgeht von dem Prinzip der Gemeine der Heiligen, so befinden wir uns da in vollkommener Uebereinstimmung mit unserem Luther. Als 1539 in Wittenberg der Bann eingeführt war, und ein Geschrei sich in der Gemeinde darüber erhob, da berief er sich auf Matth. 18: „Er würde den Sünder erst ermahnen, dann 2 Personen, als 2 Kapläne oder auch andere, zu ihm schicken, dann ihn vor sich nehmen im Beiseyn der 2 Kapläne, zweier vom Rath und Kastenherren und zweier ehrlicher Männer von der Gemeine, dann es öffentlich der Kirche ansagen und die Glieder derselben bitten, daß sie „helfen zu rathen," niederknieen, und wider ihn beten und ihn dem Teufel übergeben helfen (cf. Luther Tischreden, herausg. Förstemann 2, 354). Wer unsere Evangelische Gemeindeordnung kennt, wird sehen, daß sie genau in Uebereinstimmung damit vorgeht. Auch was uns so oft von unseren Gegnern vorgehalten wird, daß wir keine feste Ordnung in äußeren Dingen haben, sondern einer jeden Gemeinde eine recht weitgehende Autonomie einräumen, ist nicht gegen Luther, sondern vielmehr ganz in seinem Sinne. Als Kurfürst Joachim 2. von Brandenburg die Reformation annahm, da war die neue Brandenburger Ordnung inbezug auf die Zeremonien so weitherzig, wie keine andere; Luther meinte aber, daß, soweit nur das gegen das Evangelium gehende

abgetan werde, man sich das andere immerhin gefallen lassen könne (Luther Briefe usw. herausg. v. de Wette, Bd. 5, 232—236). Dem Propst Buchholtzer schrieb er: „Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge Buchholtzer ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammt- Seiden- oder leinenes Meßgewand anlegen, oder deren 2, ja 3 übereinander ziehen; habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche noch nicht genug, so solle Buchholtzer siebenmal herumgehen; ja, es stehe dem Kurfürsten frei, selbst unter Musik dabei zu tanzen, wie David getan (cf. Herzog Realenc. Bd. 2, S. 333f)."

Aber kommen wir nun zu dem Hauptpunkte, in dem uns immer vorgeworfen wird, daß wir nicht die rechte lutherische Lehre haben, zum Heiligen Abendmahl. Wenn die Lutheraner nur unseren Luther kännten, nicht wie sie ihn uns immer malen, sondern wie er wirklich ist, so würden sie sich wundern, wie echt evangelisch er redet und denkt. Schon in dem ersten Stadium der Reformation, in den 95 Thesen, hat er einen Satz, der in jedem guten Lutheraner von heute ein Entsetzen hervorrufen würde, wenn er die Sündenvergebung nur deklarativ, und nicht exhibitiv will zulassen (These 6, 38). Wo bleibt da das Lutherische: Ich vergebe dir deine Sünde?

Daß unser Luther, ich meine der historische, nicht der uns immer vorgemalte Popanz, durchaus nicht so engherzig, sondern vielmehr, wenn wir so sagen dürfen, recht liberal in seinen Anschauungen gesonnen war, zeigt auch seine Stellung zur Beichte. In der zweiten Ausgabe des Visitationsbüchleins: Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen, das von Melanchthon 1528 verfaßt, von Luther 1538 überarbeitet wurde, war die Bestimmung, daß niemand ohne vorherige Beichte und Verhör sollte zum Sakrament zugelassen werden. 1538 machte aber Luther dazu den ausdrücklichen Zusatz: „Verständige Personen, die sich selbst wohl zu unterrichten wissen, dürfen nicht dazu gezwungen werden, und so gehe er auch selber, damit er sich nicht 'eine nöthige Gewohnheit im Gewissen mache,' etliche Male ungebeichtet hinzu (Luther E. A. 23, 25)," und ebenda (40, 41) stellt er als vollgleichberechtigt hin diejenigen, die ihrem Pfarrherrn beichten, und die einem „anderen" beichten, und endlich die, welche im Glauben schon wohl berichtet, allein Gott beichten wollen (cf. Herzog Realenc. Bd. 8, S. 601). Der Hauptpunkt aber, in dem wir den Lutheranern ja nie werden völlige Zufriedenheit geben können, die theologische Lehre von dem Heiligen Abendmahl, ist wieder ein klarer Beweis dafür, daß Luther in unserer Synode sein Heimatrecht hat. Gewiß, wir können nicht mit Luther in allen Punkten durch Dick und Dünn gehen. Luther war eben auch ein Kind seiner Zeit, und naturgemäß konnte er sich nicht von allen Resten katholischer Anschauungsweise frei machen, und das verargen wir ihm ja auch durchaus nicht; denn der Mann steht auf den Schultern des Kindes. Was man in der Kinderstube gelernt, das hängt einem durchs ganze Leben mehr oder weniger an; so auch Luthern, daß er bei aller Befrei-

tung der Transsubstantiation doch nicht weiter kommen konnte als zu der Lehre von der Consubstantiation, die doch nur ein abgeschwächter Abklatsch der katholischen Lehre ist.

Und doch, wie wunderbar klar Evangelisch hat Luther gedacht und geredet, wenn seine Augen nicht gehalten wurden durch Lehrfragen, sondern es ihm nur auf das „Herzliche," das innere Genießen, ankam, das zeigen die Worte, die er geschrieben hat (Luther De captivitate Babylonica, Bd. 2, S. 402): „Ich wenigstens, wenn ich nicht begreifen kann, wie das Brot Christi Leib ist, nehme doch meine Erkenntnis gefangen in dem Gehorsam Christi, bleibe einfältig bei seinen Worten stehen und glaube festiglich nicht allein, daß Christi Leib im Brote sei, sondern daß das Brot Christi Leib sei. Denn so werden die Worte mich decken, da er spricht: Nehmet hin, esset, dies (d. h. dies Brot, welches er genommen und gebrochen hatte) ist mein Leib. Und Paulus: Das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Nicht sagt er: „im Brote ist" sondern „das Brot selber ist die Gemeinschaft des Leibes Christi" . . . Und das beweist auch der Sprachgebrauch selbst und der gesunde Menschenverstand, nämlich daß das Subjekt (das) auf das Brot hinweist und nicht auf Leib, wenn er sagt: „Das ist mein Leib," d. h. „dies Brot hier ist mein Leib." Und wiederum spricht er ganz Evangelisch (Briefe etc. 5, 85): „Das Nähere, wie der Leib gegeben werde, lasse man göttlicher Allmächtigkeit befohlen (cf. Herzog Realenc. Bd. 8, S. 594)." Daß Luther zuweilen sogar direkt im Sinne Calvins lehrt, zeigen seine Worte im Großen Katechismus (Bd. 3, S. 250): „Wer nun sich solches lässet gesagt sein und glaubt, daß wahr sei, der hat es; wer aber nicht glaubt, der hat nichts, als der's sich lässet umsonst vortragen und nicht will solches heilsamen Gutes genießen. Der Schatz ist wohl aufgetan und Jedermann vor die Tür, ja auf den Tisch gelegt; es gehört aber dazu, daß du dich seiner auch annimmst und gewißlich dafür hältst, wie dir die Worte geben (cf. Herzog Realenc. Bd. 10, S. 543)."

Was nun endlich die unionistische Richtung unserer Synode angeht, so dürfen wir auch darin getrost Luther als unseren Mann ansprechen; denn wenn ich auch zugebe, daß Luther von Zwingli nichts hat wissen wollen, sehen wir doch andrerseits, daß er mit Calvin in einem echt brüderlichen, und darum auch echt evangelischen Verhältnis gestanden. Zu verschiedenen Malen hat er seine Achtung gegen Calvin ausgesprochen (cf. Herzog Realenc. Bd. 2, unter Calvin, S. 532); 1539 hat Luther Calvins Institutio mit besonderem Vergnügen gelesen und läßt Calvin grüßen. Und über Calvins Schrift vom Abendmahl urteilt Luther: „Er ist gewiß ein gelehrter und frommer Mann, dem hätte ich anfänglich wohl dürfen die ganze Sache von diesem Streite heimstellen. Ich bekenne meinen Teil: wenn das Gegenteil dergleichen getan hätte, wären wir bald anfangs vertragen worden."

Damit habe ich in kurzen Strichen meinen lieben Amtsbrüdern ein Bild unseres teuren Gottesmannes gezeichnet und hoffe, daß diese schwa-

che Arbeit, unter dem Drange vieler Amtsgeschäfte entstanden, obwohl lange nicht vollständig — denn bei einer längeren Zeit und unter Zuhilfenahme der großen Erlanger Ausgabe, anstatt der mir nur zu Gebote stehenden kleinen Braunschweiger, hätte das Bild noch können viel klarer ausgezeichnet werden — dennoch sage ich, hoffe ich, daß auch diese Arbeit möge ihr bescheiden Teil dazu beitragen, zum bevorstehenden Reformationsjubelfest uns den Luther lieb und wert zu machen, daß wir allezeit Gott danken und preisen, daß er uns einen solchen Mann gegeben hat. Das walte Gott.

Die Reformations-Jubelfeier und die Lehranstalten.

Mit anderen deutschen Kirchen der Reformation rüstet sich auch unsere Synode zu einer würdigen Feier des vierhundertsten Jahrestages der deutschen Reformation. Daß bei den Vorbereitungen für dieses Fest auch ein dauerndes Resultat durch die Erhebung einer Jubelkollekte in unseren evangelischen Gemeinden geplant worden ist, ist nicht nur selbstverständlich, sondern höchst zweckmäßig. Jubelfeiern, die mit dem Jubel ihren Zweck erfüllt haben, mögen in manchen Kreisen genügen, aber genügend sind solche Feiern keineswegs, denn sie entbehren ganz des Elements des bleibenden, des etwas erzeugenden. Bloßer Enthusiasmus ist Strohfeuer und hat keinen bleibenden Wert. Er mag für den Augenblick genügen, ja als eine Errungenschaft gepriesen werden, aber als praktisches Resultat ist er gleich null. Die Begeisterung erlischt, das Feuer brennt aus und der Rückschlag wirkt nur zu oft einen Zustand, der wenn möglich schlaffer, energieloser ist als vor der Feier. Er gleicht einem Wellenschlag im Teich. Wenn ein Stein hineingeworfen wird, bewegt sich alles an der Oberfläche Befindliche, bleibt aber an derselben Stelle. Eine Jubelfeier, die in sich selbst Zweck ist, mag schön sein, aber sie ist eitel. Die Jubelfeier muß Mittel zum Zweck sein. Der Enthusiasmus muß sich in einer besonderen, außerordentlichen Tat auswirken. Das Feuer muß Schwierigkeiten wegbrennen, Hindernisse zerglühen. Die Feiernden müssen wie ein Phönix verjüngt, gestärkt, wagend, neu inspiriert, gewaltig aus dem Feuer, der Begeisterung, dem Enthusiasmus hervorgehen. Etwas bisher noch nicht Gewesenes, etwas kaum möglich Gedachtes, etwas lang Gewünschtes, Erstrebtes, Ersehntes muß werden. Dann hat die Feier Zweck, Sinn, Erfolg gehabt, sonst nicht. Das jährlich gefeierte Reformationsfest soll nicht nur eine Verhimmelung der Reformatoren sein, nicht einmal nur eine Verherrlichung der Reformation, sondern soll als greifbare Frucht die Feiernden zu besseren Kindern und Erben der Güter der Reformation machen. Zu dem Ende wird Gelegenheit geboten, durch eine besondere Gabe für unser Predigerseminar zu beweisen, daß wir unsre evangelische Kirche lieb haben und für sie geben können. Das selbe gilt von der Jubelfeier des

vierhundertsten Jahrestages der deutschen Reformation. Und daß diese Reformationsjubelgabe für unser Predigerseminar bestimmt wurde, ist auch nicht von ohngefähr. Denn das evangelische Predigtamt ist eine Errungenschaft der Reformation. An Stelle des Priesters setzte sie den Prediger und Seelsorger, und in nicht geringem Maße war der rapide Fortschritt der Reformation dem treuen und energischen Wirken der evangelischen Prediger zu verdanken.

Konnte die Reformationskirche in alten Zeiten Gott für ihre evangelischen Prediger danken, so ist das in demselben Maße noch heute der Fall. Im Großen und Ganzen wird die Wichtigkeit des Predigerstands in der evangelischen Kirche der Jetztzeit nicht gebührend anerkannt. Man sieht nur zu oft im Prediger einen Menschenknecht und Gemeindediener. Letzteres ist er ja in evangelischem Sinn, aber doch nicht in dem Sinn, daß er der einfache Hausknecht der Gemeinde ist. Er ist „primus inter pares," der „dux" der Gemeinde, der Hirte der Herde, der Prediger des Worts, der Wächter über die Seelen. Als solchem gebührt ihm Achtung, Ehrerbietung und Gehorsam. Solch hoher Stand bedingt Charakter, Fähigkeit, geistliches Selbstbewußtsein, vollständige Hingabe, Frömmigkeit, Weihe. Daß dem evangelischen Pastor oftmals nicht der gebührende Respekt und Würdigung entgegengebracht wird, liegt oft am Pastor selbst. Feige Menschenfurcht und kriechende Unterwürfigkeit fordert die Verachtung und Unterschätzung seitens der mannhaften Glieder der Gemeinde heraus. Unwissenheit, Unfähigkeit, Charakterlosigkeit oder Starrköpfigkeit, Eigensinn und ungeistliches Wesen untergräbt seinen Einfluß in der Gemeinde, ja im ganzen Gemeinwesen.

Nicht nur die Ausbildung, sondern die Charakterbildung des Predigers ist Aufgabe der Lehranstalten der Evangelischen Synode. Ihr Produkt ist ihre Ehre oder ihre Schande. Die Lehranstalten stehen und fallen mit den in ihnen ausgebildeten Predigern. Man kann sich nicht entschuldigen, wenn das Produkt ungenügend ist, mit der Ausrede, daß das Material nicht bildungsfähig war. Das war das große Verdienst Dr. Luthers, daß er aus dem elenden Material der Leutpriester und Mönche tüchtige Prediger, gewaltige Zeugen der evangelischen Wahrheit schuf. Bücherweisheit, Daten, „facta,"Dressierung für einen Beruf kann man in jeder Hochschule oder anderen Lehranstalt sich aneignen. Eine Predigerschule muß mehr leisten als das. Der Endzweck aller Arbeit in unseren Lehranstalten ist die Bildung christlicher Charaktere in superlativem Sinne, die als vorbildliche Christen plus wissenschaftliche Fähigkeit, nun als Führer, Prediger, Seelsorger ihr Amt in den Gemeinden übernehmen können. Daß auch solche im vollkommensten Sinne ausgebildete Prediger noch in der Amtsführung Fehler machen werden, und täglich die beschämende Erfahrung machen müssen, daß der alte Adam noch stark in ihnen ist, das ist selbstverständlich. Ein vollkommener Charakter wird erst im Strom der Zeit, erstarkt im täglichen Kampf, lernt erst durch Erfahrung. Aber der christliche Charakter muß gebildet sein,

wenn der junge Prediger das Seminar verläßt, die Ausrüstung muß vollkommen im unvollkommenen Sinn da sein, wenn er sein Amt antritt. Dafür halten wir die Lehranstalten verantwortlich. Wenn sie das nicht leisten können, oder nicht zu leisten können meinen, dann erfüllen sie nicht ihren Zweck, dann genügen sie nicht den an sie gestellten Aufgaben.

Solche gewaltige Aufgabe einer Predigerschule macht es der Evangelischen Synode zur heiligen Pflicht, in der Auswahl der Professoren für ihre Lehranstalten weise und vorsichtig zu sein. Die Lehrer in unsern Lehranstalten müssen in wissenschaftlicher Hinsicht voll und ganz ihrer Aufgabe gewachsen sein. Das fordert die Zeit, in der wir leben. Nicht jeder Pastor der Synode ist fähig, eine Professur in unseren Lehranstalten zu bekleiden. Der Professor muß ein „p r i m u s inter pares" sein. Er muß größere wissentschaftliche Kenntnisse haben, als der gewöhnliche Pastor. Ja, er muß in gewissem Sinne ein Experte in dem ihm anvertrauten Fach sein. Nur der, der mehr weiß als andere, ist fähig zu lehren. Ein Professor, der immer nur ein paar Seiten seinen Schüler voran ist, ist zu bedauern. Die Schüler merken das bald, dann ist die Achtung dahin. Er muß das g a n z e Gebiet beherrschen, von A bis Z. Er muß noch viel mehr wissen als er lehren muß. Die Schüler müssen einen gewaltigen Respekt vor seinem Wissen haben. Für sie muß er a l l w i s s e n d sein. Das imponiert.

Aber der Professor muß auch verstehen, seine Kenntnisse an den Mann zu bringen. Er muß Lehrgabe besitzen. Viel Wissen haben, und dies Wissen nicht an seine Studenten übermitteln können, ist fast so schlimm als ungenügende wissenschaftliche Ausrüstung. Nicht jeder Gelehrte ist Lehrer. Sollen unsere Lehranstalten ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, dann müssen wir gelehrte Lehrer in unsern Professuren haben.

Aber die „conditio sine qua non" eines Professors in unsern Lehranstalten ist die Fähigkeit der Charakterbildung. Die Begabung der Menschen ist verschieden. Auch in einem Predigerseminar wird es immer Studenten geben, die das Pulver nicht erfunden hätten, Männer treu wie Gold, fleißig, strebsam, fromm und voll und ganz überzeugt von ihrem Beruf zum heiligen Predigtamt, aber mit beschränktem Begriffsvermögen. Alle Mühe der Lehrer in wissenschaftlicher Hinsicht wird nur von mäßigem Erfolg begleitet sein. Solche Leute sind die „crux" der Professoren. Und doch sind sie keineswegs hoffnungslose Mißerfolge. Was ihnen an Fähigkeit, wissenschaftlicher Ausbildung zu absorbieren, abgeht, das wird ersetzt durch die Fähigkeit, geistliche und ethische Wahrheiten zu absorbieren und in sich zu bearbeiten. Oft machen solche Studenten im späteren Leben ihren Professoren mehr Freude und Ehre durch ihre soliden ehrenhaften Charaktere, als manche brilliante und geniale Stundenten. Zuletzt ist es der ehrenwerte Charakter, christliche Sinn, praktische Fähigkeit, mit den Leuten umzugehen, Menschen-

kenntnis und devote Hingabe an den Beruf, der den erfolgreichen Pastor und Seelsorger ausmacht. Wo diese Eigenschaften in den Schülern sich als Reproduktion derselben Eigenschaften im Lehrer zeigen, da hat der Lehrer seinen Zweck erreicht. Er hat einen Arbeiter ins Reich Gottes geliefert. Wenn dies schon bei den minder begabten Schülern der Fall ist, welch eine Kontribution zur Kirche kann der rechte Professor in unsern Lehranstalten machen mit der Bildung und Ausbildung der Charaktere der begabten Schüler? Seine eigensten Ideen in seinen Schülern reproduziert zu sehen, seine Ideale vielleicht in ungeahntem Maße im Leben und Wirken seines früheren Schülers realisiert zu finden, welch ein Lohn für den treuen Lehrer! Darum sollen unsere Lehranstalten ihre Aufgabe voll und ganz erfüllen, dann müssen wir gelehrte, pädagogisch vollwertige, fromme und auf die Charaktere der Schüler einwirkende Professoren haben.

Solche Professoren muß aber die Synode in Ehren halten und sie wertschätzen, wie sie es verdienen. Zuerst müssen sie der Sorge fürs tägliche Brot enthoben werden. Die Synode sollte ihren Professoren höhere Gehälter zahlen. Man sollte nicht immer das Gehalt des Professors in unsern Lehranstalten vergleichen mit dem Gehalt des Durchschnittspastors. Erstens einmal kann der Durchschnittspastor die Arbeit, die von einem tüchtigen Professor gefordert wird, nicht leisten. Wenn er das könnte, würde er nicht lange den Gehalt eines Durchschnittspastors ziehen müssen. Die Synode sucht tüchtige Professoren und ist nur zu willig, wo sie sich finden, sie in ihre Lehranstalten zu ziehen. Zum andern stehen heute viele tüchtige Männer, die eminent fürs Professorenamt qualifiziert sind, an Gemeinden, die ihre Fähigkeit durch Zahlung von verhältnismäßig großen Gehältern anerkennen. Mit den üblichen Nebeneinnahmen verfügt ein solcher Pastor über eine Einnahme, die oft doppelt und dreifach so groß ist, als die Synode ihm als Professor zahlen will. Kann man es einem solchen Pastor verdenken, wenn er zaudert und schließlich sich weigern muß, einen Ruf als Professor in unsern Lehranstalten anzunehmen? Ist es recht, einem einzelnen Manne zuzumuten, solch großes Opfer zu bringen, wenn ein nur geringes Opfer des einzelnen Kirchenmitglieds die Synode in den Stand setzen würde, den Professoren wenigstens ein ebenso hohes Gehalt zu geben, wie sie es in ihrem Pastorat erhalten hatten? Wir fordern eminente Fähigkeit von unseren Professoren und mit Recht, und dann offerieren wir ihnen den Gehalt eines Durchschnittspastors. Wo bleibt die Konsequenz? In den letzten Jahren mußten wir einigemale die Erfahrung machen, daß eminent fähige Pastoren den Ruf an eine Professur in unseren Lehranstalten ausschlagen mußten, weil der gebotene, von der Generalsynode festgesetzte Gehalt für ihre Verhältnisse so gering war, daß es ihnen beim besten Willen unmöglich war, zu acceptieren. Und das, trotzdem diese Männer es fühlten und davon überzeugt waren, daß sie als Professoren der Synode größere Dienste leisten könnten, als in ih-

rer bisherigen Stellung als Pastoren einer Geeminde. Die Generalsynode sollte der Seminarbehörde freie Hand lassen in der Wahl der Professoren und in der Fixierung der Gehälter derselben. Dann könnten die besten Kräfte in der Synode für unsere Lehranstalten gewonnen und gehalten werden.

Daß die Pastoren der Synode innigen Anteil nehmen an dem Wohl und Wehe der Lehranstalten, wird als selbstverständlich angenommen, und ist wohl auch meistens der Fall. Aber nicht bei allen. Es gibt in der Synode scheinbar eine verhältnismäßig große Anzahl Pastoren, die wenig oder gar kein Interesse für die Lehranstalten zeigen. Warum? Daß man kein Alumnus der Lehranstalten ist, sollte keinen Pastor davon entbinden, Interesse für die Lehranstalten zu zeigen. Ob man im alten Vaterland oder in einer andern kirchlichen Denomination seine Ausbildung als Prediger erhalten hat, das sollte bei einem evangelischen Prediger keinen Unterschied machen. Die Lehranstalten gehören der Synode, und die Synode besteht aus Synodal-Pastoren und Gemeinden. Daß das Interesse und das Gefühl der Verantwortlichkeit für unsere Lehranstalten bei den Alumnen größer und stärker ist, als bei den Pastoren, die anderwärtig ihre Ausbildung erhalten haben, ist ja natürlich. Denn für die ersteren sind die Seminare eine geistliche und geistige Mutter. Und seine Mutter wird kein ehrenwerter Mann vergessen oder gering achten, zumal, wenn sie ihm eine gute, fürsorgende aufopfernde Mutter gewesen ist. Aber es gibt zweierlei Interesse für die Lehranstalten bei unseren Pastoren. Das ganze Interesse, das manche zeigen, ist die Uebung einer erbarmungslosen, harten und oft unverdienten Kritik. Nicht als ob die Verwaltung der Lehranstalten Kritik fürchtete oder abweisen möchte. Im Gegenteil, wir bitten um Kritik, wir fordern sie heraus. Aber es gibt eine Kritik, die ist ebenso unverständig als unverdient, besonders wenn sie aus Unkenntnis der Verhältnisse oder aus persönlicher Abneigung entspringt. Solche Kritik richtet nur Schaden an. Sie bessert gar nichts. Wohlmeinende Kritik, die auf eine Besserung der Lehranstalten zielt, besonders wenn sie die Frucht intelligenten Forschens und liebender Fürsorge ist, ist der Verwaltung immer willkommen. Es ist jedoch stets vorauszusetzen, daß die Verwaltung der Lehranstalten mit den Verhältnissen, den Schwierigkeiten, den Schäden und Mängeln besser vertraut und bekannt ist, als Männer, die vielleicht in zehn Jahren nie die Seminare besucht haben. Gerüchten, die oftmals durch unbedachtsame Aeußerungen oder böswillige Verleumdung vonseiten der Studenten in Umlauf gesetzt worden, schlechterdings Glauben zu schenken, weiter zu kolportieren, kann unsern Lehranstalten nur schaden. Vollends gar solche unbewiesene Gerüchte in die Gemeinden zu tragen, ist wahrlich kein Zeichen von Liebe für unsere Lehranstalten. Die Verwaltung der Anstalten ist gern bereit, jedes Gerücht zu prüfen, jeden Schaden zu untersuchen und jeden Mangel, wenn möglich, abzustellen. Wer die Lehranstalten lieb hat

und sie bessern will, der komme zur Quelle mit seinen Anliegen. Es sollte volles Vertrauen zwischen den Pastoren der Synode und der Seminarbehörde existieren.

Aber was können die Pastoren der Synode für die Lehranstalten tun? Zunächst ein lebhaftes Interesse an denselben zeigen. Man lese mit Verständnis alles, was aus unsern Lehranstalten im Druck erscheint. Jeder Pastor der Synode sollte das Studentenmagazin „Keryx" bestellen. Es kostet nur fünfzig Cents pro Jahrgang, und wird von den Studenten der Lehranstalten unter der Aufsicht der Fakultät des Predigerseminars redigiert. Will man den Geist, der in unsern Lehranstalten herrscht, aus erster Quelle kennen lernen, dann lese man den „Keryx." Man nehme die Aussagen mancher Studenten, wenn sie zu den Ferien heimkommen "cum grano sanis." Oft wird in jugendlicher Unüberlegtheit geredet, was bei besonnener Ueberlegung nicht geredet worden wäre. Man werbe für unsere Lehranstalten unter der männlichen Jugend seiner Gemeinde. Mancher Sohn in der Gemeinde könnte für den Predigerstand gewonnen werden, wenn der Pastor sich die Mühe nehmen würde, für unsere Lehranstalten ein gutes Wort einzulegen. Daß es in der Synode Gemeinden gibt, aus denen noch nie ein Student in unsere Lehranstalten geschickt worden ist, ist mindestens sonderbar. Es mag ja an den Verhältnissen liegen, aber hat nicht vielleicht auch der Pastor einen Teil der Schuld auf sich liegen, weil er nie ernstlich für die Lehranstalten geworben hat?

Unsere Lehranstalten tun ihre Arbeit im Interesse der Gemeinden. Um Pastoren für den Dienst an den Gemeinden auszubilden, dafür existieren, dafür arbeiten die Lehranstalten. Die Synode gewinnt im eigentlichen Sinne nichts durch ihre Seminare, außer daß jährlich einige Namen mehr im Kalender aufgezählt, und einige Pastoren in den Dienst der Mission gestellt werden können. Die Graduierten unserer Seminare werden in der großen Mehrzahl umsonst und ohne Preis von der Synode den Gemeinden zugeschickt. Schulden uns die Gemeinden keinen Dank für diesen Liebesdienst? Sollte sich der Dank nur in Worten oder in Belobung unserer hochherzigen Handlung ausweisen? Oder aber, ist es unbillig zu erwarten, daß die Gemeinden, denen wir Pastoren ausbilden und zuschicken, wenigstens zum Teil die Kosten der Erhaltung dieser Anstalten aufbringen?

Nach Ausweis des Schatzmeisters der Lehranstalten betrugen die Einnahmen der Lehranstalten im letzten Quadriennium (1913—1917) $375,988.03. Davon erhielten wir aus den Gemeinden incl. Reformationskollekten ($53,200,27) und Jubelkollekte ($37,021.69) die Summe von $182,660.38. Das macht pro Jahr $45,665.09. Nimmt man die Extrakollekten (Reformations= und Jubelkollekte) aus der Summe heraus, dann belaufen sich die Liebesgaben aus den Gemeinden auf durchschnittlich nur $23,109.60 pro Jahr im letzten Quadriennium, während die Einkünfte aus andern Quellen ca. $193,327.65 oder $48,331.91

pro Jahr betrugen. Die Gemeinden, denen zulieb und um derentwillen schließlich die Lehranstalten ihre Arbeit tun, tragen in Normaljahren kaum ein Viertel der nötigen Gelder zur Erhaltung der Lehranstalten bei durch Liebesgaben. Das ist kein gesundes Verhältnis. Unsere Gemeinden sollten veranlaßt werden, mindestes $50,000 pro Jahr für die Lehranstalten aufzubringen. Bei einer Kommunikantenzahl von über 300,000 sollte das keine unbillige Forderung sein. Es würde auf den einzelnen Kommunikanten nur 16⅔ Cents fallen. Unsere Gemeinden zu veranlassen, ihren Anteil an den Unterhaltungskosten unserer Lehranstalten beizutragen, ist Sache der Pastoren. Niemand kann besser als der Pastor nach gegebenen Richtlinien seine Gemeinde durch intelligente Information und durch nachdrücklichen Hinweis auf die Bedeutung der Lehranstalten für das Wohlergehen der einzelnen Gemeinden bewegen, jährlich eine angemessene Gabe für die Lehranstalten zu geben. Hier ist ein wunder Punkt im synodalen Leben. Nur zu viele Pastoren der Synode weisen kurzerhand die Verantwortlichkeit für die Gemeinde in Sachen der Unterstützung der Lehranstalten von sich. Ein jeder Pastor, besonders ein Alumnus unserer Seminare, sollte mit Freuden und mit Begeisterung für die Lehranstalten, denen er so viel zu verdanken hat, werben und wirken. Daß es nicht allgemeiner und in größerem Maßstabe geschieht, kann nur so ausgedeutet werden, daß solche Pastoren ihre Pflicht gegen die Lehranstalten nicht erfüllen wollen. Die Liebe findet immer Wege, der Mangel an Liebe immer Entschuldigungen. Wo warme Liebe für die Lehranstalten vorhanden ist, da äußert sie sich in der Liebestat, und die Lehranstalten benötigen nicht nur jetzt, sondern stets der Liebestaten mehr als der Liebesworte. Daß in den letzten Jahren soviel Gewicht gelegt worden ist auf finanzielle Hilfeleistung hat seinen guten Grund. Wir verstehen so gut wie irgend jemand, daß die treibende Kraft aller Gottesreichsarbeit in der Liebe zur Sache wurzelt. Aber wo diese Liebe fehlt oder nur in geringem Maße vorhanden ist, muß zuerst das Gefühl des Schuldbewußtseins geweckt werden; dann soll die Reue einsetzen und zur schließlichen Bekehrung und Zustand der Heiligung treiben. Wir sind immer noch nicht über den ersten Schritt, den der Wirkung des Schuldbewußtseins hinaus. Wenn wir Pastoren einmal voll, offen und rückhaltslos unsere Schuld und Pflichtversäumnis bekennen, dann ist die Bekehrung nicht weit entfernt. Reformation! Haben wir Pastoren keinen Raum für Reformation? Ist kein Raum für Besserung in unserm Stand den Lehranstalten gegenüber vorhanden? Können wir über die gewaltige Bewegung im fünfzehnten Jahrhundert mit Ueberzeugung zu unseren Gemeinden reden, und nicht etwas von der gewaltigen, läuternden, zur eigenen Reformation treibenden Geisteskraft der deutschen Reformation verspüren? Uns fehlt das Gefühl der Soladität, wo der einzelne sich willig dem Gemeinwesen unterordnet und in Gehorsam seine Loyalität bekundet. In einem Staat, wo jeder tut oder läßt, was *er* will, herrscht Anarchie. In einem Kir-

chenwesen, wo jeder nach eigenem Ermessen die Anordnungen dieses Kirchenwesens ausführt oder nicht ausführt, kann kein zielbewußtes Streben erfolgreich sein. Jedes Glied der Kette muß seinen Teil der Last tragen, dann ist die ganze Kette stark.

Die praktischen Resultate der Feier des vierhundertsten Jahrestages der deutschen Reformation in unserer Synode sollen sein: Die Tilgung der Seminarschuld, die größte Reformationskollekte, die jemals erhoben wurde und die Sammlung eines Fonds zum Zwecke der Fundierung einer weiteren englischen Professur in unserm Predigerseminar. Werden wir diese Ziele erreichen? Wir können, wenn wir wollen. Und warum wollten wir nicht, wenn wir unsere Lehranstalten, unsere Evangelische Kirche lieb haben?

S. A. John,
Vertreter der Lehranstalten.

Die Reformation und ihr Einfluß auf die moderne Laientätigkeit.

Referat verlesen auf der Konferenz des New York-Distrikts in der evangelischen Trinitatis-Kirche in Rochester, N. Y., am 8. Juni 1917.

Karl Loos, Pastor.

Das Jubeljahr der Reformation ist gekommen. Es trägt ein gar ander Gesicht als wir es erwartet und gewünscht haben. Seit fast drei Jahren kämpft das Land, das die Wiege des Protestantismus gewesen, um seine Existenz. Was auf dem herrlichen Siegesdenkmal in dem alten Leipzig wie ein Prophetenwort aus Dichters Munde geschrieben steht, ist über Nacht bitterer Ernst geworden:

„Unsrer Väter heißes Sehnen, Deutschlands Einheit, ist erstritten,
Unsre Brüder haben freudig für das Reich den Tod erlitten:
Enkel mögen kraftvoll walten
Schwererrungenes zu erhalten!"

In der Tat, das deutsche Volk muß alle erdenklichen Kräfte anspannen, um einer Welt von Feinden sich zu erwehren und die in heißem Ringen erworbene Einheit zu bewahren. Am 18. Januar 1871, an einem von „den Tagen, die den Jahrhundertstempel tragen," ist sie hergestellt und der sich von dieser Ueberraschung eben erholenden Welt verkündet worden. Diese Einheit und Unabhängigkeit sind aber nicht ausschließlich Produkt der opfermutigen Kämpfe in der zweiten Hälfte des Jahres 1870. Der Pionier der deutschen Einheit und Freiheit ist kein anderer als Doktor Martin Luther, und ihr Fundament ist der gewaltige Geisteskampf vor 400 Jahren. Keine Freiheit, politische sowenig als persönliche und religiöse, ist denkbar ohne die im göttlichen Worte niedergelegten Prinzipien und Gesetze menschlicher und gesell-

schaftlicher Rechte und ohne den lebendigen Glauben an Jesum Christum, der zur innerlichen Verarbeitung und zur äußerlichen Ausübung derselben führt. Beides hat uns die Reformation wiedergegeben. In seiner gewaltigen Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," (Oktober 1520), die der Reformator selbst das „Vorspiel" des kommenden Kampfes nennt, greift Luther mutig das System an, mittels dessen die römische Kirche bis auf den heutigen Tag das Leben ihrer Glieder kontrolliert von der Wiege bis zum Grabe, und jedes wichtige Ereignis unter die Macht des Priesters zu stellen sucht. Römischer Anmaßung gegenüber stellt er den Glauben, kraft dessen der Christenmensch ein Herr über alle Dinge ist, ein König und ein Priester, keinem Gesetz untertan und durch nichts Aeußerliches gebunden, aber dennoch durch die Liebe ein Knecht aller und jedermann untertan. Der Glaube verbindet den Christen mit Gott, und in der Liebe dient er dem Nebenmenschen. In 1. Kor. 9, 19 bringt Paulus denselben Gedanken zum Ausdruck, wenn er sagt: „Wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne."

Den gewaltigen Worten des Reformators folgte auch bald die befreiende Tat, indem er, außer Stande der unbedingten päpstlichen Forderung gemäß, zu widerrufen, am 10. Dezember 1520 vor dem Elstertor in Wittenberg die Bulle dem Feuer überantwortete, durch welche Leo 10., auf energisches Betreiben durch Dr. Eck, den Bann der Kirche gegen den mutigen Mönch geschleudert hatte. Es handelte sich eben in jenen großen Tagen um mehr als bloße theologische Streitfragen und kirchliche Verordnungen. Zwei Weltanschauungen lagen im Kampfe mit einander. Die eine pochte auf eine mehr als tausendjährige Entwicklung und fußte auf haltlosen Ueberlieferungen und unbiblischen zum Teil gottwidrigen Einrichtungen. Die andere, lange und gewaltsam unterdrückt, war die nun mit Macht hervorbrechende Ueberzeugung von der Freiheit des Gewissens. Aus dem Schutt der kirchlichen Tradition grub Luther diesen alten apostolischen Gedanken wieder hervor. Durch sein unerschrockenes Zeugnis vor Kaiser und Reich am 21. April 1521 in Worms brach er Bahn für den unaufhaltsamen Siegeslauf des seiner Fesseln ledigen evangelischen Prinzips. Das in Gottes Wort verbriefte Recht der Gewissensfreiheit ist es, das Luther in jener Zeit der ganzen Welt erkämpft hat.*) Unberechenbar sind die Segnungen dieser Eroberung. Die ganze moderne kirchliche, politische und soziale Entwicklung beruht auf ihr, ja selbst die Gegner dieses Gedankens haben sich der Kraft desselben nicht verschließen können und nehmen mit gutem oder mit bösem Willen teil an seinen Segnungen.

Das Wiedereinsetzen der Gewissensfreiheit in ihr von Gott ver-

*) Die gesperrt gedruckten Sätze sind die von dem New York-Distrikt einstimmig angenommenen Thesen.

ordnetes Recht gab die Grundlage, auf welcher der Monumentalbau der erneuerten Kirche errichtet werden konnte. Im Grunde genommen ist freilich die reformatorische Kirche keine neue Kirche. Sie ist die Rekonstruktion, die allerdings vielen Neues brachte, der ursprünglichen apostolischen Gemeinschaft, die Umkehr zu der Quelle christlichen Wesens und Lebens. Harnack sagt in seinem Buche: „Das Wesen des Christentums" treffend: „Der Protestantismus muß in erster Linie aus seinem Gegensatz zum Katholizismus verstanden werden und zwar ist er hier in doppelter Richtung zu würdigen, erstlich als Reformation und zweitens als Revolution. Reformation ist er gewesen in Bezug auf die Heilslehre, Revolution in Bezug auf die Kirche, ihre Autorität und ihren Apparat."

Das Zentrum des Christentums, Jesum Christum und sein Erlösungswerk, hatte die Kirche des Mittelalters verschoben. Nicht Jesus Christus sondern sein Statthalter auf Erden, der Papst, war in den Mittelpunkt gerückt worden. Die versöhnende Kraft des Evangeliums war durch das Verdienst der Heiligen ersetzt worden, darum wurde das Weihwasser und der Rosenkranz für wichtiger gehalten als die Bibel, und das Vertrauen auf die Heiligen wurde höher geachtet als der Glaube an den Erlöser. Die Reformation hat das von Menschen verschobene Zentrum wiederhergestellt. Jesus Christus und sein Wort, die ganze Heilige Schrift, ist wieder zur Richtschnur des Glaubens und Lebens geworden. Die Verkündigung von der Gnade Gottes in Christo Jesu und die gläubige Annahme, das Erleben der Gnade, ist der einzige aber sichere Weg zur Seligkeit. Das hat Luther an sich selbst erfahren, das hat er gepredigt, und darauf besteht er als auf dem Mittel, durch Christum Frieden und Freiheit und damit die Gotteskindschaft zu erlangen. Dies, also die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, ist das Hauptstück der evangelischen Verkündigung und muß es auch bleiben.

Selbstverständlich bedingte das die Umgestaltung des Gottesdienstes. Dieser darf nichts anderes sein als eine Betätigung des Glaubens, also kein verdienstliches Werk. Immer und immer wieder betonte Luther den Gedanken: „Gott will von uns nichts anderes als den Glauben und will auch nur durch den Glauben mit uns handeln." Der protestantische Gottesdienst bringt den Andächtigen in direkte Gemeinschaft mit Gott durch das Wort Gottes, die heiligen Sakramente und das Gebet. Er sucht den Weg zum Herzen durch Belehrung anstatt durch Zeremonien. Ohne Vermittlung des Priesters tritt die gläubige Gemeinde vor Gott, um durch Gottes Wort, das in der Predigt erschallt, belehret und erbauet zu werden. Die Reformation kehrte zurück zu der ursprünglichen apostolischen Gottesverehrung, wie sie sich nach den neutestamentlichen Berichten zusammensetzte aus dem Lesen der Heiligen Schrift (Lukas 4, 16. 17. 21; Col. 4, 16; 1. Tim. 4, 13); der Predigt (Apg. 2, 42; 1. Cor. 2, 1—5; 14, 23—26; Apg. 2, 4; 5, 42; 10, 42; 14, 1. 7. 15. 21); dem Gebet (Apg. 2, 42; 1. Tim.

2, 1—8; 1. Cor. 14, 13); der Feier des heiligen Abendmahles nach Christi Einsetzung in seiner ursprünglichen Einfachheit (Apg. 2, 42; 1. Cor. 11, 23—26); und dem Gesang (1. Cor. 14, 26; Eph. 5, 19; Col. 3, 16). Damit ist der Gemeinde die selbständige aktive Beteiligung am Gemeindeleben, wie es so schön in der gemeinsamen Anbetung zum Ausdruck kommt, nicht nur ermöglicht, sondern zur Pflicht gemacht. Der Vorhang ist zerrissen, den die römische Hierarchie gewoben und vor das Allerheiligste gehängt hatte, und jedes Glied der Gemeinde darf, soll und kann hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhle und sich selbst dem lebendigen Gott darbringen als heiliges Opfer. Das kirchliche Amt, das um der Ordnung willen eingesetzt ist, ist Predigt- und Hirtenamt, nicht Priesteramt, das nach Zeremonialgesetzen die Gnade vermittelt, austeilt oder verweigert.

Die Wiederherstellung dieser einzelnen Hauptstücke des Christentums, die Glaubensgemeinschaft mit Christo, dem Erlöser, das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu und der Gottesdienst als Betätigung des Glaubenslebens, ist der Hauptsache nach das Resultat der Reformation.

Daß diese Bewegung aber nicht nur Reformation sondern auch Revolution gewesen, freilich nicht in dem verleumderischen römischen Sinne, liegt in der Natur der Sache. *Indem das ganze priesterliche Kirchensystem, das den Einzelnen wie die ganze Gemeinde zum willenlosen, zu blindem Gehorsam erzogenen Werkzeug knechtete, abgeschafft wurde, mußte an seiner Stelle das allgemeine Priestertum wieder zur Geltung gebracht werden* mit der aus der Gemeinde heraus sich bildenden Ordnung. (Apg. 6, 1—7; 1. Cor. 14, 33—40.) Dafür ist in der Kirche Roms mit ihrer Idee vom Meßopfer und der heilsvermittelnden Priesterkaste absolut kein Raum. Der Papst ist als Stellvertreter Christi der Seelsorger der ganzen Welt und ist in Sachen des Glaubens und der Lehre vermöge seiner Unfehlbarkeit letzte Instanz. Ihm untersteht der ganze weitverzweigte und glänzend organisierte Apparat, der den Namen trägt „katholische Kirche.“ Zur Handhabung der Kirchenordnung wurde ein Corpus juris canonici hergestellt, in dem klar genug ausgesprochen ist, daß „die Laien kirchliche Angelegenheiten und Sachen des Glaubens nicht verhandeln dürfen.“ „Es gebührt den Laien zu schweigen und zu gehorchen, nicht zu herrschen und Autorität auszuüben.“ (Cap. 5, 2 und 12, 10.)

Die reformatorische Kirche, die lutherische wie die reformierte, stellte die Gemeinde auf ganz andere Grundsätze. Sie betont auf Grund der christlichen Freiheit die Pflicht der christlichen Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen

und legt es ihm als ein Stück seiner Glaubensbezeugung auf, an seinem Teile dafür zu sorgen, daß das Wort und die heiligen Sakramente lauter und rein gelehrt und verwaltet werden. Darum gibt sie auch der Gemeinde die Befugnis, nicht nur an Synoden und an der Ausübung der Kirchenordnung durch einen Delegaten teilzunehmen, sondern auch ihren Prediger zu berufen und anzustellen, resp. die Verbindung mit ihm zu lösen. Die evangelische Gemeinde braucht nicht zu schweigen und nur zu gehorchen in kirchlichen Dingen wie die katholische. Die Reformation hat sie emanzipiert und für mündig erklärt und ihr die Magna Charta ihrer kirchlichen Selbständigkeit gewährt.

Die Reformation mußte auch den doppelten Maßstab der Sittlichkeit beseitigen wie der von der verirrten Kirche aufgestellt worden war. Die Behauptung, daß es Gott besonders wohlgefällig sei, wenn man aus der Welt fliehe und hinter Klostermauern sich vergrabe, und daß weltliche Ordnungen und Verhältnisse bloß geduldet werden können und durch die Kirche erst das Existenzrecht empfangen, konnte vor der Macht des wieder auf den Leuchter gestellten Wortes Gottes nicht Stand halten. Die von dem weisen Schöpfer dem Menschen eingepflanzten Kräfte und Gaben sollen gebraucht und nicht brach gelegt werden. Alle Stände, die Obrigkeit, der Ehestand, die Handwerker bis herunter zu den Knechten und Mägden sind gottgewollte, so gut wie der Priesterstand und darum wahrhaft geistliche Stände, in denen man Gott dienen soll und kann. Eine treue, um Gottes und nicht der Menschen willen dienende Magd steht nach Luther höher in Gottes Augen als ein betender und bettelnder Mönch. Das ist nicht eine Verweltlichung der Religion, sondern ein ernstes und tiefes Durchdringen derselben durch alle Verhältnisse und Stände, die wahre Bestimmung der Gottesoffenbarung.

In diesen Hauptstücken der evangelischen Wahrheitserkenntnis und Heilsverkündigung stehen die Schweizer Reformatoren Schulter an Schulter mit den Wittenbergern. Besonders Calvin verstand es, die durch die Reformation wiedergewonnenen geistigen Güter zu verarbeiten und das Resultat praktisch zu verwerten, wie auch dasselbe dem Gesamtprotestantismus aufzuprägen. Mit größerem Nachdruck als Luther hat er das Leben der Heiligung betont. Das ist für ihn das Erkennungs- und Unterscheidungszeichen zwischen den Kindern Gottes und den verlorenen Weltkindern, daß sie sich überall durch ihren Wandel, durch Werke der Bruderliebe und durch strenge leibliche Zucht auch äußerlich als das Volk Gottes beweisen. Fast fanatisch, wenigstens mit rücksichtsloser Strenge und unerbittlichem Ernst gab Calvin seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß man die Gemeinde in

Anbetracht der noch schwachen Glieder zu einem heiligen Leben erziehen müsse. Zu diesem Zwecke rief er das Genfer Konsistorium ins Leben, das berühmte Sittengericht, das mit großem Erfolg arbeitete. Das häusliche und gesellschaftliche Leben wurde durch strenge Gesetze geregelt, die von dem Sittengericht scharf durchgeführt wurden. Genf entwickelte sich dadurch zu einem Gemeinwesen, dessen Bürger sich durch tiefe und meist aufrichtige Frömmigkeit und durch heiligen Ernst auszeichneten. Mehr als ein Jahrhundert behauptete sich Genf auf dieser Höhe tätiger Frömmigkeit und sittlicher Gediegenheit.

In dieser Zeit hatte der deutsche Protestantismus die unheilvolle Wendung zur Orthodoxie genommen. Wohl hat auch sie ihr Gutes, doch die Gefahren, die sie in sich birgt, haben sich als höchst hinderlich erwiesen, soweit die Erfahrung und die Betätigung des Glaubens in Betracht kommen. Bis in spitzfindige Einzelheiten wurde die reine Lehre ausgestaltet und man ging darin vielfach, besonders hierzulande, weit über Luther hinaus. Ein leidenschaftlicher Eifer, der noch heute brennt, wurde entfacht um die Geltendmachung des in der Konkordienformel ein für allemal fixierten Bekenntnisses, und so war man schließlich auf einer gefährlichen Verkennung der Wahrheit angelangt, daß Religion in erster Linie nicht Lehre, sondern Leben ist, Leben aus Gott und in Gott, Leben im Glauben, in der Liebe, in der Gerechtigkeit.

Wollte der deutsche Protestantismus die Gefahr vermeiden, auf solchen Bahnen fortschreitend, notwendigerweise zum Zerrbild evangelischen Christentums zu werden, war eine abermalige Erneuerung notwendig, und sie kam, und ganz gewiß nicht von ohngefähr. Sie kam von einer Seite, von der sie vielleicht am wenigsten erwartet wurde, aus dem calvinistischen Lager. Durch jene eigenartige Bewegung, bekannt unter dem Namen Pietismus, die auf Verinnerlichung des religiösen und auf Erneuerung des sittlichen Lebens drang, wurde die Erneuerung ermöglicht. Die Bahnbrecher dieser Bewegung waren Johann Valentin Andreae (gest. 1654), und Philipp Jakob Spener (gest. 1705). Beide haben längere Zeit in Genf gelebt und dort Eindrücke und Anregungen empfangen, die sie nach ihrer Rückkehr verwerteten. Auf dem guten Fundament, das Johann Arndt in seinen sechs Büchern vom wahren Christentum gelegt hatte und auf den herrlichen evangelischen Zeugnissen, wie sie in Paul Gerhardts Liedern zum Ausdruck gebracht waren, bauten sie weiter, und diese Führer haben manchen auf den Weg der Wahrheit und der Seligkeit verholfen. Wohl trieb auch der Pietismus manche sonderbare Blüten, aber er erwies sich doch als lebenspendende und erneuernde Macht innerhalb der evangelischen Christenheit. Und auch wir zehren noch an den Lebensfrüchten der pietistischen Bewegung. So gebührt dem Calvinismus der Ruhm, in kritischer Zeit für den deutschen Protestantismus ein Element seiner Wiedergeburt geliefert zu haben.

Calvin hat noch in weiterem Sinne nicht nur ergänzend sondern schöpferisch gewirkt. Als besonders zu schätzendes Gut der evangelischen Kirche muß, wie wir schon früher betont haben, die Beseitigung des Unterschiedes angesehen werden zwischen den Geistlichen und den Laien. Luther hat den Anfang darin gemacht. Dadurch daß er mit aller Macht an der Echtheit des Gottesdienstes festhielt und auf den Unterricht des Volkes drang, hat er den gemeinen Mann für mündig erklärt und ihn für fähig gehalten selbständig zu denken. Damit war ihm die Gelegenheit und die Aufgabe geworden, aktiv sich zu beteiligen an der Gemeindearbeit. In der lutherischen Kirche ist jedoch dieser Gedanke nie so voll und ganz zum Durchbruch gekommen, wie er hätte sollen. Die Gemeinde ist zum größten Teil passiv geblieben und die wirkliche Heranziehung der Gemeindeglieder zur Mitarbeit und Mitbestimmung in kirchlichen Angelegenheiten ist in lutherischen Kreisen erst neueren Datums.

Calvin hat von vorn herein die kirchliche Mitarbeit der Laien zu verwirklichen gesucht und mit Erfolg. Er richtete vier verschiedene Aemter ein. Neben dem Predigtamt, dessen Aufgabe es ist das Wort zu verkündigen, setzte er Lehrer ein zur Unterweisung und christlichen Erziehung der heranwachsenden Jugend. Zur Ausübung der Armen- und Krankenpflege bestimmte er Diakone, und den Aeltesten oder Presbytern wurde die Ueberwachung des religiösen und sittlichen Lebens, sowie die Handhabung der Kirchenzucht übertragen. Besonders durch die beiden letzten Aemter hat Calvin dem Laienelement in der Gemeinde ein weites Feld der Tätigkeit aufgetan.

Dabei ist noch ein anderer Umstand in Betracht zu ziehen, der die Heranziehung der Laien wünschenswert machte. Die calvinistischen Gemeinden hatten nach oben hin, das heißt an der Regierung wenig Halt und Schutz. Zum Teil waren sie ja sogar im Gegensatz zu der Obrigkeit und trotz des ausdrücklichen Verbotes derselben entstanden. Sie mußten darum oft genug um ihr Existenzrecht kämpfen und sich ihren eigenen Schutz schaffen. Das wurde erzielt durch die Organisation von Synoden lokalen, provinzialen oder nationalen Charakters. Und diese, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, wurden die eigentlichen Träger des Kirchenregiments. Das erwies sich in der Folgezeit als so praktisch und eminent protestantisch, gesund und zweckmäßig, daß man auch auf lutherischem Gebiet ähnliche Einrichtungen schuf. Im Laufe der Zeit sind denn auch fast sämtliche Landeskirchen Deutschlands durch synodale Einrichtungen bereichert worden.

Auch hier im demokratischen Amerika, dem Lande religiöser Freiheit, ist die Synodalverfassung als die beste und zweckmäßigste erprobt worden. Die Gemeinden reformierter Richtung sind der Hauptsache nach dem Genfer Vorbild nachgewandelt, aber auch die Lutheraner, die wohl zum größten Teil aus Deutschland, doch auch vielfach aus den Niederlanden, Schweden und Norwegen eingewandert waren, nahmen eine Verfassung an, bei der das Laienelement eine hervorragende Stel-

lung einnimmt. Der Patriarch der Lutheraner in Amerika, Heinrich Melchior Muehlenberg, der der pietistischen Schule angehörte, gab den Anstoß für die Annahme eines Synodalsystems und die erste lutherische Synode, das Ministerium von Pennsylvania, wurde im Jahre 1748 in Philadelphia gehalten. Sie bestand aus sechs Pastoren und einer größeren Anzahl von Laien.

Unsere eigene Synode hat seit ihrer Gründung im Jahre 1840 das Prinzip der Laienvertretung verfolgt und tut ihr Teil in Ausübung dieses evangelischen Vorrechtes. Sie gliedert sich in Distrikte, welche der Generalsynode untergeordnet sind. Die Gemeinden sind auf den Versammlungen der Distrikte durch einen zu Sitz und Stimme berechtigten Delegaten vertreten und sind wählbar zu Aemtern, Behörden, Komiteen und Ausführung von Aufträgen der Synode. Je zwölf Gemeinden eines Distriktes senden einen Abgeordneten auf die Generalsynode. In Gemeindeangelegenheiten, die weder den Bekenntnisstand, noch die christliche Zucht, noch das Verhältnis zur Synode betreffen, greift die Synode nur dann ein, wenn die Gemeinde darum nachsucht. Auf diese Weise ist überall die Selbständigkeit der Gemeinde konstitutionell gewahrt. *Diese Form kirchlichen Wesens paßt überaus gut hinein in die freien staatlichen Einrichtungen unseres Landes. Sie ruht ihrem Wesen nach auf den freien Prinzipien, die Calvin angewendet hat und dem Genfer Reformator muß es also zur Ehre angerechnet werden, der gesamten evangelischen Laienwelt die Tür aufgetan zu haben zu tätiger Mithilfe in der Leitung und der Arbeit der Kirche.* Ein königliches Recht ist dadurch der Gemeinde verliehen. Sie macht leider nur allzu wenig Gebrauch davon, besonders in Europa.

Ein besserer und mehr fruchtbarer Boden für die Laientätigkeit scheint unser Land zu sein. Der Amerikaner mit seinem geübten Auge für alles was praktisch zu verwerten ist, hat sich längst zum Führer emporgeschwungen in der Mobilisierung der Laien. In seinem freien, keinen Zwang liebenden, ja manchmal zu ungebundenen Wesen hat er das Zeug zu solcher Führerschaft. Wenngleich vieles in seinem Charakter und darum auch in seinem Tun nur oberflächlich und vielfach auf sofortigen Erfolg berechnet ist, ohne immer tief und gründlich zu verfahren, so hat doch der amerikanische Zweig des Protestantismus schon viele und gute Früchte getragen, die sich sicherlich als Ewigkeitswerte beweisen werden. Bedeutendes wurde geleistet in der Pflege und Erhaltung der Jugend für die Kirche. Zu dem Zwecke wurden Jugendvereinigungen gegründet mit ganz bestimmten Programmen, auf denen der Laientätigkeit weiter Raum gegeben war. Es entstanden die Christian Endeavorvereine, die Baptist Young People's Union, die Epworth League, Young People's Christian Union of the Brethren in Christ, the Brotherhood of St. Andrew and Philip, die Daughters of

the King und andere. Auch die Kirche deutscher Abstammung sah sich gezwungen sich der Jugend eifriger anzunehmen, und so sehen wir anfangs der 90er Jahre die deutschen Christian Endeavor Vereine ins Leben treten neben den schon bestehenden nicht sehr zahlreichen Jugendvereinen. Die Friedens-Gemeinde in Buffalo ist die Wiege der Endeavorbewegung in den deutschamerikanischen evangelischen Gemeinden, und die Pastoren Gottfried Berner, Johann Georg Hildner, Johann Enzlin und der Verfasser haben Pate gestanden, als im Jahre 1893 in der Weltausstellungsstadt Chicago die „Generalkonferenz von Jugendvereinen Christlicher Bestrebungen in der Evangelischen Kirche Nord-Amerikas" ins Leben trat. Diese Bestrebungsvereine bestehen zum Teil heute noch und sind der Grundstock geworden für die Evangelische Liga, die im letzten August in Cleveland ihre größte und erfolgreichste Konvention abgehalten hat.

Die lutherische Kirche, wohl einer der am meisten konservativen Kirchenkörper hierzulande, hat ebenfalls ihre Jugendvereinigungen, die Lutherliga, die Waltherliga, die Lutheran Alliance, King's Sons and Daughters und andere. Alle diese Verbände tragen denominationelle Färbung, zum Teil sehr stark, wie auch schon ihr Name andeutet. Die leitenden Kräfte darinnen sind wohl meistens die Pastoren, aber dem Laienelement ist alle Gelegenheit gegeben zur aktiven Mitarbeit. G a n z g e w i ß s i n d a l l e d i e s e V e r e i n i g u n g e n d e r S a m e g e w o r d e n f ü r d i e s p ä t e r i n s L e b e n t r e t e n d e n M ä n n e r v e r e i n e, B r o t h e r h o o d s u n d ä h n l i c h e O r g a n i s a t i o n e n d u r c h d i e, a n a l o g d e n l ä n g s t i m S e g e n w i r k e n d e n F r a u e n v e r e i n e n, d i e M ä n n e r w e l t f ü r d i e K i r c h e z u r ü c k g e w o n n e n w e r d e n s o l l. F e r n e r h a b e n d i e J u g e n d v e r e i n i g u n g e n d e n G r u n d g e l e g t f ü r d i e j e t z t i n s G r o ß e g e h e n d e n B e w e g u n g e n u n s e r e r T a g e, w e l c h e d i e M o b i l i s i e r u n g d e r g e s a m t e n c h r i s t l i c h e n L a i e n w e l t a l s Z i e l g e s e t z t h a b e n. Der amerikanische Unternehmungsgeist wird auf diesem Gebiet noch Großes leisten. Der Amerikaner liebt es überhaupt alles nach großem Maßstab anzulegen, mit großen Summen zu handeln, große Ziele zu verfolgen. „Die Evangelisation der Welt in diesem Jahrhundert" ist solch ein Ziel, das mit großen Faktoren zu rechnen hat. Um dies Ziel zu erreichen sind schon gewaltige Summen flüssig gemacht und große Bewegungen in die rechten Bahnen geleitet worden, von denen der bekanntesten und modernsten eine ist „d i e L a i e n b e w e g u n g f ü r M i s s i o n s t ä t i g k e i t." „The Layman's Missionary Movement."

Das ist eine Organisation, die am 15. November 1906 in der Fifth Avenue Presbyterian Church in New York gegründet wurde bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der sogenannten „Haystack Prayer Meeting," aus welcher Gesellschaft die gegenwärtige „Behörde der Amerikanischen Bevollmächtigen für Heidenmission (American Board of

Commissioners for Foreign Missions) hervorgegangen war. Nur etwa 75 Laien waren in der Organisationsversammlung. Nach dreistündiger Gebetsversammlung erfolgte ein Vorschlag die Laien zu mobilisieren zwecks tatkräftiger Betreibung des Missionswerkes. Ein Komitee wurde geschaffen, bestehend aus 25 angesehenen Laien, um sich mit den Behörden der verschiedenen Missionsgesellschaften in Verbindung zu setzen. Der ausgesprochene Zweck der Laienmissionsbewegung war 1. Wege und Mittel zu finden um die Laienwelt zu unterrichten in Bezug auf die Bedeutung und die Bedürfnisse der Mission und Interesse für dies Werk zu erwecken; 2. einen umfassenden Plan zu fassen und auszuführen zum Zwecke der Evangelisation der Welt in diesem Zeitalter; 3. eine Kommission von dreißig oder mehr Laien abzuordnen, um die Missionsfelder zu inspizieren und das Resultat der Kirche daheim zu unterbreiten. Sämtliche Missionsgesellschaften begrüßten diese neue Bewegung mit Freuden. Die Layman's Missionary Movement schickt keine Missionare aus, unterstützt kein bestimmtes Missionsfeld, verwaltet keine Missionsgelder, sie will nur eine kräftige Stütze sein für die Kirche und der in ihr bereits bestehenden Missionsvereine. Die Bewegung steht also ganz im Dienste der Kirche.

Im Jahre 1909—1910 wurde eine große nationale Missionskampagne durch die ganzen Vereinigten Staaten ausgeführt. In 75 der hervorragendsten Städte unseres Landes und Canadas wurden begeisterte Versammlungen abgehalten, die ihren Höhepunkt erreichten in dem nationalen Missionskongreß, der vom 3.—6. Mai 1910 in Chicago abgehalten wurde. Zwölf verschiedene amerikanische Kirchengemeinschaften haben seitdem ihre eigenen denominationellen Komiteen der Laien-Missionsbewegung. Etwa 20 Sekretäre sind angestellt, die ihre ganze Zeit und Kraft dieser Arbeit widmen. Einen greifbaren Erfolg dieser Laientätigkeit gibt die Angabe, daß im zweiten Jahr des Bestehens dieser Bewegung die Einnahmen für Missionszwecke eine Zunahme von $602,000 zu verzeichnen hatten. Im Jahre 1908 war die Zunahme, mit dem vorhergehenden Jahre verglichen, $1,256,000. Nach Ansicht der Leiter der Bewegung muß eine missiontreibende Gemeinde folgende Merkmale haben:

1. einen Pastor der Missionssinn hat;

2. ein Missionskomitee;

3. systematische Belehrung über Mission durch regelmäßige Versammlungen, Literatur und Missionsstudium;

4. Heranziehung aller Mitglieder zur finanziellen Unterstützung;

5. wöchentliche Missionsbeiträge;

6. alle Pläne, Gebete, Unternehmungen und Gaben müssen sich auf die Welt als Missionsfeld beziehen.

Die Laienmissionsbewegung hat sich in merkwürdiger Weise ausgedehnt und ist sichtbar von Segen gekrönt. Es ist ihr Bestreben, die Männerwelt sämtlicher Kirchen zur Mitfolge heranzuziehen und sie zu

einer zielbewußten Verfolgung einer Reichsgottespolitik anzulernen nach dem Befehl des Meisters: „Prediget das Evangelium aller Kreatur!"

Etwas älteren Datums ist die Missionsbewegung für Freiwillige unter der studierenden Jugend unseres Landes (Student Volunteer Movement for Foreign Missions). Dieselbe entstand im Jahre 1886 während der ersten internationalen Konferenz in Mt. Hermon, Mass., auf Betreiben des bekannten Evangelisten Dwight L. Moody. Vor Schluß derselben hatten 100 junge Männer ihre Absicht kundgegeben „Missionar zu werden, so Gott es also schicke." Eine Deputation von vier Studenten wurde abgeordnet, um sämtliche höheren Schulen zu besuchen und die Studenten mit dem Zweck der Bewegung bekannt zu machen. Auch diese Bewegung ist nur zum Zwecke der Hilfeleistung in den schon bestehenden Missionsgesellschaften in den einzelnen Kirchenkörpern ins Leben gerufen worden. Sie schickt keine Missionare aus, sondern wirbt Rekruten an unter den 250,000 Studierenden, die auf den verschiedenen Schulen unseres Landes und Canadas immatrikuliert sind. Die also gewonnenen jungen Leute werden dann von der Kirche, zu der sie sich besonders hingezogen fühlen, für ihren Beruf vorbereitet. Die Zwecke der Bewegung sind: 1. Kenntnis und Interesse zu bewirken für Missionstätigkeit unter den Heiden; 2. eine den Erfordernissen der verschiedenen Missionsgesellschaften Nord-Amerikas entsprechende Anzahl von Freiwilligen zu werben; 3. solchen Freiwilligen Unterstützung zu gewähren in der Vorbereitung für ihren Beruf. 4. Alle solche Studenten, Prediger und Laien, die nicht hinausziehen wollen zum Missionsdienst, zur Mithilfe heranzuziehen durch ihre intelligente Befürwortung der Zwecke dieser Bewegung durch Gebete und durch Gaben.

Die Propaganda, die für diese Bewegung in die Wege geleitet wurde, ist auf über tausend Schulen ausgedehnt worden. In vielen derselben war das die erste Anregung dieser Art. Sie war fast ausschließlich von Erfolg begleitet. Bis zum 1. Januar 1911 hatte die Bewegung 4784 Freiwillige durch die Vermittlung von etwa 50 verschiedenen Missionsbehörden ausgesandt. Etwa ein Drittel dieser Zahl gehören dem weiblichen Geschlecht an. Im ersten Jahr der Bewegung (1886) wurden 144 Klassen mit einer Mitgliedschaft von 1400 organisiert für den freiwilligen Missionsdienst. Anfangs 1911 waren es 2379 Klassen mit 29,322 Gliedern, die sich verteilten auf 596 Schulen. Im Jahre 1887 betrugen die finanziellen Beiträge weniger als $10,000. Das Jahr 1909 ergab eine Summe von $133,761, Beiträge von Lehrern und Studenten. Von dieser Summe wurden fast zwei Drittel für Heidenmission und der Rest für Innere Mission verwendet.

Auch unter der Frauenwelt und der Jugend bestehen Laienmissionsvereine, die mit mehr oder weniger Erfolg sich beteiligen an der Evangelisationsarbeit. Besondere Aufmerksamkeit schenken die Frauenmissionsvereine der Senanamission, also der Arbeit unter dem weiblichen Geschlecht in Indien, China und an anderen Orten.

Alle diese Organisationen vereinigen sich, obwohl dieser Gedanke nicht ausgesprochen verfolgt wird, zur Abtragung einer alten Schuld, die die protestantische Kirche zu zahlen hat. Viele, viele Jahre hatte sie kein Verständnis für diesen so wichtigen Zweig der Reichsgottesarbeit. Die evangelische Kirche zur Zeit der Reformation hatte schwer um ihre eigene Existenz zu ringen, und es fehlte ihr auch die unmittelbare Berührung mit den heidnischen Völkern. Das Missionsgebiet ist ihr die verheidnischte christliche Kirche. Die Reformatoren, Luther und seine Mitarbeiter, sowie auch Calvin und Zwingli, waren von der Meinung erfüllt, daß die ordnungsmäßige Sendung zu den Völkern auf die Apostel beschränkt gewesen sei. Außerdem war es die allgemeine Anschauung in der Kirche der Reformationszeit, daß der gesamte Weltlauf in dreimal 2000 Jahre zerfalle, und daß die dritten, mit Christo beginnenden 2000 Jahre verkürzt würden, so daß schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts, etwa um 1556, der jüngste Tag hereinbrechen werde. Diese und verschiedene andere Verhältnisse ließen in der Kirche der Reformationszeit den Gedanken an die Weltbekehrung kaum aufkommen.

Der Pietismus erst leistete dem Missionsbefehl Christi wieder Vorschub. Spener und seine Freunde fühlten die Verpflichtung der Kirche, sich der Heiden anzunehmen, und Gott sandte die rechten Männer und die nötigen Mittel. August Hermann Francke, der Hofprediger Dr. Luetkens und Baron von Canstein als eifrige Befürworter in der heimatlichen Kirche und Bartholomäus Ziegenbalg, Heinrich Pluetschau und Nicolaus, Graf von Zinzendorf, Matthäus Stach, die beiden letzteren von der Brüdergemeinde, als Sendboten, waren die ersten Anzeichen des anbrechenden Frühlings eines kommenden Missionszeitalters. Wie ein verderblicher Nachtfrost wirkte dann der Rationalismus auf die eben begonnene Bewegung. Doch Gottes Stunde war gekommen und bald nahte der Frühling mit Brausen und erfüllte die Christenheit. Missionsgesellschaften in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, England und Frankreich wurden in rascher Reihenfolge ins Leben gerufen und der Laienwelt war damit ein unabsehbares Feld ihrer Betätigung eröffnet und angewiesen. Allerdings standen die meisten dieser Gesellschaften nicht in sehr enger Verbindung mit der Kirche. Ihre Arbeit wurde sogar von vielen kirchlichen Würdenträgern, namentlich in streng lutherischen Kreisen, als minderwertig eingeschätzt, und wenn auch keine großen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so wurde dem Missionswerke doch nicht die tatkräftige Unterstützung gewährt, die es verdiente.

In Deutschland, vielmehr als hierzulande, wurde die Laienwelt herangezogen zur tätigen Mitarbeit in dem Werke der Inneren Mission. Dabei ist freilich zu beachten, daß der Begriff „Innere Mission" verschieden ist von dem, was wir hierzulande darunter verstehen. Innere Mission nach ursprünglichem deutschem Muster ist die

organisierte Arbeit, das geistliche und leibliche Wohl unter den der Kirche Entfremdeten, den Armen, Kranken, Waisen, Verlassenen und Gefallenen innerhalb der Kirche zu fördern. Christus selbst ist also gesandt zu den „verlorenen Schafen aus dem Hause Israels." Die Apostel mußten kämpfen gegen judaistische und heidnische Einflüsse, die der Gemeinde drohten. Auch die Reformation war in diesem Sinne „Innere Mission." Die Kirche, verderbt durch starres Gesetzeswesen, Verzerrung der evangelischen Wahrheit, Aberglauben, Demoralisation des Klerus und krasse Unwissenheit der Priester und der Laien, hat durch die Reformation eine Wiederbelebung des geistlichen Lebens erfahren, und Wichern hat darum Recht, wenn er die Reformation als „eine große Tat der Inneren Mission" bezeichnet.

Auch hier war es wieder der Pietismus, der bahnbrechend wirkte. Spener und Francke gaben einen mächtigen Impuls zur Betätigung des inneren geistlichen Lebens, dadurch, daß sie der Gemeinde zeigten, wie sie ihren Glauben und ihre Liebe in die Tat umsetzen konnte. Johann Heinrich Wichern, der Gründer des Rauhen Hauses in Hamburg, bestimmte und systematisierte die Arbeit der Inneren Mission und stellte sie dadurch auf eine erfolgreiche und sichere Basis. Sein warmer Appell an die protestantische Kirche auf der Konferenz in Wittenberg im Jahre 1848 leitete eine neue Aera ein, und die begonnene Bewegung beeinflußte die Kirche und das soziale Leben in hervorragender Weise. Namentlich Dr. Adolf Stoecker, obwohl vielfach angefeindet, wirkte in dieser Hinsicht mit sichtbarem Erfolg und Segen. Zahlreiche Waisen- und Krankenhäuser, Herbergen für Reisende, Jünglinge, Jungfrauen, Studenten, Gesellen und Schiffsleute, Arbeiterkolonien für Männer und Frauen, ferner die Gründung von Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereinen, von Vereinen für die Pflege der Gefangenen und Versorgung von entlassenen Sträflingen u. s. w. sind greifbare Resultate der Inneren Missionsarbeit, die, unter der Leitung und Aufsicht von Geistlichen, zum größten Teil von dazu gebildeten Laien verrichtet wird.

Die Rescue Missions und andere derartige Unternehmungen in unseren amerikanischen Großstädten sind ähnliche Institutionen. Denselben fehlt aber die innere Kraft und die äußerliche Organisation, sowie die enge Fühlung mit der Kirche, die ihnen nur in einzelnen Fällen kräftige Hilfe verleiht. Der Erfolg ist demgemäß.

Der Diakonissendienst, dieser edle und älteste Beruf christlicher Nächstenliebe, findet hierzulande noch immer nicht die Würdigung und das Verständnis, das er verdient. Die Mittel wollen nicht recht fließen und die bestehenden Anstalten haben teilweise um ihre Existenz zu kämpfen. In Deutschland, wo diese Tätigkeit aufs engste mit der Inneren Mission verbunden ist, hat sie herrliche Früchte getragen. Vielleicht kommt auch noch die Zeit, da bei uns der Diakonissendienst, von christlichen Männern und Frauen betrieben, einen Aufschwung erleben wird.

Eine Frage, die besonders in der Gegenwart die Gemüter bewegt,

und die tief in das Leben unserer Gemeinden einschneidet und darum von größtem Interesse sein muß für die Kirche, die Geistlichkeit, wie für die Laienwelt, ist die soziale Frage. Dieselbe ist jedoch so umfangreich, daß wir sie im Rahmen dieser Arbeit nur berühren können. Wir begnügen uns damit, auf den Zusammenhang der sozialen Frage mit der Reformation hinzuweisen und anzudeuten, welche Stellung die Kirche dabei zu nehmen hat. Das Erwachen des sozialen Bewußtseins, der sozialen Gleichberechtigung, oder wie ein beliebter moderner Ausdruck lautet, der sozialen Gerechtigkeit, ist ja eine Erscheinung, die die Kirche nicht ignorieren darf. Sie ist die Hüterin der sittlichen Kräfte, wie das Evangelium Jesu sie birgt und anbietet. Die Frage ist also die: „In welcher Kirche sind diese sittlichen Kräfte am reichsten und am reinsten zu finden, in der römischen oder in der protestantischen?" Wir können es auch gleich hier konstatieren, daß die Kirche ihre Aufgabe am besten erfüllen wird, welche zur Lösung der sozialen Frage am meisten beitragen wird. Die römische Kirche, die sich überall als „die alleinseligmachende Kirche," die wahre Kirche, proklamiert, behauptet natürlich ohne weiteres, daß auch sie allein fähig sei, eine befriedigende Lösung der sozialen Frage herbeizuführen.

Auf den ersten Blick möchte man ihr auch Recht geben. Man braucht nur die Mainstraße in Buffalo hinauszufahren und die stattliche Reihe von Hospitälern, Asylen, Rettungshäusern u. s. w. von außen zu sehen, um diesen Eindruck zu erhalten. Durch die Politik, die Presse, ihre Schulen und ihre geheimen politisch-religiösen Verbände übt die katholische Kirche einen mächtigen Einfluß aus auf die breiten Schichten des Volkes und nicht zum mindesten auf die Arbeiterwelt und die Frauen. Der Protestantismus hat demgegenüber, wenn auch manches, so doch im Ganzen genommen, wenig entgegenzusetzen, das in die Augen springt.

Dazu kommt noch, daß der Protestantismus römischerseits für alle Schäden des sozialen Lebens in der Gegenwart verantwortlich gemacht wird. Der römische Kirchenhistoriker Doellinger sagt in seinem Buche, „Kirche und Kirchen" klar und deutlich: „Verkürzung, Zurücksetzung und Beraubung der ärmeren Klassen ist allenthalben die Signatur der „Reformation" genannten Umwälzung." Gut ist nur, daß diese Behauptung von vielen auf Grund eigenster Erfahrung nie so recht geglaubt wurde. Man möchte sich eben der Tatsache erwehren, daß die Reformation die ganze große wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart ermöglicht hat. Dadurch, daß die Reformation das mittelalterliche Ideal der Frömmigkeit hinter dicken Klostermauern zerstörte und an seine Stelle ein Christentum setzte, das den Menschen, durch den Glauben frei geworden, anleitet, nicht aus

der Welt zu fliehen, sondern in der Welt zu leben, zu arbeiten und zu kämpfen, hat sie die Pforten einer neuen Wirtschaftsperiode weit aufgetan und ein unermeßliches Feld geschaffen für die Betätigung des menschlichen Geistes. Und derselbe machte den ausgiebigsten Gebrauch davon. Das selbständige Denken des befreiten Menschengeistes führte zu den großartigsten Erfindungen, und was noch mehr ist, zur praktischen Verwertung derselben. Ein noch so oberflächlicher Vergleich der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung in den protestantischen Ländern und den katholischen zeigt unwiderleglich auf welcher Seite der Fortschritt liegt.

Daß die Reformation auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit erneuernd gewirkt hat, haben wir in dieser Arbeit wiederholt konstatiert. Der freie Christenmensch, nicht der weltflüchtige Mönch, ist jetzt das Ideal des Christenmenschen. Nicht Weltentsagung, sondern Weltbeherrschung ist seine Aufgabe. Durch den Glauben frei, ist er doch durch die Liebe jedermanns Knecht. Das muß er bedenken in seinem Verhältnis zu seinem Nächsten. Wenn das Gesetz Christi recht erfüllet würde, wüßte man nichts von einem Kampf zwischen dem Kapitalismus und der Arbeit. Vertrauen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ist nur möglich auf der Basis der Ehrlichkeit und Wahrheit. Falsche Ware und falsches Gewicht ist dem durch Gottes Wort geschärften Gewissen nicht möglich. Wer den Menschen kennt als die Wohnung Gottes und des Heiligen Geistes kann nicht schweigen zu den bestehenden Wohnungsverhältnissen in unseren Großstädten. Wer das Wort des Meisters versteht: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" (Matth. 18, 10), der kann nicht wollen, daß einer sich bereichere auf Grund billiger Kinderarbeit. Und so könnten wir fortfahren wer weiß wie lange.

Wessen Aufgabe soll es nun sein, wenn nicht die der Kirche, die im Evangelium Jesu Christi liegenden sittlichen Lebenskräfte aufzudecken und flüssig zu machen? Ihre erste und vornehmste Pflicht ist freilich die Predigt und die Seelsorge. Lange glaubte die Kirche, daß das ihre ausschließliche Aufgabe sei, und es gibt noch heutzutage viele Vertreter dieser Ansicht. Sie vergessen aber, daß der Herr Jesus, der Gründer der Kirche, nicht nur kranken Herzen Trost spendete und verwundete Gewissen heilte, sondern, daß er auch die Hungrigen gespeist, die Kranken gesund gemacht, die Aussätzigen gereinigt hat. Darum ist's wohl wahr, was Adolf Stoecker schrieb an den Oberkirchenrat Muehlhäuser: „In der Tat, wenn die Kirche erklärt, bei einer so allentscheidenden Sache, wie die soziale Frage ist, keine andere Aufgabe zu haben als Predigt, Seelsorge, Wohltätigkeit und Anfassen der Not-

stände durch Innere Mission, dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit Teil zu nehmen. Neue Verhältnisse fordern neue Wege." So ist es. Wir meinen, die evangelische Kirche habe die Pflicht, in der sozialen Frage nicht allein mitzugehen, sondern voranzugehen, Führerin zu sein, und die ganze Bewegung des Sozialismus in kirchliche, d. h. biblische Bahnen zu lenken. Welch ein Armutszeugnis ist es nicht gerade zu dieser Stunde, da eine Konferenz von sozialistischen Vertretern in Stockholm versammelt ist, um Frieden herbeizuführen unter den kriegführenden christlichen Nationen! Warum hat die Kirche nicht die Initiative ergriffen, die doch an das Wort glaubt: „Selig sind die Friedfertigen," wörtlich die Friedensstifter, „denn sie werden Gottes Kinder heißen?" Das Volk wartet auf eine solche Kundgebung. Es ist noch lange nicht so sehr der Kirche entfremdet, daß es ihr nicht mehr Gehör zu schenken bereit ist und ihrem Urteil nicht mehr traut. Als in Deutschland die sozialistische Agitation auf ihrer Höhe war vor etwa 30 Jahren, wurde einmal in einem Fabrikort in Hannover eine sozialdemokratische Versammlung abgehalten, in der wie üblich weidlich auf die Kirche und die Pfaffen geschimpft wurde. Da trat ein einfacher Arbeiter auf und sagte in aller Ruhe, man möchte doch das Schimpfen auf die Pfaffen unterlassen, er frage die Versammlung, alle Anwesenden, wenn sie in Not gerieten, ob sich jemand sonst um sie bekümmere außer dem Pastor. Keiner wagte zu widersprechen, und die Schmähreden hatten ein Ende. Das beweist, welche Macht die Kirche hat, und wie ihr viele vertrauen. Wenn sich das schon zeigt bei den oft so kümmerlichen Anzeichen des Glaubenslebens, wie gewaltig und segensreich würde diese Macht sich erweisen, wenn unser Gemeindeleben das wäre, was es sein sollte und sein könnte bei all dem reichen Geistesgut, das die Reformation uns wiedergegeben hat.

Wenn darum, wie es den Anschein hat, erst in der neueren Zeit die Gemeinde zu dem rechten Bewußtsein gekommen ist, daß Christ sein mehr heißt als Glauben und Wissen besitzen, daß es gilt, den Glauben zu betätigen, das Wissen praktisch zu verwerten, zu arbeiten und das Evangelium anzuwenden im alltäglichen Leben, im Handel und Wandel, können wir dazu nur Ja und Amen sagen. Denn wo die Kirche, ihre Prediger und Laien, sich vereinigen zu solch gemeinsamer Arbeit in geistlichen, kirchlichen und sozialen Dingen und wo wir, wie es unser Vorrecht ist als Erben der Reformation, die Gedanken von der Freiheit eines Christenmenschen verarbeiten und in der Welt wirken lassen, da ist es weder möglich, daß die römische Kirche, wie sie es versucht, die Welt wieder zum Kloster macht und zu blindem Gehorsam knechtet, noch daß der Sozia-

lismus, wie er sich bemüht, die Welt zu einer großen Arbeiterkolonie gestalten kann, die gar nichts weiter bietet, als daß jeder satt zu essen hat. Wo die Kräfte des Evangeliums Jesu Christi angewendet werden, kommen die Grundsätze des Protestantismus immer besser zur Entfaltung. Da ist das Reich Gottes. Da wird die Reformation endgiltig siegen.

The Twentieth Century Reformation: A Socialized Religion.

"I tore up the altar-cloth, it is true; but it was to stanch the wounds of humanity."—Victor Hugo.

By H. J. Hahn

This paper was read at this year's Conference of the Ohio District.

We were speaking of vineyards in the Bible Class the other day, when a fruit-grower from Michigan took the floor and told us some things about grapevines, that we as religious teachers might well reflect and ponder over. He said in substance that the quantity and quality of fruit will steadily deteriorate, if the husbandman depends solely and continually on the old wood, the old stock for new branches; ever so often he must encourage the growth of a new and vigorous shoot springing up from the very root of the parent vine. In short he must go back to the original source to renew the life and fruitfulness of his vineyard. Keeping in mind then this law of husbandry, does not Christ's statement: "I am the true vine!"—suggest a new and imperative duty for the Evangelical churches, namely this that in order to renew the vigor and intensify the abundance of life, we must ever so often cut away the old wood of man-made theology and doctrine, that has a tendency to degenerate into unproductive fibre, and start all over again from the source, the true and noble Vine, which is Christ and His Gospel; we must revert to the root of Christianity, otherwise our religion like a neglected vineyard will yield fruit that is bitter, sparse, shriveled and unsatisfying.

Just such a situation arose back there in the early years of the 16th century; the church with its strong wideflung branches produced nothing but leaves and fruit so bitter and sour that it set humanity's teeth on edge and puckered its mouth. Primitive Christianity with its simplicity, sincerity, idealism and devotion had disappeared under layers of dry and rotted wood of formalism, dogmas, hypocrisies and superficialities; and these did not afford proper channels to conduct the elements of Christ-like life from the root to the

branches. The imperative need therefore was to hew out this dead wood, and commence all over again in Christ and His Word. Luther and his fellow-reformers did this by denying absolute authority to popes, priests, theologians and the ideas they had coined and by demanding a return to the Scriptures in their simple form. The result was a renewal of the spiritual, moral and intellectual life of the people. Religion took a new beginning in the parent root, it was no longer dependent on the old outgrown stock.

It is my contention that the church of today has grown into wild wood; that it is drawing its life and vigor not directly from the true source but indirectly thru dead forms, customs, habits, preconceived ideas and inherited doctrines. I contend that all these hindrances stand between us and the dynamic gospel, that they make impossible a vital contact with Christ. The need therefore of our time is a return to the source of true inspiration, knowledge, direction and idealism, namely Christ. To meet this demand, it becomes necessary to take the step that the reformers took, namely deny to any man or any group of men the right to interpret for us the teachings of the Master, or to mould our religious opinions. We must deny Luther the right to dictate, just as he denied that right to the pope. We would speak with Jesus—*directly!* If the simple uneducated fishermen heard Him gladly and understood without the aid of an interpreter, why cannot we? What place has abstruse theology or philosophical dissertation in the religion of the Carpenter of Nazareth? Why paint the lily?

Many years ago an artist was examining a grotesque, ill-proportioned painting, the colors lurid and displeasing, and he was wondering how this inartistic production ever found its place among the masterpieces. But close scrutiny revealed the fact that underneath this ludicrous picture there was concealed an amazingly beautiful portrait of the Christ, done by one of the world's masters. As a result it was stripped of its hideous disguise and since has served to inspire men to nobler thoughts and deeds. Are not we too discovering that beneath the repelling dogmas, ill-proportioned doctrines and forced allegories of theology, there is hidden and concealed the picture of a life of surpassing charm and beauty done by the master-hand of Christ? We must give that to the world of men for their edification! We must give the people the Bible. This book has been chained and forbidden because the popular mind has been chained by preconceived and inherited ideas and notions. Rauschenbusch says: "We see in the Bible what we have been taught to see there." In order to really know Christ, we must put aside our theologically tinted glasses and our doctrinal prejudices and approach Him with a clear eye and an open mind and heart. This course will lead to the discovery of Christ's true religion and this is the only

religion that can withstand the sharp, even bitter attacks of modern scientific criticism. Breaches have been and are being made in Luther's theology, and Calvin's and St. Augustine's, etc., but the real religion of Christ is impregnable, in fact it is looming larger and larger as the eventual haven of refuge for troubled humanity. Notice what an outspoken agnostic like George Bernard Shaw has to say of Christ. This man Shaw seems to take a fiendish delight in ridiculing the church, laughing at its inconsistencies, boisterously jeering at its hypocrisies; yet when he confronts the heroic character of Christ, his flippancy disappears, his scornful laughter is silenced and in all seriousness he exclaims in his preface to "Androcles and the Lion": "Why not give Christianity a trial?" and goes on to say: "The question seems a hopeless one after 2000 years of resolute adherence to the old cry: 'Not this man but Barabbas!' Yet it is beginning to look as if Barabbas was a failure, in spite of his strong right hand, his victories, his empires, his millions of money, and his moralities and churches and political constitutions. '*This man*' has not been a failure yet; for nobody has ever been sane enough to try His way.—Barabbas has stolen His name and taken His cross as a standard. The moneyed, respectable, capable world has been steadily anti-Christian and Barabbasque since the crucifixion; and the specific doctrine of Jesus has not in all that time been put into political or general social practice. I am no more a Christian than Pilate was, or you gentle reader, yet I am ready to admit that after contemplating the world and human nature for nearly 60 years, I see no way out of the world's misery but the way which would have been found by Christ's will if He had undertaken the work of a modern practical statesman."

The faithful watchers on the ramparts of the modern church cannot give utterance to the assuring cry: Twentieth Century and all's well! A dark foreboding at times possesses us that the church is trembling on its foundation and there are not lacking those who are prophesying disgrace and doom. We hear statements such as these: "We are standing by the deathbed of religion." These forebodings and prophecies are not groundless but based on the ominous signs of the time. Let us face the facts. The church of today is referred to repeatedly as a spent force by its critics and even its most optimistic defender is forced by circumstances to admit that the church is rapidly forfeiting its claim to moral leadership. It is losing its following. Statistically the church is not holding its own. Some numerical gain is made by various denominations but in no case is it in proportion to the increase in population. Church statistics show that less than 30% of the total population of America may be called regular attendants at church; perhaps 20% are irregular and on the other hand fully 50% never attend any church at all. In

the cities the percentage is even more alarming; in London only 6% of the people attend church and similar conditions exist in the large cities of our land. In the United States the Roman Catholic Church claims only 13 4/5% of the population and the Protestant Churches claim 24%; this would leave over 60% having no church connection whatever. Yet we are to make disciples of *all men!* We are not "making good" this vigorous, aggressive program of our Master. We are apparently content to wage a defensive campaign and in many cases the churches are very apparently retreating. In the large cities for instance the down-town churches are moving out to the suburban districts because the fight against evil and materialism is too fierce. The people that need the church most are down-town and continue to increase in numbers; in one section of New York 40 churches have moved out and 100,000 more people have moved in, perhaps not cultured, well-to-do folks, but lost sheep of the Father's fold. The church however has followed the substantial church member to the fashionable district. Christ's commission was to leave the 99 and go and seek the *one lost sheep* but instead we are leaving the 99 lost sheep down in the wilderness of the city with its thousands of perils and follow the few 'respectable' more fortunate ones out in the suburbs. Is not this a confession of weakness?

And what about those who are recognized church-people? How many of them give the first place or even an important place to the church in their lives? There is a pronounced and growing tendency toward irregular attendance; the church interest cannot compete successfully with the church members' interest in recreation and outside attractions. And all the while there is an increasing horde of those, for whom the church simply does not exist; if they think of it at all, it is in terms of unreality and remoteness from life. Not long ago an educator of repute said to me: "Why, no one takes the church seriously!" Exaggerated? Perhaps; and yet there is such a thing as a religious crisis in America, however much we may scoff at the idea. There is cause for alarm. There is great need for asking: "What is wrong with the church?" We are either on the eve of a great reformation or on the eve of extinction. I have faith that it is the former.

Josiah Strong points out the fact that the great reformations or religious awakenings of the last four centuries, commencing with the Lutheran Reformation, came in connection with preaching of a neglected Scriptural truth which was precisely adapted to the peculiar needs of the times.

This is the permanent challenge to the church: Can you meet the needs of the time; can you throw the light of truth on the bewildering problems of the day; can you lead society out of the wilderness into the promised land? Christ has equipped the church

for just such tasks of leadership and enlightenment, and when it fails to assume such tasks and permits the people to be scattered abroad as sheep without a shepherd, permits the people to sit in the darkness of doubts and fears, the only explanation is this, that the church as a hireling shepherd has fled, and as a torchbearer it has hidden its light under a bushel. One of the lessons most clearly legible in the history of the Christian Church is that it must adapt itself to the world's needs or die. That is a law of life: adapt yourself or die.

To fulfill her mission the church must turn her back on dead issues and face present tasks. She must come out of her 'spiritual isolation' and live in this world and age, ministering to it. So we as teachers in that church must acquaint ourselves with and recognize the characteristics of the age, its questions, its deep yearnings, its needs,—just as the physician diagnoses the disease of his patient before ministering to him.

What then are the *outstanding characteristics* of *this age?* I believe we can all agree on the answer: This is an age of a new social consciousness. "Literature throbs with it. The daily press with its record of contemporary history reflects it. It has made its way into the curricula of colleges. Political parties are being re-aligned because of it. Legislators are grappling with it as some new and mighty force with which they are unfamiliar. Not only the agitator and demagogue but statesmen and all thoughtful citizens are occupied with social problems." It is the livest topic of the hour and the most gripping. The industrial revolution of the last century has brought with it a social revolution. The steam driven machine has produced the great industrial centers and populous cities where men are thrown together in a state of amazingly complicated interdependence. No man liveth unto himself alone; and their well-being rests entirely upon the closest and most sympathetic co-operation. The more complex society becomes the more destructive and harmful become all actions and motives that disregard social obligations. In short the tendency has been from an individualistic to a social or collective type of civilization, which involves new duties to our neighbor. We are developing a social conscience under the pressure of industrial and economic conditions, a social conscience that recognizes the fact that we must be our brother's keeper or perish as a civilization.

The social revolution is on!! What will guide and direct it? Yearning humanity is groping piteously to discern truth and justice amid the dazzle and murk of thought chaos of the present day world. Note for instance the rapid growth of Socialism and other radical organizations. Yes, humanity needs light, guidance, inspiration and idealism in this crisis as never before. This revolution may have for

its motive bitter hate and lead to destruction; or it can be inspired by love of humanity and lead to the fulfillment of the dream of a perfect social order as pictured by the prophets of old. Which shall it be? I know what it will be if left to the leadership of the masses embittered and poisoned by oppression, brutalized by cruelty and exploitation antagonizing religion because of the church's indifference to their cry for justice. But on the other hand, I have radiant visions of what the outcome would be if the church would place herself with all her idealism, love and service at the head of this movement and direct all this eagerness, this struggle for justice, righteousness and brotherhood. The time demands, imperatively demands with a thousand million voices a program of social reconstruction! I for one would rather see that program come from the church of Christ, than from any other source. The church in all her history, has never had a greater opportunity.

But have we as religious leaders bothered ourselves a great deal about social movements or social instruction? Do our teachings meet the social needs of the time? The great body of working people say: No! The church with its organizations is something far removed from the labor world with its organizations. The two are drifting farther apart each year. I would not have believed such a statement two years ago; today I know it to be true. During the last year I have had the opportunity of dealing with labor unions and mingling with the mass of laborers, and I have been appalled by the indifference or hostility manifested there toward the church. Some months ago I was invited to address a meeting of the largest union in this city, when a friend of mine said to me: "If you go up there to talk to those men, do not tell them you are a preacher. They have no use for the church." However I informed them that I was a pastor but thruout the address I felt the tremendous antagonism toward the church. I noticed this that you can talk to these horny-handed sons of toil about the Carpenter of Nazareth, the Lover of the common people, the Advocate of Brotherhood, this Champion of Justice: they were receptive, they applauded lustily. But the church —that was a different matter; they regarded it with suspicion, even with hate and I felt that I could not defend it, I could not justify its attitude of indifference to social conditions. What could I say in defense when they pointed out to me that in the great industrial struggles against palpable, conspicuous injustice, the obstinate employers were often church-men and in spite of their inhuman unsocial attitude they still remained in the church as office-holders without being condemned or rebuked. This is how one laboring man argued his case: "The sermon always appeared to me to reconcile things I couldn't understand. Mysterious religious authority was given that I accepted. When I talked to my minister about definite

cases of suffering in a hard strike, where he and I both believed the men were not to blame, he still insisted that somehow it was all right, and somewhere in the future it would be set straight. Now my experience has taken that belief out of me, at least I cannot accept that kind of authority any longer. Nor do I believe that Jesus of whom he speaks so much, would have accepted it or acted on it either. The successful classes even tho they didn't know it or mean it, have used religion and heaven to keep the peace and put off a lot of troublesome duties. When I found this out I threw it all over." This opinion is shared by millions of men and women. We cannot excuse our failure here by citing the fact that we have too many other things to look after. The Archbishpo of Canterbury publicly explained some years ago that he worked 17 hours a day and had no time left to form opinions on the labor problem, whereto Mr. Keir Hardie made this cutting and unanswerable reply: "A religion that demands 17 hours a day for organization and leaves no time for a single thought about starving and despairing men, women and children, has no message for this age." The question has been asked me: Where has the church become the advocate of a body of working men fighting for a living wage? And I had no answer. In the Cloak and Suit Industry strike of New York, the demands of the workers were recognized as just by everyone from the mayor on down but we are told: "the church played safe as usual"—the church was "damnably dumb."

What is your answer in the face of these indictments? Some seek to justify the church by citing her charity work. But the response is this: We want Justice not Charity. Others again point with pride to the fact that almost every denomination now has a Social Service Commission; but in how many cases do they really serve? As some laborer has remarked: "I haven't heard of one that has gotten into a real fight." These commissions are accused of maintaining a "masterful inactivity" when confronted by the blood and fire of the labor problem. I fear that we must frankly plead guilty to the charge that the church has failed tragically in answering the social questions of today and in assuming leadership in this social revolution. Perhaps this is why we must wrestle with such problems: How can we get men to attend church? Why does not the church membership grow with increasing population? What about those yawningly empty pews? Where are the young men to enter the ministry?

I have thus far tried to show that the church is on the decline and that the waning of the influence of the church type of Christianity is co-extensive with the social unrest and revolution. The workingmen who are most interested in social reform are rapidly losing interest in the church. That is, just in proportion as civiliza-

tion becomes social is the spirit of the church seen to be out of harmony with it, and incapable of meeting its needs. We have been preaching a strictly individualistic gospel, the world needs a social gospel.

Such is, as I see it, the problem that challenges our attention. Can we meet it? I think we can and will. How? By socializing our religion, which means nothing more nor less than a rediscovery of Christ and His Gospel. To find a vital, efficient, practical social religion, I know of no better place to seek than in the Gospel of Jesus. Twenty years ago the social wealth of the Gospels was almost undiscovered. "We used to plow it six inches deep for crops and never dreamed that mines of anthracite were hidden down below."

Shailer Mathews says: "Were one to come to the words of Jesus unbiased by traditional interpretations, the impression would be inevitable that the goal of His effort was the establishment of an ideal society quite as much as the production of an ideal individual." Jesus Himself has chosen as His term for the highest good, one that in itself suggests social relations: the Kingdom of God. The Kingdom is the goal of effort, the reward of persecution and the abode of blessedness. By the Kingdom of God Christ meant an ideal social order in which the relations of men to God is that of sons and therefore to each other, that of brothers."

The Kingdom of God was the great theme of Jesus. He commenced His ministry with the statement: Repent, for the Kingdom of Heaven is at hand! He teaches us to pray and strive for its realization. His whole course of instruction is referred to as "the word of the Kingdom." In the synoptic gospels He refers to the Kingdom over a hundred times. We are thus justified in insisting that Christ's teachings and His mission be regarded in the light of the "Kingdom" and that a correct understanding of what He meant by that expression is one of the first conditions of understanding Christianity. To misunderstand the Kingdom idea, is to misunderstand Christ's message.

Now what did Christ have in mind when He spoke about the Kingdom? Even among Christians the conception is very vague and mostly erroneous; it is something mysterious and intangible. Some consider it to mean heaven, the home of the dead: the chief business of the Christian is to get out of the world and gain heaven, "save their souls," as they say. According to this view the consistent thing to do would be to follow the example of the monks and hermits of the Middle Ages and withdraw from the world of men to the cave or cloister.

Another misconception identifies the Kingdom with the visible church. To get men into the church is to get them into the Kingdom. The church thereby becomes the end of our striving instead of

the means to an end, and as a result we find ourselves serving the church, instead of serving humanity thru the church. Do we not unconsciously make the church the real object of our endeavor? When planning a new church, do we ask: Where do the people need it most?—or do we ask: Where will a church become self-supporting in the shortest time?

Both of these popular conceptions appear erroneous in the light of Christ's statements concerning the Kingdom. It is interesting to note that Christ did not define the term at all, because His audience was well acquainted with the expression, for the Jewish prophets had had much to say about the coming Kingdom. The Jews were looking forward to its coming. Now the application of the scientific method to the Old Testament history has caused "new light to break forth from His word." And as Josiah Strong says: "In this light we see that by this expression, "the Kingdom of God," the Hebrew prophets did not mean heaven, the home of the blessed dead, of which they knew little, nor did they mean by it the Christian Church of which they knew nothing at all. It meant an ideal world, a world brought into harmony with the will of God, and therefore enriched with every blessing, spiritual and temporal." Christ took up this their message saying: "I have not come to destroy the prophets but to fulfill them." He did not radically change the Kingdom idea, He perfected it, enriched it and deepened its meaning. He did not tell the Jews they were mistaken about expecting the Kingdom here and now; He taught them to pray: Thy Kingdom come *on earth as it is in heaven*. "He unmistakably taught immortality and a heaven in another world, but He had comparatively little to say of either. He told us all we need know about these and devoted the greater part of His teachings to the duties of life. He apparently believed that the best way to fit men for heaven in another world was to get them acclimated to heaven in this world. In fact, no man can go to heaven who does not take heaven with him." A pastor once wrote to an exponent of the social gospel: "I keep at the only work I am commissioned to do, 'getting the jewels (souls) out of the mud-puddle,' not trying to clean up the mud-puddle." I cannot believe Christ regarded the world as a hopeless 'mud-puddle,' forever lost to the God who created it, a constant menace and peril to every soul that goes thru life. Jesus shows so plainly that He did not have in mind merely or chiefly the salvation of individuals, but a social ideal. He comprehended, as we are just beginning to comprehend, that salvation of the individual is all but impossible, so long as he is dealt with merely as an individual. The religion of Jesus with its fundamental conceptions of a Heavenly Father and a great human brotherhood, is primarily a social religion. The whole Gospel clamors for drastic changes in the social order; it is nothing short of proclaim-

ing a social revolution. Read without prejudice or bias the Magnificat, the Beatitudes or the whole Sermon on the Mount and you will feel the revolutionary demand for change running thru it all. Without such drastic changes Christianity becomes or remains impossible in this world. For instance, Christ says: "Take no thought saying: What shall we eat? or What shall we drink? or Wherewith shall we be clothed?"—Do you obey that request? Of course you do not; conditions are such that you have to worry about these things. Christ realized that fact from experience, therefore He adds: " Seek ye *first* the Kingdom and His righteousness and all these things shall be added unto you."

The aim then of Christ is not alone to prepare men for heaven but to make men good, to establish the law of love and service in a Kingdom of heaven on earth. The Christianity of Christ demands a perfect social order here and now, and it is just such a social order that the world is seeking, as I sought to point out before. So we can meet the world's needs by returning to Christ and learning from Him once more that we must 'seek first the Kingdom of God' and all the other things that we have sought with so little success (like the salvation of individual souls, etc.) shall be added unto us.

No deliverance of men can be permanent that does not include a saved environment. We cannot accept as our ideal anything less than a saved soul, in a saved body, living in a saved community. We have up to this time contented ourselves with ministering to the soul alone and surrender the body to the earthly hell of want, worry and poverty and the community and state to the devils of greed, profit and exploitation. Of our success we cannot be proud. Millions it is true still *profess* a Christian faith but Mammon directs their life and actions; but faith without works is dead; by their fruits ye shall know them. The argument is being put forth that even the church receives orders from Mammon, the concentrated wealth of our time. We are told that most of the ministers "are muzzled by their masters and dare not preach the Gospel of the Carpenter." "The ox knoweth his master and the ass his master's crib." In his book "They Must," Kutter has this to say: "To such a pass has the church come that it fights under the banner of Jesus against His Gospel. It wields the sword of the spirit to quench all that is spiritual. It is pious, but its piety is godlessness." I regarded utterances such as these as being overly harsh and unjustified until I beheld the attitude of the churches in this crisis of the world war: they took up the sword at the behest of Mammon and totally disregarded Christ's command: Put up the sword, for they that take the sword, perish by the sword. Yes, worse, they use the banner of the Prince of Peace to lead to war; in the name of brotherly love they stir up hate. I am forced to believe now that the church is

approximating to moral bankruptcy. You cannot save the world by preaching an individualistic religion, it requires something bigger and deeper. Our business is to make over an antiquated and immoral economic system; to create just and brotherly relations between the groups and classes of society; we must refashion this earth making it clean and sweet and habitable. Religion was made for man, not man for religion. The church should be the servant, not the master of men.

The multitudes are out in the desert, helpless, bewildered and hungry. We have preached to them, given them a spiritual message; yet they remain in the wilderness of social mal-adjustment. We send them from us as did the disciples of Christ nineteen centuries ago—but Christ turns to us and says: Give ye them to eat.

When we assume this new and broader duty then we can confidently look forward to the dawning of that day of which the prophets of the old and new dispensations speak so glowingly and enthusiastically: The Lord hath anointed me to preach the good tidings to the meek; He hath sent me to bind up the broken-hearted, and to proclaim liberty to the captives. They shall build the old wastes, they shall raise up the former desolations, and they shall repair the waste cities. There shall be a new heaven and a new earth."

The possibilities are so splendid, so vast, so far-reaching that it overawes us and challenges our deepest faith. Let us find that faith! "The east is aflame with the Day of Jehovah, and a thousand voices are calling. Will the church respond?"

Gewohnheiten, die zur Liebe führen.

(Aus Prof. Dr. C. Hiltys: „Das Geheimnis der Kraft.")

Zu jeder Tugend des Menschen ist, auch wenn sie ihm prinzipiell klar geworden und der Entschluß dazu gefaßt ist, noch beständige Uebung von nöten. Es springt keine fix und fertig, blank und klar, zur Abwehr wie zum Angriff gerüstet, gleich der Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervor. Im Gegenteil, die großen Tugenden bestehen oft nur aus einem Konglomerat von kleinen Gewohnheiten, die sich allmählich gebildet haben und von denen eine die andere unterstützt und entwickelt, bis sie endlich dem Auge des Dritten wie ein einheitliches Ganzes sich darstellen, während der Besitzer die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Bausteins sehr wohl kennt und vielleicht den Schlußstein erst von einem künftigen Dasein erwartet.

Solche Gewohnheiten, die zur Liebe führen, sind:

Die Gewohnheit, nicht zu kritisieren und wo möglich nie nein zu sagen. Viele ganz gute Menschen haben die entgegengesetzte und können dadurch sehr lästig und für andere hinderlich werden. Sie müssen jedes Buch und jeden Menschen, der ihnen begegnet, „beurteilen." „Was hal-

ten Sie von ihm?“ ist ihre beständige Frage auch an andere. Sie kommen dadurch sehr oft in die Lage, ohne gehörige Sachkenntnis zu urteilen und ihre Urteile zurücknehmen zu müssen, oder (was noch schlimmer ist) sich gegen eine erkannte Wahrheit zu wehren und gegen besseres Wissen im Irrtum zu verharren. Ebenso haben manche Leute ein ewiges Nein in den Augen oder auf den Lippen; man sieht es schon, während man noch zu ihnen redet, und verliert alle Lust, dies weiter fortzusetzen. Es gibt, genauer betrachtet, z. B. in einer Familie, viel weniger wichtige Differenzen der Anschauung, als man glaubt; vieles ist gleichgültig, manche Differenz bloß scheinbar, im Ausdruck, nicht in der Sache bestehend. Wie viel bequemer wird das Leben und wie viel leichter, was die Hauptsache dabei ist, die Liebe, wenn man bei einem Menschen, mit dem man zu leben hat, zum voraus weiß, er wird immer gerne ja sagen, wenn er nicht einen sehr guten Grund für Nein besitzt. Während man mit anderen Leuten fast gar nicht mehr verkehren mag, weil man sie zu allem zwingen oder erst mühsam überreden muß. Manchmal sogar zu dem, was sie eigentlich selbst billigen und wollen. Gewöhne dich an das Zustimmen, wo es irgend möglich ist; das macht das Leben leichter und entspricht der Gesinnung der Liebe. Und ebenso daran, Kleinigkeiten immer als solche zu betrachten.

Es gibt unendlich viele Fälle im Leben, wo man im Zweifel ist, wie man handeln soll. Zwei oder noch mehrere Wege erscheinen gleich möglich und nach den gewöhnlichen Regeln von recht und unrecht oder gut und böse gleich zulässig; es handelt sich bloß um eine gewisse Zweckmäßigkeit. Die weitaus meisten Menschen wählen in solchen Fällen schließlich doch das, was ihrem Vorteil, oft auch nur ihrer Bequemlichkeit am meisten entspricht. Wähle du konsequent das, was das Liebevollste ist. Bemerke noch dabei: Die Taten der Liebe, die man nicht gerne tut, haben einen besonderen Segen. Diese Erfahrung trägt sehr dazu bei, sie zu erleichtern.

Gewöhne dich stets, auch freundlich auszusehen. Nicht so sehr vielleicht, wie die Photographen es verlangen, wohl aber viel freundlicher, als die meisten Leute heute in den Eisenbahnen einander gegenübersitzen.

Sage nicht leicht zu jemandem ein hartes oder verächtliches Wort; aber unterlasse nie, ein freundliches anzubringen, wo es am Platze erscheint.

Sei stets sehr freundlich gegen alle Armen und Kleinen, denen dies ein Sonnenstrahl in ihrem gedrückten Leben sein kann. Solltest du je das Bedürfnis empfinden, zurückhaltender zu sein, so sei es immer nach oben, nie nach unten.

Laß auch die Tiere und Pflanzen an deiner Freundlichkeit teilhaben. Es ist dies auch eine Uebung in der Liebe.

Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gehören ebenfalls zur Liebe; man darf nie Verabredungen nicht einhalten, Briefe, die erwartet werden, nicht schreiben; oder nicht telegraphieren, wo es für den Empfänger eine Erleichterung von Sorgen bedeutet. Oder Briefe nicht genügend fran-

tieren, oder Rechnungen nicht sofort bezahlen, oder Geliehenes nicht so bald als möglich zurückerstatten, oder für empfangenes Geld nicht sofort quittieren. Wenn man auch nicht selbst über solchen üblen Angewohnheiten und Nachlässigkeiten die Liebe und Geduld verliert, so verliert sie der andere.

Vermeide jeden auffallenden Luxus. Nicht bloß aus Sparsamkeit, sondern auch, um andere nicht zum Neid zu reizen.

Mache keine unnötigen Besuche und jedenfalls keine in der Arbeitszeit des Besuchten.

Wo es sich um freiwillige Gaben, wie Trinkgelder und dergleichen, handelt, nimm das Maß immer eher zu reichlich, als umgekehrt.

Was man gar nicht lieben kann, muß man lassen, sich auch in Gedanken mit ihm gar nicht weiter beschäftigen, namentlich aber nicht Haß in Gedanken festhalten, selbst wo man ihn nicht äußert. Dieses stille Zürnen ist der Grund, weshalb manche Leute innerlich nicht recht vorwärts kommen und weshalb in vielen gebildeten Familien auch ohne eigentlichen Streit und Zank, wie er in den unteren Regionen besteht, doch ein Geist des Unfriedens umgeht.

In diesem Sinne hat selbst Christus zuletzt den Judas aus seiner Liebesgemeinschaft entlassen, und er gibt uns den ferneren guten Rat: „Laß die Toten die Toten begraben.“ Namentlich in den oft sehr kleinlichen Partei- und Kirchenstreitigkeiten unserer Tage ist es eine gute Gewohnheit, sich nicht um alles zu bekümmern, was vorgeht.

Du kannst nicht mit Grund einwenden, die Menschen seien meistens nicht liebenswürdig. Man muß sich dennoch vornehmen, sie so weit als möglich zu lieben, jedenfalls nicht zu lästern oder zu kränken. Luther sagt mit gutem Recht: Gottes Wort und Werke halte man immer zuerst für unmöglich; dann aber gehe es so einfach und leicht vor sich, daß man erstaune; man müsse aber zuvor daran glauben, ohne es zu sehen.

Wenn man nicht immer mit Taten Liebe üben und sie anderen erzeigen kann, so muß man wenigstens beständig liebevoll zu denken versuchen. Das ist schon etwas sehr Gutes und erhält die Gewohnheit wach, die bei Gelegenheit dann zu Taten führt.

Wenn du gerade im Augenblick nichts Besseres zu tun hast oder gar dich langweilst — was man nie aufkommen lassen darf — so denke darüber nach, wem du etwa eine kleine Freude bereiten könntest. Schon das Nachdenken wird dich unterhalten und noch mehr die Ausführung. Die meisten gelangweilten Menschen denken in solchen Zeiten darauf, sich irgend einen Genuß zu verschaffen, was viel kostspieliger und unwirksamer, oft auch unmöglicher ist, oder andere zu plagen, was ihre gewöhnliche Unterhaltung bildet. Bei gelangweilten Leuten ist immer nicht gut sein.

Suche dir die kleinen Leute zu befreunden, den Briefträger, den Straßenkehrer, den Lampenanzünder und viele andere, an denen du sonst täglich gleichgültig vorübergehst. Das wird sich dir viel dank-

barer erweisen als die vornehmsten Bekanntschaften, die in der Regel nur nehmen und nichts geben wollen. Selbst mit Hunden und Katzen der Nachbarschaft kann man, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, eine recht aufheiternde, gute Bekanntschaft pflegen.

Man muß auch jede Arbeit nur mit Liebe tun. Sonst verleidet sie einem leicht oder ermüdet zu sehr und trägt keine rechte Frucht, während sie sonst stärkt.

Man muß es sich ernstlich abgewöhnen, über Leute zu reden, was die gewöhnliche Unterhaltung der gewöhnlichen Menschen ist. Dabei kommt nichts als Verleumdung heraus, oder dann eine Huldigung und sogenannte „Verehrung," die auch eine Uebertreibung ist; selten die richtige Wahrheit.

Das sind eine Anzahl von kleinen Gewohnheiten der Liebe, die sich noch leicht durch die eigene Erfahrung jedes Lesers vermehren lassen.

Namentlich gegenüber den entschieden Bösen und giftigen Verfolgern oder den unverschämten, zudringlichen Egoisten kommst du nicht durch ohne eine Gewohnheitsliebe, die ohne jedes Nachdenken darüber von selbst vorhanden ist. Sonst brechen die wilden Tiere des Hasses und der Menschenverachtung durch den schwachen Zaun der sogenannten Humanität oder Menschenliebe durch, bevor du zur Ueberlegung gelangt bist.

Endlich, wenn du einen guten, liebevollen Gedanken hast, der meistens eine Eingebung Gottes ist, so führe ihn sofort aus und mache ihn dadurch unwiderruflich. Sonst wird oft schon die nächste Stunde eine Art von Ernüchterung oder Gleichgültigkeit dagegen bringen, und am Ende lernst du dich selbst und andere mit bloßen guten Vorsätzen oder schönen Redensarten betrügen.

Kirchliche Rundschau.

Das Gesangbuch der evangelischen Gemeinde ein Geschenk Luthers.

Zum evangelischen Gottesdienst gehört weiter das evangelische Gemeindelied, denn die Gemeinde steht im Gottesdienst als die Schar geistlicher Priester vor ihrem Gott, mit dem Recht und dem Bedürfnis, ihm zu singen und zu spielen. Als darum Luther 1523 zum erstenmal daran ging, eine evangelische Form des Gottesdienstes zu schaffen, sehnte er sich auch schon nach deutschen Gesängen, die dann nicht nur vom Chor, sondern zugleich vom Volk gesungen werden sollten. Wohl gab es bereits allerlei religiöse Lieder in deutscher Sprache, denn die Gemeinde hatte es ja zuletzt dem Priester- und Papsttum abgerungen, daß sie nicht nur das dem Priester und Chor zugewiesene Kyrie mitsang, sondern daß sie an besonderen Tagen es auch durch ein daran anschließendes Lied erweiterte; und daneben hatte sich das Volk auch geistliche Lieder geschaffen, die es außerhalb des Gottesdienstes sang. Aber unter diesen schon vorhandenen Liedern fand Luther nur wenige, welche den rechten Geist hatten. So galt es, das Vorhandene umzuformen und Neues zu schaffen.

Luther nahm auch diese Arbeit auf. Er wandte sich zuerst an andere, denen er mehr poetische Begabung zutraute als sich selber. Besonders bat er Spalatin, alttestamentliche Psalmen in freier Weise umzudichten; auch Paul Speratus, der damals bei ihm weilte, spornte er zu gleicher Arbeit an. Der letztere schenkte dann der Kirche auch mehrere Lieder, von denen das wichtigste und bekannteste heute noch in allen evangelischen Gesangbüchern steht; es war das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte." Das wichtigste mußte aber auch diesmal Luther selber tun. Es war auch gleich sein erstes für den Gottesdienst berechnetes Lied nach Inhalt und Form fast gleich ausgezeichnet. Es erschien nämlich schon 1523, also im selben Jahr, da er anfing, den evangelischen Gottesdienst einzurichten, das Lied: „Nun freut euch, lieben Christen gemein, und laßt uns fröhlich springen," in dem sich die jubelnde Freude über die Gottestat der Erlösung durch Christus und die sich darauf gründende Heilsgewißheit der gläubigen Gemeinde in ergreifender Weise ausspricht. Dasselbe Jahr brachte neben andern auch noch das aus Sündenangst und -not geborene: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir," und das bekannte Weihnachtslied: „Gelobet seist du, Jesu Christ." Am Ende des Jahres 1524 lagen schon 24 Kirchenlieder aus Luthers Feder vor, so daß er mit Recht der Vater des evangelischen Kirchenliedes genannt worden ist. Es ist wunderbar, welch eine Fülle von Gaben der Heilige Geist doch über diesen Mann ausgegossen hat, daß nun sein gläubiges Herz auch noch der Quell wurde, dem die Lieder in solchem Reichtum entflossen! Aus der Zeit nach 1524 kennen wir noch 12 weitere Lieder von ihm, darunter das Schutz- und Trutzlied der Reformation: „Ein feste Burg ist unser Gott" (vor 1529, vielleicht schon früher, etwa auf dem Weg nach Worms, entstanden?), das goldige Kinderlied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her," und das Gebetslied wider den Papst und die Türken: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Bei manchen seiner Lieder hatte Luther eine Unterlage, die er in freier Weise benutzte. Manchmal war es ein lateinisches Lied, das er in deutschen Versen wiedergab (z. B.: „Gelobet seist du, Jesu Christ," „Wir glauben all an einen Gott," „Mitten wir im Leben sind"); ein andermal überarbeitete und vermehrte er vorhandene deutsche Lieder (z. B.: „Nun bitten wir den Heiligen Geist," „Gott sei gelobet"); oder er goß Psalmen in evangelische Kirchenlieder um (z. B.: „Es wolle Gott uns gnädig sein," „Aus tiefer Not schrei ich zu dir"). Er lieferte aber auch Originallieder, und dazu gehören gerade seine besten Lieder, wie: „Nun freut euch, lieben Christen gemein," „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Etliche sind trotz aller Anlehnung an biblische Stoffe so gut wie ganz als Originallied zu beurteilen; so: „Ein feste Burg ist unser Gott," trotz seiner Anlehnung an Psalm 46, und: „Vom Himmel hoch, da komm ich her," trotzdem es seinen Ausgang von Luk. 2, 9 ff. nimmt.

Zu den Liedern gehören aber Melodien, nach denen man sie singt. Früher hat man nicht wenige von diesen Melodien auch auf Luther zurückgeführt. Aber so sehr er die Musik auch liebte und sie selber pflegte, so kann man doch nur von zwei Melodien mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß er sie erfunden hat. Freilich sind es wieder zwei ganz vortreffliche Melodien, die ihren Liedern aufs beste angepaßt sind, nämlich die Melodien zu: „Ein feste Burg ist unser Gott," und „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Zu vielen andern Liedern hat man schon vorhandene und dem Volk bereits bekannte Melodien genommen, mochten sie ursprünglich für lateinische Lieder

des Kirchenchors oder für religiöse Volkslieder bestimmt gewesen sein, oder gar zu weltlichen Liedern gehört haben; oder es haben andere neue Melodien dazu geschaffen. — Die Melodien wollten endlich mit der nötigen Begleitung versehen sein, so daß sie nicht nur von der Gemeinde einstimmig gesungen wurden, sondern der Gemeindegesang vom mehrstimmigen Chor oder — was erst später allgemeiner wurde — von der Orgel vielstimmig begleitet werden konnten. Für diese Arbeit der Komponierung gewann Luther den Singmeister der kurfürstlichen Kantorie, Johann Walther. So erschien denn auch 1524, nachdem vorher im selben Jahr — wir wissen nicht, in welcher Reihenfolge — ein Wittenberger Liederbuch mit 8 Kirchenliedern und zwei Erfurter Liederbücher mit je 25 Liedern herausgekommen waren, ein „Geistliches Gesang-Büchlein," mit einer Vorrede von Luther und mit dem Tonsatz für den Chor von Johann Walther. Es enthielt 32 deutsche und fünf lateinische Kirchenlieder; 24 hatten Luther zum Verfasser. Die erwähnten andern Sammlungen hatten nur die einstimmige Melodie dargeboten oder sie gaben, wie es heute noch vielfach geschieht, nur an, nach welchem „Ton" oder nach welcher „Melodie" die Lieder zu singen waren. Das von Luther und Walther herausgegebene „Geistliche Gesang-Büchlein" war für die lateinischen Schulen in den Städten bestimmt, denn Luther wollte, daß der Schülerchor den einstimmigen Gemeindegesang mehrstimmig begleite.

Mit der Herausgabe des evangelischen Gesangbuchs war von Luther ein weiterer bedeutsamer Schritt zur Verbreitung und Befestigung des Evangeliums und damit zur Begründung der evangelischen Kirche geschehen. Das Volk lernte die Lieder auswendig und eignete sich damit die wichtigsten Stücke der christlichen Heilswahrheit an; bald gehörte das Gesangbuch zu den wichtigsten Andachts- und Erbauungsbüchern des evangelischen Hauses. An manchen Orten stimmten die evangelisch Gesinnten mitten im römischen Gottesdienst ein evangelisches Lied an und ließen nicht ab, bis sie den Priester zum Schweigen gebracht hatten. Mehrfach erzwangen sie sich dadurch die Anstellung eines evangelischen Predigers und halfen damit der Reformation zum Ziel. In ihrem Gesangbuch besitzt die evangelische Kirche heute noch eins ihrer wertvollsten Kleinodien, das sie nur im Haus wie in der Kirche immer fleißiger brauchen sollte; und in den Melodien dazu, ihren trefflichen Chorälen, hat sie einen Schatz, der turmhoch über all dem steht, was man in unserm Land kirchliche Musik nennt. Sie muß sie nur recht singen, rhythmisch singen lernen. Luther nannte das Gesangbuch die Bibel der Einfältigen und auch der Gelehrten, und rief 1529 seinen Wittenbergern in der Predigt zu: „Wie werden die Frommen durch diese Lieder entflammt! Sorgt also fleißig dafür, daß ihr sie besser als bisher lernt."

(Aus: „Dr. Martin Luthers Leben," von Prof. M. Reu.)

Luthers Verdienste um die Volksschule.

Von jeher hat es Männer in der Weltgeschichte gegeben, die sich um die Errichtung von Schulen, seien es Volks- oder höhere Anstalten, verdient gemacht haben. Denken wir an Karl den Großen, der Schulen für das Wohl seines Volkes einrichten ließ. Friedrich Wilhelm I. war für das geistige Wohl seines Volkes besorgt. Er wurde der Vater des preußischen Volksschulwesens. Er errichtete 2000 neue Schulen und verlangte, daß alle Kinder im Lesen, Schreiben und in Gottes Wort unterwiesen werden sollten.

Aber die größten Verdienste um die Volksschulen hat sicherlich der Reformator, dessen Andenken wir in dieser Zeit feiern, Dr. Martin Luther, sich erworben. Mit der Reformation der Kirche ging zugleich Hand in Hand die Reformation der Schule. Luther ist es gewesen, der Schule, Unterricht und Erziehung evangelisch begründete, der unverdrossen auf die Erfüllung und Verpflichtung der Obrigkeit, der Gemeinde und des Hauses hinwies, sich der Jugend anzunehmen. Luther hatte die Schule als eine Höllen- und Fegfeuer kennen gelernt. Auf seiner Visitationsreise hatte er es erfahren, wie schlecht es um die Schule bestellt war. Hier mußte nach allen Seiten hin Wandel geschaffen werden. Was zunächst nötig war, war ein zweifaches. Es galt, alle Kräfte einzusetzen, die Schule zu heben, zum Besuch der Schule Lust zu machen. Es mußte den Geistlichen und Lehrern der Gemeinde und der Jugend ein Buch in die Hand gegeben werden. Hier war es wiederum Luther, der Hand ans Werk legte. Die Schule ist so wichtig wie das Haus. Auf ihr baut sich alles auf. Auf der Jugend ruht die Zukunft des Volkes.

Dieses hat Luther wohl erkannt. Daher ist er von jeher mit dem größten Eifer für die Schule eingetreten. Indem die Schule als notwendiges Bedürfnis der Kirche und des einzelnen Christen erkannt war, wurde sie auch als Organ des Reiches Gottes angesehen. Die Reformatoren legten den Grund zur allgemeinen Volksschule, sie gründeten die deutsche Schule. Worin zeigt sich das? Darin, daß die Reformatoren, Luther an der Spitze, erstens die Kinderlehre einführten, worin alle Hauptstücke des christlichen Glaubens gelehrt werden sollten. Auch er und die anderen Reformatoren richteten die Mädchenschulen ein. „Vor allen Dingen," sagte Luther, „sollte in den höheren und niederen Schulen die vornehmste und allgemeinste Lektion die Heilige Schrift sein, und für die jungen Knaben das Evangelium. Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen des Tages die Mädchen eine Stunde das Evangelium hörten, es wäre auf Deutsch oder Lateinisch. Luther war der größte Pädagoge seiner Zeit und hat das Wesen der Erziehung und des Unterrichts so klar erkannt, daß wir noch heute von ihm lernen können. Schon in seiner Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," hatte Luther auf die Notwendigkeit einer Schulreformation hingewiesen. Sein Familienleben zeigt ein recht deutsches christliches Leben. Er hielt darauf, daß das Gesinde täglich beten und den Katechismus lernen sollte. Nachdem Luther sich verschiedentlich ernstlich bemüht hatte, einen besseren Religionsunterricht herbeizuführen, veröffentlichte er im Jahre 1518 „eine Auslegung des Vater Unsers" für die einfältigen Laien. Diese Schrift wurde fleißig gelesen. 1520 gab er eine kurze Form, die zehn Gebote, den Glauben und das Vater Unser zu betrachten, heraus, und bemerkte in der Vorrede, daß der Christ, der die Heilige Schrift nicht lesen kann, diese drei Stücke lernen muß, denn drei Dinge sind den Christen zur Seligkeit notwendig:

1. Was er tun und lassen soll?
2. Woher er die Kraft, solches zu tun und zu lassen, nehmen soll?
3. Wie er dies Vermögen auch suchen und empfangen soll?

In der Leisniger Kastenordnung vom Jahre 1523 wurden bereits wichtige Grundsätze für die Schule aufgestellt: „Die Schule soll eine Gemeindeschule sein. Die Gemeinde hat die Pflicht, für die Erziehung und Ausbildung armer Kinder zu sorgen. Als Schulmeister soll durch die

Vorsteher des gemeinen Kastens nach Rat und Gutachten des Pfarrers ein frommer, untadeliger, wohlgelehrter Mann zu christlicher, ehrlicher und ehrbarer Zucht und Unterweisung der Jugend erwählt und aus dem Kasten besoldet werden, aber auch für die weibliche Jugend wird bereits gesorgt. Desgleichen soll aus unserm gemeinsamen Kasten durch die zehn Vorsteher eine ehrliche, betagte untadelige Weibsperson mit einem Jahrgeld und etlichem Vorrat versehen werden, die jungen Mägdlein unter 12 Jahren in recht christlicher Zucht, Ehre und Tugend zu unterweisen und deutsch schreiben und lesen lehren unter Anleitung dieser Dame."

1525 gab er eine Art Fibel heraus, in der auf das A B und C, die heiligen zehn Gebote folgten. Dann schrieb er in seiner Ordnung des Gottesdienstes über die Notwendigkeit des einfältigen Katechismus und gab Anleitungen, wie dieser Unterricht einzurichten sei. Die bekanntesten pädagogischen Schriften Dr. Martin Luthers sind:

1. Der Sermo vom ehelichen Leben (1519).
2. Die Schrift: „An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes" (1524).
3. Der kleine und große Katechismus (1529).
4. Der Sermo: „Daß man die Kinder zur Schule anhalten solle" (1530).

Wie hoch hat damals Luther den Ehestand und die elterlichen Pflichten gestellt. Dieses zeigt er darin in dem Sermon vom ehelichen Leben: „Das sollen die Eheleute wissen, daß sie Gott, der Christenheit, aller Welt, sich selbst und ihren Kindern kein besseres Werk und Nutzen schaffen mögen, denn daß sie ihre Kinder wohl aufziehen." Das klassische Schulbuch ist der kleine Katechismus Luthers, ein Kleinod der evangelisch-lutherischen Kirche, bis jetzt noch nicht, weder in der Form noch im Inhalt übertroffen. Johann Mathesius erklärte: „Wenn Luther in seinem Lauf sonst nichts Gutes gestiftet hätte und angerichtet, denn daß er beide Katechismen in Häuser, Schulen und auf den Predigtstuhl gebracht, und das Gebet vor und nach dem Essen, und wenn man schlafen geht und aufsteht, so könnte ihm das die ganze Welt nimmermehr genugsam danken und bezahlen." Der große Gischichtsschreiber Ranke preist den Katechismus: „Er ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährt, wer daran festhält. Die Vorreden der beiden Katechismen sind musterhafter Stücke christlicher Pädagogik, und die Ausgangspunkte und Grundlage der Katechetik in der lutherischen Kirche." Am Anfang des Jahres 1524 erschien seine Schrift: „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen." „Eine Schrift, die," wie Leopold Ranke sagt, „für die Entwicklung der weltlichen Gelehrsamkeit dieselbe Bedeutung hat, wie das Buch an den deutschen Adel für den weltlichen Stand überhaupt." Sie ist so wichtig und erfolgreich. Eine ganze Reihe von Städten gründeten Schulen. Luther sagte in dieser Schrift: „Es ist meine ernste Mahnung, Bitte und Begierde, daß diese Eselställe und Teufelschulen entweder in den Abgrund versunken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden." Seine Schrift: „Visitatorenunterricht," vom Jahre 1528, enthält einen besonderen Abschntti „Von Schulen." Im Jahre 1530 ließ er eine „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten sollte," ausgehen.

Wie viele Gemeinden gibt es hier in diesem Lande, die eine Gemeinde-

schule erhalten und pflegen? Es sieht gar traurig in manchen Gemeinden aus. Den Gliedern solcher Gemeinden, die Schulen in ihrer Mitte haben, möchte man die Worte Luthers zurufen: „Ihr lieben Deutschen, kauft, nehmt die Gelegenheit wahr: weil der Markt vor der Tür ist, sammelt ein, braucht Gottes Wort und Gnade. Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Darum greift zu und haltet was ihr habt!"

F. W. Schott in „D. Lutheraner."

The Churchman (Epis.) and the Reformation Jubilee.

The "Churchman" on June 16. had this to say on the Reformation Jubilee:

"It is not likely that a great deal of popular attention will be given this year to the celebration of the Four Hundredth anniversary of Luther's historic action in precipitating his conflict with the papacy. Sympathy with German religious development in its early or its latest phases since the Sixteenth century is no a very powerful factor in the international "Zeitgeist" during these days when so much of the world is busily occupied in trying to give back to Germany its national limits. There should ve no Von Hindenburg line in appreciation of great outstanding figures in the world's history. It is time the champions of Pan-Germanism have tried to adopt Shakespeare and turn him into a representative of pure Teutonism, because, they say, no such genius could have been produced by the hybrid and degenerate Anglo-Saxon "Kultur." But the aerial flights of the Pan-Germanists are rather subjects of admiration than imitation. Even the greatest admirers of Luther would find it hard to separate him in his temperament, in his methods and in his achievements from the soil of which he is so characteristic a product. Luther will always remain a great German; and whatever his contribution to the world at large, that contribution was made thru a German medium. Luther was, indeed, so peculiarly German that it is no easy task to give him his proper place and status in the religious development of other countries. The ecclesiastical system founded by him was not capable of being transplanted into regions where German political life, with its autocratic ruler and its "Landeskirche," could not exist. Lutheranism found a ready welcome and permanent home in all the Scandinavian countries, but even in Germany this expansion met permanent obstacles thru the growth of Calvinism and thru the rise of the counter-Reformation. Considering its origin and its limitations, racial and intellectual, one of the strongest proofs of the vitality of Lutheranism is seen in the American Lutheran communion. As a matter of fact, at the present day there are probably more individuals in the United States loyal to the religious ideas of Luther than in the German Empire. Calvin was a much more cosmopolitan figure than Luther, and there is nothing in Presbyterianism that attaches to it the racial limitations which seem necessarily to belong to Lutheranism. There are French Prebyterians, Scotch Presbyterians, German Presbyterians, Dutch Presbyterians, Irish Presbyterians and American Presbyterians. In itself Lutheranism is no more international than Pan-Germanism. It may be that the flourishing state of

Lutheranism in Scandinavia is as much due to personal admiration for Gustavus Adolphus as it is to any intense personal feeling towards Luther or for his contribution to religious thought.

"Lutheranism, however, is one thing, and Luther is another. The religious system carried on by Luther's followers could not contain within it, or transmit to succeeding generations, all the elements that are found in his character. Modern writers are very far from being inclined to accept without qualifications the eulogies passed on Luther by those who have placed no limits upon his originality as a religious leader. Luther was very far from being a great theologian. In intellectual power and in consistency he was far below Calvin. His emotionalism frequently led him astray and his powers of construction were not remarkable. But there is one thing he did, and that one thing he did magnificently. Luther was not the only anti-papalist; there were hosts of others; but he was the only successful anti-papalist on a large scale. Single-handed, he smashed the foundations of the Roman Curia. Of course he could not have done this without the help of a group of German princes. In his age other people were trying to do the work he did thru diplomacy of a small and petty character. Luther cared nothing for diplomacy, and he saw that the big issue was the moral weakness of the papal power. It was this insight into the power and scope of the moral appeal to popular consience that makes him a great man and makes the work that he did a great work. He yas a revolutionist who mastered the revolution he had started. The measure of his strength is seen by comparing him with the leaders of the French Revolution, who were all destroyed by the machine they had created."

"The Am. Luth. Survey" takes the "Churchman" to task on this editorial. After calling his attentions to the elaborate plans for a great Reformation Festival made by many churches and making the claims that there are more Lutherans in the worud than all other Protestants combined, proving by that that there seems to be no racial limitations belonging to Lutheranism, he concludes as follows: One more short sentence deserves special notice: "Luther was very far from being a great theologian." Of course, we do not know by what standard the editor of the "Churchman" measures this man. We have heard that Luther had a very profound insight into the meaning of Scripture, that he had a marvelous faculty for discerning essentials, that he knew what the apprehension of truth by faith was in his own personal experience, that he wrote a few books which continue to be read by multitudes of men, that he uttered single sentences which had more theology in them than volumes from some other men, that he produced one little primer, for a very practical immediate use, which has been the model for all similar books and is today perhaps the most widely used text book in the world for instruction in the fundamental doctrines of our Christian religion, and that perhaps no other theological writer has ever been more frequently and more largely quoted on theological questions than Martin Luther. We presume that the editor of the "Churchman" may know how all of these things can be true and Luther still be far from being a great theologian!

Verbreitung der deutschen Sprache.

Nie vorher bis zu diesem Kriege ist die Bedeutung der Weltsprachen als politischer Machtposten so außerordentlich in Erscheinung getreten. Die moralische Markierung des Kampfes Englands zur Erhaltung seiner Vorherrschaft auf dem Erdenrund ist nur möglich auf dem Grunde sprachlicher Weltmachtstellung. Es ist daher von Interesse, aus einer Gegenüberstellung des neuesten statistischen Materials festzustellen, wie eigentlich die Tatsachen liegen.

Wir müssen uns deshalb an die Einwohnerziffern in erster Linie halten. Im Jahre 1911 hatte das britische Weltreich 434,286,850 Bewohner, deren offizielle Landessprache also Englisch ist. Etwa 56,300,000 Weiße mit englischer Muttersprache sind darunter. Sie machen die Summe der Menschen aus, die die britischen Inseln und die britischen Kolonien in ihren Grenzen sammeln. Nehmen wir an, daß von der (1910) 81,732,000 zählenden Bevölkerung der Ver. Staaten etwa 71 Millionen Englisch als Muttersprache haben, so ergibt das zusammen rund 127,000,000. Wir Deutsche stellen diesen Ziffern gegenüber die Gesamteinwohnerschaft Deutschlands und seiner Kolonien mit etwa 99,7 Millionen, dann (nach einer Statistik in H. Wehlbergs Buch „Der Deutsche im Auslande," 1914), Deutsche im übrigen Europa mit 17,1 Millionen, im übrigen Asien 53,500, im übrigen Afrika 41,918, in Nord- und Mittelamerika 11 Millionen, in Südamerika 435,200, in Australien und Ozeanien 109,150. Das ergibt alles in allem die Gesamtsumme von 128,400,000 Deutsche.

Derartig betrachtet, scheint das Verhältnis erstaunlich günstig für das Deutschtum und die deutsche Sprache. In Wirklichkeit jedoch müssen auf deutscher Seite bedeutsame Abstriche gemacht werden. Denn, abgesehen davon, daß viele Deutsche in englischer Umgebung auf den Gebrauch des englischen Idioms angewiesen sind, beruhen die mannigfachen Verknüpfungen des Weltverkehrs in erdrückender Ueberzahl auf dem internationalen Reise- und Geschäftsenglisch.

Dazu kommt, daß die Engländer es von jeher verstanden, auf der sprachlichen Weltbeherrschung eine politische Weltmacht aufzubauen. Es bedeutet also immerhin noch eine gewaltige Zukunftsaufgabe, soll die deutsche Sprache als Weltsprache, im Ausmaße des Englischen zumindest, durchgesetzt werden. Mitg. v. P. Wienand, in „Ref. Kirchenzeitung."

Die angeblichen Greuel der deutschen Truppen in der Beleuchtung einer neutralen Zeitung.

Während das eigentliche, volkstümliche Kriegsziel dieses Völkerringens immer deutlicher als ein innerpolitisches erkennbar wird, und während das deutsche Volk in schweren, inneren Auseinandersetzungen sich bemüht, dieser neuen Aufgabe gerecht zu werden, muß es abermals einen mit allen Mitteln geführten moralischen Ansturm seiner Feinde über sich ergehen lassen. Wir meinen die Darstellung der Ententepresse über die angeblichen Greuel der deutschen Truppen während ihres Rückzugs an der Westfront.

Es ist für einen Deutschen ein außerordentlich widerstrebendes Gefühl, den Namen seines Volkes gegen den Vorwurf des Vandalismus verteidigen zu sollen; es ist nicht viel anders, als wenn man im individuellen Leben jemand zumuten wollte, sich von dem Verdacht zu reinigen, silberne Löffel gestohlen zu haben. Aber wenn es uns an dieser Stelle fortlaufend gestattet

ist, vom deutschen Standpunkt aus für eine Verständigung unter den Nationen einzutreten, so verbietet es die Pflicht, gegenüber Anklagen zu schweigen, die, wenn sie berechtigt wären, solches Bemühen ganz illusorisch machen müßten.

Die deutsche Heeresleitung bestreitet nicht, Zerstörungen befohlen zu haben, die im militärischen Interesse geboten waren, und auch von der feindlichen Seite wird die Berechtigung eines solchen Vorgehens grundsätzlich zugegeben. Alles dreht sich demnach um die Frage, ob die Zerstörungen über diese Grenze hinausgingen. Die französische Presse versichert es mit Leidenschaftlichkeit, aber alle ihre spaltenlangen Artikel weisen eine merkwürdige Uebereinstimmung auf: sie bringen fast gar keine positiven Einzelheiten, die jene Behauptung rechfertigen könnten. Im wesentlichen werden nur zwei solcher Einzelheiten erkennbar: Die Deutschen haben den Brunnen von Barleux vergiftet und sie haben die jungen Mädchen von Noyon fortgeführt. Nun, die Deutschen haben Barleux am 16. März verlassen und das angebliche Arsenik wurde erst am 24. entdeckt: wie kommt es, daß in diesen acht Tagen niemand dem furchtbaren Gift erlegen ist? Der Berichterstatter der „Humanité“ — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — ist denn auch ehrlich genug zuzugeben, daß dieses typische Gerücht jeder Kriegspsychose unbegründet und der Brunnen von Barleux nicht vergiftet war. Was aber die jungen Mädchen von Noyon betrifft, so erfreuen sie sich seitens der feindlichen Berichterstattung einer wenig beneidenswerten Bevorzugung.

Warum spricht die französische Presse immer nur von Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren, und warum verschweigt sie in diesem Zusammenhang, daß nicht nur diese Altersklassen, sondern die gesamte arbeitsfähige männliche und weibliche Bevölkerung bis hinauf zum 60. Lebensjahre fortgeführt wurde, d. h. alle diejenigen Kräfte, die in den Rahmen des auch in Frankreich geplanten Hilfsdienstes fallen würden? Die feindlichen Berichterstatter haben sich sicherlich keine Einzelheit entgehen lassen, und die zurückgebliebene Einwohnerschaft hat zweifellos alles und noch einiges mehr erzählt. Nun wohl, hat man von irgend einer Gewalttat jener Art gehört, wie sie die Meldung von Noyon anzudeuten liebt? Hat man von irgend einer Bluttat gehört? Hat man davon gehört, daß in der ungeheuern Aufregung dieser militärischen Operationen auch nur ein einziges Menschenleben unter der Zivilbevölkerung zu beklagen sei? Ist es nicht überaus bezeichnend, daß die Einwohner zugeben, inbezug auf die Ernährung besser gestellt gewesen zu sein, als die deutschen Besatzungstruppen, und wiegt dieses halb unfreiwillige Geständnis nicht schwerer, als alle unsubstantiierten Klagen? In der Tat, wir möchten wissen, wie es die deutschen Truppen oder irgend eine andere Armee hätten anstellen sollen, damit nach 2½jähriger Okkupation bei ihrem Abzug aus feindlichem Gebiete kleine Klage laut wurde. Die deutschen Mannschaften seien unfreundlich und die Offiziere hart gewesen? Möglich. Wenn jemals französische oder englische Truppen auf deutschen Boden gelangen sollten, so wird wahrscheinlich jeder Soldat Knigges „Umgang mit Menschen“ im Tornister führen.

Die feindliche Presse ist aber auch in einer andern Beziehung sehr schweigsam: sie spricht kein Wort über das, was die Deutschen getan haben, um die Härten des Rückzugs nach Möglichkeit zu mildern. Warum erwähnt sie nicht, daß die Deutschen eine ganze Zone des besetzten Gebietes, darunter die Stadt Noyon, vollkommen unversehrt ließen? Daß diese Zone, in der

die zurückbleibenden Bewohner konzentriert wurden, sorgsam von deutscher Seite vor jeder Kampfhandlung bewahrt wurde? Daß auf den feindlichen Anmarschwegen Warnungstafeln angebracht wurden, um die Franzosen über die Sachlage zu informieren und zu verhindern, daß sie ihre eigenen Landsleute beschießen? Daß man der zurückbleibenden Bevölkerung alle Sorgfalt angedeihen ließ, die unter den gegebenen Umständen möglich war, indem man ihr geheizte Unterkünfte und Nahrungsmittel für mehrere Tage zur Verfügung stellte und sogar Milchkühe für die Kinder zurückließ? Warum ist von alledem auch nicht mit einem Wort die Rede?

Dennoch verstehen wir vollkommen den Schmerz und die Erbitterung, die sich der Franzosen beim Anblick der rauchenden Dörfer, der zerstörten Wege, der verwüsteten Felder bemächtigt. Etwas anderes ist es eben, rein verstandesgemäß von den harten Notwendigkeiten des Krieges zu reden, und etwas anderes, sich in der Wirklichkeit den Folgen eines solchen Grundsatzes gegenüberzusehen. Die Stimmung der Franzosen ist nur allzubegreiflich: sie haben zum ersten Mal in diesem Kriege den Zustand eines Gebietes vor Augen, aus dem sich der Feind zurückzog. Die Deutschen hatten dieses Ergebnis gleich zu Beginn des Krieges: in Ostpreußen. Damals schrie Deutschland auf, wie heute Frankreich aufschreit, und damals hatte die französische und englische Presse für den deutschen Schmerz, wenn nicht Hohn und Spott, so doch höchstens ein kühles Achselzucken. Es ist eben leicht gegenüber allem Unglück die Fassung zu bewahren — unter der kleinen Voraussetzung nur, daß dieses Unglück den andern trifft. Freilich: der Boden Ostpreußens ist nicht so berühmt, nicht so reich, wie die „geheiligte Erde Frankreichs“; aber die Menschen sind nun einmal so, daß jeder das Seinige liebt, und der Schmerz eines ostpreußischen Bauern tut nicht minder weh, als der eines französischen. Warum hat man damals in Frankreich und England das russische Vorgehen als eine Selbstverständlichkeit behandelt, obgleich die Russen, eben im Gegensatz zu den Deutschen, nicht nur den möglichsten Sachschaden anrichteten, sondern sich auch an Menschenleben vergriffen, und obgleich die deutschen amtlichen Feststellungen über russische Grausamkeiten gegen Privatpersonen voll waren von jenen Einzelheiten, von denen glücklicherweise die französischen Meldungen nichts zu berichten wissen? Und ähnlich wie die Russen in Ostpreußen, Polen und Galizien vorgingen, verhielten sich auch die andern Nationen, wenn sie in eine entsprechende Lage gerieten. Haben die Belgier nicht, besonders zur Zeit Antwerpens, weite Strecken ihres Landes verwüstet und unter Wasser gesetzt, um den deutschen Angriff abzuhalten? Haben die Rumänen nicht im gleichen Sinne ihr Bestes getan? Die einzige tatkräftige Unterstützung, welche die Engländer den Rumänen leisteten, war die Entsendung von Pionier-Zerstörungstruppen, die nach einem groß angelegten und methodisch durchgeführten Plane das Land verwüsteten und damit nach der Meinung der englischen Presse ein gottgefälliges Werk vollbrachten.

Aber das ist es eben: Dieser Krieg ist nicht nur ein Krieg der Menschen, der Maschinen und der Milliarden, sondern er ist vor allem noch ein Krieg der Worte. Ebenso wichtig, ja noch wichtiger als die Ereignisse selbst, ist die Art, wie sie sich in den Augen der Welt spiegeln. Und in dieser Hinsicht ist die Entente leider unbestritten Meister. Wenn irgend ein Mitglied ihres Verbandes Verwüstungen begeht, so ist es eine kriegerische Ruhmestat, ein Ausfluß höchster militärischer Weisheit — wenn die Deutschen nach den-

selben Regeln verfahren, so ist es fluchbeladener Vandalismus. Nehmen wir einmal an, die deutschen Armeen wären nicht zurückgegangen und die englische und französische Artillerie hätte ihre ungeheuern Munitionsmassen auf die deutschen Stellungen niederregnen lassen: hätte dann, nach den Erfahrungen der Sommeschlacht, das unglückliche Land anders ausgesehen? Wäre dann das Schicksal seiner Bewohner nicht unendlich härter geworden? Aber dann hätte die Welt für diese Dinge kaum einen Blick gehabt, und die Artikel der Ententepresse wären nichts anderes gewesen, als ein jubelndes Triumphlied von der Macht ihrer Waffen. Hier spricht man voller Mitleid von der geheiligten Erde — und da voller Stolz von der Ueberlegenheit der Artillerie. Es ist ein Krieg der Worte.

Das deutsche Volksempfinden versteht den Schmerz der Franzosen, und es achtet diesen Schmerz, gerade weil es ihn selbst bereits am eigenen Leib erfahren. Aber selbst von der Verzweiflung muß man noch Gerechtigkeit fordern. Nicht die Deutschen sind die Barbaren, sondern der Krieg ist der Barbar, den die Deutschen gegen ihren ausgesprochenen Willen weiter zu führen gezwungen sind. Wer die „Greuel" verschwinden sehen will, der möge dem Krieg ein Ende machen! Das ist die einzige Methode. Die Franzosen schlagen jedoch eine andere ein: in der Sorbonne predigt Herr Barthou den „heiligen Haß," und die französischen Zeitungen erzählen, daß diese Lehre Erfolg hat und daß das Gefühl der Soldaten nach Rache schreit. Möglich, daß es so ist. Aber man sollte doch nicht vergessen, daß alles seine Wechselwirkung hat: auch der deutsche Soldat, der sich immer wieder als Barbar, als Vandale hingestellt sieht, der immer wieder neue Verleumdungen, neue Aechtungen über sich ergehen lassen muß, auch er wird immer wieder von neuer Erbitterung erfüllt. Und es dreht sich der blutige Wahnsinn im Kreise. Menschenwitz, sagte der deutsche Reichskanzler als er das Friedensangebot der Zentralmächte im Reichstage vorbrachte, ist zu schwach, um hier einen Ausweg zu finden. Diese Erkenntnis scheint uns für die europäische Menschheit wertvoller, als die Haßpredigt des Herrn Barthou. Und wenn all dieses Entsetzen auf Erden fortdauert, wenn es sich immer weiter bis ins Namenlose steigert — Wer trägt die Schuld?

(„Baseler Nachrichten.")

Moltke über den Krieg.

Ein Leser der „New York-Staatszeitung" übermittelte derselben einen Brief des Generalfeldmarschalls von Moltke. Ein Arbeiter aus Liebstadt hatte sich im Jahre 1880 an den greisen Strategen gewendet und ihn ersucht, beim Kaiser die Herabminderung der Präsenzstärke des Heeres zu befürworten. Moltkes Antwort ist gerade in dieser blutigen Zeit des Völkerringens von besonderem Wert; der Generalfeldmarschall schrieb dem Arbeiter:

„Wer hätte nicht den innigen Wunsch, die schweren Militärlasten erleichtert zu sehen, welche vermöge seiner Weltstellung in Mitte der mächtigsten Nachbarn zu tragen Deutschland genötigt ist?

Nicht die Fürsten und Regierungen verschließen sich ihm; aber glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Ueberzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unsers Kaisers nicht; sie kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung

der Völker hervorgehen — eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung, die wir beide nicht erleben werden.

Mit freundlichem Gruß, H. v. Moltke,
General Fledmarschall."

Der Brief erschien im „Militärischen Wochenblatt" und spricht eine Sprache, die man von einem der berühmtesten Vertreter des „preußischen Militarismus" kaum erwartet. („Ref. Kirchenzeitung.")

Deutschlands Kriegsanleihen.

Am 16. April hat in Deutschland die 6. Kriegsanleihe mit einem glänzenden Erfolg abgeschlossen; es wurden 12,770 Millionen Mark gezeichnet, wodurch die Gesamtsumme aller Kriegsanleihen auf nahezu 60 Milliarden Mark gestiegen ist. Diese Summe verteilt sich auf die einzelnen Anleihen wie folgt:

Es betrug die 1. Anleihe	4,460,000,000	Mark
2. "	9,060,000,000	"
3. "	12,101,000,000	"
4. "	10,712,000,000	"
5. "	10,652,000,000	"
6. "	12,770,000,000	"
Zusammen:	59,755,000,000	Mark

Dazu muß nach dem „Hamburger Fremdenblatt" noch bemerkt werden, daß in den vorstehenden Zahlen, die auf die einzelnen Anleihen nachträglich eingegangenen Feldzeichnungen und die Zeichnungen aus dem überseeischen Ausland nicht mit enthalten sind, sowie daß in der für die letzte Anleihe gezeichneten Summe die zum Umtausch angemeldeten älteren Kriegsanleihen nicht mit einbegriffen sind, so daß also die 12,770,000,000 Mark tatsächlich neues Geld darstellen.

Die Kosten des Krieges auf den Kopf der Bevölkerung berechnet.

Am 1. April 1917, ehe die Ver. Staaten in den Weltkrieg eintraten, betrug die gesamte verzinsbare Schuld der Bundesregierung $973,000,000 oder $9.73 auf den Kopf der Bevölkerung. Nebst dieser Summe wurde eine Bondausgabe im Betrage von $472,000,000 genehmigt, aber nicht ausgeführt. Der Kongreß autorisierte am 14. April die Ausgabe von Bonds in Höhe von $2,000,000,000 zusätzlich der Bondausgabe von $3,000,000,000 zum Zwecke einer Krediterweiterung zugunsten fremder Regierungen, ebenso $3,000,000,000 in fremden Kreditbonds beläuft sich die bereits kontrahierte und die autorisierte verzinsbare Schuld der Ver. Staaten auf $3,455,000,000, was diese Schuld pro Kopf der Bevölkerung von $9.73, plötzlich auf $34.45 emporschnellt. Und noch ist kein Schuß abgefeuert und keine Armee ins Feld gestellt.

Im Vergleich zu den ersten amerikanischen Kriegskrediten erscheinen die von den europäischen Parlamenten bewilligten ersten Kredite wie Kinderspiel. Deutschlands erste Kriegsanleihe vom September 1914 betrug $1,120,000,000, die Rußlands im Oktober 1914 $257,000,000, die Oesterreichs im November 1914 $445,000,000, die Englands im November 1914 $175,-

000,000, die Italiens im Dezember 1914 $200,000,000. Selbstverständlich brauchten die europäischen Länder keine neuen Heere zu schaffen.

Am Ende des zweiten Kriegsjahres oder bis zum 1. August 1916 hatte England für Kriegszwecke die Summe von $12,000,000,000 geborgt; Frankreich $8,360,000,000; Rußland $5,925,000,000; Italien $1,475,000,000, oder einschließlich der englischen Kolonien, die Summe von $28,400,000,000, und diese Nationen haben damit eine Schuld angehäuft, die für England auf den Kopf der Bevölkerung $422 beträgt, für Frankreich $475 und Italien $140. Während derselben Zeitperiode beliefen sich Deutschlands Kriegsanleihen auf $9,140,000,000; Oesterreich-Ungarns auf $3.690,000,000; die der Türkei auf $214,000,000, oder insgesamt für die teutonischen Verbündeten eine Summe von $13,044,000,000 und für alle kriegführenden Nationen eine solche von $41,444,000,000. Deutschlands Kriegsschuld war auf $277 per Kopf der Bevölkerung gestiegen, die Oesterreichs auf $175 und die der Türkei auf $44.

Deutsche Verluste seit Kriegsbeginn.

Nach einer aus London kommenden Meldung geht aus den deutschen Verlustlisten hervor, daß die deutschen Armeen im Mai insgesamt 110,956 Verluste gehabt haben, und zwar 22,000 Gefallene oder Wunden und Krankheiten Erlegene, 26,562 Gefangene oder Vermißte und 62,394 Verwundete.

Die Briten haben, nach ihrer eigenen Meldung, im Mai 114,118 Verluste gehabt, nämlich 27,390 Tote, 7248 Gefangene oder Vermißte, 79,480 Verwundete. Die britischen Verluste waren also sowohl im Ganzen, wie auch in der Zahl der Toten und der Verwundeten größer, als die der Deutschen, trotzdem diese noch den Anprall der französischen Offensive auszuhalten hatten und an der russischen und anderen Fronten kämpften. Die französischen Verluste sind nicht bekannt, jedenfalls stände sie dem der Briten wenig nach, so daß der Schluß gerechtfertigt erscheint, daß die Mai-Offensiven an der Westfront für die Alliierten doppelt so kostspielig waren wie für die Deutschen.

Die kürzliche Londoner Meldung gibt für die ganze Kriegsdauer, also für die Ende Mai abgeschlossenen 34 Kriegsmonate, folgende deutsche Verluste an: 1,068,127 Tote, 557,410 Gefangene und Vermißte, 2,731,223 Verwundete. Zusammen 4,356,760. Bis Ende Mai 1916 betrugen die deutschen Verluste: 734,412 Tote, 338,522 Gefangene und Vermißte, 1,846,652 Verwundete.

Es ergibt sich daraus, daß die Deutschen in dem Jahre, das am 1. Juni 1916 begann und am 31. Mai 1917 endete, folgende Verluste hatten: 333,715 Tote, 217,777 Gefangene und Vermißte, 884,571 Verwundete. Zusammen 1,837,174. In dieses Jahr fielen die Schlacht an der Somme, die großen andern Offensiven an der Westfront und bei Verdun, die russische Offensive Brusiloffs und der Feldzug in Rumänien.

Zur Berechnung der Verwundetenzahl kann man folgenden Schlüssel anwenden: Von 100 Verwundeten sind 23 schwer verwundet, 14 einfach verwundet, 55 leichtverwundet, 8 so leicht verwundet, daß sie in der Reihe der Kämpfenden verbleiben können. Analysiert man nach diesem Schlüssel die Gesamtzahl der verwundeten Deutschen in diesem Kriege, so erhält man folgende Zahlen: 618,181 schwer verwundet, 382,371 einfach verwundet, 1,502,172 leicht verwundete, 218,497 ganz leicht verwundet. Die Verwundeten der drei letztgenannten Kategorien können früher oder später wieder

Dienst tun, stellen also keine Totalverluste dar. Und von den Schwerverwundeten werden erfahrungsgemäß 90 Prozent wieder dienstfähig. Ziehen wir aber 20 Prozent als dauernd untauglich ab, so beträgt der Totalverlust durch schwere Verwundung rund 125,000 Mann. Mit den 1,068,127 Toten, den 557,410 Gefangenen und Vermißten und den 125,000 Verkrüppelten hat also Deutschland bis jetzt im ganzen Kriege rund 1,750,000 Mann eingebüßt, die für die Fortsetzung dieses Krieges nicht mehr in Betracht kommen.

Edison über Deutschland.

Es dürften wohl einige Aussprüche interessieren, die der Erfinder Edison im Sommer des Jahres 1912, nach seiner Rückkehr aus Deutschland, tat. Edison hat damals unter dem Eindruck alles dessen, was er gehört und gesehen hatte, die folgenden bemerkenswerten Vergleiche zwischen Deutschland und Amerika angestellt:

„Wie überall, gehen die Deutschen auch in der Technik bedächtig und mit Gelehrsamkeit zu Werke, während bei uns jede Arbeit mit lautem Hurrageschrei, aber lange nicht so gründlich angepackt wird. Wir schöpfen die Sahne ab, und dasselbe tut der Deutsche, nur daß er dann noch einen Riesengewinn aus der Milch zieht, die übrig bleibt. Wir Amerikaner beschäftigen uns vorwiegend mit solchen Produkten, die wir leicht und mühelos gewinnen können. Wie wir wertvolle Sachen in den Kehricht werfen, so lassen wir uns auch bei der Fabrikation Nebenprodukte entgehen, weil wir ihren Wert nicht kennen, oder weil zu viel Arbeit mit ihrer Gewinnung verknüpft wäre. Die Deutschen aber haben den Nutzen dieser Dinge erkannt und wissen, daß es sich bezahlt macht, wenn man alle Einzelheiten studiert und beachtet. Auf der Basis der gelehrten Forschung sind bedeutende Industrien entstanden; ich nenne nur die Ausnutzung der Kohlenteer-Produkte und die Farbstoff-Industrie. Dieselbe Methode, neue Produktionsmöglichkeiten auf Grund jahrelanger Experimente und wissenschaftlicher Arbeiten zu schaffen, wird in allen Zweigen der deutschen Industrie angewandt. Große Mengen von Chemikalien werden in Deutschland aus Stoffen bereitet, die wir als wertlos fortwerfen. Man gehe nur in unsere Kohlengebiete und Gasfabriken: wie viel Material verkommt dort, das die Deutschen gewinnbringend zu verwerten verstehen. Es ist auch ein Vorzug der Deutschen, wenn sie nicht, wie die Amerikaner behaupten, daß nur sie allein das Beste und Größte leisteten; sie kennen nicht diese Sucht nach dem Superlativ, welche die Amerikaner die gute Durchschnittsware geringschätzen läßt. Während bei uns alles im Nu und oft ohne genügende Vorbereitung geschieht, ist in Deutschland jede Arbeit mit Verstand verbunden. Das Schwergewicht wird bei uns auf schnelle Ergebnisse gelegt; Wissenschaft, technische Schulung und Experimente werden als etwas angesehen, was mit der Fabrikation an sich nichts zu tun hat, während in Deutschland alle diese Elemente in die Organisation der Fabriken eng hineingezogen sind."

Die treibende Kraft des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs, den Deutschland in den letzten Jahrzehnten genommen hat, erblickte Edison in der Person des Kaisers, über den er sich wie folgt ausspricht: „Die deutsche Nation kann sich glücklich schätzen in dem Besitz des gegenwärtigen Kaisers als oberster Leiter der Regierung. Glücklicherweise besitzt der Kaiser einen vortrefflichen Geschäftssinn; sein geschäftlicher Instinkt ist der stärkste Zug seines Charakters. Man hat ihn früher einen „Kriegsherrn" genannt; aber

das war ein Irrtum. Er ist ein Mann des Friedens, denn er hat eingesehen, daß der Friede Gewinn bringt, während der Krieg Verlust und Verwüstung bedeutet. Er hat den gesunden Menschenverstand eines erfolgreichen Großkaufmanns, und dieser Verstand ist bei ihm ganz ungewöhnlich stark entwickelt. So lange er es verhüten kann, wird es keinen Krieg geben, wenn der Krieg nicht unvermeidlich ist. Sein Streben ist nicht, Deutschland zur ersten Militärmacht zu erheben; er will Deutschland vor allem zur größten Industriemacht entwickeln." („D. Lutheraner.")

Seiner Majestät Sozialist.

Philipp Scheidemann, der Mann der Stunde.

Aus finer Laufbahn. Vom Setzer zum Sonder-Gesandten der Regierung. Amerikanische Kommentare dazu.

Zu den deutschen Persönlichkeiten, die durch den Krieg in Amerika in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, gehört jetzt auch Philipp Scheidemann, der Sozialist. Seine Laufbahn erscheint doppelt interessant, weil sie nicht ganz alltäglich ist. Scheidemann kommt ursprünglich aus dem Setzersaal. Wie so mancher Setzer hatte auch er die Ansicht, daß vom Setzen zum Schreiben von Artikeln nur ein Schritt sei, und so beschloß er, diesen Schritt zu wagen. Er glückte ihm. Denn im Alter von 32 Jahren konnte der junge Mann aus Kassel bereits das Hochgefühl genießen, als Schriftleiter zu zeichnen — und zwar der „Mitteldeutschen Sonntags-Zeitung" in Gießen, einer sozialistischen Zeitung. Frühzeitig nämlich hatte Scheidemann sich der sozialistischen Partei angeschlossen. Auch in Offenbach und Nürnberg war er an sozialistischen Blättern tätig. Als Journalist wie als öffentlicher Redner zeigte er so hervorragende Fähigkeit, daß seine Erwählung in den Reichstag nur eine Frage der Zeit war. Ein ganz besonderes Geschick bewies er oder innerhalb der Partei. Unter all diesen Hitzköpfen und Draufgängern, denen der Erfolg der Partei den Mut gewaltig erhöht hatte, war ein kluger Diplomat vom größten Wert. Und dieser Diplomat war Scheidemann. August Bebel hatte das bald erkannt und benutzte Scheidemann bei allen Gelegenheiten, wo es sich um Schlichtung von Parteistreitigkeiten und Lösung von allerlei andern schwierigen Fragen oder um geheime Missionen handelte. Nachdem er Mitglied des Reichstags geworden war, ließ er sich in Berlin nieder, um seine ganze Kraft seiner politischen Tätigkeit zu widmen.

Verhältnismäßig rasch gewann er eine führende Stellung in der Partei und zugleich im Reichstage. Er gehörte zu den Parlamentariern, deren Reden unter allen Umständen besonderer Beachtung sicher waren. Wenn im Restaurant der Journalisten im Reichstag das Sprachrohr oben an der Wand mit Geisterstimme verkündete: „Der Abgeordnete Scheidemann spricht!" so ließen die Reporter Suppe oder Kalbsbraten stehen und stürzten auf die Journalisten-Tribüne. Ich habe das selbst erlebt. Scheidemanns Reden waren freilich innerlich und äußerlich vortrefflich. Ihre Würze empfingen sie durch beißenden Witz, den niemand so würdigen versteht, wie der Berliner. Auch auf ihn (wie auf seinen Kollegen Südekum) übte der große Freiheitsstall, wo sie ohne König kegeln (um mit Heine zu sprechen), eine starke Anziehungskraft aus. So kam er im Jahre 1913 nach Amerika, zu einer Vortragsreise, die ihn bis nach Denver führen sollte. Auch bei die-

ser Gelegenheit erwies er sich als ein so gemäßigter Sozialist, daß er die Radikalen hierzulande ziemlich enttäuschte. Das zeigte sich besonders, als er die Frage des berühmten „Generalstreiks“ im Kriegsfalle behandelte. Er sagte: „Wenn der Generalstreik nicht mit aller Macht angewandt werden kann, mit mindestens vier Millionen Teilnehmern und ohne Blutvergießen, so ist es besser, ihn zu unterlassen. Das Leben eines einzigen Arbeiters ist mehr wert als der Versuch eines Kampfes. Es ist nicht meine Ansicht, daß wir Rechte erringen auf Kosten des Lebens und des Glückes der Arbeiter.“

Das stimmte freilich durchaus zu der ganzen bisherigen Haltung Scheidemanns in der Partei, die einem Radikalen wie Liebknecht ein Greuel war — schon deshalb, weil der Partei dadurch eine Spaltung in eine konservative und eine radikale Gruppe drohte. Diese Spaltung ist ja auch durch den Krieg zur Tatsache geworden. Beide Gruppen befehden sich auf das heftigste, denn Scheidemanns machtvoller Einfluß ist es sicherlich gewesen, der die deutschen Sozialisten bei jener denkwürdigen Versammlung der Reichstagsführer im Berliner Schloß bestimmt hat, "to stand behind the Kaiser." Seitdem haben wir das verblüffende Schauspiel erlebt, daß Scheidemann bei der Regierung „stubenrein“ geworden ist, daß Bethmann-Hollweg den grundsätzlichen Verneiner des Königtums mit wichtigsten politischen Missionen in russisch-deutschen Angelegenheiten betraut hat. In welchem Umfange — entzieht sich, bei der Unzuverlässigkeit aller Nachrichten hierüber, wie sie der Kriegszustand bedingt, unserer Beurteilung.

Daß Scheidemann dadurch über Nacht zu einem „Stern“ auf der politischen Weltbühne geworden ist, erscheint begreiflich. Die Betätigung eines sogenannten „vaterlandslosen Gesellen“ als kaiserlicher Sonder-Gesandter ist sicherlich eine Sensation ersten Ranges. Man versteht das hüben. Die Radikalen unter den „Roten,“ wie Ledebour, toben natürlich, sprechen von Verrat an den heiligsten Ueberlieferungen des Sozialismus und gießen Spott und Hohn auf Scheidemanns von der kaiserlichen Huld gesalbtes Haupt. Das Gleiche tun die Konservativen. Es regnet satirische Bemerkungen, wie Seiner Majestät Sozialist, der Hof-Sozialist, kaiserlicher Sozialist und dergleichen.

H. F. Urban.

Die Macht des Gebets.

Der bekante Romanschriftsteller, zurzeit Herausgeber der Liller Kriegszeitung, Paul Oskar Höcker, Hauptmann der Landwehr, schreibt in seinem Buch: „An der Spitze meiner Kompagnie,“ über die Wirkung des einem Sturmangriff voraufgehenden Geschütz-Trommelfeuers auf die im Schützengraben liegende Mannschaft: „Die Prüfung ist groß, sie ist grauenvoll. Stundenlang liegt man geduckt und harrt. Man hört das wahnsinnige Toben der andern Geschütze längst nicht mehr. Man hört die Stimme der einen Batterie mit ihren vier Geschützen deutlich heraus aus dem ganzen Höllenlärm: die vier hämisch triumphierenden Geschütze, die eigens dazu ausersehen sind, uns paar Kompagnieen zu zermürben, zu zerreiben, der letzten Nervenkraft zu berauben, damit schließlich die schadenfroh dort drüben lauernden Rothosen über uns herfallen können. Die Fäuste lockern sich, die Hände wollen sich falten. Nein, nein, nein, nicht *so* beten, nicht *so*! Kein Verzweiflungsschrei darf es sein! Will ich denn Gott um mein Leben bitten! Um mein bißchen Leben? Was ist das in dieser Unendlichkeit? Und inmitten all der ungeheuren Opfer . . . Wir wollen in diesen ernste-

sten Stunden unsers Lebens, wo wir in jeder Minute zwölfmal, zwanzigmal sterben, ganz frei und klar zum Herrgott aufblicken. Nein, darum bitt ich dich nicht, lieber Gott, daß mir der Tod noch fernbleibe. Nein, wer sterben muß, der sterbe hier einen raschen, tapfern Soldatentod. Aber um das e i n e bitt ich dich: Laß mich r e c h t sterben! Nicht mit einem Wimmern auf den Lippen! Auch nicht mit einem letzten Jammer im Herzen! Um einen frohen, glücklichen Soldatentod bitt ich dich! — Und wieder liegt man und harrt, harrt. Und droben tost es. Das grauenvolle Konzert des ehernen Orchesters geht weiter. Unermüdlich, unermüdlich! — Wie kann ich froh und glücklich sterben, wenn ich noch am Leben hänge? Ja, ja, ja, ich könnte noch tausend Wünsche nennen, die mich ans Leben fesseln. Aber so groß, so heilig ist keiner wie der: Wenn den geschieden sein soll, so sei es als guter Christ. Herrgott, in deine Hände befehle ich meinen Leib. Nein, nein, meine S e e l e, bitte ich dich, in deine Hand zu nehmen, und es soll mein schönster Gruß an meine Lieben daheim der eine sein: Für diese Pflicht im Felde sein Leben zu lassen, ist gerade so schön, wie heimzukehren! Und nun mag es rasseln, donnern, tosen, ich lächle. Der Boden erzittert. Ein Hagel von Ackerkrume durchschlägt unsere Bedachung. Ich zucke mit keiner Wimper. So ruhig ist mir, so gehoben. Das also war das Wunder des Gebets: Die Kraft zu einem glückhaften Soldatentod zu finden. Nun weiß ich, wie man sterben muß im Kriege."

Religion in Russia.

With all of the interest that is manifested in the present condition and possible future of Russia, it is strange that so little has been said about religion in that country. As all well informed people know, Russia has not only had a State Church, but has been under the most autocratic hierarchy on earth, the Czar being not only head of the nation, but the head of the Church as well. The State Church of Russia has been the orthodox Greek Church, the official name for which is "The Holy Orthodox Catholic and Apostolic Church," sometimes called the Orthodox Eastern Church. The Czar was at its head with power to make and annul appointments, but without power to determine questions of dogmatic theology. The principle ecclesiastical authority has been vested in the Holy Synod, presided over by a Procurator, a position of great authority. The statistics for 1905 show in the Russian Empire the following religious adherents: Orthodox Greek, 87,123,600; Dissenters, 2,204,600; Armenian Catholics, 38,840; Roman Catholics, 11,468,000; Lutherans, 3,572,650; Reformed, 85,400; Anglicans 4,180; other Christians, 3,950; Karaite Jews, 12,900; Jews, 5,215,800; Mohammedans, 13,907,000; Buddhists, 433,860; other non-Christians, 285,300. From this it will be seen that nearly two-thirds of the people are members of the State Church, or more than three-fourths of those who could in any way be counted as Christians. Theoretically there has been religious freedom in Russia, but practically there have been notable restrictions, and even cruel persecutions, directed against those who are not "orthodox."

Now the question arises as to what the organization of the Church, and the character of Christianity will be under the new Russian democracy. It is certain that those who were previously in authority in the established Church will no longer be the leaders, having been discred-

ited and repudiated by the overthrow of the dynasty. It is doubtful also whether Protestant influences will be sufficiently strong to give character to the religion of Russia in the near future. It does not seem unlikely that Russia will follow the example of France at the time of her great revolution, and be left practically without religion is a great national force.

In the service which Americans may desire to render to Russia nothing can be of greater importance for their immediate consideration than the spiritual need of the great Russian masses. The three and a half millions of Lutherans indicated in the above statistics are mostly Finns, which fact reminds us that those who are enumerated as belonging to other than the orthodox Church are to be found chiefly in outlying provinces and, with unimportant exceptions, constitute a part of the Russian Empire, but not of the Russian people.

It is claimed by some religious leaders in Russia that the sympathies of the Russian clergy are with the liberal movement, tho they repudiate the leadership of the so-called "reactionary prelates." It is certain that the Church in Russia will have to undergo a thoro reorganization and all true Christians will watch with interest and anxiety to see what the changes will be. In the meantime it is the manifest duty of all to do what they can toward making conditions what they ought to be.—"Luth. Survey."

Finland.

In view of the declaration of independence issued by the Finnish Senate the following facts will be of interest.

Finland is a grand duchy of Russia. Its extreme length is seven hundred miles from north to south. The greatest breadth is about four hundred miles. Finland is bordered on the north by Norwegian Lapland, on the east by Russia proper, on the south by the Gulf of Finland, and on the west by the Gulf of Bothnia and Sweden. It includes part of Russian Lapland. It has an area of 144,255 square miles, of which about thirty-five per cent is forest (including many moors and morasses), over eleven per cent is occupied by lakes, about three per cent is arable and about five per cent is in meadow. Finland is called the "land of the thousand lakes." Lake Ladoga indents the southeastern corner. The crown forests are extensive, yielding the government considerable income. The forest trees are mainly conifers. Oaks and other broad leaf trees are found in the southern portion. In the northern section the vegetation is that of the Arctic tundras. Chief mammals are bears, wolves, lynxes, gluttons, foxes, elk and reindeer. Game birds and water fowl abound as well as fish, particularly herring and salmon.

The population of Finland in 1911 numbered 3,154,284. The females exceeded the males in 1904 by 22,580 and the urban population formed only about thirteen per cent of the total. The chief cities and their populations (in 1910) are: Helsingfors, (the capital) 147,218; Aabo, 49,-961; Tammerfors, 45,442; and Viborg, 27, 508. As regards religion: in 1910 there were 3,057,627 Lutherans, 50,004 Greek Orthodox. The language of the country is Finnish, altho Swedish is spoken by the higher classes. In addition to the Swedes, who form about thirteen per cent of the population, the Russian number but a few thousand. The Uni-

versity of Helsingfors in 1912 had an attendance of 3,050 of whom 730 were women.—"Am. Luth. Survey."

Aliens in the United States.

Figures just compiled by the Bureau of the Census show that the total number of alien inhabitants of the United States, of the nationalities with which this country is at war, or which are allied with Germany, to be 4,662,000 and constituting four and one half per cent of the total number of inhabitants. The distribution is as follows, and contains all men, women, and children born in the countries named: Germany 2,349,000; Austria, 1,376,000; Turkey, 188,000; Bulgaria, 11,000.

The number of male aliens 21 years of age and over would be about 964,000, or about 3.2 per cent of the total number of male inhabitants of the United States 21 years of age and over, and the distribution of these males according to country of birth is:

Germany, 136,000; Austria, 447,000; Hungary, 228,000; Turkey 93,-000; Bulgaria, 8,000.

Up to 1910 most of the Germans were naturalized, but the Austrians and Hungarians did not seem so ready to amalgamate with the Americans and become citizens. In the early days of the war there was also an exodus of men of military age toward Germany, and somewhat of an outflow from the other countries. The normal immigration from Germany has decreased to practically nothing.

The number of aliens in the United States is perhaps surprisingly large; and yet when it is remembered that an immigrant must wait five years before he can possibly become a citizen and receive his "final papers" upon taking the oath of allegiance to the Constitution, forswearing all foreign allegiance, it will be seen that a large number are aliens in name only, for the alien who takes out his "first papers" thereby clearly indicates that at heart he is an American and has by that very act virtually dissolved the bond which held him to his foreign country allegiance.

Large numbers of aliens are thoroly American in spirit, having come to this country for the very purpose of escaping the onerous military, political and economic conditions of their mother country and of becoming partakers of the liberties and opportunities of America, the promised land of their dreams.—"Am. Luth. Survey."

Riesige Kriegsprofite.

Im Kongreß hat man bis jetzt die Formel für eine angemessene Besteuerung der Kriegsgewinne für die Zwecke des Krieges nicht finden können. Man hat $250,000,000 jährlich herausgerechnet, eine Bagatelle im Vergleich zu den Riesensummen, mit welchen die Kriegsgewinne in England und Deutschland besteuert werden müssen. In England wird in diesem Jahre eine Kriegsgewinnsteuer von $700,000,000 erhoben. „Hier will man dem Geschäftsleben und dem Volke die Kosten des Krieges aufbürden," bemerkt dazu die New York „Evening Mail." „Das Volk soll auf Kaffee, Tee und Kakoa $85,000,000 an Steuern bezahlen, es soll auch Steuern auf Vergnügungen, auf Postmarken, auf Fahrscheine, auf Frachtraten bezahlen. Eine neue Steuer von einem halben Cent per Pfund wird auf Zucker gelegt.

Die riesigen Kriegsgewinne von Korporationen und das Einkommen reicherer Klassen würden hinreichend sein, diesen Krieg zu finanzieren, ohne daß man das Geschäft und die notwendigen Lebenserfordernisse zu besteuern brauchte. Die Senatoren können, wenn sie wollen, ergiebige Steuerquellen finden, wenn sie sich einfach den Reingewinn der großen amerikanischen Korporationen zuwenden wollten, die ganze fabelhafte Profite aus diesem Krieg gezogen haben. Einige Beispiele mögen das beleuchten durch den Unterschied in den Einkünften einiger dieser großen Korporationen zwischen den Jahren 1913 und 1916.

Das Jahr 1913 war das letzte Friedensjahr, das Jahr 1916 das letzte Kriegsjahr. Die American Smelting and Refining Co. verdiente im Jahre 1913 $9,700,000. Im Jahre 1916 betrug ihr Reingewinn $23,200,000, ihr Kriegsgewinn betrug $16,500,000. Armour & Co.'s Reingewinn war im Jahre 1916 um $14,000,000 größer als im Jahre 1913. Die Bethlehem Steel Corporation hat eine Reingewinnzunahme von $38,500,000 zu verzeichnen, die Central Leather Co. einen von $11,100,000, die F. J. du Pont de Nemours Powder Co. hat im Jahre 1916 um $78,500,000 mehr verdient, als im letzten Friedensjahr, die Hercules Powder Co. um $15,500,000, die General Chemical Co. um $9,400,000, die International Nickel Co. machte Kriegsgewinne von $6,700,000, die Lackawanna Steel Co. hatte ein um $9,500,000 höheres Einkommen, die Phelps Dodge Co. verdiente durch den Krieg ein Plus von $14,000,000, die Republic Iron and Steel Co. erzielte einen Reingewinn von $11,600,000, der Kriegsgewinn von Swift & Co. betrug $11,200,000, die Texas Oil Co. $7,200,000, und die United States Steel Corporation, die Mutter aller andern, verdiente 1916 um $190,300,000 mehr als 1913. Die United Fruit Co. zog aus ihren Bananen $6,600,000 an Kriegsgewinn.

Das Jahr 1914 war kein Kriegsjahr für Amerikas Industrie, die erst im Jahre 1915 zu verdienen und zu liefern begann. Deshalb kann man sich bei den meisten Korporationen nur durch einen Vergleich zwischen 1914 und 1916 ein klares Bild von den Kriegsgewinnen machen. Die Cambria Steel Co. verdiente im Jahre 1916 um $23,500,000 mehr als im Jahre 1914. Die Midvale Steel and Ordnance Co. vergrößerte ihr Reineinkommen um $31,000,000, die Anaconda Copper Mining Co. machte einen Extragewinn von $49,000,000, die General Motors Co. von $25,500,000, die Kennecott Copper Corporation von $27,600,000. Die Standard Oil Co. von New York — um nur eine aus der Standard Oil-Gruppe zu nennen — berichtete über Kriegsgewinne in Höhe von $28,900,000. Die Utah Copper Co. zog aus dem Krieg einen Extragewinn von $31,000,000. Das sind nur einige der Kriegsgewinne. Ein Verzeichnis der Nettoeinkünfte von nur 104 amerikanischen industriellen Betrieben weist nach, daß sie im Jahre 1916 um $1,010,000,000 mehr verdienten, als im Jahre 1914. Wenn die Regierung davon nur 50 Prozent nähme, so würden diese 104 Betriebe allein an Kriegsgewinnsteuer $500,000,000 abwerfen. Im Jahre 1917 werden sie natürlich mehr verdienen, als im Jahre 1916, denn zu den Kriegsaufträgen der Alliierten werden noch die unsern hinzukommen.

The Need of a Foreign Language Press in America.

It has been seriously proposed to prohibit the publication of foreign language newspapers in the United States. A bill to that effect was

introduced and its provisions discussed at Albany for the State of New York. The reasons given for such a proposed law are that foreign language newspapers easily serve as a medium for the dissemination of un-American and even seditious propaganda and, furthermore, they serve to perpetuate languages which should be suppressed since English is the official language of the land. It will be readily seen that the animus behind the proposition is, in the first place, the thoro Anglicizing of the country, and secondly, the neutralizing of movements which are deeemed un-American because they are anti-British. Former Attorney-General George W. Wickersham, a brother-in-law of Lord Hadfield of Sheffield, in a recent address, demanded special restrictions for newspapers printed in German. He would require all newspapers printed in German to publish in parallel columns the English translations of the German text. The restriction would, of course, spell the ruin of the majority of papers in the German language published in the United States. Possibly this was the purpose aimed at.

Leaving aside the necessity for a foreign language press in the United States on the ground that millions of naturalized American citizens read their native language with far greater ease and with better comprehension than they do English and contenting ourselves with assuring our Anglo-American fellow citizens that in tone and spirit the foreign language press of the United States is practically universally loyal and thoroly American, there is yet one very good reason for the foreign language press in America, to which the attention of Anglophiles should be called again and again until it seeps into their comprehension. That reason is: the English language press of America furnishes an extremely unreliable news service from foreign countries, Foreign news comes to American newspapers by way of London and London takes good care to furnish only foreign news colored in a way as best to subserve the interests of the British Empire and British policies.

The exploitation of the "Britannica," which has been going on for months on the most magnificent scale, is an example of British propaganda in America for British policies. Mr. Wiliard Huntington Wright, in his recent book, "Misinforming a Nation," has exposed this insidious propaganda engineered from London in behalf of British interests lying concealed in the pages of the "Encyclopedia Britannica." Mr. Wright has given the names of upward of two hundred famous non-English men and women who are not even mentioned in the pages of the "Britannica." He denounces the work as a compendium of misinformation designed to mislead the American people and make British policies and ideals palatable to Americans.

The attempt to form and fashion American opinion in favor of British interests by means of a work which is supposedly standard is an example of the systematic propaganda to Anglo-Saxonize America by means which should be too sacred to be used for the debasing purposes of politics; but nothing is too sacred, not even the Church of Christ itself, to be utilized for purposes of British politics. It is, therefore, not at all strange that ordinary news items collected in London from Europe and the rest of the world are distorted, garbled, twisted and turned to be served up in American newspapers for purposes of

advancing British interests in all directions. Says a contemporary on this subject:

"The great New York papers are the medium thru which the country press is supplied with its foreign news. They alone have the special European cable news, which is by a syndicate arrangement transmitted to the papers in other large cities as fast as received. Otherwise the field is covered by a sparse column of matter thru the Associated and United Press.

"Now practically every New York paper has a working arrangement with one of the leading London newspapers. The American papers do not maintain correspondents in Paris, Berlin, Rome, St. Petersburg or Vienna, but the London papers do. These correspondents color their news to suit British policies and interests; and this news, colored as described, is sent uncensored and unedited to their New York connections.

"The result is a biased, incorrect and misleading propaganda and a far-reaching educational influence on American minds in behalf of British interests, which disgusts the knowing and sends them to read papers not so dominated by London influences—the foreign language press.

"This accounts for the radically opposite points of view prevailing with regard to the causes and progress of the war.

"The average man who gets his information of world's affairs thru the medium of the London-edited foreign news features in the New York newspapers cannot possibly see the point of view of the man who has access to a far wider field of information in the foreign language press."—"Am. Luth. Survey."

Die Rassenkämpfe in East St. Louis, Ill.

Welche Gefühle die Nachricht von den an den Negern in East St. Louis, Ill., begangenen Verbrechen in einem mit Menschlichkeitsgefühl begabten Menschen auslöste, ist schwer mit wenigen Worten zu sagen. Sicherlich waren Schrecken, Schmerz, Scham und Abscheu unter den Empfindungen, deren man sich am ersten bewußt wurde. Wie konnte solches in unserm so hoch auf der Stufenleiter der Zivilisation stehenden Amerika stattfinden! Haben wir nicht die „armen" Juden in Rußland so herzlich bedauert, die durch die dort üblichen „Progrome" zu leiden hatten? Die „unglücklichen" Belgier, die von der deutschen Regierung aus ihrer Heimat gerissen wurden, damit sie sich in Deutschland ihr ehrliches Brot selbst verdienen sollten, was ihnen daheim nicht möglich sein sollte, oder was manche, wie es hieß, daheim nicht tun wollten; wie haben wir sie bemitleidet und mit ihnen die deutschen „Bedrücker" verurteilt und verachtet — und nun diese Nachricht! Weil, durch die hohen Kriegslöhne angelockt, viele Neger aus dem Süden nach den nördlichern Staaten kamen, und weil man fürchtete, daß hierdurch diese hohen Löhne herabgedrückt werden möchten, fielen Weiße über die farbige Einwohnerschaft der Stadt her, zündeten ihre Häuser an und schossen auf alles, was sich aus den brennenden Häusern durch die Flucht retten wollte. Von der Polizei sagt ein Zeitungsbericht vom 3. Juli, wenn sie auch dem Mob nicht zu Ausschreitungen ermutigte, versuchte sie auch nicht, ihn im Zaume zu halten. Ueber ähnliches Verhalten der Polizei in Rußland bei vorkommenden Judenmetzeleien, haben wir uns immer entsetzt als über et=

was, das in diesem Jahrhundert überhaupt nur noch in Rußland möglich sei. Dieser Vorfall in East St. Louis zeigt wieder, wie wenig die hohe Kultur, mit der wir uns oft großtun, Einfluß auf die Menschen hat, wenn ihre Hilfsmittel im Kampf um den Dollar denselben nicht passend erscheinen. Feuer und Mord sind Kampfmittel, welche auch das auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Volk anzuwenden versteht, um sich das zu verschaffen, was es begehrt, und über diese scheinen auch wir als Amerikaner noch nicht hinausgekommen zu sein. Oder stehen nur die Leute, welche sich in East St. Louis an der Schandtat beteiligten, auf so niedriger Stufe? Laßt uns hoffen, daß man überall anderswo in unserm Lande solche Gewalttaten nicht allein verabscheut, sondern darauf sieht, daß ähnliches auch dort nicht geschieht. Doch die Beamtenwelt in East St. Louis soll der Meinung sein, daß andere Städte aus diesen Vorkommnissen werden eine Lehre ziehen müssen. („Menn. Rundschau.")

Die Vereinigte Lutherische Kirche von Amerika.

Bei einer Versammlung des Komitees für die Vierhundertjahr-Feier in Philadelphia am 18. April wurde die Meinung geäußert, daß die passendste Feier des Vierhundertjährigen Jubiläums der Reformation die Schaffung einer Vereinigten Lutherischen Kirche sein würde. Folgender Beschluß wurde einstimmig angenommen:

„In der Ueberzeugung, daß die Zeit für eine einheitlichere Organisation der lutherischen Kirche in unserm Lande gekommen ist, empfehlen wir, daß die drei allgemeinen lutherischen Kirchenkörper Amerikas, nämlich die General-Synode, das General-Konzil und die Vereinigte Synode des Südens, zusammen mit allen andern Synoden, die mit uns eins sind im lutherischen Glauben, so bald als möglich zu einer allgemeinen Körperschaft vereinigt werden, die den Namen „Die Vereinigte Lutherische Kirche von Amerika" tragen soll.

Die Bewegung, die vor dreißig Jahren die gemeinsame Gottesdienstordnung und das in diesem Jahre erscheinende Gesangbuch zustande brachte, hat in folgerichtiger Weise zu diesem Beschluß geführt. Die Laien der einzelnen Synoden treten mit Begeisterung für eine vereinigte Kirche ein.

Um diese Sache in gehöriger Form vor die Kirche zu bringen und zwar rechtzeitig vor den kommenden Versammlungen der drei allgemeinen Kirchenkörper, wurden die Präsidenten derselben, die alle der Versammlung beiwohnten, angewiesen, sich mit andern Pastoren und Laien zusammenzutun, um die Prinzipien zu formulieren, auf Grund deren die Vereinigung zustande kommen kann, und den einzelnen Körperschaften eine Konstitution zu unterbreiten. Alle bestehenden Komiteen und Kommissionen, die schon in dieser Richtung tätig sind, wie sämtliche Behörden und Beamten von Synoden, werden freundlichst gebeten, diesem Komitee zur Ausarbeitung einer Konstitution möglichst bald irgendwelche Pläne oder Vorschläge mitzuteilen, die nach ihrer Meinung der geplanten Konstitution einverleibt werden sollten.

Unser Ziel ist die baldige organische Vereinigung der genannten Kirchenkörper und schließlich die völlige Einigung der lutherischen Kirche in Amerka. Die wirkliche Vereinigung kann erst vollzogen werden, nachdem die drei Körperschaften beschließen, die Konstitution ihren Teilsynoden vorzulegen, und letztere dieselbe gutheißen.

Die vorgeschlagene Vereinigung bedeutet das Aufhören der drei ein-

zelnen großen Kirchenkörper und die Verschmelzung einzelner Behörden. Die Distrikts-Synoden behalten ihre gegenwärtige Selbständigkeit. Alle neuen Abgrenzungen, die später gemacht werden möchten, werden von den Synoden selbst bestimmt. Die Unterrichtsanstalten und Erziehungsbehörden bleiben unbehelligt.

Die angeregte Vereinigung ist, wie jeder zugeben wird, aus vielen Gründen durchaus wünschenswert. Ihren Vollzug sollten keine Schwierigkeiten vereiteln dürfen.

Das Vierhundertjahr-Feierkomitee maßt sich weiter kein Recht an wie dies, seine Pläne den Kirchenkörpern vorzulegen und die Einigung unserer geliebten Kirche unsern Leuten ans Herz zu legen, daß sie darüber nachdenken und dafür beten.

J. A. Singmaster,
Theodore E. Schmauk,
M. G. G. Scherer.
(„D. Lutheraner.")

BOOK REVIEW.

When ordering a book mention this magazine.

"The Meaning of Prayer," by Harry Emerson Fosdick, with introduction by John R. Mott. Published by Association Press. Copyright 1915 by International Committee of Y. M. C. A.

This little book, which costs perhaps only 60 or 75 cents, is, we have no hesitancy in saying, the best thing we have read about prayer in years. Its arrangement is as follows: It is divided into ten chapters, each chapter furnishing material for one week's study. So we have seven "daily readings" in each section, consisting in brief comment and prayers by leading men of all ages and faiths. Then follows at the end of each chapter the "comment for the week." These weekly comments are exceedingly helpful, bright and practical. They deal with the problems the modern man has to meet in connection with prayer. The first week's comment treats of the "naturalness of prayer." It shows most convincingly that prayer is one of the elemental functions of human nature, as Carlyle puts it: "Prayer is and remains the native and the deepest impulse of the soul of man." The chapter is replete with well chosen quotations from great men, from Epictetus to Cardinal Mercier. By the way let me state what Epictetus, this pagan philosopher has to say on the subject: "He says, when thou hast shut thy door and darkened thy room, say not to thyself that thou are alone, God is in thy room." This sounds as tho he had read Matth. 6: 6, does it not? In this connection there occurs to F. a strong argument for the truth of religion. He asks, "Can it be that all men, in all ages and all lands, have been engaged in talking forever to a silent world from which no answer comes?" and concludes pertinently, "If we can be sure of anything, is it not this—that wherever a human function has persisted, unwearied by time, uncrushed by disappointment, rising to noblest form and finest use in the noblest and finest words, that function corresponds with some Reality? Hunger never could have persisted without food, nor breathing without air, nor intellectual life without truth, nor prayer without

God." This is a pretty good argument, is it not? and remember all this and more is to be found in one chapter only. The titles of some succeeding chapters suggest somewhat of the timeliness and usefulness of the subjects treated, "Prayer as Communion with God," "God's Care for the Individual," "Kindness and Difficulties," "Prayer and the Reign of Law." F. takes up the question, as to whether and how prayers can affect the course of nature and events, he deals with those who claim prayer is a form of spiritual gymnastics, a healthy exercise, and nothing more. In fact he meets the modern man at every point where science, or the complex nature of our world, or the war, or psychology raises a question, a difficulty for him, and offers a reasonable solution. The book is to be read in homoeopathic doses, as its whole arrangement suggests, but if read rightly, it cannot but fulfill the highest expectations; if its "prescriptions are taken according to instructions," a decided improvement in the spiritual condition is sure to follow.—H. K.

"Things Fundamental." A course of thirteen Discourses in Modern Apologetics, by Chas. E. Jefferson, Pastor of Broadway Tabernacle, New York City. Thomas Y. Crowell Co., Publishers. 382 pp. $1.50 net.

C. E. Jefferson was born at Cambridge, O., in 1860. After a very successful pastorate at Chelsea, Mass., he was called to the Broadway Tabernacle, New York, at 1897. He has been there ever since. Under him a new Tabernacle has been built farther uptown, including an apartment tower, ten stories high. He is a very popular man. Christian men visiting New York over Sunday, will feel that they will want to go to the Tabernacle and hear Jefferson. Members of my own church have been there, they could not say enough of the man's message and attractive personality.

This book of his is not just a new one but it has never been discussed in our Magazine and no doubt to the great majority of our readers it is new. The titles of some of the thirteen sermons suggest the character and practical usefulness of the material: "The Nature and Place of Faith in the Christian Life," "How the old Conception of the Scriptures Differs from the New," "The Deity of Jesus," "The Miracles," "The Person and the Work of the Holy Spirit." In his treatment of the new conception of the Bible he shows of course that he is a man of the 20th century, who has a rational view of inspiration. The prophet of the Old and the apostle of the New Testament are to him not lyres and flutes played upon by the Holy Spirit, but conscious, responsible beings retaining their individuality and their moral and intellectual identity. He takes up such questions as, "Is the Bible Infallible?" "Are there Myths in the Bible?" "Are Stories like those in Gen. 1 and 3 simply Stories with an important Truth to Teach or Do They Relate Actual Facts?" Our readers may not agree with all he says but they will find that it will be hard to meet a man who can talk about all these matters more reasonably, reverently and attractively than Dr. Jefferson does. In the chapter on miracles he faces the fact that to modern men miracles are a stumbling block. But does he for that reason throw them by the board? By no means. He does say that today the miracles of the Bible do not appeal to the age as they did in the past, that the proof which

carries weight today is the spiritual life of the Christian as a product of Christian teaching. He places the moral miracle of Christ's person and influence in the foreground. He is lenient with the man who can't believe in many miracles in the Bible, but he insists on that of the Resurrection of Jesus. He says, put yourself under his influence and the time will come when you say, I can believe that this man had power over nature as well as over the spirit. The two addresses on the Deity of Christ are the climax of the book. He says, there have been at all times two conceptions of Christ's nature, the lower and the higher. The lower makes him a man, the higher speaks with Charles Lamb, "If Shakespeare should come into the room, we should rise to greet him, but if Jesus Christ should enter we should fall on our knees and kiss the hem of His garment." Jefferson holds the higher and he goes on to say that there are three facts that speak convincingly for His divinity, the New Testament, the Church, and the Christian individual experience. Now these three things have often been said before, but if there are many preachers who can bring out the overwhelming evidence that lies in these three facts more forcefully and at the same time intelligently, we don't know them. In the second address on the "Deity of Jesus Christ," he gives a brief sketch of the history of this doctrine and its opponents from the Ebionites of Palestine in the first century, to the Unitarian Dr. Channing in the 19th, incidentally mentioning the significant fact that the Unitarian Congregationalists with all their wealth, social prestige and intellectual distinction number only 70,000.

After reading any one of these discourses it ought to be easy to preach a sermon on the subject.—H. K.

"Where the Book Speaks," or Mission Studies in the Bible, by Archibald McClean, published by Fleming H. Revell Co., $1.00.

The book shows the connection between missions and the Bible after the manner of Dr. Warneck in his "Missions in the Bible." In its 21 chapters it discusses such subjects as "The Missionary Significance of the Lord's Prayer," "Five Loaves and Two Fishes" (bring your little store to Christ and He will multiply it), "Paul's Attitude towards Missions," "The Grace of Giving," "Christian Unity and World-Wide Evangelism." On account of the strange title we turned to the chapter "Make Me a Little Cake First." We found in it a bright application of the prophet's command to the duty of the church ministering to her own needs and the pagan crowds. She is not to put her own claims first but to recognize the priority of God's claims. "Many churches feel that they must have elegant buildings and elaborate furnishings; they must have rich frescoes and pipe organs and costly music. When they have provided themselves with all that they need to eclipse and outshine their neighbors, and have had a good long breathing spell, then they may do something to give the Gospel to those who are living and dying without food and without hope. That is a reversal of God's order. "Every dollar spent in a vain show is a dollar of trust funds misappropriated." "The world will never be won to Christ by gifts from our pin money. The missionary enterprise it belittled and put on a wrong basis when Christian people are asked to save a nickel or a dime from their cigars

or from their chewing gum or some other luxury. The Lord's work should be our first concern, and it should be provided for first. The chapter abounds in happy illustrations and facts showing how acting on this principle obtains the Lord's blessing. The missionary thought of the Bible is unfolded in all its richness and its surprising frequency. The style is simple, pleasing and popular without being shallow.

"Epoch Makers of Modern Missions," by Archibald McLean, Pres. of the Foreign Christian Missionary Society. Published by Revell Co. Pp. 302.

This book is by the same author as the preceding one. It gives the life stories of fifteen missionary leaders, we mention Henry Martyn, Adoniram Judson, Will. Carey, Christian Fred. Schwartz, Rob. Morrison, Rob. Moffat, D. Livingstone, Alex. Duff, John Williams ("Apostle of the South Sea Islands"), Guido Fridolin, Verbeck and others. L. F. Schwartz is given only six pages. That is little for such a man but what there is is interesting. "He mastered English that he might preach to the British troops. He learned Greek and Hebrew for Biblical study. He understood Tamil thoroly. He studied Portuguese; he learned Persian because it was the court language, and Hindoustan because it was spoken by the Mohammedans; and Marathi at the request of the Raja of Tanjore!" His character was equal to his linguistic powers. "Hyder Ali said, 'Do not send me one of your agents, for I do not trust their words or their treaties, but if you wish me to listen to your proposals send me the missionary of whose character I have heard so much from every one; him will I trust and receive. Send me the Christian (Schwartz).' " Amidst the wars of the Carnatic the Nawab issued this order: "Permit the venerable Father Schwartz to pass unhindered, and show him respect and kindness; for he is a holy man and means my government no harm." On his deathbed the Raja made him the guardian of his son, he said to Schwartz: "He is not my son but yours."

Judson's life which is given much more fully, is almost worth the price of the book alone ($1.00 we think). Each story has the picture of its hero, some are quite good, that of Judson is striking. It is that of a scholar and a saint as well as of a refined gentleman. And this man suffered more than almost any man of his time. "His nature was exceedingly sensitive to discomfort. He had a passion for cleanliness, neatness and order. He was possessed with an innate refinement. For many months (21) he had to associate with the basest criminals. His ears were filled with their filthy and blasphemous jests. He saw the prisoners tortured with cord and mallet, and heard their shrieks of anguish. The prison was alive with vermin."

He was married three times, each one of his wives being a remarkable, highly gifted, heroic woman. The story of his life is most inspiring showing the measureless power of Christian faith and a matchless example of consecration.

All these biographical sketches are very suitable for reading in missionary meetings or as material for sermons. In the grippng interest with which they lay hold on the reader they remind one of Begbie's "Twice-born Men."—H. K.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 19. Band. St. Louis, Mo. November 1917

Deutschlands größter Sohn.

„Wiederum ward geboren ein machtvoller Mann, von dem Licht ausstrahlen sollte über lange Jahrhunderte und Weltzeiten: die Welt und ihre Geschichte hatten gewartet auf diesen Mann. Seltsames, erhabenes Ereignis! Es führt uns zurück zu einer anderen Geburtsstunde, — in einer noch niedrigeren Umgebung, vor 1800 Jahren, wovon es sich gebührt nichts zu sagen, nur schweigend ihrer zu gedenken, denn wer wollte Worte finden! Das Zeitalter der Wunder ist vorüber? Das Zeitalter der Wunder ist hier und kann nicht schwinden!

Ich muß diesen Luther einen großen Mann heißen, groß an Verstand, Mut, Gefühl und Charakter, einen der liebenswertesten und köstlichsten Menschen. Groß nicht wie ein behauener Obelisk, sondern wie eine Alpenhöhe, so einfach, ehrlich, ursprünglich, der seiner Größe gar nicht gedenkt, denn er hat wichtigeres zu tun. Ja, unüberwindlicher Granit, hoch und weit zum Himmel aufragend, und doch in seinen Spalten sind Quellen, grüne, schöne Täler mit Blumen! In Wahrheit ein geistlicher Held und Prophet, wieder einmal ein rechter Sohn der Natur, aus den Tatsachen geboren, für den diese Jahrhunderte und viele, die nachkommen sollen, dem Himmel danken werden."

So schrieb vor 60 Jahren Thomas Carlyle, der Schotte, der deutsches Wesen und deutsche Größe besser verstanden und gewürdigt hat als irgend einer, der die Sprache Albions spricht. Es ist mit guter Absicht, daß wir gerade dies Zeugnis aus E n g l a n d gewählt haben an dem Tage, wo wir des über vier Jahrhunderte reichenden Einflusses Martin Luthers, des größten Deutschen, festlich und dankbar uns erinnern. Denn gerade von England gehen die Strömungen aus, die deutschen Geist und deutsche Leistungskraft verschlingen möchten. Alle Feindschaft und Beeinflussung der öffentlichen Meinung, alle Findigkeit und Raffiniertheit einer weltbeherrschenden Presse kann doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Deutschland das Mutterland der Reformation und Dr. Luther „der" Reformator ist. Man mag sich seiner politischen Freiheit, seiner demokratischen Institutionen und modernen Lebens- und Weltanschauung rühmen, man muß doch zugestehen, daß die politische Emanzipation sich auferbaut auf der religiösen Emanzipation des Re-

formationsjahrhunderts. Man muß anerkennen, daß mit Luthers Auftreten zu Worms die moderne Welt beginnt mit ihrem Anspruch auf Gewissensfreiheit und die Rechte des einzelnen. Wenn moderne Institutionen gegründet und den Völkern erhalten werden konnten, so war das möglich, weil die Reformation eine Atmosphäre geschaffen, in welcher Absolutismus, Bedrückung, Privilegien einzelner und Entmündigung oder Entrechtung der vielen auf die Dauer sich nicht zu halten vermochten.

Dieser Tatsache freuen wir uns jetzt so recht von Herzen, wo uns der Kelch der Lebensfreude so verbittert wird. Worms und Wittenberg muß man den Deutschen lassen. Wie das Heil von Zion, so ging der neue Tag von jenen Plätzen aus. Wie kam es, daß gerade Deutschland der Welt die Reformation geben mußte? Die Gründe waren ohne Zweifel sowohl äußere als innere.

In dem Kampf gegen Napoleon I. hörte man von deutschen Schriftstellern oft den Ausdruck, daß Deutschland das Herz Europas nicht nur geographisch sei, und daß darum mit Recht der Pulsschlag der neuen Völkerbefreiung dort zu suchen sei. In diesem Ausdruck können wir keine patriotische Ueberschwänglichkeit oder Selbstüberhebung sehen. Jedes Volk hat sein besonderes Pfund empfangen. Den Deutschen ist ein tieferes Gemüt, eine ernstere Lebensanschauung, ein größerer Gewissensernst, wie ein nach letzten Gründen suchender Forschergeist eigen.

In Luther sehen wir alles dies sich auf religiösem Gebiet bekunden. Nicht zufrieden mit äußerem Werkdienst strebte er nach dem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Unbefriedigt von menschlicher Vermittlung drang er durch zu origineller, selbsterfahrener Gemeinschaft mit dem Göttlichen. Ueber Menschensatzungen und Traditionen hinaus fand sein Geist die Quelle der Wahrheit in dem Born des göttlichen Wortes. In all diesem bezeigte er sich nicht nur als einen religiösen Genius sondergleichen, sondern als einen Vertreter deutscher Volksart. Das deutsche Volk fand in ihm sich selbst, d. i. sein besseres, tieferes, höheres Selbst. Was es fühlte, erstrebte, suchte, das hatte, erkämpfte er, das sprach er aus. So fühlte er sich von seinem Volke getragen, wie er andererseits seinem Volk die Wege wies und bahnte.

Es liegt aber auf der Hand, daß auch äußere, geschichtliche, nationale, materielle Faktoren mitsprachen. Von Italien konnte die Reformation nicht kommen, denn Italien war trunken von heidnischem Humanismus. Der antike, klassische, der Welt des Diesseits erschlossene Mensch war sein Ideal. Kunst und Wissenschaft waren ihm ein viel höheres Anliegen als die Religion. So konnte ein Savanarola wohl in kleinerem Kreise eine Zeitlang machtvoll wirken, aber nicht sein Volk mit sich ziehen. In Spanien hatte ein Jahrhunderte langer Kampf mit dem Islam einen Fanatismus für die katholische Religion großgezogen, der für Reformationsbestrebungen unüberwindlich war. In Frankreich war der staatliche und kirchliche Absolutismus so stark, daß hugenottische Reformer sich in die Rolle der Sektierer und Rebellen zugleich gedrängt sahen und als solche wohl ein heldenhaftes Häuflein um sich sam-

melten, aber keine Nationalkirche. In England lag die Macht in den Händen des Königs Heinrich 8., eines absolut ungeistlichen Despoten, der nun so viel reformierte, als seinen Plänen paßte.

Deutschland war das Land, wo die kaiserliche, antireformatorische Macht ihr Gegengewicht in den Landesfürsten fand. Waren einzelne Landesfürsten der Sache des Evangeliums günstig, so war es möglich, daß dieselbe in weiten Gebieten sich durchsetzen konnte. Diese günstige Vorbedingung war gegeben, so bot sich in Sachsen der Herd dar, auf dem das heilige Feuer entzündet werden konnte. Es ergriff das deutsche Volk, eine nordische Rasse, und in der Folge sehen wir, daß die germanischen Völker des Nordens in der Reformation etwas ihnen Sympathisches fanden, während die romanischen Völker sich vom Katholizismus mehr angesprochen fühlten und bei ihm verharrten.

So also kam es, daß Deutschland das „erwählte" Volk war. Es versteht sich von selbst, daß wir in dieser Tatsache keinen Grund zum nationalen Eigendünkel zu suchen haben und in den Fehler Israels verfallen, dem das stolze Bewußtsein „Abrahams Kinder" zu sein ein wesentliches Hindernis war zur Erfüllung seines Berufes. Auf der anderen Seite ist es uns doch ein Trost, uns in dieser Zeit zu erinnern, daß Gott im deutschen Volke ein passendes Werkzeug fand, um das große Werk der Reformation in die Wege zu leiten. Es müssen in diesem Volk und seiner Art Kräfte liegen, deren die Welt nicht entbehren kann. Es ist uns eine besondere Freude, daß der Dienst, den Deutschlands größter Sohn der Welt getan, auf dem Gebiet der Religion lag, und es sollte uns eine nie zu vergessende Lehre sein, daß dies so ganz geistliche Werk so weittragende Bedeutung für das ganze Weltleben gehabt hat. Luther kämpfte seinen Kampf im Kämmerlein, aber bald redete man davon auf den Gassen. Ihm kam es an auf das rechte Verhältnis zu seinem Gott, aber wie sehr und tief beeinflußte seine Erfahrung und sein Zeugnis davon das Verhältnis von Mensch zu Mensch, das Verhältnis zur kirchlichen und weltlichen Obrigkeit, von reich und arm, von Herr und Knecht. Luther strebte ein Gottesmensch zu sein, aber es fand sich, daß ein Gottesmensch ein freier Mensch sein will, und so folgt der Gewissensfreiheit zu seiner Zeit die politische, und muß ihr die soziale folgen. Es wäre töricht zu sagen, daß Luther alle diese Ziele bewußt verfolgt habe. Er hat es nicht, und manche Dinge, die als Resultat seiner Lebensarbeit angesehen werden, wären ihm vielleicht ein Greuel gewesen. Doch ihm war es vergönnt, der Welt die größte Gottesgabe wieder zu erschließen, den Besitz der Gottesgnade in Christo, und nachdem die Welt so das Hauptgeschenk wiederempfangen, war der Weg geöffnet, der zu all den andern schönen Gaben führte.

Was ist nun unsere Aufgabe, die wir das Geisteserbe dieses größten Sohnes Deutschlands angetreten haben? Es wird oft gesagt, Luther lebte in einer ganz anderen Zeit. Seine Aufgaben waren gänzlich andere. Die Welt hat sich in 400 Jahren sehr verändert, die Probleme, die heute der Lösung harren, waren zur Zeit der Reformation noch

gar nicht vorhanden. Uns ziemt es fortzuschreiten, und die Reformatoren können unsere Führer nur in sehr beschränktem Maße sein. Eine Kirche, die nur auf Luther schwört und über ihn nicht hinausgehen will, zeigt damit, daß sie der Stagnation verfallen ist. In diesen Einwürfen liegt eine gewisse Wahrheit.

Doch sehen wir der Sache klar ins Gesicht. Luther war ein Reformator der Kirche, er führte seine Zeit zu Christo als dem einzigen Mittler des Heils. Darüber werden wir doch nie hinauswachsen. Der Weg zur Seligkeit ist doch heute kein anderer als damals und zu den Zeiten des Paulus. Der Artikel von der Rechtfertigung ist doch und bleibt der Fundamentalartikel des christlichen Glaubens. Es ist wahr, daß heute ethische und soziale Fragen im Vordergrund stehen, daß wir uns mehr mit der Ausgestaltung und Geltendmachung des christlichen Heilsglaubens beschäftigen als mit seiner Grundlegung. Aber man darf hier doch nicht zu weit und zu eilig fortschreiten. Die Grundlage muß erst da sein, ehe man bauen kann. Golgatha ist das Fundament der Erlösung, nicht der Hügel der Bergpredigt. Das ist eine Tatsache, die viel außer acht gelassen wird, und das Gedächtnis der Reformation sagt uns, daß es nur zum unermeßlichen Schaden der Kirche sein kann, wenn wir die Heilstatsachen geringschätzen und tun, als wenn der Kirche und Welt mit Moral und Sozialgesetzgebung allein geholfen werden könnte.

Doch nachdem wir dies vorausgeschickt haben, sagen wir, daß unsere Aufgaben in der Tat andere sind. Erkennet die Zeichen der Zeit! sagt der Herr und mahnt damit offene Augen und zum Fortschritt bereite Sinne zu haben. Auch der Hebräerbrief ist nicht damit zufrieden, immer bloß „den Anfang christlichen Lebens zu besprechen und mahnt zur Vollkommenheit (Vollständigkeit des christlichen Lebens) zu fahren und nicht abermal Grund zu legen von der Buße der toten Werke, vom Glauben an Gott" u. s. w. Kap. 6, 1. Es erfordert keinen Prophetenscharfblick zu erkennen, was unsre Zeit verlangt. Es handelt sich jetzt um die Ausgestaltung des Reiches Christi auf Erden. Das Himmelreich als der Sauerteig, der alles Menschliche erfüllt, ist so recht das Gleichnis der Stunde. Die Emanzipation der Gebundenen, die Befreiung der ökonomisch Entrechteten, die Durchdringung aller Gesetzgebung mit christlichem Geist, soziale Rekonstruktion, Annäherung der Völker mit dem Ziel eines Völkerbundes, Abrüstung, Schiedsgerichte zwischen Nationen wie jetzt zwischen einzelnen Klassen, Christianisierung des Staates, soweit das auf Erden möglich ist, das wären etwa die Merkmale und Eigenschaften des „gnädigen Jahres des Herrn," das Christus schon Lukas 4, 18 so lieblich und mit so auffallend sozialen Zügen ausmalt. Man denke an Luthers Schrift an den Adel deutscher Nation, in welcher er nicht nur religiöse Freiheit fordert, sondern auch politische, und nicht nur Gewissensdruck bekämpft, sondern auch ökonomischen und eine freiere, gerechtere, befriedigendere Gestaltung des nationalen Lebens verlangt.

Der Kampf auf diesem Gebiet wird ein harter sein, ob man nun an die Selbstsucht und Machtfülle des kapitalistischen Systems oder an

die im Haß des Brudermordes glühende Völkerwelt denkt. Das Beste, was uns da zuteil werden könnte, wäre ein Luther des 20. Jahrhunderts. Doch darauf darf man nicht warten, die Kirche muß sich rüsten zum Zeugnis und Streit. Nur wenn der Geist der alten Propheten in ihr aufwacht, kann sie gewinnen. Wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten obsiegten, dannwäre es das Ende der Kirche und ihres Einflusses. Hoffen wir, daß der Geist von Worms und Wittenberg aufwachen wird, oder noch besser der Geist von Pfingsten, der in den Aposteln war, und der Geist der großen Propheten des alten Bundes.

H. Kamphausen.

Der Freiheitskampf der Reformation im Lichte der Gegenwart.

Vortrag gehalten auf der Nord-Illinois-Distriktskonferenz 1917 von Prof. Karl Bauer.

In anderen Jahren konnten die mit Vorträgen und Referaten für die Distriktskonferenz Beauftragten wohl im Zweifel sein, welche Themata sich am besten dazu eignen würden. Im Jahre des Heils oder Unheils 1917 fiel alle Qual der Wahl weg. Es war selbstverständlich, daß vor allem die Heilsjahre 1517 und 1817, Reformation und Union, zu behandeln seien. Es sollte damit den Distriktsversammlungen eine Art Vorfeier des Doppeljubiläums geboten werden, zumal mancher von uns teils aus anderen Gründen, teils schon wegen der Erschöpfung seiner Kasse durch die Freiheitsanleihe nicht in der Lage sein wird, einer größeren Feier im Herbst beizuwohnen. Zudem ist es in einer Zeit allgemeinen religiösen Tiefstandes besonders nötig, daß man sich in die Zeiten des Hochstandes durch wiederholte Betrachtung energisch einlebt, um nicht zu sagen vertieft, damit wiederum ein hohes Ziel ins Auge gefaßt und die Schwäche nach Möglichkeit überwunden werde.

Von einem andern Gesichtspunkt aus, der aber mit dem erwähnten Tiefstand zusammenhängt, wäre es freilich geraten, auf die in Rede stehenden Jubiläumsfeiern für dieses Jahr zu verzichten, die Fahne der Reformation ganz zu reffen und die Unionsfahne, die ja in dem verhaßten preußischen Staate zuerst entfaltet wurde, höchstens auf Halbmast zu ziehen. Dunkle Schatten fallen von der Gegenwart zurück auf die Reformation; nicht im Lichte der Gegenwart, sondern nur in ihren Schatten müssen wir heuer die Reformation betrachten, nicht als eine Glanzzeit soll uns die deutsche Reformation gelten, sondern als eine Zeit der Verfinsterung. Es ist allen Ernstes unserer Regierung nahegelegt worden, alle Lutherfeiern für dieses Jahr zu verbieten, da Luther eben ein Deutscher gewesen sei. Wenn das nicht eine bloße Aeußerung sinnloser Wut ist, wenn es einen Sinn haben soll, so kann es doch nur das bedeuten, daß man die Reformation richtig eingeschätzt hat als die Quelle der deutschen Kraft, einer Kraft, die eben leider stets das Böse will und vielleicht im eigenen Untergang endlich einmal das Gute schafft.

Sind die modernen Deutschen Hunnen und Barbaren, so ist Luther der Vater dieser Hunnitis und Barbarei; denn er hat die innerste deutsche Entwicklung seit 400 Jahren bestimmt. Ist die gegenwärtige Regierung Deutschlands der Feind des Menschengeschlechts, der Feind aller Zivilisation und alles wahren Christentums, dann ist Luther schuld daran; denn er hat die deutschen Fürsten und Staatsmänner bis auf den heutigen Tag erzogen und gebildet, daß sie tatsächlich ein apartes Geschlecht, eine eigene Art von Dienern des Volkes geworden und geblieben sind. Trotz Luther oder gerade um Luthers willen ist all ihre Weisheit von Friedrich dem Weisen an als eitel Torheit, all ihre Beständigkeit von Johann dem Beständigen an als pure Perversität anzusprechen.

Einst waren wir stolz auf die Umwertung aller Werte, welche durch die deutsche Reformation in der Welt Platz griff. Aber durch eine neue Umwertung, die wir mit Staunen in unseren Tagen sich vollziehen sehen, ist die andere größtenteils über den Haufen geworfen. Nicht einmal in ihrem Kampfwert gegen den Papismus wird die Reformation voll und ganz anerkannt, denn an höchster Stelle liebäugelt man eifrig mit diesem geschworenen Feind aller Freiheit, und im übrigen heißt es: Wir glauben all an einen Gott, Jud, Heide, Türk und Hottentott. Warum also gegen die römische Kirche sich so schrecklich ereifern?

Wir dachten, die deutsche Reformation habe der Welt die Freiheit gebracht, und nun erfahren wir, per Schlußfolgerung wenigstens, daß sie in Wirklichkeit die Despotie gebracht, und daß Luther keinen Schimmer von Humanität gehabt hat, z. B. im Vergleich mit dem gekrönten Reformator Heinrich VIII. Uns erschien die deutsche Reformation immer als der größte Freiheitskampf aller Zeiten. Aber nein, erst jetzt in diesen letzten Jahren durchtobt der richtige, heilige Freiheitskampf die Welt, und da er sich gerade gegen das Land Martin Luthers richtet, so kann dieser unmöglich ein richtiger Freiheitskämpfer gewesen sein, und was er an wahrer Freiheit etwa verkündet hat, das muß er anderen, geistreicheren und edleren Menschen abgelauscht haben. Ließen sich die verflixten Jahreszahlen noch nachträglich umdrehen, so würden unsre Geschichtslehrbücher es gewiß so darstellen, daß die Reformation so wenig wie das Unterseeboot in irgend einem Sinne eine deutsche Erfindung sei. Luther, der erfinderischste und selbständigste Bahnbrecher, wäre dann ein armseliger Plagiarius, der den Calvin, den Knox und besonders Heinrich den Achten mit wechselndem Geschick kopiert, aber eben doch nicht kapiert hätte.

Aber auch so, trotzdem diese Korrektur nicht mehr möglich ist, müssen wir uns als Exdeutsche noch nachträglich mit allen Deutschen für Luther schämen, daß er ein Deutscher war. Denn ein Deutscher zu sein, das ist nach den Aeußerungen der hervorragendsten Kanzelredner im Osten unseres Landes so etwa die eine unvergebliche Sünde, die Sünde wider den Heiligen Geist. Ueberhaupt, welcher große Mann wird sich denn in Eisleben geboren werden lassen? Das klingt ja weder französisch noch englisch. Und wie kann man sich's nur einfallen lassen, in demselben Neste auch noch sterben zu wollen? Wenn Luther wenigstens in Rouen

gestorben wäre oder gestorben worden wäre, wie das der Jungfrau von Orleans, jener Freiheitskämpferin, geschah durch die vereinten Bemühungen der Engländer, Franzosen und Burgunder! Und warum hat er nicht wenigstens an der Sorbonne studiert und in Cambridge doziert? Aber Erfurt und Wittenberg! Warum nicht gleich in so unaussprechlichen Plätzen wie Buxtehude und Ritzebüttel? Warum nicht gleich in Schilda und Schöppenstädt?

Da alles Deutsche gegenwärtig gründlich diskreditiert ist, so ist es auch die deutsche Vergangenheit, so ist es auch die deutsche Reformation mit allen ihren Ansprüchen auf freiheitliche Errungenschaften, so ist es auch der Freiheitskämpfer Martin Luther, und es ist nicht viel anders, als wäre er abermals in Acht und Bann getan und diesmal durch Protestanten, durch die, welche im Grunde gerade ihm ihre Freiheit verdanken. Totschweigen ist noch die gelindeste Strafe für eine deutsche Reformation; von den oberen Stellen in Kirche und Staat wird zu solchem Verschweigen der Ton angegeben, und so erschreckend wirkt dieses Schweigen, daß selbst die deutschen Lutheraner unseres Landes darob verstummen. Doch man wundere sich nicht! Es wird ja noch manches andere totgeschwiegen oder verketzert, sogar die politische Heldenzeit des amerikanischen Volkes selbst. Der vierte Juli nur noch der Gedenktag eines bedauerlichen Mißverständnisses! Man feire ihn fürderhin mit dem Jubelruf: Heil dem Hause Windsor! (Wind, Sir!) und ehre dabei das Andenken Benedikt Arnolds! George Washington aber war zum mindesten ein voreiliger Geschichtspfuscher. Was verstand der von Freiheit? So wenig wie Martin Luther. Und ewig schade ist es, daß der 31. Oktober nicht auf den 32., auf den Nimmertag gefallen ist. Darum fort mit der Feier!

Doch sachte! Wir vom deutschen Stamme sind eben schwerfälligen Geistes und können die neue Weisheit nicht so rasch fassen wie die Köpfe, die mit der alten unbeschwert geblieben sind. Man gestatte uns daher nach ordnungsmäßiger Anrufung der heiligen, geheimen Hermandad eine schüchterne Lutherfeier! Denn nicht politische Zukunftsmusik wollen wir dabei machen; ein politisch harmloses Lied aus alten Tagen, das uns von Kindheit an lieb gewesen ist, das wollten wir gerne wieder einmal vernehmen, um die garstigen politischen Lieder der Jetztzeit auf Stunden zu vergessen. Was hör ich draußen vor dem Tor, was von der Brücke schallen? Von der Brücke, welche das Mittelalter mit der Neuzeit verbindet! Vor dem Tor der festen Burg des Glaubens! Laßt den Gesang vor unserm Ohr im Saale widerhallen! Laßt mir herein den Alten, den Doktor Martin Luther, den Priester und Sänger der Freiheit, den Freiheitskämpfer, den Revolutionär!

Ja wohl! Wir müssen es uns eben doch vom Herzen reden: den religiösen Revolutionskrieg wollen wir am Gedächtnistage feiern und schon vorher. Ein Erzrebell war der Doktor Martin Luther. Je höher die Autorität, je direkter ihre Gewalt, je profitabler ihre Tyrannei, um so fluchwürdiger erscheint natürlich jede Auflehnung und Rebellion. Und

keine Autorität ist jemals so hoch gewesen, keine Gewalt so direkt, keine Tyrannei so profitabel wie die des Papstes. Der Papst allein schloß den Himmel auf, schließlich für Geld. Denn er allein verfügte über den Schatz des Verdienstes der Heiligen. So konnte er die Freiheit der Sünde wie eine Handelsware verkaufen lassen. Der Schutz der Heiligen mit seinem unerschöpflichen Reservoir, vom Papst der Welt mitgeteilt, floß als goldener Strom in die Schatzkammern des Vatikans zurück. Die unzähligen Verdienste der Heiligen wurden in saubere Münzen umgeprägt. Wie selbstlos, wie außerordentlich heilig von den lieben Heiligen, daß sie in der völligen Bedürfnislosigkeit des Todes unermüdlich die Kasse des heiligen Vaters bereicherten! Der konnte die Heiligen nicht genug preisen, genoß er doch ihren Fleiß. Der konnte den Eifer der lebenden Gottsucher nicht genug anspornen; genoß er doch den Segen der Sünde; denn es hat ja nicht jeder Gottsucher das Zeug zum Heiligen. Dieses glänzende Geldgeschäft — fabelhafte Zinsen ohne jedes reelle Kapital — das war die päpstliche Freiheitsanleihe.

Gegen diese vom Papste garantierte Freiheit der Sünde als gegen eine Gotteslästerung stellte Luther die Freiheit des gotterleuchteten und gottgereinigten Gewissens in den Kampf. Aber dadurch versündigte er sich an der Autorität des heiligen Vaters und wurde in besonderer Weise zum Hochverräter an der päpstlichen Theokratie, in der er kein gewöhnlicher Untertan, sondern als Mönch und Priester und Doktor der Heiligen Schrift ein Soldat und Offizier und Drillmeister der regulären Armee war.

Ein feines Zusammentreffen war es, daß die Revolte gegen die Tyrannei der Kirche gerade von einem Augustinermönch ausgehen mußte; war doch der Ordensheilige, der Kirchenvater Augustinus, derjenige, welcher die Zwangsherrschaft der Kirche begründet und indirekt auch den Vizegott geschaffen hatte. Durch seine Lehre, daß die Kirche erst die Garantie gebe für die Glaubwürdigkeit der Bibel, hat er faktisch der Kirche, d. h. den Konzilien eine Inspiration und Autorität über die der Heiligen Schrift hinaus zugewiesen. Da aber die Kirche als Ganzes ein zu schwerfälliger Apparat ist, so mußte alles für die Kirche Beanspruchte mitsamt der allerhöchsten Inspiration und gottgleichen Unfehlbarkeit schließlich dem Papst zufallen und der Papst zum Vizegott werden. In heftigem Kampfe hat Luther die Kirche wieder ganz der Bibelautorität untergeordnet, die Bibel von den Kirchenfesseln befreit, den Vizegott von seinem gotteslästerlichen Thron gestoßen, das Privilegium- und Kastenwesen in der sichtbaren wie in der unsichtbaren Kirche abgeschafft, die Oligarchie und Autokratie durch die Demokratie ersetzt. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen, von Luther wiederhergestellt — damit ist zu aller wahren Demokratie der Grund gelegt. Luther hat die Welt sicher gemacht für die Demokratie. Freilich die demokratische Geste hat er noch nicht geschwungen; er war eben kein Moderner. Aber selbst viele von uns Modernen, alle, die Luther als den Freiheitskämpfer rühmen, sind unmodern genug, zu bezweifeln, daß das

Gottesreich (und wäre es auch nur ein politisches Gottesreich — wenn es ein solches gäbe und geben könnte) mit äußeren Gebärden kommt. — Nicht an eine Gebärde ist es geknüpft, sondern an eine Geburt, an die Wiedergeburt. Unter Mitwirkung des Augustinus war die christliche Welt in die mittelalterliche Verderbnis versunken, mit dem Augustinermönch Martin Luther hebt ihre Wiedergeburt und Erneuerung an.

Die geistliche Zwingburg mit den himmelhohen Mauern, die Augustinus für alle Zeiten errichtet zu haben schien, die religiöse Bastille, Luther hat sie im ersten Anlauf niedergebrochen. Außer der römischen Kirche ist nach Augustinus kein Heil. Selbstverständlich, wenn die Kirche über der Heiligen Schrift steht. Dann ist die Kirche, schließlich der Papst, das höchste, ja einzige Gnadenmittel, womit die Siebenzahl der Sakramente in lächerlichem Gegensatz steht. Das bringt es dann auch mit sich, daß die Kirche alles beim lieben Gott für den Gläubigen besorgt gegen gewisse Leistungen, die endlich auf bloße Geldzahlungen reduziert werden können. Und dagegen setzt der schärfste und eigentlichste Freiheitskampf Luthers ein. Er gewinnt dem Einzelmenschen die Selbstverantwortlichkeit vor Gott zurück und restauriert schon mit seiner ersten Katechismusfrage: „Was soll eines jeden Menschen vornehmste Sorge sein?“ — eines jeden Menschen eigene, nicht der Kirche zu übertragende Sorge — die ursprüngliche Christenwürde und alle höhere Menschenwürde und bahnt aller Freiheit den Weg, wogegen die Päpste in konsequenter Durchführung des augustinischen Satzes vom alleinigen Heil bis in die neueste Zeit hinein alle die modernen Freiheiten ausdrücklich verdammen, die man heute so gern als englisch-französische politische Erfindungen patentieren möchte, während sie in Wahrheit in überwiegendem Maße naturnotwendige Nebenprodukte von Luthers religiösem Freiheitskampf sind, wobei sich wiederum das Christuswort bewahrheitet hat: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

Dabei ist Luther persönlich noch etwas zugefallen, wonach er nicht im entferntesten getrachtet hat, ein unvergleichlicher Ruhm. In den Augen der Päpste freilich war Luther ein abgefeimter Intrigant. Wie heute England und Rußland, so hattten einst Papst und Kaiser die Welt unter sich geteilt; da kam der Wittenberger Mönch und schloß mit dem Teufel ein Komplott, um dem Gottesvolk, wie er es in seinem wahnwitzigen Frevel bezeichnete, auch einen Platz an der Sonne zu sichern. In schändlicher Intrigue hat Luther es fertig gebracht, seinen Namen bis nach Lappland und nach Afghanistan zu tragen. Unverzeihlich! Ebenso verbrecherisch ist es vom deutschen Michel und eine Verschwörung gegen die Freiheit der Welt, daß sein Name bis nach Bagdad und Persien rühmlichst bekannt ist. Ein durchaus unehrlicher Mensch, der Luther mit seinem angeblichen Freiheitskampf! Darum wird auch mit Recht sein Enkel, der Michel, jetzt aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen. Schon Luther war ja eine deutsche Bestie und strafwürdig wegen der wunderlichen Spekulationen, die er im Kopfe hatte. Die Freiheit der

Welt verlangte damals doch die Allgewalt des Papstes, die Freiheit der Welt verlangt heute die Allherrschaft Albions, und jedes Abweichen von der blinden Untertänigkeit war und ist eine wunderliche Spekulation und eine scheußliche Intrigue. Die beiden Weltmächte, von denen hier die Rede ist, Rom und Albion, hatten zu ihrem Nutzen eine äußerst wirksame Blockade gegen die Wahrheit eingerichtet. Man begreift den Jammer des Papstes, als er die geistliche Hungerblockade durch den rücksichtslos torpedierenden Luther gebrochen sah, der niemals zu stolz war zu kämpfen, dem jede Waffe recht war, da es galt, die Welt von dem Vampyr zu befreien. Er war kein Heuchler noch vergeblicher Vorgeber.

Und wenn die modernen Freiheitskämpfer mit schönem Augenaufschlag deklamieren: Wir wollen nichts für uns selbst, aber alles für die Welt! — von Luther wissen wir, daß er es so gemeint hat. In übermäßiger Uneigennützigkeit suchte er für sein deutsches Volk nicht den geringsten politischen Vorteil aus seinem religiösen Freiheitskampf, im Unterschied von Calvin und Zwingli. Sie treten aus der Studierstube, Luther aus dem Gebetskämmerlein in die Arena; bei ihnen dominiert der Verstand, bei Luther das Gewissen. Darum konnte keine andere Reformation die elementare Wucht, die explosive Kraft, die weltweite Bedeutung gewinnen, wie diejenige Luthers. Von allen andern Interessen losgelöst und nur auf das Reich Gottes bedacht, von keinem andern Impuls getrieben als von dem des Gewissens, schreitet Luther mit seinem Freiheitskampf über alle andern Reformatoren zur universalen und prinzipiellen Giltigkeit auf. Freilich war er nicht der erste und nicht der einzige religiöse Freiheitskämpfer und Reformator. Aber keiner ist mit solcher Entschlossenheit dem geschlossensten und entschlossensten Absolutismus, den die Welt gesehen hat, entgegentreten wie er; keiner hat das Uebel so an der Wurzel gefaßt, keiner die Quelle der Freiheit so völlig erschlossen. Darum ist die deutsche Reformation die Weltreformation. Freilich hat Luther in späteren Jahren selbst manches getan, um den Quell der Freiheit, der ja selbstverständlich für die praktischen Zwecke der sichtbaren Kirche eingefaßt werden mußte, einigermaßen zu verstopfen. Aber alle Unduldsamkeit Luthers und selbst die seiner Nachbeter ist eitel Lindigkeit im Vergleich mit der Intoleranz Calvins. Der hat den Gläubigen und den Nichtgläubigen ein neues Joch auferlegt, hat eine neue Tyrannei nach der Art eines Papstes ausgeübt mit Sittengericht, Index und mit staatlichem Zwang zur Frömmigkeit bis zur Todesstrafe. Calvins Verneinung der Gewalt des römischen Papstes ist im Prinzip allerdings eine Verneinung jeder Papstgewalt, auch seiner eigenen verschleierten. So sind die calvinischen Kirchen im Laufe der Zeit viel milder geworden, und der religiöse Fanatismus ist in ihnen ausgestorben, um sich in unseren Tagen plötzlich auf das rein politische Gebiet zu werfen. Hier hat der düstere, strenge Geist Calvins eine unvermutete Wiederauflebung erfahren. Das Gottesreich ist an eine bestimmte alleinseligmachende Regierungsform gebunden; daher müssen die anders Geformten mit Waffengewalt genötigt werden hereinzukom-

men; mit dem Schwert muß man das deutsche Volk zur Freiheit zwingen.

Calvin erkennt nur den Staat an, der ihn anerkennt, und seine prinzipielle Stellung zum Staat ist wesentlich dieselbe wie die der römischen Kirche. Luther erkennt jeden Staat an und erlaubt nur passiven Widerstand in Gewissensnot; er erniedrigt die Kirche zur Magd des Staates. Im Einklang damit steht seine maßlose Verurteilung der Bauern, deren Greueltaten im Bauernkriege durch diejenigen der Herren weit überwogen wurden. Hier hat der Freiheitskämpfer Luther deutlich versagt; er hat die Freiheit des Christenmenschen in ihrer Anwendung auf die hoffnungslose und immer hoffnungsloser sich gestaltende Lage der Bauern denn doch zu eng gefaßt. Luther geht mit seinem unpolitischen Christentum ins Extrem, wie Calvin mit seinem politischen Christentum. Zwei Forderungen haben wir gewissermaßen gegen Luther zu erheben: 1) das Christentum und die Freiheit des Christenmenschen muß für die sozialen Verhältnisse direkt fruchtbar gemacht werden, 2) gegen eine tyrannische Regierung muß dem Volke das Recht der Revolution zugesprochen werden.

Wenn wir in diesem Zusammenhang Luther und Calvin ablehnen und des letzteren jesuitische Stellung absolut verwerfen, so wollen wir mit Genugtuung konstatieren, daß Zwingli die goldene Mittelstraße repräsentiert. Wir mögen es vielleicht nicht billigen, daß er zum Kriege gegen die katholischen Kantone drängte und selbst zur Waffe griff. Aber seine allgemeine Haltung zeigt eine gesunde Richtung aufs Politische, namentlich auf die Beseitigung sozialer Mißstände. Calvin ist streng; Luther und Zwingli sind gütig; es jammert sie des Volkes, wobei jedoch Luther in allzu reinlicher Scheidung von Geistlichem und Weltlichem die landesherrliche Gewalt übermächtig respektiert. Die lutherische Kniebeuge vor dem Staat gefällt uns nicht, die calvinische Herrschsucht noch weniger. Zwingli allein vertritt diejenigen Grundsätze, welche in ihrer Auswirkung den Staat unabhängig von jeder Kirche gelten lassen, und auf der anderen Seite die Untertanenpflicht nicht bis zum blinden Gehorsam verschärfen. So ist Zwingli allein der moderne unter den drei Reformatoren, modern auch in seinem weitherzigen Unionsstreben, und wenn er nicht in seiner Abendmahlslehre zu oberflächlich wäre, so könnten wir ihn geradezu als den Vorläufer unserer evangelischen Richtung verehren. Einen genauen Prototyp für unsere Synode bildet keiner der großen Reformatoren, selbst Melanchthon nicht, der überhaupt nicht als selbständiger Reformator, sondern als ein Mitarbeiter und Fortsetzer einzuschätzen ist. Aber die höhere Einheit zwischen Zwingli und Melanchthon würde unsere evangelische Richtung ergeben.

Luther und Zwingli sind die beiden großen Freiheitskämpfer der Reformation, aber Melanchthon ist uns durch seine persönliche Milde und durch seine friedliche Art besonders teuer. Es ist allerdings zu bezweifeln, ob Melanchthon ohne den Heldenkämpfer Luther je etwas anderes geworden wäre als ein liebenswürdigerer Erasmus, ein wahrer Desiderius Erasmus. Ein Kämpfer war er von Hause aus nicht, sondern

ein Vermittler, und wir müssen es ihm hoch anrechnen, daß ihm im Gegensatz zu Erasmus die Wahrheit mehr galt als die Ruhe, und daß er sich an Luthers Seite auf seine Art mutig in den Kampf stürzte. Aber Luther muß ihm erst die Sicherheit geben: Luther der Eichbaum, Melanchthon der Efeu. Und wenn wir die Reformatoren in ihrem Freiheitskampf Revue passieren lassen, so werden wir zwar den Deutschschweizer Zwingli im ganzen am ehesten als unsern Mann herausgreifen, und wir würden uns selbst an seiner rationalistischen Abendmahlslehre nicht so sehr stoßen, wenn wir bedächten, daß sie eine natürliche Reaktion gegen das katholische Meßopfer bildet, eine Reaktion, von welcher er vermutlich doch noch einigermaßen zurückgekommen wäre, kurz, wenn wir seine Abendmahlslehre als einen Freiheitskampf auffaßten gegen den Zwang, der nach der gotteslästerlichen katholischen Lehre dem Priester gegen den Sohn Gottes zusteht. So sympathisch uns aber auch Zwingli und Melanchthon sein mögen, so wollen wir doch den Lutheranern gerne und rückhaltlos zugeben, daß Luther als Freiheitskämpfer und Reformator schließlich eine Klasse für sich bildet, daß Luther es ist, der der Welt die Freiheit erkämpft hat. Es wäre kurzsichtig und ungerecht, zu behaupten, daß Luthers Reformation nur deshalb die durchschlagende Kraft entfaltet habe, weil sie sich auf einer großen, sozusagen weltweiten Bühne abgespielt hat. Die durchschlagende Kraft lag vor allem in ihm selber, in seinem Gemüt und Gewissen, in seinem reichen, universalen Geist. Er allein war der rechte Mann für das Werk. Wohl hat ihn ein Melanchthon an Gelehrsamkeit und Feinsinnigkeit weit überragt; aber wir tun dem großen Melanchthon doch zu viel Ehre an, wenn wir ihn so in einem Atemzuge mit dem einzigen Luther nennen. Wohl dürfen wir Zwingli und Melanchthon in manchen Dingen als Vorläufer unserer Synode bezeichnen; aber Luther ist unendlich mehr, er ist der Generalheilige des Protestantismus und der ganzen modernen Welt.

Melanchthon, der bisher gewöhnlich allein als der Prototyp unsrer Evangelischen Synode gegolten hat, gleicht dem korrekt und säuberlich kanalisierten Wiesenbach, der mit ruhigem Spiegel zum Bade ladet. Aber seine Zeit brauchte bringend den tosenden Gebirgsstrom, der in raschem Lauf, in wilden Sprüngen und Strudeln, über Kaskaden und Fälle mit Donnergepolter daherstürzt und weithin seinen Gischt verstäubt, die Hochmutsbäume entwurzelt, die Gletscherblöcke der Tyrannei einherwirbelt und zermalmt und den tausendjährigen Augiasstall der sogenannten christlichen Kirche ausreinigt. Freilich wird auch er in seinem weiteren Laufe ein ruhigeres Wasser, aber ein breiter und tiefer Strom, der zahllosen Schiffen glattes Segeln gibt und in dessen Tiefe die schönsten Perlen ruhen, und sein Lauf erstreckt sich von einem Ende der Welt zum andern.

Ein wunderbar vielseitiger Mann war der Doktor Martin Luther, und auch darauf beruht die durchschlagende Gewalt und Wucht seiner Reformation und seines Befreiungskampfes. Ist Melanchtohn einem

sorgfältig geschliffenen Glase zu vergleichen, welches die Lichtstrahlen in einer bestimmten Weise auffängt und mit großem Erfolg zur Wirkung bringt, so ist Luther das vielkantige Prisma, das auch bei schwachem Lichte in allen Farben des Regenbogens leuchtet. Aber nicht alle diese Farben wollen wir diesmal betrachten. Nicht mit seiner unerschöpflichen Phantasie, nicht als Sprachmeister, nicht als Liederdichter, nicht als Wiederhersteller der Priesterehe, nicht als Prediger, ja nicht einmal als Bibelübersetzer soll er uns heute interessieren, sondern als Kämpfer. Nicht das wohltuende Grün von Luthers Freigebigkeit, Hilfsbereitschaft und Gemütsinnigkeit soll uns heute in die Augen leuchten, sondern das grelle Rot seiner Kampfesnatur. Wer weiß, ob wir die anderen Farben im Lutherschen Spektrum jemals zu sehen bekommen hätten, wenn nicht dieses Rot dabei gewesen wäre, in diesem Stern, der für sich allein ein ganzes Siebengestirn war.

Ein Kämpfer, wie Luther einer gewesen ist, wird nicht registriert und konskribiert, nicht gedrillt und einexerziert; er wird einfach erkoren und geboren. In dieser Prädestinationslehre sind wir alle einig. Aber auch er muß sich auswachsen, muß ausreifen. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie sich der schüchterne Bergmannssohn zum Heldenkämpfer entwickelt.

Seine Feuertaufe für den heiligen Krieg erhält er schon in der Klosterzelle zu Erfurt im Bußkampf, im Ringen um die Freiheit vom Fluch der Sünde und um den Frieden mit Gott. Wie ein Hohn auf seinen Gewissenskampf, wie eine Entweihung des Heiligsten im Menschen mußte dann der Ablaßhandel auf ihn wirken. Das war für ihn eine Herausforderung zum Kampf. Es gab zunächst nur eine leichte Attacke durch einen vertraulichen Brief an den Erzbischof von Mainz, den Generalagenten des päpstlichen Ablasses für Deutschland: Laß ab vom Ablaß! Aber es kam keine Antwort und das Aergernis nahm zu. Durch die 95 Thesen flüchtet sich Luther mit seinem Gewissen in die Oeffentlichkeit. Jedoch hatte er keine Ahnung, daß seine Hammerschläge in der ganzen Welt widerhallen würden. Aber sein Daimonion sagte ihm: „Schlag zu! Schlag zu!

Luther gedachte mit den Thesen nur einen gelehrten Disput, im günstigsten Falle eine lokale Bewegung hervorzurufen. Allein wie von 95 Engeln getragen, ging die Kunde von seiner Tat durch die Lande und die drahtlose Telegraphie trat hier zum erstenmal in Aktion. Wie erschrak der Mutige, als er sah, daß ganz Deutschland an dem Disput teilnahm, daß die Bewegung alle Kreise ergriff, daß die höchsten Vertreter des Papstes in unliebsamer Weise auf ihn aufmerksam wurden! Seine Hammerschläge aber dröhnten ihm in vielfachem Echo wieder in die Ohren, als das Kasperle-Theater des Papstes mit den Puppen der Heiligen und dem Tetzel als Hanswurst zusammenfiel und die Ablaßautomaten mit dem Geldeinwurf einer nach dem andern einstürzten. Der Papst wollte erst keine Notiz von ihm nehmen; er war zu stolz zu kämpfen. Wenn nötig, konnte man durch diplomatische Verhandlungen die kleine

Plänkelei zu Ende bringen. Aber es zeigte sich bald, daß ein regelrechter Kampf begonnen hatte mit schwerem Geschütz, und bald trat auch ein ganz modernes Kampfmittel gegen Luther in Kraft, die Zensur. Der päpstliche Zensor Silvester Prierias setzte Luthers Sätze auf den index librorum prohibitorum. Damit war er jedoch durchaus nicht außer Gefecht gesetzt; ganz im Gegenteil. Aber er war damit vorläufig zum Ketzer erklärt. Und was war ein Ketzer anders als ein Feind der allerheiligsten Kirche, ein Hochverräter, der wie Hus und Savanarola standrechtlich abgetan werden mußte?

Jetzt erst merkte er, daß er mit seinen 95 Thesen nicht einem Tetzel noch dem Mainzer Erzbischof den Fehdehandschuh hingeworfen, sondern dem allgewaltigen Papst ein Ultimatum gestellt hatte. Kein Wunder, daß er zunächst verwirrt zurückfuhr. Er läßt sich auf gütliche Verhandlungen ein und appelliert von dem übel berichteten an den besser zu berichtenden Papst, und es besteht die Möglichkeit, daß das Ultimatum noch zurückgezogen wird. Aber die Angriffe der Gegner öffnen ihm die Augen über sich selbst und über die Notwendigkeit des Kampfes. Der immer häufiger und drohender erhobene Vorwurf der Ketzerei läßt ihm nur die Wahl zwischen einem schimpflichen Zurück und einem mutigen Vorwärts. In seinem Gewissen wird er immer klarer, und Furcht hat er überhaupt nicht. Jetzt weiß er. was er will, oder vielmehr, was sein Gott von ihm will.

Auf das förmliche Gegenultimatum, welches ihm der Papst stellt durch die Bulle, worin 41 seiner Sätze für ketzerisch erklärt werden und der Widerruf derselben binnen 60 Tagen bei Strafe des Bannes gefordert wird, antwortet Luther mit der Kriegserklärung, indem er diese vorläufige Bannbulle am Elstertore zu Wittenberg öffentlich verbrennt. In der angekündigten Zeit kommt dann die päpstliche Kriegserklärung in Gestalt der eigentlichen Bannbulle, Luther aber setzt auf seine eigene Kriegserklärung noch einen Trumpf durch die Schrift „Wider die Bulle des Antichrists.“

Unterdessen hatte er aber schon nach den Generalstabsangaben des Apostels Paulus mit unerhörter Schnelligkeit und in großem Stile mobilisiert, und zwar an drei Fronten zugleich. Durch die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung“ mobilisiert er gegen die politischen und allgemeinen Anmaßungen der Papst- und Priesterherrschaft; durch die Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ gegen die Unfreiheit der Gnadenmittel, und durch die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ gegen die gesamte Gewissenstyrannei. Wie kann aber ein einzelner mobilisieren, noch dazu an drei Fronten? Ein schönes Wort sagt: Wer Gott auf seiner Seite hat, ist allemal in der Majorität. So hat Luther die himmlischen Heerscharen selbst mobilisieren können.

Dazu gehören aber auch die Engel, die uns vor äußerer Gefahr behüten. Manchem Menschen sind schon solche Engelsdienste aufgetragen worden. So gab Gott dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen

ins Herz, daß er den Luther schützen sollte. Schon damals, als Luthers Ultimatum die Papisten und dann den Papst erregte, ist dieser Kurfürst mit seiner Weisheit Luthers treuer Eckart und rettender Engel gewesen. Der Papst sandte nämlich Befehl, daß der widerspenstige Mönch zur Verantwortung nach Rom kommen solle. Der war auch gleich bereit in seinem Zeugenmut und Papstgehorsam. Aber der Kurfürst sprach sein quod non und verlangte ein Verhör auf deutschem Boden. Rom hätte sonst nach hergebrachter italienischer Art den unbequemen Zeugen, dessen Mund nun einmal nicht zu stopfen war, in aller Stille verschwinden lassen, man hätte ihn dem Tod überantwortet ohne Rumor. Und abermals hat der Kurfürst seine schützende Hand über Luther gehalten nach Luthers feierlicher Unabhängigkeitserklärung auf dem Reichstag zu Worms, die ihm eine zweite Kriegserklärung eingetragen hatte, nämlich vom Reich. Das war die Reichsacht, durch welche jedermann eingeladen war, Lynchjustiz an ihm zu üben. Da ist der geächtete Luther, den seine Freunde in ihrem Herzen schon tot sagten, dessen Asche die Feinde in christlicher Vorfreude schon in die Winde streuten, auf des Kurfürsten Anordnung in der Wartburg interniert worden. Aber auch da hat der rastlose Kämpfer das Warten, das wachsame Abwarten nicht gelernt. Gerade als Internierter hat er die Hungerblockade gebrochen, welche die Hierarchie gegen die Christenheit eingerichtet hatte; denn in den Freiheitskampf hat er auch hier sich geworfen zur Befreiung der Bibel von den Fesseln der Vulgata. Ein gottgesegnetes Konzentrationslager war die Wartburg für den Doktor Martin Luther. Als aber in Wittenberg die Schwarmgeister seine Reformation in ein Narrenspiel verkehrten, da konnte ihn keine Aechtung auf der Wartburg zurückhalten; mit einemmal stand er wieder auf seiner Kanzel, die geistlichen Anarchisten zu bekämpfen, den Sturm der Schwarmgeister zu beschwören. Seinen Ausbruch aus der Schutzgefangenschaft aber begleitete er mit dem kühnen Ausspruch, daß er wohl eher den Kurfürsten zu schützen sich getraue, als daß der Kurfürst ihn schützen könne. Es ist ein völliges Wunder zu nennen, daß niemand an Luther die Acht vollstreckt hat. Wohl gedieh ihm die Aechtung zur Achtung. Was hilft aber die Achtung, wenn die Aechtung vollstreckt ist? Jedoch seiner Heldenseele blieben solch zaghafte Gedanken fern. In seiner inneren Freiheit von jeder Gefahr stellt er sich aus dem Schutze des Kurfürsten heraus; als Bürger aber ordnet er sich und alle Untertanen unbedingt dem Landesherrn unter, und die Kirche liefert er gänzlich dem Schutz und Regiment des Landesherrn aus; ein Uebel, das aber auch wieder sein Gutes hat, und zwar darin, daß die landesherrliche Fürsorge für die Untertanen nach allen Richtungen dem deutschen Volke die gewissenhaftesten Herrscher geschenkt hat, wie wir es noch heutigen Tages sehen.

In seiner inneren Freiheit von jeder Gefahr gibt Luther sich auch gar keine besondere Mühe, Bundesgenossen zu gewinnen. Der Starke ist am mächtigsten allein, nur mit seinem Gott zusammen. Daß ein wahrhaft großer Geist wie Erasmus an ihm zum Deserteur wurde, hat

ihn nicht angefochten, und die Hilfe Huttens und Sickingens hat er direkt ausgeschlagen. Er mußte im Kampfe ganz er selbst sein, und auf den Freund so wenig Rücksicht zu nehmen brauchen wie auf den Feind. Es war ihm ganz wohl dabei, wenn die Welt der Geister widerhallte von Krieg und Kriegsgeschrei: Hie Papst, hie Luther! — oder, wie er selbst verbesserte: Hie Papst, hie Christus! So steht er im wildesten Kampfe unerschütterlich wie ein Fels im Meere. Leider wird die Standhaftigkeit gelegentlich auch zum unbegreiflichen Eigensinn. Daß Luther Zwinglis Bruderhand zurückstieß (dem Sinne nach, wenn auch nicht in der Form), ist für die ganze Entwicklung Deutschlands eine Kalamität, eine Quelle der Schwäche gewesen. Luther hat die verderbliche deutsche Eigenbrödelei noch gestärkt und gewissermaßen geheiligt; es fehlt in seiner ungeheuer reichausgestatteten Natur der Staatsmann. Zwingli dagegen, der ja gar nicht die völlige Vereinigung, wohl aber den praktischen Zusammenschluß gegen die gemeinsamen Feinde und für den gemeinsamen Aufbau Alldeutschlands suchte, betätigte den vorausschauenden staatsmännischen Blick, welchen ein kirchlicher Reformator in jenen verworrenen Zeiten sehr nötig hatte.

Im Kampf und Sturm hat Luther sich immer bewährt, aber nicht in der Ruhe und im Frieden. Unerschütterlich im Kampf, wird er im Frieden aus einer eigentlich ganz uneinnehmbaren Position herausgelockt, namentlich durch seine Untertänigkeit gegen die Fürsten. Der Sturm der Widersacher kann ihm den Mantel der Gerechtigkeit nicht abreißen, aber die Sonne der Fürstenfreundschaft zieht ihm diesen Mantel ab. Man rede uns nicht von der ehelichen Notlage Philipps von Hessen. Einem gemeinen Manne in gleicher Notlage hätte Luther niemals die gleich Hilfe auf Kosten der christlichen Sittenlehre erwiesen. Der Mann, der selbständig genug dachte, um den Jakobusbrief eine stroherne Epistel zu nennen — ein Urteil, das wir durchaus nicht unterschreiben — der konnte auch ganz gewiß selbständig genug sein, um sich nicht durch die alttestamentliche Sittlichkeit und durch das Beispiel Abrahams zu Gunsten von Philipps Doppelehe bestimmen zu lassen. Einmal war er weich, wo er hätte hart sein sollen, gegen Philipp von Hessen, und ein andermal war er hart, wo er hätte weich sein sollen, gegen Zwingli in Marburg. Dort hat er Frieden gehalten, statt den Kampf für die christliche Moral aufzunehmen; hier, wo Aussöhnung und Friede geboten war, glaubte er sich zum Streit berufen. Irren ist menschlich, und auch Luther war nur ein Mensch, aber ein ganz außerordentlicher Mensch. Seine Festigkeit und Entschlossenheit war nötig, um den Freiheitskampf der Reformation zum Siege zu führen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der große Melanchthon doch nur ein Mitläufer zu nennen. Denn er war aus weichem Holz geschnitzt, Luther aus hartem Metall gegossen.

Aber zu dem festen Block ist er auch erst durch den Kampf geworden, durch die Schläge, die gegen ihn geführt wurden, und zu dem unvergleichlichen, unerweichlichen Stahlblock erst durch den fortgesetzten Gotteskampf. Als Gottesstreiter hat er immer wieder mit Gott gerungen

und in der Niederlage sich immer wieder die Siegeskraft zum Glaubens- und Freiheitskampf in der Menschenwelt geholt. So war ihm der Kampf für Gott gegen die Menschen, und damit doch für die Menschen, für die Freiheit der Christenmenschen ein leichtes. „Ich bin hindurch," so sprach er, als er ohne Widerruf, nach endgiltigem Bekenntnis von der Reichstagssitzung in seine Herberge zurückkam. „Ich bin hindurch," das heißt, die Gewissenstat, so schwer sie auch war, sie ist vollbracht, und alles weitere steht allein in Gottes Hand, mir ist für immer im Freiheitskampf alle Qual der Wahl, alle Verantwortung genommen. Ich bin hindurch und auf das Aeußerste gefaßt. „Ich bin hindurch," mit diesem Triumphruf schickt er sich zur Eroberung der Welt an, indem er für sich auf die Erde verzichtet. Ich bin hindurch, durch die irdische Welt hindurch zum transszendenten Standort bei dem ewigen Gott, um von dort aus die Welt zu bewegen und aus den Angeln zu heben.

„Gib mir einen Standort außerhalb der Erde, so will ich die Erde bewegen." So hatte Archimedes ausgerufen bei seiner Entdeckung und Begründung der Lehre vom ungleicharmigen Hebel und vom Unterstützungspunkt des Hebels. Ein triumphierender Ausruf und doch ein vergeblicher Wunsch. Was Archimedes sich physischerweise wünschte, das hat Luther geistlicherweise vollbracht. Ohne sich dessen gleich bewußt zu werden, hat er den nötigen Platz außerhalb der Welt und damit den richtigen Angriffspunkt für seinen Hebel gefunden. In der völligen Gebundenheit an Gott hat er die völlige Freiheit von der Erde, das Außer-der-Erde-sein erlangt. Infolgedessen hat er die Welt zu ihrer eigenen Freiheit bewegt, wie sie seit Christo, dem göttlichen Befreier der Welt, nicht bewegt worden war. Und wenn uns die Papisten weismachen wollen, daß sie still steht, wir wissen es besser: Sie bewegt sich doch.

Wir wollen uns aber darüber klar werden, wie Luther es gemacht hat. Wohl besaß er natürliche Riesenkräfte zur Handhabung des gewaltigen Hebels. Aber er hat auch die richtige Stellung außerhalb der Welt bei dem allmächtigen Gott eingenommen und den einzig passenden ungleicharmigen Hebel angewandt; der längere Arm desselben ist das Wort Gottes, der kürzere das Gewissen; und als vollendeter Archimedes hat er auch den wahren Schwerpunkt entdeckt, die freie Gnade Gottes in Christo. Noch heute gibt es kein anderes Mittel, um die Welt oder auch nur einen kleinen Ausschnitt der Welt segenstiftend zu bewegen. Wenn die Hebelarme falsche Größen sind, wie wir es selbst bei manchen religiösen Bewegungen wahrnehmen, wenn der Schwerpunkt verschoben ist, z. B. zum Ego hin, wie es gerade auch bei den angeblich heiligsten Freiheitsbewegungen der Fall ist, dann müßte auch ein zehnfacher Luther mit seinem Unternehmen scheitern. So aber hat er, da alle die wesentlichen Bedingungen zutrafen, die Erde bewegt und erschüttert, daß die magnetischen Pole dauernd aus ihrer mittelalterlichen Lage verschoben sind. Er hat die richtige Mechanik des Himmels wieder entdeckt. Lange hat er, wie jeder großer Entdecker und Erfinder, mit seinem Problem gerungen. Und noch heute geht der Kampf um seine Erfindung weiter, der Kampf

um die Bewegung der Erde und des Himmels, der Kampf um die Freiheit von der falschen, widergöttlichen Schwerkraft. Wohl ist dieser Freiheitskampf, der für immer mit dem Namen Luthers verknüpft ist, in der Hauptsache entschieden. Aber es war ein Sieg ohne Frieden. Der Freiheitskrieg geht weiter. Aus dem Bewegungskrieg ist vielerorts ein Stellungskrieg geworden. In manche Schützengräben der protestantischen Freiheitskämpfer sind die römischen Freiheitsfeinde wieder eingedrungen, und es scheint uns heute, als ob ein Mitkämpfer Luthers, der freilich stets abseits marschierende Calvin, mit Knox und Heinrich dem Achten sich den Römlingen anschließen wollte, um die deutsche Reformation vollends zurückzuwerfen und für immer zum Stillstand zu bringen. Wir wollten es nicht gerne wahr haben, aber wir können uns den Zeichen der Zeit nicht verschließen. Ein Riß geht durch das Reformatorendenkmal zu Worms; eine Neugruppierung hat stattgefunden. Nicht nur Melanchthon, auch Zwingli tritt an Luthers Seite, und über die Kluft tönt von der anderen Gruppe her der nunmehr calvinische Streitruf: Ihr habt einen anderen Geist als wir. Ein Riß geht durch die protestantischen Kirchen unseres Landes. Wir haben ihn nicht gemacht. Er ist da und alles Verkleistern nützt nichts. Verblümt und unverblümt wird es uns von den angolamerikanischen Geistlichen immer wieder gesagt: We have no use for the German race. Als loyale Amerikaner sollten wir also, wenn wir auch nicht gleich die deutsche Rasse verleugnen können, wenigstens der deutschen Reformation abschwören. Verlangt hat man es von uns noch nicht. Galilei wurde gezwungen, seinen naturwissenschaftlichen Ketzerglauben von der Bewegung der Erde abzuschwören. Aber vom Kniefall aufstehend sprach er zu sich selbst: E pur si muove — Und sie bewegt sich doch. Auch die deutsche Reformation läßt sich nicht durch den Machtspruch eines Ketzerrichters aufhalten, sie bewegt sich doch. Wem die Freiheit der Welt wirklich am Herzen liegt, der muß wünschen, daß die deutsche Reformation auch fernerhin sich vorwärts bewegt, vorwärts zum Siege. Lieber Sieg ohne Frieden als Frieden ohne Sieg! Die Freiheit der Welt verlangt aber einen entscheidenden Sieg. Es liegt auf der Hand, daß kein Papst sich zum Hüter und Vorkämpfer der Freiheit eignet, nicht der römische Papst, aber auch nicht der Genfer Papst. Die Freiheit der Welt verlangt, daß Luther und Zwingli siegen, verlangt den Sieg der deutschen Reformation oder Reformationen.

Der lutherische und reformierte Protestantismus.

Von Pastor A. Grabowski.

Während das 300jährige Jubiläum der Reformation im großen und ganzen eine deutsche Feier gewesen ist, welche die übrigen protestantischen Völker nahezu unberührt ließ, geht die vierte Centenarfeier über die territorialen und nationalen Schranken hinaus. Wenn die Zeichen nicht trügen, wird sie in dem größten Teil der protestantischen Christenheit begangen werden. Deutschland selber hat gerade in seiner gegenwärtigen entscheidungsvollen Stunde allen Grund, seines größten Sohnes zu gedenken, der seine geistige, sittliche und religiöse Größe verkörpert und sein Volk, den katholischen Teil eingeschlossen, zum Bewußtsein seiner hohen Bestimmung unter den Nationen gebracht hat. Aber auch außerhalb Deutschlands, selbst in den ihm feindlichen Ländern, Amerika in erster Linie, wird der 31. Oktober nicht nur gefeiert, sondern als Höhepunkt einer Reihe von Festfeiern von vielleicht allen protestantischen Denominationen begangen werden.

Zwar hat der tobende Weltkrieg mit seinem Haß gegen alles Deutsche auch eine Strömung gegen eine besondere Feier des Reformationsjubiläums hervorgebracht, doch es steht zu hoffen, daß die große Majorität der protestantischen Kirchen von diesem Geist sich nicht beeinflussen lassen wird. Drängt sich doch allen das Bewußtsein auf, daß die Reformation Gemeingut der Menschheit und der Grund ist, auf dem der gesamte Protestantismus steht.

Es ist die bedeutendste Bewegung seit dem Auftreten der Apostel, religiös, aber mit dem ganzen Kulturleben der Menschheit so eng verbunden, daß ihr Auftreten eine neue Periode der Weltgeschichte einleitet. Sie ist an den Namen Luthers geknüpft, von dem einer seiner besten Kenner sagt: „Seit der apostolischen Zeit hat kein Mann so mächtig und weithin die entsprechenden Regungen des inneren Lebens, Herzens und Willens durch sein Zeugnis von dem in der Heiligen Schrift geoffenbarten Evangelium bei anderen wachgerufen.“ Woran liegt nun diese mächtige Wirksamkeit, die ihn zu einem Geisteshelden stempelt, der wie auf seinem Standbilde in Worms von Künstlers Hand angedeutet, seine Vorläufer ebenso wie seine Zeitgenossen und Mitarbeiter weit überragt? Er war doch auch nur ein Mensch wie wir alle, mit sichtbaren Mängeln und Schwächen; und ein Mensch übertrifft, genauer zugesehen, seinesgleichen an Größe nur um Zolle! Gewiß, darüber läßt sich gar nicht streiten. Aber man stelle sich einen andern Großen an seine Statt gesetzt vor, einen Melanchthon, Zwingli oder Calvin und man muß sich selber sagen, daß kein anderer seinen Platz hätte ausfüllen können wie er. Er war ein von Gott zu besonderer Zeit und für besondere Zwecke Berufener. Was er der Welt gegeben hat, ist nicht eine Verbesserung der Lehre, nicht eine Anzahl neuer Grundsätze zur Ausgestaltung der Disziplin, der Verfassung und kirchlichen Praxis; es ist vielmehr, er hat der Welt die Lebensquelle des Evangeliums aufs neue erschlossen.

Wie er nach der Wahrheit sucht und ringt, wie er das, was andere Meister, Kirchenlehrer und Lichter als Wahrheit ausgeboten, erst unbefangen und autoritätengläubig annimmt, in Anwendung auf sein Innenleben nach seinem Werte prüft, das Allermeiste aber als gehaltlos verwerfen muß, wie er im Zwiespalt zwischen Dogma und der Stimme seines Gewissens den von der Kirche empfohlenen Weg einschlägt, um Frieden zu erlangen, wie er im hoffnungslosen Kampf sich verzehrt und verschmachtet, endlich zum Evangelium hinfindet und im Kreuz Christi Vergebung und neue Kraft erfährt, das ist das Einzigartige und Vorbildliche an ihm. Sein Weg ist der Weg der nach dem ewigen Heil strebenden Menschenseele. So hat Paulus im siebenten Kapitel seines Römerbriefes denselben mit den Worten beschrieben: Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? und „ich danke Gott durch Jesum Christ, unsern Herrn." Luther ist ihn gegangen, seiner Zeit ist das eine neue Offenbarung geworden, der Protestantismus hat sich auf den Grund dieser Wahrheit gestellt und seine Nährkraft daraus gezogen. Luther hat die Welt bewegt, sein Leben ist an sich wie ein großes Drama, das Eigentum seines Volkes und der Menschheit geworden ist. Künstlerische Bearbeitungen desselben werden wie Surrogate empfunden und dürften nur als Festspiele Würdigung finden. Wäre jedoch, dieser Gedanke drängt sich unwillkürlich und mit Wehmut gemischt auf, ein Genie wie Göthe von lutherschem Geist durchtränkt gewesen, so wäre sein „Faust," der mehr dem Zuge des Weiblichen folgt, eine Verkörperung des tiefsten Pathos und des höchsten männlichen Geistesstrebens, nicht ein Anwalt für reifes Menschentum, sondern mehr ein Anwalt für starkes, reifes Christentum und für die Gebildeten ein Führer zum Protestantismus geworden.

L u t h e r h a t d e m P r o t e s t a n t i s m u s s e i n G e p r ä g e g e g e b e n. Sein Wesen ist innerliches Christentum. Mag der protestantische Christ selbstverständlich gerade so wie der katholische nur durch Unterricht, also durch Beeinflussung seiner Lehrer zur Erkenntnis kommen, das Ziel des Unterrichts ist immer jene Reife, in der er sich über die höchsten und ewigen Fragen selbständige Klarheit verschafft. Sein Seelenheil ist seine ureigene persönliche Angelegenheit. Die Wahrheit will er ganz erfassen, die Seligkeit aufs gewisseste empfangen; daß er beides, Wahrheit und Seligkeit erringe, dafür ist er selber verantwortlich. Eine freie Bahn zwischen Gott und der menschlichen Persönlichkeit, Glaubens- und Gewissensfreiheit ist die Grundforderung des Protestantismus. In der Betonung des persönlichen Charakters der christlichen Frömmigkeit liegt schon der Protest gegen alles Aeußerliche, Fremde, Einengende und Hemmende, seien es Formen, Werke oder vermittelnde Instanzen.

Zu diesem Negativen gesellt sich sofort das Positive. Bloße formale Freiheit kann das Herz nicht befriedigen, läßt es vielmehr gehalt- und haltlos. Gott selber aber füllt die Leere. Das Auge schaut ihn an, wie er sich im Worte offenbart, erkennt seine unendliche Liebe bei

seiner vollkommenen Heiligkeit, betrachtet seine Weisheit im Wunder des Erlösungsrates, die Seele empfindet, was sie belastet und was allein ihr Verlangen stillen kann, reißt sich los von allem, was sie zurückhält, und ergreift seine Gnade. Rechtfertigung allein aus Gnaden für den empfangenen Glauben, das bildet das Materialprinzip der Reformation. Man sage nicht, daß damit der lebendige Glaube in zwei Teile zerrissen werde, in den empfangenden und den tätigen Glauben. Die Einheit ist nicht der Glaube sondern die glaubende Seele, die sich im Empfang und in der Auswirkung der Gnade, in der Erfahrung der Rechtfertigung und in der Neubelebung zur Heiligung äußert. Die Rechtfertigung aber ist der Grund der Heilsgewißheit, die Lehre davon „der Artikel, von dem man nicht weichen oder etwas nachgeben kann, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will“ — und „darauf steht alles was wir wider Papst, Teufel und Welt lehren und leben.“ Sie gibt dem Christenleben erst das feste Fundament der Gottestat, zwingt zur Unterscheidung von Objektivem und Subjektivem, das heißt dem, was wir im Glauben rein empfangen, und dem, was wir im Glauben aus dem Unsrigen, unserm Leben mit seinen Gaben und Aufgaben, freilich nicht anders als unter der Wirkung der Gnade, gewissermaßen als Opfer darstellen. Hier liegt der Punkt, an welchem eine spätere Theologie über Luther hat hinausgehen wollen, allein sie hat nur Verwirrung angestiftet. Gerade die Klarheit über das Verhältnis von empfangendem Glauben und sich betätigendem Glauben festigt das Vertrauen, das in Gottes Grund verankert wird, und gibt dem Tun den stärksten, freudigen Antrieb. Das Religiöse und Sittliche gewinnen dabei nur und fördern einander.

Durch die Erfahrung ist auch das Formalprinzip gefunden worden. Es ist nicht die Kirche und es sind nicht die Väter und Lehrer, die vorzuschreiben haben, was Heilswahrheit und Gegenstand des Glaubens sei, sondern die Schrift allein. Sie ist nicht so dunkel und die Vernunft nicht so durch die Sünde getrübt, daß der redlich suchende Christ die Wahrheit nicht erkennen könne. An sie ist Luther in seinem Gewissen gebunden, nur aus ihr und durch klare Vernunftgründe will er sich überwinden lassen. Rund und klar stellt er den Satz auf: „Wir sind nicht mehr schuldig zu glauben, ohne was Gott in der Schrift zu glauben hat geboten, welcher niemand zutun noch abbrechen soll, wie Moses lehret und Paulus.“ Wenn darum der Väter Zeugnis bei ihrer Geistbegabung auch von hohem Wert ist, so ist ihre Auslegung doch nicht verbindlich. „Hat der Geist in den Vätern geredet, so hat er vielmehr in seiner eigenen Schrift geredet.“ Freilich sind die einzelnen Stücke der Schrift nicht unterschiedslos einander gleich zu achten. Sie hat ihren Ewigkeitswert dadurch, daß sie zu Christo führt und den Heiligen Geist vermittelt. Soweit sie Christum treibt, ist sie unbedingt bindend, soweit sie sich anderen Gegenständen zuwendet, sind diese nach ihrer Beziehung auf Christum zu beurteilen. Luther hat mit diesem Grundsatz und ferner mit der Abweisung jener Unterscheidung eines historischen und eines geistlichen Sinnes der Schriftworte einer gesunden Bibelauslegung die Bahn gewiesen.

Eine tiefe Auffassung, über welche auch die Gegenwart nicht hinauskommen kann, hat Luther von dem Gesetz. Sie ist ja auch nichts anderes als die von Christo selbst gegebene Erklärung, die leider nicht nur von dem Katholizismus, sondern auch von einem gesetzmäßigen Protestantismus übersehen oder mißgedeutet wird. Die Gebote Gottes sind unvergänglich und unveränderlich, sein Wille, der auf Vollkommenheit geht, unbedingt. Aber es ist nicht die Furcht, sondern die dankbare Liebe, die zum Gehorsam treibt und sich wie die Buße durch unser ganzes Leben zieht. Zuchtvorschriften, und wären sie auch die strengsten, haben keinen Wert gegenüber der Gesinnung. Dieser kommt Gott voll Erbarmen entgegen. Einen doppelten Ausgang aus dem Leben gibt es, ob jemand dem einen zur Seligkeit oder dem andern zur Verdammnis sich nähere, diese Frage entscheidet Gott allein, an äußerem Maßstabe sei der sittliche Stand nicht festzustellen.

Nach dieser tiefinnerlichen Fassung des Sittlichen mußte auch das Gemeinde- oder Kirchenprinzip, das bisher das herrschende war, eine Aenderung erfahren. Die Kirche ist nicht eine sichtbare Organisation wie etwa der Stadt der Veneter, sondern eine Gemeinde der Gläubigen. Nicht als wenn diese nicht auch in Erscheinung treten müsse, dafür sind es ja Personen, welche die Gemeinde bilden. Aber dieses „christlich heilig Volk“ oder „Gottes Volk“ deckt sich weder mit einer äußeren Kirchengemeinschaft noch mit der Gesamtheit der Kirchengemeinschaften, sondern die Glieder sind weithin zerstreut, doch bilden sie eine geistige Gemeinschaft, indem sie mit Christo als ihrem Haupt zusammenhängen und von ihm Leben empfangen. Christi Geist ist es, der sie zu einem Leib verbindet, und er teilt sich den Gläubigen mit durch das vom Amt verwaltete Wort und Sakrament. In dieser Gemeinde sind alle Gläubigen gleich, es gibt keine weltlichen und geistlichen Stände oder Abstufungen. Das Amt des Wortes liegt bei der Gemeinde, sie kann es einem Glied übertragen oder wieder abnehmen, und dann ist der Prediger nichts mehr als jeder andere Christ.

Es ist der Gedanke des allgemeinen Priestertums, den Luther vertritt. Daß er die Idealgemeinde, die unsichtbare Kirche in seiner Lehre so in den Vordergrund stellte, hatte seinen Grund in seiner Stellung in der Schrift. Diese kennt in der Tat nur eine Glaubensgemeinde, welcher Wort und Sakrament anvertraut worden sind. Die verschiedenen Aemter in der Gemeinde kommen, gehen und wandeln sich mit den Gaben der Glieder und den Bedürfnissen der Zeit. Die katholische Unterscheidung zwischen Klerus und Laien, die Ansprüche der Hierarchie und die Neben- und Ueberordnung der Kirche über den Staat finden in dem Neuen Testament keine Begründung.

Daß Luther, der Mann des praktischen Kirchenlebens, der empirischen oder sichtbaren Kirche nicht die gehörige Würdigung entgegengebracht habe, wäre eine ungereimte Annahme. Wenn er gepredigt, geschrieben, unterrichtet oder visitiert, Beicht- und Gottesordnung gegeben hat, so hat er es nie mit einer Idealgemeinde zu tun. Wohl aber ist

es sein Bemühen, den Gemeinden ihr ideales Bild vorzuhalten, um sie zu demselben zu erheben.

Für die Gegenwart ist an Luthers Gemeindeprinzip von Bedeutung im allgemeinen seine Weitherzigkeit gegen alle Gläubigen, die Hochhaltung der Gemeinde, Würdigung des Amts am Wort bei Vermeidung alles Amtshochmutes und im besonderen das, daß es sofort, wie nur der Unterschied zwischen Lehransicht und Christi Geist erkannt wird, zu weitgehendem Unionsbestreben führen muß.

Ertrag Melanchthons. Luther hat die wenigsten seiner Gedanken bis zu einem abgeschlossenen Ganzen durchführen können, so ist für seine Zeitgenossen und Nachfolger eine große und verantwortliche Aufgabe erwachsen. Melanchthon hat sie zu einem System verarbeitet. Ja, man hat behauptet, daß die lutherische Lehre vielmehr Melanchthons Charakter trage als den Luthers, ob zum Vorteil oder Schaden der Kirche, darüber gehen die Meinungen auseinander. Eine prinzipielle Verschiedenheit läßt sich jedoch an keinem Punkt nachweisen. Am deutlichsten ist Melanchthons Hand in der Fortführung des Lutherschen Kirchenbegriffs bemerkbar. Dieser Gedanke ist es, an welchem Melanchthon die Brücke zu dem reformierten Protestantismus schlägt. Es darf wohl bedauert werden, daß Luther, der Melanchthons Ausführungen billigt, sich nicht auf den gleichen Gedankengang begeben hat.

Luther hat sich mit seinem Ausdruck „Gemeinde der Gläubigen" an den von Hus vertretenen, auf dem Konzil zu Konstanz verdammten Begriff „Gesamtheit der Prädestinierten" angeschlossen. Hier setzt Melanchthon nun in geschickter Weise ein und führt in Verwendung von Pauli Wort, Römer 8, 30, „die er verordnet hat, die hat er auch berufen" aus: Allerdings sei die Kirche die Gemeinde der Erwählten, aber diese seien doch nirgend anders als in der Zahl der Berufenen. Die Kirche ist zwar kein Reich mit Machtansprüchen wie der Katholizismus lehrt, aber doch eine sichtbare Gemeinschaft, eine Lehrgemeinschaft mit einem Unterschied zwischen Lehrenden und Hörenden. Der geistliche Stand der Lehrer sei nicht stufenmäßig gegliedert, alle seien gleich; aber einen Ruf müßten sie doch haben. Auch müsse die Reinheit der Lehre und die Ehre Gottes gewahrt werden.

Der Unterschied zwischen Luther und Melanchthon ist nur gering in der Sache. Daß er aber überhaupt gemacht wurde, daß Melanchthon den Schritt von der Idealkirche zur Kirche der Wirklichkeit wagte und ihr, wenn auch nur andeutend, in seinem System Sichtbarkeit, Gliederung, Lehraufgabe und Disziplin, Bewahrung vor Abfall als Kennzeichen gab: daraus erstand die Möglichkeit einer Verständigung, die unter Alleingeltung der Gedanken Luthers ausgeschlossen war. Melanchthon ging auch in der Auffassung der Hl. Schrift weiter als Luther; während diesem die Bibel etwa das Buch von Christo war, erklärte Melanchthon sie als Lehrbuch und Erkenntnisurkunde von unbedingter Zuverlässigkeit. Gewiß war das auch im Sinne Luthers, aber es kam wiederum dem Interesse der Reformierten entgegen. Bei der Behandlung der Rechtferti-

gung betont Melanchthon mehr als Luther die Buße als Bedingung für den Empfang der Gnade und unterscheidet sich weniger scharf von den Schweizern als jener.

Kurz, wenn einer, so ist Melanchthon der Mann, der für die Vermittlung geeignet war, obwohl Abschleifung der scharfen Begriffe ganz und gar nicht nötig sein sollte. Selbst die schärfste theologische Gegnerschaft sollte sich auf sachliche Erörterung beschränkt halten, die kirchliche Praxis aber nur soweit berühren, als dieselbe von der dogmatischen Fassung bedingt ist, auf persönliche Achtung endlich, weil die Gegner doch beiderseits sittliche Persönlichkeiten sind, gar keinen Einfluß haben. Jedenfalls steht Melanchthon in der Mitte zwischen Luther und den Reformierten. Er hat wie Luther die Innerlichkeit, wenn auch nicht das tiefe innerliche Erfahren; dafür aber größeres Interesse und Verständnis für das Aeußerliche und ebenso für die Stellung der Gegner.

Der Außenseite des Christentums, den praktischen Aufgaben der Kirche wenden sich besonders die Reformierten zu, von denen wir nur drei Vertreter zu erwähnen haben. Zwingli ist der ausgesprochene Gegensatz zu Luther, insofern seine Lehrstellung inbetreff des Abendmahls zur Frage kommt. Sonst ist er durch die Erfahrungen, die er in der Seelsorge machte, in die Bahn der Reformation hineingebracht und ähnelt darin wie überhaupt in den einzelnen Zügen seines Lebens seinem Antipoden. Zwar ist er zur Erkenntnis evangelischer Wahrheit ohne tiefere Erschütterungen gelangt, doch hat auch er gegen den Ablaß zu kämpfen, vertritt auch reformatorische Thesen, ist ein Freund des Volkes und kühner Patriot, der auf der Wahlstatt sein Leben läßt. Seine Wirksamkeit ist getragen von freudiger Begeisterung und stellt einen Kampf für die Reinheit des Glaubens, des Lebens und des Gottesdienstes dar. Radikal ging er vor, alles was sich vor seinem nüchternen Verstand und seiner tief sittlichen und praktischen Anschauungsweise nicht als wertvoll bewies, das merzte er aus.

Calvin wiederum hat ein reicheres und bewegteres Leben, ist ein Mann von großer Erfahrung, vornehmem Auftreten, durchdringendem Verstand und unbeugsamer Willensstärke, als Systematiker ist er der größte unter den Reformatoren, er gewinnt durch seine kühne Spekulation die Herrschaft über alle reformierten Kirchen und verdrängt die Lehre Zwinglis, wodurch diese äußerste Linke der Reformierten über Melanchthon eine Verbindung zu Luther hin fand. Seine Tätigkeit ist eine wissenschaftliche und kirchenregimentlich eine organisatorische und purifizierende. Während Zwingli mit seiner Kirchenzucht eine humane Weitherzigkeit verband, hat Calvins Kirchendisziplin einen Zug alttestamentlicher Strenge und Schärfe. Sein Gottesstaat in Genf wurde wohl eine Zufluchtsstätte vieler Verfolgten, aber freie Regungen waren verpönt wie in einem Zuchthause.

Als dritter wäre zu erwähnen John Knox, der keine besonderen neuen Gedanken neben denen Calvins hervorbringt, aber den Charakter des reformierten Kirchentums verschärft. Er setzt die Kirche auch gegen

den Staat durch, wie es die Stuarts zu ihrem Schaden erfuhren, und hat damit den Reformierten auf lange hin den Nacken zum politischen Kampf gesteift.

Lutherischer und reformierter Protestantismus, aus derselben Wurzel hervorgegangen, tragen doch verschiedenen Charakter. Ein Blick in die Kirchen, die Gottesdienste, die Gemeinde und Vereinsversammlungen offenbart es schon, und diese Verschiedenheit weist bis auf die Entstehung zurück. Es ist wohl zutreffend: die Reformation hatte es mit einer judaistisch und paganistisch entarteten Kirche zu tun, die einerseits in Werkheiligkeit, anderseits in Kreaturvergötterung zurückgesunken war. Luther kämpfte mit dem Judaismus, die Reformierten mit dem Paganismus, der von Zwingli mehr in paulinischem Sinn, mit Anerkennung manches Wahren überwunden, von Calvin mit zehrendem Eifer eines Mose ausgerottet wird, während Knox wie Josua für Israel neues Land erkämpfen muß.

Den Mißbräuchen in der Kirche selber begegnen die Reformatoren nach ihrer Eigenart auch verschieden. Luther schneidet die schädlichen Auswüchse aus, das übrige Gewordene schont er, sucht es wohl zu erhalten und zu pflegen; die Reformierten suchen das Ideal der Urkirche in ihrer Einfachheit und Reinheit darzustellen. Es ist die Wirkung zweifellos des Determinismus, der wie im Leben des einzelnen, so auch der Kirche das entschiedene: „Gott will es" zur Verwirklichung zu bringen sucht.

Von dem Ursprung der protestantischen Kirchen bis auf die Gegenwart tritt immer am schärfsten hervor die verschiedene Fassung des Kirchenprinzips. Vor allem zeigt sich das im Verhältnis der Kirche zum Staat. Die Anschauung Luthers wirkt trotz der Weiterbildung Melanchthons soweit, daß der Lutheraner seine Kirche als Wortgemeinde in erster Linie ansieht. Daß sie auch Rechtsgemeinde, vor Gericht „Rechtsperson" ist und wie eine Person ihre Ansprüche für sich geltend machen darf, liegt dieser Anschauung ferne; die reformierte vergißt das nicht und findet Wege und Mittel, sich zur Geltung zu bringen. Bei einem Konflikt zwischen Staat und Kirche leidet der Lutheraner aus Grundsatz, gibt der Obrigkeit nach, nur den Glauben bekennt er; hat er doch der Staatsobrigkeit die Leitung seiner kirchlichen Angelegenheiten überlassen. Nach reformierter Anschauung ist es die Ehre und der Wille des Königs seiner Gemeinde, die unter Vergewaltigung des Staats leiden. Die Obrigkeit, die gegen die Kirche des Herrn streitet, ja ihre Schuldigkeit ihr gegenüber nicht tut, hat kein moralisches Existenzrecht mehr.

Für sich ist die Kirche eine Organisation, Stiftung Christi durch das Amt des Wortes und den Missionsauftrag. Andere Aemter sind entstanden durch das Bedürfnis der Zeit, aber unter Leitung des Heiligen Geistes und zur Bewältigung der von Gott gestellten Aufgaben. Diese können nur in einem gut funktionierenden Organismus durch die genügenden Organe bewältigt werden. Dem Lutheraner ist das Amt des

Wortes das einzige von Christo eingesetzte, andere haben ihm nur insofern Wert, als sie dem Wort dienen. Wohl sind in der lutherischn Kirche Werke der Barmherzigkeit als Pflicht anerkannt, aber diese und selbst die Mission ist weniger Sache der Kirche als solcher, als freiwilligen Kreisen überlassen.

Das Formalprinzip läßt eine andere als die oben angegebene Differenzierung nicht zu. Dieselbe erhält sich aber trotz des Einflusses der Bibelkritik. Ist die Bibelforschung und Auslegung der Lutheraner eine tiefere, auf das Zentrum gerichtete, so ist die der Reformierten auf den ganzen Umfang der Schrift ausgedehnt; Altes Testament und Gesetz werden von ihnen höher gehalten als von den Lutherischen.

An das Materialprinzip gedacht, so ist das der Prüfstein für das innerste und tiefste Interesse des Geistes. Der Erkenntnistrieb äußert sich gleich stark. Allein beim Lutheraner macht sich sofort das Gefühl geltend, die Versöhnung ist das Geheimnis, an dem er zu arbeiten hat und in dem er Ruhe findet. Die Seligkeit der Gemeinschaft mit seinem Heiland wird er als das Höchste preisen, weiter kaum noch etwas verlangen; der Ruf der Lebensaufgaben kommt ihm wie eine Störung seiner Feier vor. Beim Reformierten ist es der Wille, der sich in größerer Stärke zeigt. Die Sünde ist ihm auch Schuld, aber diese empfindet er mehr noch als Druck und Hemmung seines Willens. Die Gnade ist dann wieder Befreiung und sittliche Kräftigung desselben. Mit Schleiermachers Worten ausgedrückt, zeigt sich beim Lutherischen „die ästhetische,“ das heißt die im Anschauen feiernde, und die „teleologische,“ auf die Ziele des Glaubensstrebens eingestellte Frömmigkeit.

Gewiß muß zugegeben werden, daß diese allgemeine Kennzeichnung der beiden Richtungen der Reformationskirche keine festen Grenzen, sondern fließende Linien bietet. So schwer es ist, den Charakter eines Volkes zu schildern, so schwer ist es, Kirchen nach ihrer Eigenart gerecht zu werden. Wer wollte aber die Mannigfaltigkeit der Gaben des Geistes leugnen, und wer muß dann nicht auch zugeben, daß die Führung den Gaben entsprechend zu verschiedenen Aufgaben und zu verschiedener Entwicklung treibt?

Die lutherische Kirche mit reichem Innenleben und ohne die starken Stützen und Schranken einer durchgeführten wirklich volkstümlichen und wirksamen Ordnung wird bei ihrem Gang durch die Jahrhunderte in der Orthodoxie, dem Pietismus, dem Rationalismus und der Wiedererstarkung des Glaubens bis zur Gegenwart mit ihren Kämpfen aufs tiefste bewegt. Zu Zeiten schien es, als ob die Volkskirche ihre Wurzel verloren hätte. Die Reformierte Kirche hingegen wurde auch berührt, aber nicht erschüttert. Die Kirche ist auf Arbeit angelegt, ihre Verfassung hält sie und in ihrer Tätigkeit findet sie auch wieder zum Glauben zurück.

Die beiden Reformationskirchen haben einander schon viel zur Förderung geboten. Die Verbindung zwischen Melanchthon und Zwingli, Genf und Schottland durch Knox, zwischen Wesley und der Brüdergemeine ist bedeutsam geworden. Beide können und werden einander noch

mehr geben. Aus einem Nebeneinander wird durch Gedankenaustausch immer mehr ein Ineinander werden. Sollte eine bewußte gemeinschaftliche Arbeit nicht noch größere Segnungen bringen? In Deutschland sind die beiden Kirchen durch die Union zu einem Ganzen zusammengeschlossen. Wir stehen auf dem Boden der Union und fühlen uns als eine Gemeinschaft nach Christi Sinn. Der Herr wird auch ferner mit uns sein.

Wenn wir nun Reformation und Union feiern, so schauen wir nicht schwächlich rechts oder links, sondern voll Dank empor zu Gottt und wollen vom Fest durch Gottes Gnade Segen haben. Dazu müssen wir zu den Großen der Reformation und zwar als unierte Kirche zu den Reformatoren beider Richtungen gehen und ihr Erbe uns zu eigen machen, von Luther die Tiefe des Gemüts, den Ernst für Sünde und Gnade, von den Reformierten das kräftige nach außen gewandte Glaubensleben. Luther bewahrt uns vor Verflachung und Verzettelung unserer Kraft, das Reformierte vor weltfremder Träumerei und Untätigkeit. Wir haben noch viel von ihnen zu empfangen. Für das Gemeindeleben brauchen wir Zwingli und Calvin mit Ordnung, Zucht und Arbeitsfreude, ja auch Knox zur Stärkung des Selbstbewußtseins. In der Studierstube aber und auf der Kanzel Luther, denn das ist doch das Tiefste und Seligste: aus Gnaden allein.

The Reformation and the Sunday School.

REV. PAUL PFEIFFER,

Chairman Board of Sunday Schools, Springfield, Ohio.

It is almost universally accepted that Robert Raikes is the founder of the Sunday school. His efforts in teaching the neglected children of the factory districts of his home city of Gloucester, England, in 1780, can be looked upon as the beginning of Bible school teaching. Raikes' plan was taken up and put into practice thruout the United kingdom within a decade, and before the nineteenth century opened the seed was borne across the sea and struck root in different sections of the United States. And thus the Sunday school rapidly passed from the initial stage of the ragged school of Raikes' time to the children's school of later centuries, and from the children's school to that of the modern Bible school for young and old, the great blessings and benefits of which are so manifest to our age and generation.

However, the educational idea of the church, or the Sunday school in embryo, if you please, must be dated back farther than that. Lest we forget, there is a distinct relation between the modern Bible school and the constructive work of the reformers. It is exceedingly fitting, just at this time, when our Church is making extensive preparations to celebrate the 400th anniversary of the ref-

ormation in service and Sunday school, to recall to our minds the definite contribution of this historical epoch to the Sunday school movement. No one will doubt, I am sure, that the efforts of the leaders of the reformation, Luther, Zwingli, Calvin and others, paved the way for the more definite efforts of Robert Raikes and his followers. Intelligent study of reformation history will reveal the fact, that the reformation was first and foremost a revival in interest in the Bible and Bible study. The reformers were not slow to realize that their work could be effective and permanent only by the education of the people, recognizing a principle to which Luther gave expression when he said, "God maintains the Church thru the schools."

Everybody seems to agree that to the great reformer, Dr. Martin Luther, the world owes more for popular education than to any other man. He was the pioneer, the path-finder. In his letter, written in 1524 to the officials of the German cities, he sets forth principles of education that were far ahead of his time, and are up to date even now. In German literature this letter remains a classic to this day. In no uncertain terms he denounced the schools of the monks, where the children were "debarred from social intercourse" and made into "clods and blockheads." He urged the founding of public schools for all classes of people, and in a published sermon a little later, he advocated compulsory attendance and the employment of women teachers. He argued that a city is at great expense in constructing roads, building ramparts, equipping soldiers, why should it not support a few schoolmasters? His books and sermons teem with reference to the importance of universal education. Of the teacher he says, "I tell you in a word, that a diligent, devoted school teacher, who faithfully trains and teaches children, can never receive an adequate reward, and no money is sufficient to pay the debt you owe him." To a friend he wrote, "My friend, nowhere on earth can you find a higher virtue than is displayed by the one who takes your children and gives them a faithful training."

Nor were the schools for which Luther pleaded and labored so tirelessly merely secular schools. No, they were schools for religious education as well, inasmuch as ignorance in regard to Bible truth and the teaching of the Church was painfully evident among all classes. Consequently we are sadly in error if we think that the work of the reformers had to do with adults only. By no means. Much of Luther's work had for its objective the children and young people of his day. When he returned from a Church Visitation in 1528 he summed up his observations in these words: "Alas, what misery I beheld. The people, especially those that lived in villages, seem to have no knowledge whatever of Christian doctrine, and many of the pastors are ignorant and incompetent teachers." Again the warning voice of Luther rings out to his generations: "Young children and scholars are the seed and source of the Church. For

the Church's sake Christian schools must be established and maintained." He went even so far as to say that a clergyman was not fairly fitted to be a preacher, unless he had first been a teacher; that, in fact, a bishop ought to give proof, before being a bishop, that he had aptness to teach. "I would," says he, "that nobody should be chosen as a minister, if he were not before this a schoolmaster." He crystallized these experiences and opinions in his two Catechisms, a Larger and a Smaller, as helps to religious teaching. Both of these became very popular and enjoyed wide usage even during his lifetime, and he also saw many Christian schools established and maintained thruout the land in response to his plea and in harmony with his ideas of religious education.

Luther was not a theorist, but he was an adept at teaching, as is evidenced by his famous 'Table talks" ("Tischreden"), in which day by day he taught the members of his household, including servants and visitors who chanced to be present, the truths of Holy Writ in the most approved fashion. To quote from the "Lutheran Encyclopedia": "As a teacher he brake for himself a new path. He is entirely independent of all former methods. He makes it his business to lead his scholars into the very heart of the Scriptures. Making no effort to force them to commit approved definitions, he takes the text of Scripture itself and follows the argument with running expositons. He aims at clearness rather than exhaustiveness, and illustrates at every step from current events." As early as 1515 we have from his pen expositions of the Decalog and the Lord's Prayer, and a few years later he states that he was daily going over the Commandments with children and laymen. Even his preaching often took the form of teaching, more especially when he preached series of sermons on the Decalog, the Creed, the Lord's Prayer and the Sacraments. That he was a lover of children goes without saying. His letters to his "Lenchen" and "Hans" are unsurpassed in their spirit of tender affection, parental devotion and sweet companionship, and the touching scene at the death-bed of his beloved daughter reveal the father-heart of this great man torn with anguish and sorrow at the final parting. That his great work in behalf of the younger generations bore abundant fruit even during his lifetime is proven by his own statements when out of the fulness of a rejoicing heart he said: "Now we see the youth of our land growing up well trained in the Catechism and our Holy Bible, and it makes my heart glad that young boys and girls learn more now, believe and speak better of God and of our Lord Jesus Christ, than all of the cloisters, convents and schools were able to do heretofore. Such a generation is a real paradise, the like of which is seen nowhere in the world."

One very definite institution of the Church which resulted from Luther's work for children and young people, are the so-called Children's services. They were not confined to Germany, but sprang up

almost simultaneously in Switzerland and elsewhere. Of course, the Children's service of that day was very different from what the same term implies now. It was simply an examination at which before the assembled congregation, the children were put to the test, as to whether they possessed or not the necessary knowledge of the truths of salvation. It was natural therefore that praise or blame was dealt out not to the children, but to the parents who were present, for the responsibility was theirs, not the children's or examining clergy's. In Zurich, as early as 1532, the wise and prudent Bullinger, still at the height of his youthful vigor, gave the following ordinance to the preachers, in which provision was made for the rising generation: "Since it is ordained for the furtherance of Christian growth, and that the young may be better instructed in the divine Will and Commandments that the parents should take their children and admonish their servants to attend the afternoon sermon for children, we desire that this should ever be held, and that if any neglect it, he should do penance and be punished. The country clergy shall hold a service consisting of common prayer and sermon, every Sunday afternoon at three o'clock for the servants and other folk who cannot attend the morning sermon on account of their work, but especially for the young who above all must be won for God, and trained to piety and discipline. Therefore it is ordained that this service consist mainly of simple religious instruction regarding our Faith, its articles, what to pray for and how to pray. Furthermore it shall be explained which are God's Commandments and what they contain and imply, so that there may be no nefarious persons who are not instructed in Faith and in prayer, and how they are to pray, and therefore go ignorantly to the Lord's table; but that every man may be informed and know how he is to act both now and in the future." (From "Four Hundred Years of Children's Services and Sunday Schools in Switzerland.")—These Children's services were doubtless the Sunday schools of that day. The method employed was simple exposition and interpretation of Bible truths and catechising by the question and answer method. In some instances the preacher or teacher would speak to the entire assembly and in other instances the work would be done by more persons in groups, much the same as classes under the leadership of a teacher. The work was not to consist in rote memory work, but in getting at the meaning and the understanding of Bible truth. Luther made himself very clear on this point. In his Preface to his Smaller Catechism he enjoined it upon the teachers to see to it that their scholars not only knew what was said in the Catechism answers, but knew what was meant by them; "to take these forms (of statement) before them, and explain them word by word." And to show that these answers were in no sense to be the limit of the pupil's teaching, Luther claimed that every child under catechetical instruction ought to know the truths of the entire gospel, the facts of the whole life and

work of our Lord, by the time he was nine or ten years of age. "Not only must they learn the Word of God by heart," said he, "but they must be asked, verse by verse, and must answer, what each verse means, and how they understand it." These Children's services only perhaps somewhat improved are still the usage in many churches in Germany, and in this country they are found mostly in the Lutheran churches of German tongue, and are usually held as "Christen- or Kinderlehre," just before or immediately following the morning service, and in some cases in the afternoon. The reformers felt that the work among and for the rising generation would insure for the great work they had begun the proper directive and permanency and in this assumption they were not disappointed, for it must be clear as sunlight to every student of history that it developed into one of the strongholds of the reconstructed church.

The counter-reformation, inaugurated by the leaders of the Catholic church with a view of counteracting the work of the reformers also availed themselves of the same methods and developed them. H. Clay Trumbull in his lectures on "The Origin and Expansion of the Sunday School," makes this significant statement, "It was practically by the Sunday school agency that the Protestant Reformers hoped to make permanent the results of the reformation. And it was by a mere adroit and efficient use of the Sunday school agency, in its improved forms, that the Church of Rome stayed the progress of the reformation." We might say then that thru the work of Luther and the other reformers the Catholic church came to realize the importance of catechetical instruction and the training of the young, and it is evident today as it has been ever since that time, that the church has never forgotten this lesson, nor has it neglected its opportunity along these lines. The first great work of the order of the Jesuits was the establishment of religious schools for the young, and it seems that many of the best ideas that find a place in modern Sunday school management were carried out by them in that remote day. Was it not St. Francis Xavier who is credited with the well-known saying, "Give me the children until they are seven years old, and anyone may take them afterwards." And did he not go thru the streets of Goa in India ringing a bell and entreating parents and householders to send their children and slaves to him to be instructed. In the same spirit St. Carlo Borremeo devoted his energies largely to the gathering and teaching of children in Sunday schools in his cathedral in Milan, and in his parish churches near and far, leaving at his death in 1584 seven hundred and forty-three Sunday schools, 3000 teachers and 40,000 scholars. Taking these facts into consideration, we are ready to give the counter-reformation some credit also in developing the Sunday school idea and in contributing its share to the Sunday school movement.

Having thus linked the past with the present, let us ask our-

selves the question, "What is our duty as the privileged children and heirs of the reformation?" Shall the charge stand, which a Roman Catholic priest made to a Protestant Episcopal bishop in our country some years ago, when he said: "What a poor, foolish people are you Protestants. You leave the children, until they are grown up, possessed of the devil; then you go at the work of reclaiming them with horse, foot, and dragoons. We Catholics, on the other hand, know that the children are plastic as clay in our hands, and we quietly devote ourselves first to them. When they are well instructed and trained, we have little fear as to their future." Only too often they have good cause to point the finger of scorn at us, for they are more loyal to the heritage of the reformation than are we. Protestant Christendom needs to arouse itself anew in this 400th anniversary year of the great reformation, she needs to grip anew the tried and tested weapons of Christian warfare, and to see anew with undimmed vision the possibilities she has as the reformation church.

Coming a little closer home, let me say that we as Evangelical Christians, who like to pride ourselves on the name "Gospel" church, need to place a new emphasis on the Gospel which was restored by the reformer. By this I mean that we must emphasize still more than we have ever done, the great need of Bible study not only for children but likewise for adults. This means a new emphasis on the Bible school as the teaching agency of the church. In only too many Sunday schools the work is slipshod, mediocre and void of results, and it is but natural that such schools cannot prosper. Our Sunday schools need to be developed to their highest efficiency, for the Sunday school membership of today will be the church membership of tomorrow. Can you afford to entrust the Church of God to an untrained and un-Chrisitan laity? Why do so many adults in our Evangelical churches stand aloof of the Sunday school? Boasting as we do that we are the true children of the reformation, we should long ago have forgotten the antiquated idea that the Sunday school is for children only. Ah, shame on the twentieth century church that neglects the only Bible teaching agency of the age, the Bible school. Shame on the pasotr who shrugs his shoulders and looks upon the Sunday school as an insignificant factor in God's kingdom, or even as a necessary evil. If we were true to our name "Gospel church," we should have the best and most efficient Bible schools in the land. If we fully appreciated the precious heritage of the reformation we would be a Bible studying church in a fuller sense than any other. We talk about the decay of the family altar, we say that Bible study has become a lost art, that family devotions are a thing of the past, and yet we are criminally slow to grasp the ever enlarging opportunities which the modern Bible school brings to our very doors. Luther gave back the lost and forgotten Bible to his people, and it seems the people of our day must be brought back to the much neglected Bible. A new dawn of

greater possibilities will glow in the horizon of any church that places the proper emphasis on the Bible school and Bible study.

Recently I visited a splendid rural community in the central part of my state. A large and beautiful church of another denomination was pointed out to me, and with it went the statement by a man of my faith, "That large church with a seating capacity of about 900 is too small to accommodate the Sunday school or their regular congregation. They have one Bible study class of 145 men, and that is only one of several adult classes." The information was also readily forthcoming that at their annual mission festival they have an offering of $1500, and that the sum total of their benevolences are annually between $6 and $8000.00 . Here evidently I learned of one congregation in which the dream and hope of Sunday school workers had been beautifully realized, namely, "the entire congregation in the Sunday school, the entire Sunday school in the church." In conclusion permit me to say that our church can lend itself to nothing better just now than to carrying out faithfully the plans projected by your General Secretary and endorsed by our Sunday School Board. Why not make this a year of strenuous effort toward intensified Bible study? Why not have every pastor and congregation strive diligently to organize one or more adult Bible study classes? Why not organize our Sunday schools and congregations into bands of workers to win many others, to the end that the dream of the 40,000 new Sunday school members may become a reality? Would not this be a worthy memorial to be placed upon the altar of our Evangelical church in this anniversary year of the great reformation? It seems to me this would be the best expression of our appreciation of the glorious heritage of the reformation, and the finest testimonial of our fidelity to God and loyalty to our Church.

Von der Wiederbringung aller Dinge.

Pastor G. F. Schuetze, Tigerton, Wis.

Sobald der Mensch anfing zu denken, mußte ihm auch die Frage kommen: Was wird aus dem Menschen nach dem Tode? Ist es damit für immer zu Ende und aus mit ihm? Oder was geschieht hernach noch? Das Wort Gottes gab die Antwort: Und hernach das Gericht. Das war genügend dem naiven Auffassen der ersten Christen, das sich nicht durch die Gedankengänge der griechisch-heidnischen Weltweisheit beeinflussen ließ. Aber früher oder später einmal mußte eine Auseinandersetzung zwischen der christlichen und heidnischen Weltanschauung erfolgen, und so geschah es auch. Man bezeichnet diesen Vorgang in der Dogmen- und Kirchengeschichte als die Gnosis oder den Gnostizismus. Dieser Konflikt diente dazu, die christliche Weltanschauung zu befestigen, zu läutern und zu begründen. Aber, wie es bei Konflikten in dieser Welt nun einmal zugeht, keine Seite siegt für gewöhnlich ganz unbe-

dingt und restlos; sondern selbst bei dem entschiedensten Sieg überträgt der Unterlegene doch etwas von seinem Wesen auf den Sieger. So unterlag Rom wohl der Waffengewalt der Gothen; aber es rächte sich, indem es in wenigen Jahrzehnten das Gothenreich so mit römischem Wesen und Geist durchdrang, daß dieser sich auf allen Gebieten erfolgreich mit dem specifisch germanischen Geiste messen konnte. So war es vorher auch mit Griechenland gegangen. Mummius konnte wohl aus den traurigen Resten ehemaliger Hellenenherrlichkeit die römische Provinz Achaia (146, v. Chr.) machen, aber er brachte damit nach Rom den Geist griechischer Sprache, Sitte, Kultur und Kunst, der bald in Rom das alte starre Römertum ganz überwucherte. So hat auch in dem Kampf zwischen Bethlehem und Athen wohl das schlichte Kreuz den Sieg davongetragen über das Gold- und Elfenbeinschimmernde Zeusbild des Phidias; aber nicht ohne Spuren des Kampfes für immer zu behalten. Durch die Gnosis kamen mancherlei wunderliche und unbiblische Spekulationen auf, die zum Teil erst nach langen schweren Kämpfen, zum Teil aber bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden sind. Zu diesen gehört auch die Lehre von der endlichen Wiederbringung aller Dinge, die Apokatastasis panton. Darunter ist zu verstehen die Lehre, daß die Höllenstrafen nicht ewig währen, sondern daß endlich einmal eine Zeit eintritt, wo auch die Unseligen, durch die Qualen der Verdammnis geläutert, zur Seligkeit eingehen.

Den Ursprung dieser durchaus unbiblischen Lehre dürfen wir wohl nicht mit Unrecht in dem griechischen Schönheitsideal suchen. Anstatt des Christlichen „Wahren und Guten" war den Griechen ja das Schöne das Gute. Und in der Tat liegt ja auch in dem Gedanken der ewigen Strafen ein dem aesthetisch fein empfindenden Geist etwas Unsympathisches, sodaß dem D i c h t e r eine solche Lehre von der Wiederbringung wohl natürlich erscheinen mag. Dazu kommt denn eine übersensitive Gefühlsseligkeit, oder sagen wir gerade heraus Schwärmerei, die dem Zorn Gottes das Schwert aus der Hand winden möchte und ihm höchstens eine dürre Weidenrute zur Züchtigung lassen will. Verfolgen wir aber diese Lehre in die äußerste Konsequenz, so würde sich folgendes Zerrbild ergeben: Selbst der Teufel wird zuletzt selig, muß also Buße getan haben und zum Glauben gekommen sein. Gibt man aber das soweit zu, dann kann man auch nicht die absurde Möglichkeit abstreiten, daß der Teufel in seiner Buße und seinem Glauben so weit kommen kann, daß er ein Heiliger Gottes wird. Also aus dem Apollyon der Bibel wird ein St. Satanas.

Wenden wir uns der d o g m e n h i s t o r i s c h e n Betrachtung des Ursprungs dieser wunderlichen Haeresie zu, so scheint mir eine doppelte Wurzel vor zu liegen, aus der auf ganz verschiedenem Wege doch dasselbe Ergebnis entsteht. Es ist einmal der, durch Platonische Ideen beeinflußte, Gnostizismus, der sich vornehmlich in pantheistischer Richtung erstreckt. Auf der anderen Seite finden wir diese Spekulation aber bei Mystikern, Theosophen, Chiliasten und anderen Schwärmern, bei denen,

wie bei Petersen (näheres später), mehr inniges Gefühl und lebhafte Phantasie als scharfer Verstand vorherrscht. Doch kann diese Scheidung nicht bei allen Vertretern dieser Lehre glatt durchgeführt werden; denn Männer wie Bengel, Oetinger, Hahn und der erwähnte Petersen, sind überzeugte Chiliasten und doch Apokatastiker, wie Origenes, der den Chiliasmus perhorresziert.

Der erste Schriftsteller nun, bei dem uns die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge begegnet, ist der Platonische Gnostiker Valentinus aus Alexandria. Die gleiche Heimat und wohl auch die gleiche Schule (denn auch Origenes war ein Schüler des Neuplatonismus durch seinen Lehrer Ammonius Sakkas) verursachte, daß Origenes die Apokatastasis in sein Lehrsystem aufnahm. Ihm folgte auch hierin der, ihm überhaupt geistig am nächsten stehende, Gregor von Nyssa und auch alle anderen Originisten, mehr oder weniger hervortretend. Daß sodann die Antiochenische Schule, die am entschiedensten für die freiwissenschaftliche Richtung des Christentums eintrat, auch diese Lehre aufnahm, ist nicht zu verwundern; denn das Wesen der Gnosis ist ja das freie wissenschaftliche Denken über die feststehende kirchliche Ueberlieferung. Aus den Reihen dieser Schule sind die Hauptvertreter der Apokatastasis der bekannte Theodor von Mopsuestia und der Mönch Subaili um das Jahr 500, der auf Grund einer pantheistischen Exegese von 1. Kor. 15, 28 die Endlichkeit der Höllenstrafen lehrte.

Nach dem Erlöschen der Antiochenischen Schule finden wir für mehrere Jahrhunderte keine Spur der Apokatastasis, wenn wir nicht den Ursprung der Kabbala, einer mittelalterlichen jüdischen Geheimlehre, so weit zurücksetzen wollen. Die Kabbala lehrt ebenfalls eine pantheistische Wiederbringung. Von den christlichen Lehrern des Mittelalters ist der erste, der die Apokatastasis lehrt, Joh. Scotus Erigena, in dessen Seele sich zwei unvereinbare Prinzipien streiten, ein spekulativer Pantheismus und ein christlich-realistischer Theismus. Sein eschatologisches Hauptprinzip ist die Rückkehr aller Dinge zum Logos. Um dies mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zu vereinen, reduziert er die Sündenstrafe auf ein Minimum, um auch das zuletzt aufzuheben. Christlieb charakterisiert ihn folgendermaßen: Der Mann ist besser als sein System. Um die Vertreter dieser Richtung erst zu Ende zu besprechen, überspringen wir den Zeitraum eines halben Jahrtausend, um den Apokatastasianismus um das Jahr 1500 in Verbindung mit einer pantheistisch-rationalistischen Trinitätsleugnung wiederzufinden. In Italien war diese Geistesrichtung auf dem Boden des dort blühenden, halbheidnischen Humanismus erwachsen und von dort durch Flüchtlinge über die Alpen gebracht. In Deutschland nahmen ihn die Anabaptisten auf, also auch hier wieder finden wir die Vermischung des Gnostizismus mit der Schwärmerei. Der bedeutendste unter den Baptisten des Reformationszeitalters, der die Wiederbringung lehrte, aber kurz vor seinem Tode widerrief, um in Frieden sterben zu können, war Johann Denck und sein Schüler Ludw. Hetzer. Weiter finden wir bedingte Ver-

teidiger der Apokatastase in den Rationalisten des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie lehrten eine nur hypothetische Ewigkeit der Höllenstrafen, d. h. nur wenn in der Ewigkeit keine Besserung der Sünder erfolge, sei die Strafdauer endlos. Doch finde ich nicht die Konsequenz ausgesprochen, daß bei eingetretener Besserung die Wiederbringung erfolge. Ebenfalls vom Pantheismus, und zwar dem spinozistischen, in seinen Anfängen beeinflußt, ist der Vater der neueren Theologie, Schleiermacher. Er fordert für die Lehre, daß durch die Kraft der Erlösung dereinst eine Wiederbringung aller menschlichen Seelen erfolgen werde, dieselbe Berechtigung wie für die althergebrachte Kirchenlehre. Als letztes Glied dieser Reihe dürfen wir die auch in den U. S. stark vertretene Sekte der Universalisten ansehen.

Eine zweite Reihe von Verteidigern und Lehrern der Apokatastasis ist die, welche aus mystisch-theosophisch-chiliastischer Schwärmerei zu dieser Lehre gekommen ist. Als ihren ersten Vertreter finden wir den Vorläufer der Reformation, Joh. Wessel in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Er nennt das Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Dann spricht er von der fruitio und visio Dei, stellt ihr aber nicht die ewige Unseligkeit der Sünder gegenüber. So hat er die Apokatastasis zwar nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber sein ganzes System zielt darauf hin. Es fehlte Wessel aber an der Popularität, sodaß seine Lehre nicht weitere Verbreitung fand; vielmehr müssen wir als den geistigen Vater aller folgenden Apokatastasianer den Görlitzer Schuster und Theosophen Jakob Boehme ansprechen, wenn auch nicht bei allen Vertretern alle seine Eigentümlichkeiten in gleichem Maße hervortreten. Von Boehmes Theosophie angeregt war die Engländerin Jane Leade, die sich eigener Offenbarungen rühmte und die Wiederbringung aller Dinge lehrte. Sie erkannte zwar an, daß diese Lehre über Boehme und über die Heilige Schrift hinaus gehe, was sie aber nicht abhielt, sie zu vertreten. Durch sie beeinflußt wurden Gichtel und vor allem der schon erwähnte Lüneburger Superintendent Petersen, der, obwohl sonst ein tüchtiger Theologe, es fertig brachte, neben und trotz seines Chiliasmus in der Lehre von der Apokatastasis ganz in den Fußstapfen des Origenes zu wandeln. Ebenfalls mystisch-theosophischen Schwärmereien ergeben waren die anonymen Herausgeber des „Berleburger Bibelwerks," das neben manchen hellen Geistesblitzen auch viel verkehrtes und wunderliches Zeug enthielt. Sicher durch Boehme angeregt und beeinflußt sind die folgenden süddeutschen, speziell württembergischen Theologen, die bei aller Abgeneigtheit gegen mystische Schwärmerei doch dieses Theologumenon verteidigten. An ihrer Spitze steht Bengel, der Verfasser des berühmten Gnomon Novi Testamenti, von dem der bekannte Ausspruch stammt: „Wer von der Apokatastasis Einsicht hat und es aussagt, der schwätzt Gott aus der Schule." Ihm schließt sich würdig an Prälat Oetinger und von beiden beeinflußt Michael Hahn, von dem das Wort herrührt: „Wer die Verdammnis ohne Ende glaubt, kann nicht ruhig sein, oder er hat keinen Funken von Got-

tes Liebe und Erbarmen in sich." Wenn Hahn auch kein zünftiger Theologe war, so finden wir doch andere Theologen, die sich nie mit der ewigen Verdammnis befreunden konnten, wie den Pfarrer im Steintal, Oberlin und Barth, dessen Name für alle Zeiten unauslöschlich mit den Calwer Anstalten verbunden ist. Er entscheidet sich für die Apokatastasis, ohne sie anders Denkenden aufdringen zu wollen, und beruft sich ausdrücklich auf Bengel. Von bedeutenderen Theologen des 19. Jahrhunderts ist noch zu erwähnen der mystisch-spekulative dänische Dogmatiker Martensen, der die Apokatastasis vorgetragen hat. Endlich müssen wir noch in diesem Zusammenhang erwähnen die kleine Sekte der „Tunkers" in Pennsylvanien, die Anfang des 18. Jahrhunderts aus der Wetterau sich nach Amerika flüchteten. Es ist das eine schwärmerisch baptistische Sekte, die die Wiederbringung in Verbindung mit einem scharf ausgesprochenen Chiliasmus lehrten.

Nachdem wir also die geschichtliche Entwicklung dieser Behauptung bis auf die Gegenwart verfolgt haben, müssen wir uns zunächst nach der biblischen Begründung dieses kräftigen Irrtums fragen. Das Wort „Apokatastasis" selbst kommt in der Bibel nur einmal vor: Apg. 3, 21. Es bedeutet hier nach Cremers Erklärung (Wörterbuch der Neutestamentlichen Graecität, S. 486) dasselbe wie Palingenesia, (S. 232) im eschatologischen Sinn: Welterneuerung, wozu Cremer als Parallelen anzieht Offenb. 21, 5 und Röm. 8, 19 ff. Diese Parallelstellen aber haben keine soteriologische Bedeutung, auch sagen sie nichts über den Umfang der Welterneuerung, sodaß wir uns weiter umsehen müssen nach Lehrstellen, die die Wiederbringung aller Dinge stützen. Es werden gewöhnlich als einschlägige Stellen angeführt 1. Cor. 15, 22—28; Eph. 1, 10; Phil. 2, 10 ff.; Röm. 5, 12 ff; 11, 23. Wir müssen also diese Stellen zunächst einer sorgfältigen Exegese unterwerfen. In 1. Cor. 15, 22—28 sind es zunächst die beiden Worte zoopoiein und katargein, die einer Erklärung bedürfen. Ersteres bedeutet hier ein „lebendig machen oder beleben," von der Belebung der Toten, und zwar besonders im soteriologischen Sinne, das letztere aber bedeutet in erster Linie die energeia aufhören machen, bei Paulus aber, der dies Wort gern und häufig braucht, noch mehr, nämlich ein totales „Vernichten, Endemachen, Abtun." Darnach ergibt sich folgender Sinn: V. 22. Wie in dem Adam alle sterben, so werden in dem Christus alle belebt werden. Das Tertium comparationis ist die Vermittlung durch eine bestimmte geschichtliche Persönlichkeit. Will man aus diesem Verse die Wiederbringung herauslesen, so muß man einen Zwiespalt zwischen dieser einen Stelle und dem ganzen anderen 1. Cor. konstatieren; denn Paulus hat sonst überall einen zweifachen Ausgang des Menschenlebens in diesem Briefe gelehrt, cf. 1, 18 die verloren werden; 3, 17 den wird Gott verderben; 5, 13 richten, die draußen sind; 6, 9 ff. die Ungerechten nicht das Reich Gottes ererben; 9, 27 selbst verwerflich werde; 11, 30 ein gut Teil schlafen. In dieser Stelle handelt es sich aber nur um die Auferstehungshoffnung in Bezug auf die, für welche diese Hoffnung als zweifel-

haft hingestellt war. Daß pantes auch numerisch beide Male die genau gleiche Menge bezeichnen soll und muß, ist der willkürlich in unsere Stelle hineingetragene Gedanke; sondern der Vers sagt nur, daß die beiden ausgesagten Wirkungen für die davon Betroffenen in ihrer gesamten Zahl unausbleiblich ist. V. 23: Jeder aber in seiner eigenen Ordnung: Der Anfang Christus, dann, die Christo angehören, bei seiner Wiederkunft, V. 24: Dann aber das Ende . . . In diesem Vers wird die Reihenfolge der Belebung aufgezählt, zuerst Christus als sui generis allein, dann die Belebung der Seligen, dann das Ende, und zwar nicht das absolute Ende, sondern gemäß dem Zusammenhang das Ende der Belebung. Auf wen aber bezieht sich das? Da wir die Belebung im soteriologischen Sinne gefaßt haben, so sind damit ausgeschlossen die Unseligen. Für diese ist die Belebung überhaupt ausgeschlossen; sondern ich verstehe die darunter, die gestorben sind, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, an Christus zu glauben. Um der göttlichen Gerechtigkeit willen muß ihnen auch diese Gelegenheit geboten werden, wie den vor Christo gestorbenen alttestamentlichen Menschen diese Gelegenheit zu Teil wurde in Christi Höllenfahrt, cf. 1. Petri 3, 18 ff.; Matth. 27, 52. V. 24: Wenn er übergeben wird seine Königsmacht Gott und dem Vater, wenn er vernichten wird alle Gewalt, Macht und Herrschaft. V. 26: Als letzter Feind wird vernichtet der Tod. In V. 24 könnte man allenfalls die Annihilationslehre finden; aber einerseits hat Paulus die Worte Arche, Excusia und Dynamis nie von Menschen gebraucht, sondern nur von Geistwesen, und sodann sagt V. 26 ja auch, daß der Tod vernichtet wird. Das ist aber zu verstehen, wie schon Ambrosius die Stelle auslegt: Destructio mortis resuscitatio mortuorum. Es leben also dann alle Menschen, die Seligen in Gott, die Unseligen in Verdammnis. V. 28: . . . damit Gott sei alles in allem. Diese Worte dürfen wir aber nicht pantheistisch auffassen, sondern soteriologisch, wie in V. 22, und nicht etwa metaphysisch. En pasin ist die Gesamtheit der Menschen, die Christo, dem Heilsmittler, untergeordnet sind. Und in diesem Bereiche ist Gott panta, indem er der allen gemeinsame Lebensgrund und der alle Bedürfnisse erfüllende Seligkeitsspender ist (cf. Bachmann in Zahn: Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 8, S. 445 ff.).

Wenden wir uns nun zu der zweiten angeblichen Belegstelle, Eph. 1, 10, so ergibt sich folgender Sinn: V. 9: das Geheimnis seines Willens nach seiner Absicht, die er sich auf V. 10 die Einrichtung der Zeitenfülle hin vor Augen setzte, eine Anakephalaeosis zu bewirken in Christo. So müssen wir zuerst das Wort anakephalaioun erklären. Es heißt wieder ein kephalaion, einen Hauptpunkt machen, auf den Hauptpunkt zurückführen, in etwas anderer Wendung, dem modernen Sprachgeist mehr entsprechend, auf das gemeinsame Zentrum hinführen. Wir haben also nicht an eine Aussöhnung streitender Teile, oder an ein Zusammenbringen auseinander strebender Teile zu denken, auch nicht an eine allgemeine Erneuerung, auch nicht an eine endliche Vereinigung mit und in Christo, sondern es heißt: eine auf ein gemeinsames Ziel gehende

Richtung zurückgehen, sodaß dann die ganze Uebersetzung des Satzes lauten würde: Nach seiner Absicht, die er sich auf die Einrichtung der Zeitenfülle hin vor Augen setzte, in Christo alle Dinge auf ein gemeinsames Ziel zurückzuführen. Dabei ist wohl zu beachten, daß ta panta sich nicht nur auf bewußte Wesen bezieht, sondern alle Kreatur soll ihr Kephalaion in Christo wiederfinden, cf. Röm. 8, 18 ff. Daß hierin durchaus kein Beweggrund für die Apokatastasis gefunden werden kann, ist aber klar, denn unser Text läßt es absolut dahingestellt sein, in wie weit und ob sich die widerstrebende Welt dem Kephalaion einfügen wird oder nicht. (Cf. Ewald in Zahn Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 10, S. 84 ff.)

Die nächste zu besprechende Stelle ist Phil. 2, 10, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen etc. Es kommt vor allem darauf an, was unter Name zu verstehen ist. Nach Cremer (Wörterbuch etc., S. 711) ist Name (onoma) gleichbedeutend mit Würde (doxa). Aber welches ist dieser Name? Alle Erklärungsversuche scheitern an dem „in dem Namen J e s u," dem menschlichen Namen des Sohnes. Cremer gibt den Unterschied zwischen Name und Würde folgendermaßen: Die Doxa Gottes faßt das zusammen, was Gott in seinem Verhalten zu uns ist, der Name Gottes ist bestimmt für unser Verhalten zu ihm. Unser Vers nun ist in bewußter, freier Anlehnung an Jes. 45, 23 geschrieben; und wie dort der Nachdruck liegt auf dem Worte m i r, so hier auf dem Namen Jesu. An ihm soll sich und wird sich verwirklichen, was Gott im Alten Testament von sich weissagt. Der menschliche Name Jesus soll so „überhoch" gemacht werden, daß alle Anbetung nur in diesem Namen stattfinden kann und wird. Man denke auch an das im Namen Jesu beten des Johannesevangeliums. Es ist aber weiter in diesem Vers durchaus nicht gesagt, daß alle, die zur Kniebeugung befähigt sind, diese auch vollziehen werden, sondern der Nachdruck liegt so stark auf dem Namen Jesu, daß die einzig richtige Erklärung die sein muß, daß alle Anbetung aller Geschöpfe, wo sie auch sein mögen, nur im Namen Jesu erfolgen kann. Es werden hier drei Klassen von Anbetern genannt, im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Von diesen ist die zweite Klasse ohne weiteres klar, es sind die lebenden Menschen. Aber wer sind die Himmlischen und die Unterirdischen? Man hat bei den Himmlischen an die Engel gedacht (schon Theodoret). Das gibt ja auch eine passende Einteilung, Engel, Erdenpilger und Entschlafene. Aber näher liegt es an die erlösten Seligen zu denken, wie auch Paulus erwartet (1, 23) durch seinen Tod mit Christo vereinigt zu werden. Die Frage ist dann nur, wer unter den Unterirdischen zu verstehen ist? Die Apokatastasianer denken hier an den Teufel und seine Dämonen, um die Wiederbringung damit zu stützen. Aber das ist ganz ausgeschlossen; denn Jakobus weiß wohl, daß die Teufel vor dem Namen Jesu zittern (Jak. 2, 19, öfters in den Evangelien), aber eine Anbetung in dem Namen Jesu durch Teufel ist ganz unbiblisch und ohne irgend eine Parallele. Sie hier anzunehmen, ist ein gequälter Versuch, der nur zum

Zwecke der Behauptung der Wiederbringung gemacht wird. Zudem aber sucht Paulus ja gar nicht den Sitz der bösen Geister unter der Erde, sondern in der Luft (cf. Eph. 2, 2; 6, 12). Und wenn man sich auf Lukas 8, 31 beruft, so ist das doch sehr an den Haaren herbeigezogen. Der Gedanke ist zum allerwenigsten durchaus unpaulinisch, und bei der starken Betonung des Namens Jesu auch durchaus gegen den Kontext. In dem ganzen Brief hat Paulus nicht von bösen Geistern geredet. Sollte er hier auf einmal an diese denken, so würde er sie deutlicher bezeichnet haben. Wer sind denn die Unterirdischen nun? Wie bei der Epheserstelle, so denke ich auch hier an diejenigen, die gestorben sind, ohne von der Heilsbotschaft erreicht zu sein. Das ergibt dann den sehr guten Sinn, daß wer es auch sei, entweder schon in die himmlische Gemeinschaft Jesu aufgenommene, oder seien es auf Erden weilende, oder endlich seien es dem Heil im Scheol entgegenharrende, das Anbeten und Bekennen muß im Namen Jesu Christi geschehen. Dazu braucht man auch gar nicht an die Parusie als an die Zeit der Kniebeugung zu denken, weil der Ton nicht auf der Zeit liegt, sondern auf dem Namen. Endlich ist noch zu bemerken, was die Vertreter der Apokatastase völlig aus dem Felde schlägt, daß bei allen drei Klassen der Artikel nicht steht, also nicht alle gemeint sind. Wie auf Erden nicht alle Jesus bekennen, so werden auch nicht alle „Unterirdische“ vor Jesu ihre Kniee beugen. (Cf. Ewald in Zahn Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 10, S. 115 ff.)

Noch viel weniger kann Römer 5, 12—19, mit der Hauptstelle in V. 18, zur Begründung der Apokatastasis gebraucht werden. In Vers 12—13 fehlt nämlich der Nachsatz: Also werden in einem alle gerecht oder selig. Ein solcher Nachsatz aber müßte notwendig folgen. Statt dessen aber erfolgt nun in den nächsten Versen die ausdrückliche Antithese: Aber es verhält sich nicht so mit der Gnadengabe, wie mit dem Fehltritt; denn wenn durch den Fehltritt des einen die vielen starben, so ist um so viel mehr die Gnade Gottes, und die Gnadengabe Gottes, vermittelt durch die Gnade des einen Menschen Jesus Christus, in der Richtung auf die vielen reichlich geworden. Man beachte, daß nicht der Dativ pasin, sondern der Akkusativ gebraucht wird. Ebenso in V. 18 wird wieder der Akkusativ und nicht der Dativ gebraucht. Noch ist bei V. 18 zu bemerken, daß das hoi polloi durch pantes ersetzt wird, aber wohl gemerkt, nicht pantes hoi anthropoi, sondern nur pantes anthropoi. Ersteres bezeichnet „alle Menschen ohne Ausnahme,“ letzteres „alle beliebigen Menschen ohne Unterschied.“ Der Unterschied im Sprachgebrauch wird am besten klar, wenn man das Wort 2. Thess. 3, 2 ansieht. Da steht ou panton he pistis, was Luther ganz recht verdeutscht: Der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Würde aber da stehen ou panton ton anthropoi he pistis, dann würde es den Sinn ergeben: Der Glaube ist allen Menschen nicht gegeben, also niemands Ding. Daß die Heilsabsicht ihr Ziel auf die vielen hin, oder auf alle hin, nur unter der Bedingung des

Glaubens erreicht, sollte nach dem 1, 16; 3, 28 gesagten nicht erst zu erwähnen nötig sein, vergl. auch 9, 32 ff.; 10, 4. 16. (Cf. Zahn in Zahn Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 6, S. 259 ff. und bes. S. 283.) Jedenfalls läßt sich diese Stelle nicht zur Verteidigung der Apokatastasis verwerten. Gänzlich ausgeschlossen erscheint mir nun noch die letzte Hauptbeweisstelle, Römer 11, 23: Gott kann sie wohl wieder einpfropfen. Es handelt sich in dieser Stelle um die Möglichkeit, daß auch das Volk Israel selig werde; aber der Vers und der ganze Zusammenhang deutet mit keiner Silbe auch nur im Entferntesten an, daß diese Wiedereinpfropfung erst in einem zukünftigen Aeon erfolgen werden, im Gegenteil sagt V. 25 ja ganz deutlich, daß Israel wohl nach der Fülle der Heiden, aber doch noch in dieser Zeit selig werden soll.

Wenn sich also die Wiederbringung exegetisch nicht rechtfertigen läßt, so kann es auch nicht durch die biblische Theologie geschehen; da sich ja diese auf der Exegese aufbaut. Was die Männer der Bibel gelehrt haben, wird uns ja nur offenbar auf Grund einer richtigen Exegese. So haben wir hier nur die Stellen noch anzuführen, die unsere Ablehnung der Apokastasis bestärken, stützen und gründen.

Aus dem Munde des Heilandes selbst nun hören wir zunächst, daß er eine Erlösung nach dem Tode als unmöglich hinstellt, cf. Luk. 16, 26. Das bedeutet doch, der poetischen Gleichnisform entkleidet, weiter nichts als: Wer einmal am Orte der Unseligkeit und der Pein ist, der muß darin bleiben. Ebenso behauptet Jesus, daß es Sünden gibt, für welche keine Vergebung möglich ist, die Sünde wider den Heiligen Geist, cf. Markus 3, 29; Matth. 12, 31. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, festzustellen, welches diese Sünde gegen den Hl. Geist ist; es genügt, zu zeigen, daß es eine solche Sünde gibt in Jesu Lehre, für die er die Vergebung auch in einem aion mellon ausschließt! Auf diese Worte Jesu lege ich das allergrößte Gewicht; an den Lehren der Apostel mag man mäkeln, mag dies oder jenes als menschliche Zutat erklären, auf diese oder jene Schule zurückführen; aber von den Worten des Herrn soll man seine Hände davon lassen. Was er gesagt hat, das gilt und soll gelten in alle Ewigkeit. Da aber (nach stark bezeugter Lesart) der Heiland eine ewige Verschuldung (aionion Hamartema) lehrt (Mark. 3, 29), so kann die Strafe nur ebenso ewig sein, wie die Verschuldung. Auch die Apostel des Neuen Testaments machen mit dieser Anschauung vollen Ernst; denn abgesehen von Paulus, über den wir ja schon gesprochen haben, lehrt der Verfasser des Hebr. an 6, 4. 6; 10, 26—31 eine Unmöglichkeit der Buße für eine bestimmte Kategorie, ohne Buße und Glaube, aber auch keine Vergebung und ohne Vergebung keine Seligkeit. Auch bei Johannes, dem Apostel der Liebe (5, 16) finden wir Todsünden erwähnt, bei denen keine Fürbitte mehr erlaubt ist. Auch die von mir schon angeführte Stelle 1. Petri 3, 19—20 kann man nicht für die Apokatastasis anführen; denn erstens spricht diese Stelle nur von

einem begrenzten Kreis von Personen, und zum andern, wenn eine Entwicklung im Totenreich möglich ist, so geschieht sie sicher nur in der schon auf Erden begonnenen Richtung, also die in Bosheit gestorbenen werden nur in der Bosheit vollendet werden, und die im Todeszustand noch erretteten müssen schon eine überwiegende Richtung auf den Glauben hin gehabt haben. Demnach werden wir unter diesen, die die Predigt im Gefängnis hören und gerettet werden, nicht Verstockte, sondern nur Verführte zu denken haben, bei denen also noch Rettung möglich war.

Haben wir soweit uns nun mit der negativen Ablehnung dieses Theorems beschäftigen müssen, so liegt es uns nun ob, daß wir auch positiv-konstruktiv mit der Frage befassen: Gibt es eine Apokatastasis, oder sind die Höllenstrafen ewig? Die Antwort kann ganz verschieden ausfallen, je nach dem Standpunkt, von dem man ausgeht. Stellt man sich auf den anthropologisch-ethischen Standpunkt, so muß man zu dem Schluß kommen, daß die Höllenstrafen nicht anders als ewig sein können; denn, wenn die Strafen in absehbarer oder auch fernerer Zeit einmal ein Ende nehmen müssen, so ist ein Ende alles ethischen Strebens zu befürchten. Freilich werden die Gegner dieser Richtung gleich sagen, das ist nur der niedrige Polizeistandpunkt, der, aus Furcht vor Strafe, das Gute sucht und tut. Nun ist das wohl wahr; aber so lange die Menschheit aus großen Massen besteht, der Mensch ein Herdentier ist, werden es immer nur ganz wenige Auserwählte sein, die einen anderen Standpunkt einnehmen und würdigen können. Aber auch der geistig und sittlich höher stehende Mensch muß sich, auf diesem Standpunkt stehend, sagen: Das ethische, sittliche Ziel der Menschen ist die Gottähnlichkeit. Dieses Ziel aber hat die Menschheit nicht erreicht, sie hat nicht nur relativ, sondern absolut Schiffbruch gelitten; und der absoluten Verfehlung ist nur die absolute Strafe adäquat.

Stellen wir uns andererseits auf den theologisch-deterministischen Standpunkt, so ist die Argumentation die folgende: Gott ist absolut in seiner Macht, seiner Liebe und seinem Willen. Sein absoluter Wille, sein Liebeswille, daß allen soll geholfen werden, und seine göttliche Macht lassen es aber nicht zu, daß er sollte in der Ausführung seines Willens behindert und gestört werden. Mit dieser Anschauung verbunden ist mehr oder minder deutlich eine deterministische Anschauung, die das menschliche Tun bestimmt sein läßt von Motiven, die außerhalb seiner selbst liegen. Diese Richtung muß mit Naturnotwendigkeit zu der Lehre der allgemeinen Rückkehr der Menschenseele zu Gott hinführen. Die Prädestinationskirchen, d. h. die Kirchen, die diese Lehre verteidigen, wie z. B. die Reformierte, läßt die Unendlichkeit der Strafen durch den uranfänglichen Willen Gottes bestimmt sein, aber dann entsteht die Schwierigkeit, diesen Beschluß mit der Gerechtigkeit und der Liebe Gottes in Uebereinstimmung zu bringen. Die lutherische Dogmatik lehrt dagegen eine Universalität des göttlichen Heilswillens, findet aber dann die Schwierigkeit am Schluß, anstatt am Anfang, nämlich wie ist es möglich, daß dem göttlichen Heilsplan zum Trotz als Resultat

der Weltentwicklung unleugbar ein Dualismus des Bösen und des Guten erscheint? Also es sind Schwierigkeiten genug vorhanden, die verschieden sind, je nachdem man das Verhältnis der menschlichen Freiheit zu der Absolutheit der göttlichen Macht und Liebe bestimmt. Die einzig möglich biblische Lösung ergibt sich, wenn man absieht von dem abstrakten Begriff der göttlichen Absolutheit. Gott ist nicht absolut allmächtig, sondern seine Macht hat Schranken, z. B. an seiner Heiligkeit. So kann Gott nicht Böses tun. Desgleichen könnte man noch eine ganze Reihe von Dingen aufführen, die Gott nicht kann, weil er sie nicht will. Auch der Wille Gottes ist nicht absolut, sondern beschränkt durch seine Liebe, seine Heiligkeit. Haben wir nun aber die Begrenztheit Gottes in einigen Punkten zugegeben, so wird es auch keine Schwierigkeit haben, meiner Argumentation weiter zu folgen. Durch die Erschaffung eines Menschen mit freiem Willen hat Gott von vornherein seine Macht selber begrenzt. Gott hätte ja eben so gut Menschen schaffen können, die anstatt des "posse peccare et non peccare" von vornherein die facultas des non posse peccare hatten. Dadurch, daß er das aber nicht tat, hat er seinen Willen bedingt durch die Haltung des menschlichen Objekts seines Willens. Daher finden wir in der Bibel nie eine absolute Seligkeit des menschlichen Geschlechts ausgesprochen, sondern stets nur eine durch das Verhalten des Menschen bedingte. Joh. 3, 16; Römer 3, 28; Eph. 2, 8 und viele andere Stellen beweisen das zur Evidenz. Wenn also die Seligkeit des Menschen abhängen muß von seinem spirituellen Verhalten gegen Gott und im Jenseits eine Weiterentwicklung nur in der eingeschlagenen Richtung erfolgen kann, so ergibt sich ganz klar, daß ein Mensch, der im Unglauben gestorben ist, der Seligkeit auf keine Weise teilhaftig werden kann. Es ist danach unmöglich, die Möglichkeit der ewigen Höllenstrafen abzuleugnen. Was nun aber die Wirklichkeit der ewigen Verdammnis angeht, so stimme ich nicht mit Herzog Realenc. Bd. 6, S. 185 überein, die über diese Frage sagt: De eo statuere non est humani judicii. Freilich es ist Sache nicht des irdischen Urteilens oder Urteilvermögens, zu bestimmen, was in der ewigen Zukunft sein kann und soll; wohl aber ist es Sache der Forschung aus der Heiligen Schrift, mit den Mitteln der Vernunft festzustellen, was Gott uns selbst über diese zukünftigen Zeiten offenbart. Wenn also als Grund für die Apokatastasis angegeben wird, daß das Mitgefühl mit den Leiden der Verdammten die Erlösten in ihrer Seligkeit beeinträchtigen müsse, zumal wenn es sich um Verwandte oder liebe Freunde handle, dann erwidere ich, daß das nur ein sentimentales Gefasel ist, das alles Bibelgrundes entbehrt. Vom armen Lazarus wird auch mit keiner Silbe angedeutet, daß der Anblick der Qual des reichen Mannes ihn in seiner Seligkeit beeinträchtigt habe. Vielmehr Gott wird sein alles in allem. Gottes Ehre, Majestät und Anbetung wird bei den Erlösten so überwiegen, daß solche irdische Rücksichten ganz und gar abgestreift sein werden. Als theologische Kuriosität, würdig eines theologischen Witzblattes, wenn es ein solches geben könnte, möchte ich nur das

Argument anführen, das ich wirklich einmal gehört habe, daß man mir mit Berufung auf Matth. 8, 13 die Ewigkeit der Hölle abstritt mit folgender Beweisführung: Ich glaube nicht an die Ewigkeit der Hölle, also gibt es auch keine!!! Daß dabei dann der Vordersatz: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, oder wie Matth. 15, 28: O Weib, dein Glaube ist groß, ganz außer Acht bleibt, ist, was dies Argument so töricht macht. Gewiß für einen Hauptmann von Kapernaum und für ein kananäisches Weib gibt es keine Ewigkeit der Hölle, denn ihr Glaube führt sie zu den Kindern des Reiches; aber der Fehler liegt in der Verallgemeinerung des Satzes auf alle.

Den Gordischen Knoten zerhauend, ist eine andere Lehre bemüht, den Konflikt zwischen der menschlichen Willensfreiheit und dem absoluten göttlichen Liebeswillen zu lösen, indem sie annimmt, daß zwar keine Apokatastasis stattfindet, aber auch keine ewige Höllenqual, indem die beharrlich sich von Gott abwenden endlich vernichtet, annihiliert, in die Nirwana des Buddhismus versetzt werden. Wenn dafür sich auch eine Beweisstelle aus der Offenbarung und dem Propheten Jesaia wohl konstruieren ließe, so werden sich die Verteidiger dieser Lehre doch in demselben Dilemma finden, wie die Apokatastatiker. Sie müssen entweder von der angeblich absoluten Macht Gottes opfern, die zu retten, die er doch retten wollte, oder sie müssen einen Abstrich an der Liebe Gottes machen, indem sie annehmen, daß Gott eben nicht alle hat retten wollen. Alle diese Schwierigkeiten aber fallen hin und weg, wenn wir annehmen, daß in der göttlichen Heilsökonomie von vornherein eine ewige Unseligkeit vorgesehen ist. Da Gott selbst seine Macht und seinen Willen limitiert hat durch die Erschaffung von Menschen mit freiem Willen, so muß er auch die Konsequenz ziehen und die Menschen, die den freien Willen mißbrauchen zur voreiligen Abwendung von Gott, den Folgen ihres Tuns anheim fallen lassen. Am Ende plötzlich die göttliche Allmacht eingreifen zu lassen, ist ein Unding für den heiligen und gerechten Gott. Wenn nämlich alle Strafen zunächst und in erster Linie einen korrektiven Zweck haben, so gibt es doch in dieser Richtung einen terminus ad quem. Einmal kommt der Augenblick, wo die Strafe nicht mehr diesen Charakter tragen kann, sondern erscheinen muß als die Reaktion der göttlichen Heiligkeit gegen das Widerstrebende. Wir müssen, um zu dieser Folgerung zu gelangen, nicht das alte Wort vergessen: Nondum considerasti, quanti ponderis esset peccatum. Die Sünde ist eben nicht nur etwas Negatives oder Privatives, sondern leider eine ganz bestimmte positive Erscheinung, nämlich die positive Willensrichtung und Willensäußerung von Gott weg. Von Anfang an latent, wenn auch dem menschlichen Wesen immanent, tritt diese Richtung vollständig in die Erscheinung, wenn der Mensch mit der Offenbarung in Berührung kommt, cf. Röm. 7, 13; Joh. 16, 9. Wenn nun der Mensch sich nicht den göttlichen Korrektiven fügt, so wird und entsteht zuletzt die bewußte, absolute Abwendung von Gott. Der absoluten Abwendung entspricht aber nur eine absolute Gegenwirkung seitens Gottes. Wenn

der bekannte Ethiker Harleß die Ansicht vertreten hat, daß die Sünde nur so lange unvergeblich sei, als der Zustand andauere, aus dem die Sünde hervorgegangen, so spricht das entschieden für die von mir vertretene Ansicht; denn die Sünde ist in ihrer letzten und äußersten Erscheinung das willentliche Abwenden von Gott, daß man keine Gnade will, und auch nicht um die Vergebung beten will. Und das führt letzten Endes unausbleiblich zum ewigen Tode. Das klassische Schulbeispiel für diesen Vorgang ist der Pharao des Auszugs. Zuerst heißt es von ihm: Pharaos Herz wurde hart, und Pharao machte sein Herz hart, aber zuletzt schreitet es fort zu der Aussage: Gott machte das Herz des Pharao hart. Das ist der Zustand, den unser Katechismus bezeichnet als den geistlichen Tod, der eine Straffolge der Sünde ist, (Mark. 4, 12) und zuletzt zu dem ewigen Tode führt.

Zu alle dem sind auch die Worte des Neuen Testaments zu zahlreich, in denen eine ewige Strafe angekündigt wird, daß wir sie nicht bei Seite schieben können. Herüberragend aus dem Alten Testament ist der erste, der den Akkord: O Ewigkeit, du Donnerwort! anschlägt, der Täufer Johannes. Matth. 3, 12; Luk. 3, 17 hören wir von dem ewigen Feuer, mit dem der „Stärkere" kommen wird. Dieser Gedanke ist aber von dem Heiland selbst nicht einmal, sondern oft wiederholt: Matth. 18, 8; Mark. 9, 43—46; Matth. 25, 41. 46 stehen diese Worte mit aller Bestimmtheit wiederholt. Und wie der Heiland, so lehren auch seine Jünger: Johannes spricht den Totschlägern das ewige Leben ab (1. Joh. 3, 15), Petrus weiß von einer Finsternis in Ewigkeit (2. Petri 2, 17), Judas (V. 6 u. 7) redet von dem ewigen Feuer, das über die Bewohner Sodoms und Gomorras gekommen ist, wie den bösen Engeln ewige Bande. Paulus weiter kennt ein ewiges Verderben (2. Thess. 1, 9) und einer seiner Schüler, wer es nun auch immer gewesen sein mag, der den Brief an die Hebräer geschrieben, betont (6, 2) das ewige Gericht. Die Prophetie des Neuen Testaments endlich wiederholt es des öfteren, daß die Qual der Verdammten ewig ist (14, 11; 19, 3; 20, 10).

Nach allen diesen klaren und unzweideutigen Zeugnissen kann ich nicht sehen, wie man um eine Ewigkeit der Verdammnis herumkommen will, ohne dem Bibelbuch Gewalt anzutun. Gewiß, der Ausspruch des M. Hahn, den wir schon anführten, ist eine schwere Last auf dem Gewissen. Deshalb müssen aber wir Diener Gottes keine Ruhe kennen und anhalten mit der Predigt zur Zeit und zur Unzeit: Tut Buße und bekehret euch, daß ihr dem ewigen Verderben entrinnet! Grade die Furchtbarkeit des ewigen Gerichtes muß uns treiben, nicht müde zu werden in der Predigt von dem Sohne Gottes, welcher unsere einzige Rettung ist von dieser Verdammnis; denn das Wort stehet fest: Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm. (Joh. 3, 36.)

Die Taufpraxis mit besonderer Berücksichtigung der Patenverpflichtung.

Betrachtungen und Erwägungen zur besseren Würdigung des heiligen Patenamtes.

Von Pastor E. H. Jagdstein.

Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen ist nicht christliche Lehre von der Taufe, noch die Berechtigung der Kindertaufe — beides steht für uns absolut fest, — sondern die Taufpraxis in ihrer Beziehung zum Patenamt.

Obgleich es historisch nicht nachweisbar ist, daß unmittelbar nach Stiftung der Kirche zur Taufpraxis schon die Bestellung von Paten gehörte, so ist doch das Patenamt nicht viel jünger, als die Taufe selbst und hat in dem Befehl des Herrn: „Lehret sie!“ seinen biblischen Grund. Spätestens entstand dies Amt zu Anfang der großen Christenverfolgungen. Der Charakter dieses Amtes war dann in der Folgezeit mancherlei Wandlungen unterworfen. Da die Kirche zunächst Missionskirche war, so wurden vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich, Erwachsene getauft. Schon in den ältesten Zeiten ging dem Taufakt ein Gelübde des Täuflings voraus. Dieses Gelübde hatte einesteils einen negativen Charakter, d. h. es war ein Absagen des heidnischen Wesens, ein Brechen mit der Welt. Als positiver Akt trat der Absage das Bekenntnis zu Christo gegenüber, aus dessen weiterer Ausbildung bekanntlich später das „Symbolum Apostolicum“ hervorging. In eindrucksvoller Weise wurde bei unsern Glaubensvätern die hl. Taufe vollzogen. Die Täuflinge standen im Vorhof der Taufkapelle; mit ausgestrecktem Arm nach Westen, als dem Sitz der Finsternis, weisend, entsagten sie dem Bösen; darauf mußten sie sich nach Osten, dem Licht zuwenden und ihren Glauben an den Dreieinigen Gott bekennen. Es war dies der feierlichste Moment ihres Lebens; galt es doch, wie der Bischof von Rheims bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig sagte, das fortan zu verfolgen, was sie bisher verehrt, und das nun zu verehren, was sie bisher verfolgt hatten.

Bei diesen erwachsenen Täuflingen hatten die Paten eine doppelte Aufgabe: sie mußten einmal an der religiösen Unterweisung der Taufkandidaten mithelfen, und zum andern hatten die zu Paten Bestellten Bürgschaft zu leisten für die sittliche Unbescholtenheit der Täuflinge. Dadurch traten die Paten zu den Täuflingen in ein näheres Verhältnis. Unter der kirchlichen Gesetzgebung des durch seine berühmten Rechtssammlungen („Römisches Recht“) verdienten Kaisers Justinian wurde nun merkwürdigerweise auf dieses Verhältnis zwischen Paten und Täufling die sog. „geistliche Verwandtschaft“ begründet, welche sogar als gesetzliches Ehehindernis galt. Die Reformation hat diesem unnüchternen, künstlich in die Höhe Schrauben des Patenamtes abgeschafft. Das erwähnte Taufgelübde wurde später, als die Taufe Erwachsener immer seltener vorkam, beibehalten, und in die Taufliturgie aufgenom=

men. Eltern und Paten mußten nun als Stellvertreter des Täuflings die Fragen beantworten. Die Form war im Lauf der Zeit verschieden. So läßt z. B. Luther die Kinder durch die Paten geloben; Zwingli dagegen läßt die Fragen direkt an die Paten richten. Die württembergischen Agende hat ebenfalls seit länger als hundert Jahren statt der Anrede an das Kind eine solche an die Paten.

Mit dieser angedeuteten Veränderung der Taufpraxis wandelte sich auch der Charakter des Patenamtes: die Aufgabe wurde umfassender, die Verantwortung größer. Während bisher bei der Taufe Erwachsener die Pflichten der Paten mit dem Vollzug der hl. Handlung erledigt waren, so nehmen bei der Kindertaufe die Patenaufgaben mit dem Tauftage ihren Anfang; erst bei der Konfirmation legen die Paten ihr heiliges Amt in die Hände ihrer Pflegebefohlenen zurück, welche nun durch die Erneuerung ihres Taufbundes als erwachsene Glieder der Kirche die Verpflichtung der Taufe selbst übernehmen. Aber trotz der größeren Aufgabe und Verantwortung der Patenschaft trat nach und nach vielfach eine Auffassung von dem Patenamt zu Tage, wodurch dies Amt herabgedrückt, verflacht und entleert wurde. Man betrachtete die Paten nur als einfache Zeugen, die von dem Vollzug der Taufe Akt zu nehmen haben ohne weitere Verpflichtung, eine Anschauung, die leider in unsern Tagen nur zu stark verbreitet ist. Daß unsere Reformatoren die Wichtigkeit des Patenamtes ganz besonders betonten, dafür spricht gewiß die kirchengeschichtlich bemerkenswerte Tatsache, daß die Sitte, besondere Taufreden an Eltern und Paten zu halten, erst aus den Tagen der Reformation stammt, die alte Kirche kannte besondere Taufreden nicht. Die erste geschichtlich nachweisbare Taufrede findet sich in der evangelischen Agende von 1539; dort wurden die Paten u. a. wie folgt angeredet: „Derhalben, so wollet aus christlicher Liebe dieses Kindleins mit Ernst euch annehmen, dasselbe dem Herrn Christo vortragen, fürbitten helfen in ungezweifelter Zuversicht, er werde euer Gebet gewißlich erhören. Ihr wollet auch das Kind im Glauben an Christum unterrichten, oder sehen, daß es unterrichtet werde, zur Kirche halten, auch zu einem christlichen Wandel anhalten. Das wollet ihr doch, soviel Gott Gnade verleihet, gerne tun?" Die Hebung des hl. Patenamtes war Luther ein rechtes Herzensanliegen. „Ich bitte alle," sagt er einmal, „die da Kinder aus der Taufe heben, wollten zu Herzen nehmen das treffliche Werk und den großen Ernst desselben. Ich besorge, daß darum die Leute nach der Taufe so übel geraten, daß man so kalt und lässig mit ihnen umgegangen." In der Konstitution des Wittenberger Konsistoriums aus dem 16. Jahrhundert findet sich die Bemerkung: „Es soll auch keiner zu der Gevatterschaft bei der Taufe zugelassen werden, er sei denn unserer wahren Religion."

Das Gelübde, welches unsprünglich die Täuflinge ablegten, und worauf später die Paten verpflichtet wurden, gilt zunächst den ersten und natürlichen Paten, und das sind die Eltern! Deshalb gehört es zur Ordnung, daß beide Eltern

bei der Taufe zugegen sind, und zwar sollen die Eltern nicht, wie es hie und da Sitte ist, mit der Gemeinde nur assistierend teilnehmen, sondern die Eltern sollten mit den Paten vortreten und gemeinsam mit denselben verpflichtet werden. Von der Bedingung der Teilnahme der Eltern an der Tauffeier ist auch die Beantwortung der oft erörterten Frage abhängig, ob die Taufe im Hause oder in der Kirche vollzogen werden soll. Können und wollen die Eltern der Taufe in der Kirche beiwohnen, so ist der Vollzug der hl. Handlung im Kreise der betenden Gemeinde gewiß etwas Erhebendes; ist dagegen bei der Kindertaufe die Anwesenheit beider Eltern in der Kirche aus irgend welchen Gründen nicht möglich, so darf nicht vergessen werden, daß auch die Hausgemeinde eine Gemeinde ist, zu der der Herr sich bekennt. Zudem ist das Gotteshaus des Kindes zunä st das Elternhaus. Auch die Haustaufe hat ihre Vorzüge; sie kann dazu dienen, das religiöse Leben der Familie zu heben. Die Ermahnungen an Eltern und Paten lassen sich im Hause zu einer Taufrede ausdehnen. Wichtig ist, daß alle Hausgenossen dabei anwesend sind.

Sind nun auch die Eltern die *ersten* Paten, so sollen sie doch *keineswegs* die *einzigen* Paten sein, wie es leider vielfach auch in evangelischen Kreisen Sitte ist. *Auch für die Gegenwart hat das uns von den Vätern überkommene und von den Reformatoren hochgeschätzte Patenamt seine Bedeutung nicht verloren!* Im Blick auf den Ernst der Taufverpflichtung muß aber von den Eltern soviel Taktgefühl und christliche Gewissenhaftigkeit erwartet werden, ungläubige Personen von dem Patenamt fernzuhalten. *Dieses heilige Amt können nur solche Personen übernehmen, welche der Kirche durch die Bewährung eines christlichen Wandels genügend Bürgschaft zu geben vermögen, das Taufgelübde nicht nur abzulegen, sondern auch dem Herrn ihr Gelübde zu bezahlen!* Was diesem Amte vor allem seinen Inhalt und seine Bedeutung verleiht, ist das Gelübde auf das Bekenntnis; beides, Voraussetzung und Aufgabe des Patenamtes, wird durch das Bekenntnis bestimmt. Dieses Bekennen unseres Glaubens in heiliger Stunde ist durchaus keine bloße liturgische Form zur Ausschmückung der Feier. Die hohe Bedeutung der Verpflichtung der Paten auf das apostolische Symbol besteht vielmehr darin, daß die Vertreter des Täuflings, Eltern und Paten, sich persönlich zu den Heilstatsachen, als dem Fundament der Kirche, bekennen, d. h. zu Christo, dem Menschgewordenen, Gekreuzigten und Auferstandenen, und zu seiner Gemeinde, in der der heilige Geist waltet, und die ihre Hoffnung setzt auf des Menschen Sohn, welcher wiederkommen wird, wie ihn die Jünger haben sehen gen Himmel fahren. Und mit dem Bekennen wird zugleich die *Verpflichtung* übernommen, den Täufling in diesem Glauben zu erziehen und unterrichten zu lassen. Daß die alte Kirche die Annahme der Patenschaft als eine

Bürgschaft dafür betrachtete, daß der Täufling in diesem Glauben erzogen und unterrichtet wurde, dafür zeugt schon der Name, der für die Inhaber dieses Amtes gebräuchlich war: „Sponsores," Bürgen. Man sollte es deshalb dem Geistlichen nicht verübeln, wenn derselbe der kirchlichen Ordnung und seinem seelsorgerlichen Gewissen entsprechend, die Zulassung ungeeigneter Personen zum Patenamt beanstandet. Freilich gilt es hier mit Weisheit und Takt vorzugehen. Zu empfehlen ist, daß der Pastor sich bei Taufen in ihm weniger bekannten Familien außerhalb seiner Gemeinde sich über die bestellten Paten, wenn möglich, vorher informiert, damit eine etwa nötige Beanstandung nicht erst bei der Tauffeier stattfindet, wodurch die Feier leicht gestört und Verbitterung hervorgerufen wird, wie solche Fälle sich hie und da ereignet haben. Die Kirchenvorsteher aber haben als Mitarbeiter an dem Amt, das die Versöhnung predigt, und eingedenk ihrer Amtsverpflichtung, die Aufgabe, dem Seelsorger, der von dem Bewußtsein seiner Verantwortung von Gott geleitet wird, in seinem Amte zu unterstützen, auch wenn die in Betracht kommenden Personen etwa ihre Verwandte oder guten Freunde sind. „Lasset alles ordentlich zugehen!" Dies Wort gilt nicht zum wenigsten von der Bestellung der Paten.

Neben diesen allgemeinen sittlich-religiösen Erfordernissen der Paten kommen ferner die speziell kirchlich-konfessionellen in Betracht. Daß bei der Taufe die Paten auf das allgemeine Bekenntnis der Christenheit verpflichtet wurden, kann nicht als Entschuldigung für die Bestellung von Paten aus anderen Kirchen gelten. Das Apostolikum enthält in großen Zügen die christliche Heilslehre, die wir aber im evangelischen Sinne auffassen und auslegen. Deshalb muß seitens unserer Kirche darauf gehalten werden, daß das Patenamt nur evangelischen Personen übertragen wird, und zwar solchen, welche sich den Ordnungen der Evangelischen Kirche unterworfen haben, d. h. getauft und konfirmiert sind. Mit Recht erklärt eine der größeren Evangelischen Landeskirchen solche Personen des Rechts der Patenschaft verlustig, die die Taufe oder Konfirmation eines unter ihrer Obhut stehenden Kindes verweigern, oder die religiöse Erziehung aller ihrer Kinder einer nicht evangelischen Religionsgemeinschaft überlassen. Die Römische Kirche, welche mit uns das Apostolikum bekennt, schließt jeden Nichtkatholiken rundweg von der Patenschaft aus, während man in evangelischen Kreisen öfters eine bedauernswerte Laxheit, betreffs der Wahl der Paten, findet. Will man Verwandten oder Freunden, die sich zu evangelischen Paten nicht eignen, dennoch die Ehre aktiver Teilnahme an der Tauffeier zuteil werden lassen, so sollten dieselben nur als Zeugen, ohne irgend welche Verpflichtung neben den Paten zugelassen werden.

Dier hier und da vorkommende Sitte, noch nicht konfirmierte Geschwister für die jüngeren Kinder der Familie als Paten zu bestimmen, ist unstatthaft und zeugt von einer Unterschätzung der Verantwortung des Patenamtes. Damit aber dies Amt nicht zu einem bloßen „Ehrenamt" werde, muß ebenfalls nach oben hin eine gewisse Altersgrenze fest-

gehalten werden. Hochbetagte Personen können doch nicht im Ernst die Verpflichtung übernehmen, die Erziehung eines Kindes 14—16 Jahre hindurch zu überwachen!

Zuweilen tritt wohl der Fall ein, daß bei der Taufhandlung nicht Anwesende zu Taufzeugen, resp. zu Paten, bestellt wurden. Es scheint das ein Widerspruch zu sein, jemand als Zeugen zu erwählen und einzutragen, der nicht Zeuge der hl. Handlung war. Halten wir aber fest, daß das Aktnehmen von dem Vollzug der Taufe nur eine Seite, und zwar die weitaus geringere Seite des Patenamtes ist, und daß die eigentliche Aufgabe die Ueberwachung der Erziehung, resp. der Sorge für dieselbe ist, so können wohl in Notfällen, wo es nicht möglich ist, geeignete Paten zur Stelle zu haben, auch Abwesende mit diesem Amt betraut wurden. Es ist aber notwendig, daß der Pastor solchen Paten von den zu übernehmenden Pflichten gebührende Mitteilung mache, und erst, wenn das Amt darauf hin übernommen wird, sind dieselben als Paten einzutragen.

Was die Anzahl der Paten betrifft, so hat die Kirche zu manchen Zeiten der Sucht, aus Gründen äußerer Ehre oder Vorteile die Zahl ungebührlich zu vermehren, entgegentreten müssen. Es ist ratsam, daß die Zahl mindestens zwei betrage. Wo immer möglich, ist es gewiß auch gut, wenn beide Geschlechter vertreten sind, obgleich die Sitte hier vielfach mitspricht.

Eine sehr wichtige Aufgabe haben die Paten insbesondere beim Todesfall in Mischehen; da gilt es den ganzen patenamtlichen Einfluß geltend zu machen, damit die in der Evangelischen Kirche getauften Kinder auch evangelisch erzogen werden. Etwaige Abmachungen gegenteiliger Art auf dem Sterbebette müssen, wenn möglich, verhindert, bezw. nicht ausgeführt werden. Allerdings ist das Patenamt in mancher Beziehung in unserm Lande unter den ganz anders gearteten Verhältnissen schwerer aszuüben, als in den Staatskirchen, wo den Paten in gewissem Falle sogar das weltliche Gesetz zur Seite steht. So bestimmt z. B. die heute noch gültige preußisch Deklaration vom 21. November 1803, daß ein Kind nach dem Tode des Vaters in der Religion des Vaters erzogen werden muß, etwaige gegenteilige Abmachungen des Vaters oder Vormundes sind absolut ungültig. Nach amerikanischem Recht hingegen hat der gerichtlich bestellte Vormund bis zu einem gewissen Grade über die Erziehung seines Mündels zu bestimmen. Da nun bei der Einsetzung eines Vormundes das Gericht auf die Religion des Kindes, bezw. der Familie, wenig oder keine Rücksicht nimmt, so erwächst den Paten die Pflicht, für die Bestellung eines geeigneten Vormundes nach Kräften einzutreten. Am besten ist es, wenn ein Pate sich selbst dem Gericht zur Uebernahme der Vormundschaft bereit erklärt. Ein vierzehnjähriges Kind hat in unserm Lande das Recht, sich seinen Vormund selbst zu wählen. Auch unter den angedeuteten ungünstigen Verhältnissen können treue Paten ein Segen sein für die Kinder und für

die Kirche. *Auch das Patenamt gehört ganz gewiß zu den kirchlichen Einrichtungen, von deren Handhabung das Wachstum der Evangelischen Kirche von Nord-Amerika mit abhängt.* Schätzungsweise stehen jährlich 20—25,000 Personen in unserer Evangelischen Synode Pate! Im Hinblick ferner auf die vielen Familien, die alljährlich durch den Tod der Eltern und aus anderen traurigen Gründen aufgelöst wurden, muß es mehr als bisher unserer Synode ein heiliges Anliegen sein, nur gewissenhaften Personen das Patenamt anzuvertrauen; handelt es sich doch um einen nicht geringen Bruchteil der Jugend unserer Kirche, deren evangelische Erziehung gefährdet ist! *Ein geradezu erschreckender und zugleich beschämender Notstand liegt hier vor!* So hatte eines unserer evangelischen Waisenhäuser im mittleren Westen innerhalb fünf Jahren es mit 40 aufgelösten, zumeist evangelischen Familien zu tun. Von den hundert Kindern derselben waren 61 getauft. *Nicht ein einziger Pate hatte sich um die Unterbringung und religiöse Pflege seines ihm in heiliger Stunde anvertrauten Kindes gekümmert!* Nicht besser sieht es in andern Teilen unseres Landes aus. In einem nordwestlichen evangelis en Waisenheim hat in sieben Jahren nie ein Pate auch nur das geringste Interesse für sein Patenkind bezeigt! Von 90 Kindern, welche in einer unserer östlichen Waisenanstalten Aufnahme fanden, waren nur drei Kinder, welche sich der Fürsorge ihrer Taufpaten erfreuen durften! Selbst in der protestantischen Waisenheimat zunächst dem Herzen der Synode, in deren Umkreis sich mehr als 30 evangelische Gemeinden befinden, hat man kaum je von Patenfürsorge etwas gehört! Daß diese Paten ihrer Pflegebefohlenen fürbittend gedacht haben, ist im Blick auf ihre Pflichtvergessenheit ausgeschlossen. Durch diesen Verfall des Patenamtes in weiten Kreisen sind unserer Evangelischen Kirche hunderte von Kindern verloren gegangen, und manche jedem christlichen Einfluß entzogen worden. —

Nicht minder verantwortungsvoll ist endlich das Patenamt bei Kindern kirchlich mehr oder weniger gleichgiltiger Eltern. Manche Pastoren haben außerhalb ihrer Gemeinde mehr Taufen zu vollziehen, als innerhalb derselben. Gewiß ist es für einen gewissenhaften Diener am Wort nicht leicht, das Sakrament der hl. Taufe zu spenden, wo es mit den Voraussetzungen der Taufe nicht so steht, wie es stehen sollte. Ein hervorragender Zeuge hat deshalb einmal das Wort geprägt: „Selig kann ein Pastor wohl sterben, aber fröhlich nicht.“ Bei diesem Wort hat derselbe zweifellos an die mancherlei Amtshandlungen gedacht, die ein Botschafter an Christi Statt nicht verweigern kann, noch will, die er aber oft nur unter Seufzen verrichtet. Freilich können wir niemals das Verfahren gut heißen, wie es von Rom auf dem Missionsfelde geübt wird: heidnische, besonders sterbende Kinder heimlich ohne Wissen der Eltern zu tausenden oberflächlich zu taufen. So hat der bekannte Jesuiten-

missionar, Franz Xaver, nahezu 10,000 sterbende Heidenkinder getauft. In der römischen Mission in Indien im 16. Jahrhundert wurde einmal eine ganze Kaste von 20,000 Personen innerhalb weniger Tage getauft, weil dieselben sich dadurch unter portugiesischen Schutz stellen wollten. Das ist eine Entwürdigung des Sakraments der Taufe. Das ist nicht mehr Reichsgottesarbeit, sondern Ausbreitung der Macht der Kirche durch einen verwerflichen Taufmechanismus, welcher nur da entstehen kann, wo man der Taufe eine Zauberwirkung zuschreibt. Wir heißen es deshalb gut, daß unsere Missionare in Indien nicht in erster Linie auf große Taufzahlen in den Berichten, sondern in evangelischer Nüchternheit auf gewissenhafte Verwaltung des Sakraments der hl. Taufe Wert legen. Wo aber bei uns die Taufe ernstlich verlangt wird, und die Möglichkeit christlichen Einflusses immerhin vorhanden ist, da haben wir kein Recht, die Taufe zu verweigern; da gilt es vielmehr, sich unter den Befehl unseres Herrn und Meisters zu stellen, den derselbe einst in denkwürdiger Stunde, in Gegenwart von 500 Zeugen, unauslöschlich in den Grundstein seiner Kirche eingegraben hat: „Taufet sie!“ Das Wesen der Taufe als ein Gnadenakt verpflichtet uns dazu. Es heißt freilich auch: „Lehret sie!“ Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob ein Kind inmitten des Heidentums ohne die Möglichkeit religiösen Einflusses, oder in einem christlichen Lande geboren ist und aufwächst, wodurch ja schon die allgemeine Berufung zum Reiche Gottes an das Kind ergangen ist. Es ist auch kaum denkbar, daß jemand innerhalb der Christenheit aufwachsen könnte, ohne irgendwie früher oder später mit der christlichen Religion in Berührung zu kommen; werden doch durch die verschiedenen Zweige der Inneren Mission und Evangelisation Anstrengungen gemacht, die durch die regelmäßige kirchliche Tätigkeit schwer Erreichbaren unter den Schall des Evangeliums zu bringen, und in ihnen das Bewußtsein wachzurufen, daß in der ersten Morgenstunde ihres Lebens neben ihrer Wiege der Taufstein stand. Manche Kinder religiös gleichgültiger Eltern sind schon durch den Einfluß der Sonntagschule ein Segen für die ganze Familie geworden. Gerade in solchen Familien haben aber auch die Paten die Aufgabe, ihres wichtigen Amtes zu walten und nach Möglichkeit das zu ersetzen, woran es im Elternhaus in Bezug auf religiösen Einfluß mangelt. Der Hinweis, daß auch das Sakrament des hl. Abendmahles nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen gereicht wird, trifft als Vergleich nur bei Erwachsenen zu. Die passendste Analogie der Taufe wird immer die Beschneidung bleiben, die im Alten Bunde, wie die Taufe im Neuen Bunde, Bundeszeichen des Volkes Gottes ist, und als solches ist die Beschneidung auch Vorbild der Taufe. Gab Gott der Herr aber für den ganzen Bereich der israelitischen Theokratie den Befehl: „Alles, was männlich ist, soll beschnitten werden,“ so müssen wir auch den Sinn dieser Anweisung auf die Taufe übertragen.

Auf diesen Standpunkt hat sich auch die größere evangelische Christenheit gestellt, als nach Aufhebung des Taufzwanges durch das Zi-

vilstandsgesetz hunderttausende von Eltern ihre Kinder nicht mehr taufen ließen. Aufgefordert und unterstützt von den kirchlichen Behörden, haben Pastoren, Kirchenvorsteher und Missionsarbeiter gerade diese kirchlich-gleichgiltigen Eltern aufgesucht, um sie ernstlich anzuhalten, ja zu bitten, ihre Kinder des Segens der Taufe nicht zu berauben, und für die Bestellung geeigneter Paten Fürsorge zu treffen. Der Erfolg dieser seelsorgerlichen Bemühungen der Kirche und der Stoeckerschen Stadtmission war, daß die Anzahl der getauften Kinder von 30—40% auf 80 und 90% stieg.

Vorbildlich ist die in unserer synodalen Heidenmission in Indien geübte Praxis, betreffs der Bestellung von Taufzeugen und Paten. Bei der Taufe Erwachsener in unserer indischen Mission fällt das eigentliche Patenamt ganz weg; dagegen sind die Missionare, Katechisten und Lehrer Taufzeugen. Bei der Kindertaufe aber wird das Patenamt in seinem ganzen Umfang beibehalten. Was die Persönlichkeiten der Paten betrifft, so ist man in unsern indischen Gemeinden von der Praxis, christliche Verwandte mit diesem Amte zu betrauen, seit Jahren fast ganz abgekommen. An Orten, wo eine organisierte Gemeinde noch nicht besteht, treten Katechisten oder Lehrer als Taufzeugen oder Paten ein. In organisierten Gemeinden übernehmen die Vorsteher, welche dazu erwählt, oder vom Missionar ernannt wurden, die Patenschaft.

Was endlich die mit der Taufe meist verbundene Sitte, dem Täufling die Namen der Paten zu geben, betrifft, so hat diese Sitte ihren Ursprung darin, daß im christlichen Altertum aus dem Heidentum Uebergetretene sehr oft andere, christliche Namen, oder auch einen zweiten Namen, gewöhnlich den ihres geistlichen Vaters, annahmen. Diese Sitte hatte eine wohlbegründete Ursache. Mit den heidnischen Namen verhielt es sich häufig ähnlich, wie mit den biblischen: die Namen sollten zugleich den Charakter der Person ausdrücken. Da nun heidnische Namen oft einen heidnischen Sinn enthielten, so war es ganz natürlich, daß beim Uebertritt zum Christentum die Beibehaltung von Namen mit einem heidnischen Sinn unmöglich war. So stand der Namenswechsel in inniger Verbindung mit der heiligen Handlung: das Brechen mit der Welt wurde recht sinnig auch durch die Annahme eines neuen Taufnamens ausgedrückt:

„Es wisse, wer es wissen kann,
Ich bin jetzt Jesu Untertan.“

Später wurden vielfach die Namen der Heiligen den Täuflingen gegeben, an deren Gedenktag dieselben dem Dreinigen Gott in der heiligen Taufe geweiht wurden. So erhielt bekanntlich Luther den Vornamen Martin deshalb:

„Weil grad an dem St. Martinstag
Das Kindlein in dem Taufstein lag.“

Im Zeitalter des wiedererwachten Interesses an dem antiken Geistesleben griff man vielfach auf die gefeierten heidnischen Namen des klassischen Altertums zurück. Die reformierte Kirche gab biblischen,

besonders alttestamentlichen Namen den Vorzug. Unter der Herrschaft des Rationalismus waren sogar die Namen von Romanhelden beliebt. Nicht selten macht sich auch der politische Parteigeist bei der Namengebung geltend. Wie soll sich nun die Kirche diesen Moden, Launen und Zeitströmungen gegenüber verhalten? Gehört auch die Namengebung nicht zum Sakrament der hl. Taufe, so ist sie doch von alters her durch die Sitte mit der Taufhandlung verbunden und darf gerade deshalb mit der Heiligkeit der Handlung nicht im Widerspruch stehen. Geschieht letzteres dadurch, daß dem Täufling etwa den Spott herausfordernde oder das christliche Gefühl verletzende Namen gegeben werden sollen — und solche Taktlosigkeiten sind vorgekommen — so ist die Taufe entweder zunächst zu verweigern, oder ist ohne Namengebung zu vollziehen. Auch hier haben die Paten, welche ja auch Gevatter, d. h. Mitväter, genannt werden, Gelegenheit, beizeiten taktvoll einzugreifen und Störungen vorzubeugen.

Ist die Namengebung in der heimatlichen Kirche durchaus keine unwesentliche Sache, so ist in der Missionspraxis die mit der Taufhandlung verbundene Sitte der Namengebung geradezu von weittragender kultureller Bedeutung, weil diese Sitte in enger Beziehung stht zur Bildung selbständiger Nationalkirchen unter den Heidenvölkern. Der Grundsatz, den einzelne Missionsgesellschaften vertreten haben, erwachsenen Heiden a u s n a h m s l o s neue Taufnamen zu geben, ist nicht zu billigen; es sollte dies nur dann geschehen, wenn der bisherige Name wirklich einen heidnischen Sinn enthält. Es ist keineswegs Aufgabe der Mission, die Heidenvölker durch gewaltsame Aufdrängung deutscher, englischer etc., oder auch biblischer Namen, zu entnationalisieren. Die äthiopische Bewegung mit der Losung: „Afrika den Afrikanern!“ sowie der Fremdenhaß Chinas sind ein Beweis dafür, daß in unsern bewegten Tagen auch durch die Heidenvölker ein Zug nationalen Erwachens geht. Je mehr die Mission die berechtigten, d e m C h r i s t e n t u m n i c h t w i d e r s p r e c h e n d e n Eigentümlichkeiten der Völker achtet und zu erhalten trachtet, auch in Bezug auf die im Volksleben tief eingewurzelten Namen, je mehr werden auch die Heidenvölker geneigt sein, durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibt zu werden. Andernfalls wird leicht durch unweise Entnationalisierung das große Ziel der Mission, die Bildung selbständiger heidenchristlicher Nationalkirchen, in die Ferne gerückt, oder in schiefe Bahnen getrieben, wie die afrikanischen Missionen es erlebt haben. Die feine taktvolle Art des Apostels Paulus, der, fern von aller unheiligen Akkommodation, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde, sollte uns vorbildlich sein, um Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen durch Weisheit von oben auch in der Verwaltung dee Sakramentes der heiligen Taufe.

Folgende Vorschläge zur besseren Würdigung und Hebung des von unsern Reformatoren so hochgeschätzten Patenamtes seien hiermit den Brüdern im Amt und den Gemeinden zur geneigten Beachtung unterbreitet:

1. Im Blick auf das in weiten Kreisen mangelnde Verständnis für die Bedeutung des christlichen Patenamtes wird den Pastoren herzlich empfohlen, die Paten, sowie die ganze Gemeinde, jeweilen bei sich darbietender Gelegenheit auf die Verantwortung der Inhaber dieses heiligen Amtes vor Gott und Menschen ernstlich hinzuweisen. Insbesondere ist den Paten ans Herz zu legen, daß sie bei etwaiger Auflösung der Familie die Aufgabe haben, bei der Unterbringung ihrer Patenkinder, sowie bei der Bestellung eines Vormundes mitzuwirken und nach Kräften dafür einzutreten, daß die Kinder eine evangelisch-christliche Erziehung genießen.

2. In Fällen, wo es an geeigneten Personen im Verwandten- oder Bekanntenkreise der Eltern eines Täuflings fehlt, sollten die Gemeinden es sich angelegen sein lassen, Paten zu stellen, welche im Namen der Gemeinde das Amt übernehmen.

3. Bei Gründung neuer Gemeinden, besonders in kirchlich vernachlässigten Gegenden, und im Blick auf in solchen Gemeinden zuweilen vorkommenden Massentaufen, ist es wünschenswert, daß die ehrw. Missionsbehörden junge, eben ins Amt getretenen Pastoren auf die an die Inhaber des Patenamtes zu stellenden Anforderungen nachdrücklich aufmerksam machen.

Editorielle Aeußerungen.

Internationalismus.

Die Not der Zeit fordert gebieterisch einen Weg der Heilung, für die zerrissenen Bande der Völkergemeinschaft muß eine neue Form der Wiedervereinigung gefunden werden. Das Prinzip des Internationalismus bietet eine solche dar.

Der Internationalismus ist verschieden vom Kosmopolitismus. Dieser letztere geht im Deutschen unter dem Namen „Weltbürgertum.“ Das Weltbürgertumgefühl war stark zur Zeit der klassischen Blüteperiode unserer Literatur. Man denke an Schillers sentimentales: „Seid mir umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ und auf der anderen Seite an Goethes Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen des Befreiungskrieges gegen Napoleon: „Ihr könnt den Mann nicht bezwingen, er ist euch zu groß.“ Während man sich an dem Gedanken des allgemeinen Menschentums begeisterte, schätzte man das eigene Vaterland gering.

Diese ungesunde, unnatürliche und unnationale Anschauung konnte nicht andauern. Das 19. Jahrhunderte brachte das Nationalitätsprinzip. Wir sehen es überall, selbst in den kleinsten Völkern, erstarken. Es hat nicht wenig zu dem Weltkrieg beigetragen. Nationale Ziele und Wünsche wurden überall auf die Fahnen getrieben. Die großen, leitenden Nationen haben während dieses Krieges lernen müssen, daß auch die kleinen ihr Volkstum lieben und dafür alles einzusetzen bereit sind.

Man mag über die Belgier und Serbier denken wie man will, das muß jeder heutzutage einsehen, daß sich an ihrer Selbständigkeit zu vergreifen ebenso falsch und unweise wie ungerecht wäre.

Doch ist der Nationalismus ins Kraut geschossen, seine Anforderungen sind ins Maßlose gestiegen. Zu gleicher Zeit hat sich eine Flut von Haß gehäuft. Wo ist der Ausweg? Im Internationalismus, d. i. in der Anerkennung der Rechte der einzelnen Nationalitäten und zu gleicher Zeit in der Beschränkung ihrer Ansprüche zugunsten lebensfähiger Staatseinheiten. Nicht jede Nationalität kann einen souveränen Staat bilden, doch dem Prinzip der Lokalautonomie sollte die weiteste Geltung gegeben werden. Wird das Lebensinteresse nicht nur einzelner Völker und Gruppen, sondern aller ohne Unterschied anerkannt, so kann eine Basis geschaffen werden für eine internationale Staatenfederationen oder -liga, die den kühnen Traum des Internationalismus der Verwirklichung näher bringt.

Warum erhört der Herr die Gebete um den Frieden nicht?

Einfältige Christen sind in diesen Kriegszeiten nahe daran, an der Wirksamkeit des Gebetes im weiten Weltgebiet zu zweifeln. Daß es hilft im Geistlichen und Einzelnen glauben sie, aber im Weltlichen und Großen scheint es zu versagen. Seit Jahren steigen die Seufzer auf aus Millionen bedrängter Herzen, und doch wird es von Monat zu Monat schlimmer. Was haben wir solchen ängstlichen Fragen für eine Antwort zu geben?

Zunächst möchten wir dagegen erwidern, daß Leute, die so fragen, vielfach eine magische Ansicht vom Gebet haben, als wirkte es, bloß weil gebetet wird und wäre nicht an gewisse Gesetze und Bedingungen geknüpft. Und doch sehen wir, daß auch viele andere Gebte nicht erhört werden, trotzdem sie von Herzen kommen und in christlichem Geist dargebracht werden. Mancher hat um bestimmte Dinge gebeten und ist wieder und wieder enttäuscht worden. Er hat da lernen müssen, an das Wort des betenden Herrn zu denken: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Wenn Gott nicht erhört, wie wir wollen, so hat er unzweifelhaft gute Gründe. Gibt nicht das Wort des Herrn bei Jeremia Kap. 15, 1 hier Licht? „Und der Herr sprach zu mir: Und wenn gleich Mose und Samuel vor mir stünden, so habe ich doch kein Herz zu diesem Volk; treibe sie weg von mir und laß sie hinfahren.“ Also selbst die Fürbitte solch großer Gottesmänner kann das Gericht nicht abwenden. Die Geißel göttlicher Zuchtrute muß erst ihr Werk tun, dann erst kann wieder Gnade walten.

Seit Jahrzehnten hat das Krebsgeschwür nationaler und kommerzieller Eifersucht sich so in dem Völkerleib verbreiten können, daß so weit alle schmerzhaften Operationen nicht des Uebels Herr werden konnten. Die Schäden des auf den Kapitalismus gegründeten Gesellschaftssystems sind so tief gewurzelt und seine Macht noch immer so groß, daß selbst die Millionen junger Menschenleben, auf seinem Altar geopfert. den harten Sinn ihrer leitenden Geister nicht genügend umge-

stimmt haben. Auch sind die Augen wie mit Blindheit geschlagen bezüglich der eigentlichen Ursachen, man sucht sie immer beim andern, nicht bei sich selbst. Wollte Gott da das Gebet der Seinen vorzeitig erhören, so wäre vielleicht der Friede nicht der furchtbaren Opfer wert.

Doch halten wir an am Gebet, daß die Einsicht, die einzelne schon jetzt haben, sich denen mitteilen, die an der Spitze stehen. Dann reift die Zeit heran, dann wird die geistige Atmosphäre so, daß der Herr handeln kann, und es wird sich zeigen, daß er auch in seinem Zögern Gedanken des Friedens und nicht des Leidens hatte, und uns gibt das Ende, deß wir harren.

Die Kanzel oder die Sonntagschule, welches ist jetzt die „Großmacht" der Kirche?

Vor Jahren erschien eine Broschüre über das Thema: „Die Predigt die Großmacht der Kirche." Als wir das lasen, schien uns angesichts dessen, was die christliche Predigt getan seit dem Tag der Pfingsten, dieser Titel vielleicht nicht zu großsprecherisch. Wenn wir aber an den Einfluß der Kanzel heutzutage und die leeren Kirchen dachten, so fiel uns das Herz in die Schuhe. Auch scheint uns wenig getan zu werden, um der Predigt jene Ehrenstellung wieder zu erobern. Es ist auch ohne Zweifel Tatsache, daß viele der „erfolgreichsten" Pastoren diesen Erfolg nicht der Predigt verdanken, sondern andern Gründen, und daß auf der anderen Seite tüchtige und gläubige Prediger nicht so ziehen, wie man es von iher Kanzelarbeit erwarten sollte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn Ton und Kraft und Anstrengung von der Mehrzahl heute auf etwas anderes gelegt wird. Die Sonntagschule ist das Feld, dem sich insonderheit die jüngeren Geistlichen mit aller Macht und froher Hoffnung hingeben. Von der erwarten sie mehr als von der Predigt an die meist Erwachsenen. Kürzlich teilte uns ein junger Bruder, mit dem wir über Bücher sprachen, mit, daß er in der Sonntagschulsache spezialisiere, er habe über 50 Bücher über die Sonntagschularbeit allein in seiner Bibliothek. Als wir das hörten, wußten wir, daß die Welt in den letzten zehn Jahren eine andere geworden. Der muß blind sein, der nicht sieht, daß Sonntagschul- (und Jugendvereins-) Arbeit heute das A und O unserer tätigsten Mitarbeiter sind. Wir wollen auch kein Wort dagegen sagen: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Doch soll man die Sache nicht zum Götzen machen, sowie des Wortes gedenken: Das eine soll man tun und das andere nicht lassen. Letzthin wurde uns ein beherzigenswertes Schreiben zugesandt, worin ein Bruder die Schwäche unsrer Predigt tief beklagt. Er meinte, man hat eine Ueberfülle von Material, das uns in der Sonntagschule hilft. Auf Konventionen ist Sonntagschule und Jugendverein das große Thema, zum rechten, kräftigen Predigen dagegen fehlt Hilfe, Antrieb, Anleitung, Nötigung. Es geht hier nach dem Gesetz der Pendelschwingung. Nachdem das Pendel den weitesten Punkt rechts erreicht hat, wendet es sich nach der anderen Seite, bis es zu dem äußersten Punkt links kommt. In der Vergangenheit strebte alles nach der Predigtseite

hin, vielleicht einseitig, jetzt drängt alles nach der anderen, der Sonntagschularbeit. Doch ist es unmöglich, daß die Vernachlässigung der Predigt in der protestantischen Kirche nicht eine Reaktion hervorbringe. Der Glaube kommt aus der Predigt. Freilich hört man Gottes Wort auch in der Sonntagschule, doch dort ist Lehre, Unterricht, Kenntnis, Mitteilung des Lehrstoffes die Hauptsache. Der zündende Funke kommt von der Predigt. Wir sind überzeugt, daß bei weitem die Mehrheit die Entstehung ihres Glaubens und seine Erweckung und Stärkung der Predigt zuschreiben und nicht der Sonntagschule.

Kirchliche Rundschau.

Die Herrlichkeit des Alten Testaments.

Der selige Tholuck bemerkte einmal, die meisten Menschen wollten mit den großgedruckten Bibelstellen selig werden. Nun ist es ohne Zweifel schon ein vortreffliches Ding, wenn man überhaupt die Bibel liest, um selig zu werden, und sicher ist, daß sie keinem, der das ewige Leben in ihr sucht, Auskunft und Weisung darüber verweigert. Sie hat Worte, die wie mit Feuer geschrieben sind, und sich dem Herzen und Gewissen solcher Leser, die gerne selig werden möchten, von selbst aufdrängen und einprägen, ja, falls man ihnen ihre volle Wirkung läßt, jene heilsame Umwälzung in ihnen hervorrufen, deren Ergebnis nichts anderes bedeutet, als: Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. Allein jene Aeußerung des großen Gottesgelehrten enthält doch neben der erfreulichen Wahrheit auch einen Tadel. Die Bibel besteht nicht nur aus großgedruckten Stellen, und Gott will nicht nur, daß wir wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden, sondern in die Heilige Schrift ist eine große Fülle himmlischer Weisheit und Wahrheit ausgegossen, und unser Herr will, daß wir reiche Weide und volle Genüge finden in seinem Wort. Eben darum spricht er nicht: B l ä t t e r t, sondern f o r s c h e t, nehmet es ernst damit und grabet tief, bis ihr auf die lebendigen Quellen stoßt, die euern Durst auf ewig stillen. Und das sagt er nicht einmal mit Bezug auf das Neue Testament, wo er selbst, sein Lebenswort und -werk, sein Kreuz und seine Herrlichkeit wie ein enthülltes Bild voller Klarheit vor uns steht, sondern mit Beziehung auf das Alte Testament, über welches gerade in unsern Tagen so viele Stimmen der Lästerung, gelehrte und ungelehrte, in die Welt ausgehen. Es ist daher nicht überflüssig, auch über die H e r r l i c h k e i t d e s A l t e n T e s t a m e n t s zu reden, zumal sie auch von denen, die im allgemeinen hoch von der Schrift denken, nicht immer wie sie es verdient gewürdigt und geschaut wird.

Oder wie viele unter unsern bibellesenden Christen sind auch im Alten Testament zu Hause? Ja, die Psalmen kennt man leidlich und betet sie, wenigstens wenn die Not an den Mann geht, mit; auch mit den schönen Patriarchengeschichten ist man noch einigermaßen vertraut und hat schon dieses und jenes aus der Geschichte Israels vernommen. Aber gar zu tief in diese längst versunkene Welt mochte man sich doch nicht einlassen; denn so kurzweilig redet sie nicht zu uns wie das Zeitungsblatt von gestern und heute. Vollends die Zeugnisse der Propheten Israels sind den allermeisten ein völlig unbekanntes Land, aus dem nur einige heller beleuchtete Punkte wie Berg-

gipfel aus einem Nebelmeer hervorragen, eben jene großgedruckten Stellen, aber ohne allen Zusammenhang, ohne den rechten, geschichtlichen Hintergrund, ohne innere Verbindung untereinander, und deswegen den seltsamsten Mißverständnissen ausgesetzt. Woher kommt dieser große Uebelstand? Einen Teil der Schuld trägt die evangelische Theologie, die ihre Pflicht versäumt hat, der Gemeinde auf Kanzel und Katheder und in geeigneten Schriften den Weg zum Verständnis des Alten Testaments in allen seinen Teilen zu erschließen. Der andere Teil der Schuld abr trifft die Gemeinde selbst, die das Alte Testament zwar dem Namen nach ehrt, aber nicht liest, wenigstens nicht ernsthaft nimmt, sondern sich mit einer dürftigen Auswahl alttestamentlicher Stellen zufrieden gibt. — Prof. S. Oettli.

Tetzel.

Ueber den nur durch Luther berühmt gewordenen Ablaßprediger Tetzel sind viele Geschichten verbreitet worden, zu denen die Kritik ein Fragezeichen setzen mußte. Katholische Geschichtsschreiber haben eine Ehrenrettung Tetzels versucht, protestantische dagegen nur eine Feststellung der geschichtlichen Wahrheit. Im Leben Tetzels sind heute nur noch nebensächliche Punkte dunkel. Sein Geburtsort war unzweifelhaft Pirna und sein Sterbeort Leipzig. Tetzels Zeitgenossen, wie auch der „Pirnaer Mönch," Merian und der Rektor Petermann wissen es nicht anders, als daß jener in Pirna geboren war. Erst der Pastor Vogel stellte in seiner Tetzel-Biographie 1717, gestützt auf die erste Leipziger Rektormatrikel von 1482 und die Matrikel der philosophischen Fakultät von 1487, die noch 1880 vom Kirchenrat Körner geglaubte Ansicht auf, nach der Tetzel in Leipzig als Sohn des Goldschmieds Dietze das Licht der Welt erblickte. Reinhold Hoffmann (Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, herausgegeben von Dibelius und Brieger, Heft 8) bringt außer anderen Zeugnissen für die gegenteilige Behauptung die Erwähnung des Matthes Tetzel, des Vaters des Ablaßhändlers, in den Pirnaer Kämmereirechnungen von 1479 und 1503 vor, und schließt aus dem Fehlen der Namens in der Kämmereirechnung von 1490, daß der Vater Tetzel von 1490 nach Leipzig gezogen, später aber nach Pirna zurückgekehrt sei. In der Matrikel wurde Tetzel nach dem damaligen Aufenthalte seiner Eltern als Leipziger bezeichnet. Sein Geburtsjahr (etwa 1465) läßt sich nicht genau bestimmen. Die falsche Meinung hinsichtlich seines Sterbeortes fußt nur auf einem für ein Epitaph gehaltenen „Tetzel-Bilde" in der Pirnaer Stadtkirche, das sich aber als ein Spottbild herausgestellt hat. Daß Tetzel 1519 zur Zeit der Leipziger Disputation in Leipzig gestorben, läßt sich aus der Schrift Sebastian Fröschels „Vom Königreich Christi Jesu" nachweisen. Tetzels Lebenswerk bildet hauptsächlich der Ablaßhandel. Daß er freilich 1509 zum Inquisitor für Sachsen ernannt worden ist, ist mehr als zweifelhaft; von einer Tätigkeit dieser Art erfahren wir gar nichts. Es kollidierten damals zwei ganz verschiedene Ablässe, der für den Deutschen Ritterorden in Livland und der für den Bau der Peterskirche in Rom. 1504 bis 1510 war Tetzel in Sachsen und Schlesien, in Schwaben und Franken für den livländischen Ablaß rastlos tätig. Ohne Zweifel weilte er 1508 und 1509 in Dresden. Es sind noch zwei von ihm in Dresden ausgegebene Ablaßbriefe erhalten. Sie zeigen, ohne die Namen der Empfänger, ganz denselben Text. Der eine ist abgedruckt in Kapps „Sammlung," den anderen bewahrt das Dresdener Stadtmuseum auf. Aus der Dresdener Ratsrechnungen ersieht man, daß Tetzel

hier in Ehren empfangen und ihm ein Ehrentrunk vom Rate geweiht wurde. Ueber sein Wirken in Dresden wird nicht viel berichtet; man kann sich aber davon nach den Beschreibungen aus anderen Städten ein Bild machen. Sein lange vorher angekündigte und von vielen gewünschtes Kommen verzögerte sich sehr, weil es zuvor der Erlaubnis vom zuständigen Bischof, vom Landesherrn und vom Stadtrat bedurfte. Nun war aber der Bischof von Salhausen gegen zwei gleichzeitige Ablässe und überhaupt kein Freund des Ablasses. Und wenn auch der Herzog Georg keine Schwierigkeiten machte, war doch die Erlaubnis des Rates der Stadt vermutlich nicht so leicht zu erlangen. Wenigstens traf der Leipziger Rat manche Vorsichtsmaßregeln. Schon 1505 wurde Kontrolle bei der Oeffnung des Ablaßkastens, bei der Zählung des Geldes und seiner Ablieferung gefordert. Bei seinem Einzuge saß Tetzel, ein großer, starker Mann, auf einem dreispännigen Wagen. Ein großes Kreuz wurde vorangetragen. Die Glocken läuteten, das Volk murmelte Bittgesänge. Der Zug bewegte sich zum Altmarkt, wo man das Kreuz aufrichtete. Tetzel wohnte wohl im Franziskanerkloster in der Brüdergasse, doch möglicherweise auch in der gegenüberliegenden Herberge der Dominikaner. Gewöhnlich suchte er die Städte an Markttagen auf; so Dresden im Juni 1508 und im Mai 1509. Daß er in Sachsen viermal nach Annaberg und dreimal nach Freiberg kam, hatte seinen guten Grund; brachte er doch in Freiberg in zwei Tagen 2000 Gulden zusammen. Bezüglich des Eindrucks, den Tetzels Auftreten machte, sprach der Ratssyndikus von Zwickau sich sehr abfällig aus; und ähnlich urteilte man in Görlitz und Annaberg. Sollte es in Dresden anders gewesen sein? Vielleicht wurde der Herzog Georg durch Tetzels hiesige Tätigkeit dazu veranlaßt, daß er 1517 entschieden gegen den Ablaß auftrat. Tetzels zweite Wirksamkeit, für den Bau der Peterskirche, begann 1516 (aus den Jahren 1510 bis 1516 ist von ihm nichts Bedeutenderes bekannt), nachdem 1514 Arcimbold zum Kommissar für Sachsen und Tetzel als sein Stellvertreter ernannt worden war. Da jedoch das Geschäft stockte, trat Tetzel 1517 in den Dienst des Erzbischofs Albrecht von Mainz, der mit dem Papste vereinbart hatte, daß die Hälfte des Erlöses nach Rom gehen und die andere Hälfte zur Bezahlung der Schulden Albrechts dienen sollte. Emsig und mit zumeist sehr günstigem Erfolg war Tetzel 1517 in Magdeburg, Halle, Naumburg, Zerbst, Jüterbog, Berlin tätig. Durch Luthers Thesen wurde er sehr überrascht. Leumundszeugnisse über ihn sollten die öffentliche Meinung beruhigen. Man hatte ihm dreierlei vorgeworfen: unsittlichen Wandel, Unredlichkeiten beim Ablaßhandel und Unwissenschaftlichkeit. Die Innsbrucker Skandalgeschichte hat Paulus als unzutreffend (?) erwiesen. Sie wird zu Lebzeiten Tetzels nicht erwähnt, von einem Aufenthalte Tetzels in Innsbruck ist nichts bekannt und der Leipziger Tetzel-Turm wurde erst 1577 erbaut, ohne daß ein solcher Turm vorher dort existiert hätte. Im übrigen aber urteilt der päpstliche Nuntius Karl v. Miltitz wie auch Joh. Haß in Görlitz über die sittliche Führung Tetzels sehr geringschätzig. Daß er gewinnsüchtig und unehrlich war, wird schon dadurch wahrscheinlich, daß man seinen Kasten mit zwei oder drei Schlössern verschloß und in Gegenwart eines Notars öffnete. Und nach einer Bemerkung des Benediktinermönches Paul Lange hieterließ Tetzel über 2000 Gulden, die er „der himmlischen Fundgrube" des Ablasses entzogen. Den dritten Vorwurf anlangend, war Tetzel zwar Doktor der Theologie, aber er hatte diese Würde wohl vom Ordensgeneral der Dominikaner erhalten. Die 106 Antithesen gegen Luther

hat Wimpina verfaßt. Aber es gibt doch von Tetzel eine Gegenschrift gegen Luthers „Sermon von Ablaß und Gnade," die hinter dem Durchschnittsmaß der damaligen Gelehrsamkeit nicht zurückbleibt. Für die Beurteilung der Lehre Tetzels ist von besonderem Interesse die Frage, ob er gepredigt: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Paulus behauptet, Tetzel habe zweifelsohne, wenigstens dem Inhalte nach, diesen Satz vorgetragen. Zu beachten ist unter anderem hauptsächlich eine Aeußerung des mit der Widerlegung von Luthers Thesen beauftragtn Sylvester Prierias: „Ein Prediger, der verkündet, daß eine Seele, die im Fegfeuer zurückgehalten wird, in demselben Augenblicke auffliege, in welchem . . . das Goldstück in den Kasten geworfen ist, der predigt nicht Menschentand, sondern die lautere katholische Wahrheit . . . Ein Prediger, der so lehrt, ist nicht tadelnswerter als ein Koch, der . . . die notwendigen Speisen durch Zusatz von Gewürzen pikant macht." Auch in einem Briefe des Herzogs Georg an den Bischof von Mersebung wird dieser Tetzel-Satz erwähnt. Also war wohl Tetzel sein Urheber. Aber er sollte so predigen. Nach den Ablaßinstrukitionen bewilligt der Papst den Ablaß für die Seelen im Fegefeuer fürbittweise und stützt sich dieser auf die Seelenverfassung, in der der Verstorbene abgeschieden, und auf die Zahlung eines Lebenden. Die Instruktion ist also sehr deutlich. Wimpina behauptet übrigens in einer Gegenthese gegen Luther, die Seele fliege noch weit schneller in den Himmel, als das Geld in den Kasten. Der Ablaß war unsprünglich die Befreiung von Kirchenstrafen. Er wurde zuerst 1091 eingeführt. Im 13. Jahrhundert begann man die Befreiung des Sünders von den zeitlichen Strafen darunter zu verstehen und dann nicht nur die Befreiung von der Strafe, sondern auch von der Schuld. Dazu kam noch der Ablaß für Verstorbene. Die Reue wird in den Ablaßbriefen mitunter erwähnt, mitunter nicht.

Dibelius im „D. Luther."

Aus Zwinglis Leben.

Die Heimat und die Schule.

Im Schweizerlande, südwärts vom Bodensee und unfern von den Quellen des Rheins, zieht sich ein herrliches Tal die rauschende Thur entlang hoch in das Gebirge hinauf, wo der Säntis seinen Gipfel weithin über die anderen Berge erhebt. Dort liegt, der Alpenhöhe nicht fern, das Dorf Wildhaus, in welchem die Familie der Zwingli zu Hause war. Diese Familie war im Dorfe um ihrer Biederkeit willen hoch geachtet; während sich in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts Huldreich Zwingli als Ammann nach dem Willen seiner Mitbürger an die Spitze der Gemeinde gestellt sah, hatten sich die Waldhauser seinen Bruder Bartholomäus Zwingli durch freie Wahl zu ihrem Pfarrer erkoren. Der Amman Huldreich war ein Schweizer von altem Schrot und Korn; im Rate würdevoll und weise, im Hause freundlich und förforglich, in seiner Wirtschaft fleißig und tüchtig, und allezeit bieder und treu gegen jedermann. Seine Ehefrau, Margaretha, war aus dem Geschlecht der Meili; ihr Bruder ist lange Zeit hochangesehener Abt des Klosters Fischingen gewesen. Beide lebten in Frieden und Treuen miteinander und waren der Mittelpunkt eines großen Hauswesens; außer 10 Kindern waren noch Knechte und Mägde da; denn der Amman besaß viel Wiesen und Alpen und zahlreiches Vieh. Unter den 10 Kindern waren 8 Knaben, und dieser einer war Huldreich Zwingli, geboren am 1.

Januar 1484. Frisch und kräftig wuchs er heran, bald mit den Kindern in Waldhaus im fröhlichen Spiel, bald die Herde hinausbegleitend, immer heiter und frohen Sinnes. Je mehr er an Jahren zunahm, um so mehr zeichnete er sich vor andern Kindern durch seine geistigen Kräfte aus, und wenn der Ammann in den langen Winterabenden seinen Hausgenossen von den Toggenburgern erzählte, wie sie sich die Freiheit erkämpften und mit den Eidgenossen sich verbanden, oder wenn von den alten Zeiten geredet wurde, in welchen der heilige Felix und die heilige Regula das Land durchzogen und den Heiden das Wort vom Kreuz verkündeten: so war der kleine Huldreich der eifrigste Zuhörer, wie andererseits draußen die großartige Alpenwelt mit all ihren Wundern keinen sinnigeren Betrachter hatte, als ihn. Noch in Mannesjahren konnte er z. B. das Leben und Treiben der Murmeltiere in den Bergen aufs genaueste und lebhafteste schildern und als einen Beweis der Fürsorge und Weisheit Gottes hinstellen. Mehr aber noch zeichnete er sich dadurch aus, daß man bei ihm ein ganz besonders zartes Gewissen bemerkte, das ihm vor aller Unwahrhaftigkeit einen unüberwindlichen Abscheu einflößte. Das alles veranlaßte in seinen Eltern den Gedanken, ihr Huldreich sollte studieren und ein Geistlicher werden.

Die Ausführung dieses Gedankens war um so leichter, da der Onkel des kleinen Huldreich, welcher indes als Pfarrer und Dekan nach Wesen am Wallensee gezogen war, ihn gerne zu sich nahm und unterrichtete. Im zehnten Lebensjahr hatte er bereits solche Fortschritte gemacht, daß sein Onkel ihn auf die Schule nach Basel senden konnte, wo er bei dem gelehrten, freundlichen Binzli eifrig die lateinische und die griechische Sprache erlernte. Schon nach drei Jahren mußte ihm Binzli raten, sich einen Lehrer zu suchen, bei dem er mehr lernen könne als bei ihm. Deshalb zog der junge Zwingli nach Bern, wo damals der als Dichter und Gelehrter berühmte Heinrich Lupulus zahlreiche Schüler um sich versammelte, welche er in die Schriften der alten Griechen und Römer einführte. Hier studierte Zwingli ebenso eifrig und mit ebenso großem Erfolge, wie zu Basel. Daneben trieb er eifrig Musik und lernte manches Instrument, besonders die Laute spielen, mit welcher er seinen Gesang begleitete. Im Singen und Spielen war er so wohl erfahren, daß sich damals die Mönche viel Mühe gaben, um dieser seiner Kunst willen ihn für sich zu gewinnen. Doch konnte er sich nicht dazu entschließen, in ein Kloster zu gehen, und auch seiner Eltern Wille war dagegen; ja um ihren Sohn jeder möglichen Verlockung zu entziehen, nahmen sie ihn ganz von Bern weg und sandten ihn nach Wien, wo sich damals eine berühmte Hochschule befand. Dort galten die Schriften der Römer und Griechen alles, und die Lehrer der Hochschule verstanden es, ihre Schüler mit den Schönheiten dieser heidnischen Schriften vertraut zu machen und sie dafür zu begeistern. Kaum sechzehn Jahre alt zog Zwingli nach Wien. An zwei andern Schweizern, die dort studierten, gewann er bald Freunde für sein ganzes Leben. Der eine war Joachim v. Watt, gewöhnlich Vadianus genannt, nachheriger Bürgermeister von St. Gallen; der andere ein Glarner, und deshalb Glareanus genannt, hieß eigentlich Heinrich Loreti und war nachher ebenso wie Vadianus, ein Freund und Beförderer der Reformation. Auch hier widmete Zwingli seinen Studien allen Fleiß, wobei er sich jedoch von den heidnischen Schriftstellern keineswegs seinen gesunden Blick trüben ließ. Klagte er doch bei seinen Freunden darüber, daß so viele Leute lieber sich den heidnischen Dichtern ergeben, als daß sie dem Herrn Christo und

seinem Apostel Paulus anhangen wollen! Nachdem er über zwei Jahre in Wien studiert und sich dann einige Zeit in Tübingen aufgehalten hatte, kehrte er nochmals auf längere Zeit nach Basel zurück im Jahre 1502.

So viel hatte Zwingli damals schon erkannt, daß heidnische Weisheit dem Menschen nicht helfen könne, daß aber auch die christliche Kirche, wie sie damals in der Gestalt der römischen Kirche die Welt erfüllte, sich weit von ihrem Berufe entfernt habe und das nicht mehr auszurichten imstande sei, was sie in den ersten Jahrhunderten nach Christo zum Heile der Menschheit leistete. Jetzt sollte Zwingli in seiner Erkenntnis und Erfahrung einen entscheidenden Schritt weiter geführt werden.

An der Martinsschule zu Basel lehrte damals ein ehrwürdiger Mann, der nicht nur mit den Schriften der Griechen und Römer genau vertraut und um dieser seiner Gelehrsamkeit willen berühmt war, sondern der zugleich ein Meister war in der Heiligen Schrift, dessen Name damals als der Name eines trefflichen Auslegers bei allen Liebhabern des göttlichen Wortes bekannt war. Er hieß Thomas Wyttenbach und hatte früher zu Tübingen gelehrt, und sprach es jetzt in Basel als ein rechter Doktor der heiligen Schrift offen aus, daß die Priesterherrschaft, die Messe, die Anbetung der Heiligen und das Fegfeuer nicht in Gottes Wort begründet sei. Gemeinschaftlich mit seinem Freunde Leo Judä saß Zwingli zu den Füßen dieses Mannes und lernte von ihm, wie er später selbst rühmte, „daß der Tod Christi die einige Bezahlung sei für alle unsere Sünde." Und daß Zwingli dies damals lernte zu einer Zeit, wo er schon im Besitze eines hohen Grades der gelehrten Bildung war und um derselben willen gerühmt wurde, — das gibt ein gutes Zeugnis dafür, daß sein Herz nach der Gewißheit der Vergebung der Sünden verlangte, und daß alle seine Gelehrsamkeit ihm nicht genügt, um sein Herz zufrieden zu stellen. Nachdem er in dieser Wahrheit die höchste Weisheit gefunden hatte, gedachte er Basel zu verlassen. Nur dem Drängen seiner Freunde und den Vorurteilen der Zeit nachgebend, nahm er noch 1506 die Magisterwürde an, von welcher er aber niemals Gebrauch machte, „denn," pflegte er zu sagen: „Einer allein ist unser Meister, Jesus Christus."

Aus „Zwinglis Leben."

Wie Englands Bibel in Deutschland entstand.

Wenn man einem Engländer sagt, seine Bibel stamme der Hauptsache nach aus Deutschland, so mag er wohl ungläubig den Kopf schütteln, die Tatsache selbst bleibt aber doch wahr. Ja, die erste wirklich gute und heute noch benutzte Uebersetzung der Bibel in englischer Sprache ist in Deutschland gemacht, und zwar in der Stadt, die durch Luthers Bekenntnis vor Kaiser und Reich weltbekannt geworden ist: in Worms.

William Tindale heißt der Mann, dem alle englisch sprechenden Völker die Bibel in ihrer Sprache zu verdanken haben. Er lebte fast gleichzeitig mit Luther, war ein Jahr jünger als er und starb zehn Jahre vor ihm (1484—1536). Das Leben dieses Tindale ist ein recht schöner Beweis dafür, daß die Reformation Gottes Werk war. Tindale war auch wie Luter anfangs ein rechter Katholik, der es mit allen Regeln der Papstkirche ungemein genau nahm. Etwa ums Jahr 1500 finden wir ihn aber schon im Streit mit solchen, die den Papst höher als Gott achteten. „Eher könnten wir ohne Gottes als des Papstes Gesetze sein," sagte ihm ein Ge-

lehrter zu Cambridge. Darauf entgegnete Tindale: „Ich verzichte gerne auf den Papst und alle seine Gesetze, und wenn Gott mir mein Leben läßt, werde ich dafür sorgen, daß ein Knabe hinterm Pfluge mehr von der Heiligen Schrift verstehen soll als du."

Die Hauptaufgabe seines Lebens sah er darin, England eine gute Uebersetzung der Schrift zu geben. Zwar gab's ja schon eine, von Wicliff angefertigt, aber die genügte Tindale nicht, weil sie nicht auf dem griechischen oder hebräischen Urtexte, sondern auf der lateinischen kirchlichen Uebersetzung ruhte. Sein Werk hat er so fein ausgeführt, daß, wenn wir heutzutage die sogenannte „King James" oder „authorized" Bibel lesen, wir in der Hauptsache trotz vieler späterer Aenderungen, noch immer Tindales Worte lesen. Wie ist nun diese Uebersetzung entstanden?

Zuerst wandte sich Tindale an seine Obrigkeit, den Bischof von London, und legte ihm seine Absicht vor. Er ging also von Anfang an den Weg christlicher Ordnung. Als sein Bischof ihn kalt abwies, erweckte Gott ihm einen Freund in einem Londoner Ratsherrn, der ihm sein Haus öffnete und ihm alle Hilfe angedeihen ließ. Dafür hat dieser treue Mann später im Kerker büßen müssen. Hier fing Tindale seine Arbeit an. Sein Hausherr bezeugt: „Er kam zu mir und bat mich um Hilfe. Da nahm ich ihn ein halbes Jahr lang auf in mein Haus. Dort hat er gelebt wie ein rechter Priester, dünkt mich. Den größten Teil des Tages und der Nacht studierte er über seinem Buche (der Bibel), er aß und trank sehr wenig." Doch Tindale wollte nach Deutschland, er kannte Luthers Schriften und wollte sich bei ihm Rat holen. So verließ er denn England, landete in Hamburg und ging von dort nach Wittenberg. Was er dort mit Luther verhandelte, ist leider nicht bekannt geworden. Er mußte aber aus Wittenberg weichen, weil römische Spione ihn unausgesetzt verfolgten. Wie ein gehetztes Tier floh er aus einer deutschen Stadt zur andern. In Köln spürte ihn Kochläus, auch Luthers Todfeind, auf, so floh er nach Worms. „Zwischen mir und dem Tode ist nur ein Schritt," hieß es hinfort auch von ihm. Ohne Rast arbeitete er an seiner Bibelübersetzung. Als er in Worms ankam, hatte er schon dreitausend Blätter beschrieben. Trotz der großen Wachsamkeit der Papstknechte vollendete er hier in Worms sein Werk und ließ es in sechstausend Exemplaren drucken, die er im Jahre 1526 nach England, trotz aller Feinde, hineinschmuggelte. Auch aus der hessischen Universitätsstadt Marburg kamen Tausende von englischen Bibeln nach England. Es half den Päpstlingen nichts, daß sie von den Kanzeln gegen diese Uebersetzung Tindales donnerten, es half auch dem König Heinrich dem Achten nichts, daß er jeden mit der Todesstrafe bedrohte, bei dem man eine solche Bibel finden sollte, es half nichts, daß man Hunderte von Bibellesern verbrannte, es hieß auch hier: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Der Sauerteig hatte schon den ganzen Teig durchsäuert, es war zu spät, ihn herauszunehmen.

Tindale wurde fast buchstäblich zu Tode gehetzt. Die päpstlichen Spürhunde ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Ein falscher Freund verriet ihn endlich, und man warf ihn im Jahre 1535 ins Gefängnis, wo er erwürgt und später verbrannt wurde. Sein letztes Wort war: „Herr, öffne die Augen des Königs von England!" Gott hat das Gebet des sterbenden Märtyrers gehört. Seine Bibelübersetzung wurde bald ohne Störung in ganz England und Schottland verbreitet. Viel ließe sich von Tindales Werk

sagen. Doch gehört das wohl nicht in den Rahmen dieser knappen Bilder. Eins aber mag erwähnt werden, nämlich, wie sehr sich Tindale auf Luther gestützt hat. Man kann an vielen Stellen der englischen Bibel geradezu erkennen, daß Luthers Uebersetzung einfach in englischer Sprache erscheint, besonders da, wo Luther frei sinngemäß und nicht strikt buchstäblich übersetzt hat. Froude, in seiner Geschichte Englands (II, 4), sagt mit Recht von Tindale: „Er war ein Mann, der sein ganzes Leben für sein Werk hingab, er lebte und starb für die Reformation."

(Past. G. Lindemann in „Luth Kirchenztg.")

Von der „liebenden Kirche."

Rosegger erzählt in seinem „Heimgarten" folgendes Geschichtchen aus seiner Schulzeit, das für die katholische Kirche charakteristisch ist: „Mein Bankgenosse in der Handelsschule war einmal der Fritz Meier, ein nachdenklicher und auch wieder bummelwitziger Junge, der sich auch mit den Professoren manches erlauben konnte, denn er war ein sehr talentierter und fleißiger Schüler. Unser Religionslehrer war damals Professor Falb, der nachmalige Erdbeben- und Wetterforscher gewesen. Bei einer längeren Abwesenheit dieses Lehrers, schon gegen Ende des Schuljahres, wurde er von einem andern Katecheten bei uns vertreten, der ein etwas bitzeliger Herr war. Dieser diktierte uns in einer der Religionsstunden die drei Reiche der Kirche. „Auf Erden ist die streitende Kirche, im Fegefeuer die leidende und im Himmel die triumphierende. " — „Und wo ist die liebende, Herr Professor?" fragte der Fritz Meier lustig auf. — Der Katechet stutzte anfangs, dann sagte er unheimlich leise: „Meier! Mit dieser Perfidie haben Sie sich Ihr Zeugnis verdorben." — Ob der Junge nun wußte, wo die liebende Kirche ist? — Dieser Fritz Meier nun hat mich vor kurzem einmal besucht. Ein würdiger alte Herr, hat sich viel umgesehen in der Welt. Ich fragte ihn — auf unser Jugendleben zurückkommend — ob er es nun endlich wisse, wo die liebende Kirche ist. Er lachte. Er wußte es immer noch nicht."

(„Ref. Kirch.")

The "Koine" or People's Language and the New Testament.

In recent years much time has been spent by New Testament scholars on the study of the "Koine," the speech of the people at the time when the New Testament was written. The older New Testament grammars and dictionaries paid no attenton to this, partly because that language was not sufficiently known, and partly because its influence on the language of the apostles was not appreciated. Cremer's lexicon, for instance, on the New Testament Greek left this factor almost entirely out of consideration. Now, however, a change has come and it is almost generally conceded that the Koine was largely the speech of the apostles and is therefore the language of the New Testament. The following article by N. Oppermann in the Lutheran Church Review sheds interesting light on this subject:

The study of the New Testament has, in recent years, gained a fresh impulse from the highly important discoveries and investigations made in the field of what may be called the Hellenistic period of Greek life and literature, a period which extends from Alexander the Great

to Constantine the Great and therefore covers about six centuries. New Testament scholars as well as philologists and historians have collected and made accessible much valuable material which sheds new light on the New Testament writings both as literary and as historical documents. One of the most enthusiastic and successful scholars in this field of labor is *Prof. Adolf Deissmann*, formerly in Heidelberg and now in Berlin. Most of Prof. Deissmann's books have been translated into English and are well known in this country. The one which, because of its fascinating style and its semi-popular treatment, has perhaps found the widest circulation bears the title "*Light from the Ancient East.*" Deissmann's main thesis that the language of the New Testament is not literary Greek, but the non-literary vernacular or the spoken language of the Koine, is now generally accepted and has helped to revolutionize the linguistic study of the New Testament. Of his other works I mention his *Bible Studies* and his monograph on *Paul.* All of Deissmann's books are brilliantly written and abound in suggestions, but they also give evidence of the author's unbounded enthusiasm, his power of imagination, and occasionally his lack of sound judgment.

The works of Deissmann deal largely with the linguistic and literary aspect of the New Testament. A very instructive book, which makes use of the same material, but from the historical point of view, is Paul Wendland's "*Die Hellenistisch-Roemische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum.*" The author covers a wide field in describing the political, social, moral and religious conditions of the Hellenistic world at the time when Christianity made its first appearance. To those who have never studied the historical setting of early Christanity, Wendland's full and lucid discussion of the subject will be found most helpful. The same author has also written a volume on the literary forms which the early Church produced and developed. It is a part of Lietzmann's Handbuch zum Neuen Testament and is entitled "*Die urchristlichen Literaturformen.*" A work similar in character but still wider in scope and deserving of the highest commendation, is *Prof. Hermann Jordan's Geschichte der altchristlichen Literatur.*" Jordan does not confine himself to the New Testament, but he traces the origin and development of the Christian literature thru the first six centuries. The book is written in a fresh and breezy style and is admirably adapted to the needs of the student. The material it contains covers a wide range, and it is presented by Jordan in an attractive form. The book was published in 1911 by Quelle & Meyer in Leipzig.

A few months ago *Prof. G. Heinrici*, one of the best and most painstaking New Testament scholars, passed away. He had a wide knowledge of the Hellentistic age and fully appreciated the literary character of the New Testament writings.

3. Grammars and Lexica.

Twenty years have passed since *Prof. F. Blass* in Halle first published his "*Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch.*" It was a volume of only moderate size, but its appearance signalized a new epoch in the study of the New Testament. Blass was one of the foremost classical scholars of his time, and the example he set was followed by others.

To-day the study of the New Testament is no longer confined to the theologians. The attitude of indifference, so frequently shown by classical scholars with respect to the New Testament, is gradually passing away and changing into one of hearty co-operation. To prove our statement we may point to the New Testament Grammar in Lietzmann's Handbuch zum Neuen Testament of which Dr. Ludwig Radermacher, Professor of Classical Philology in Vienna, is the author. For the first time the language of the New Testament is here placed unqualifiedly into the wider range of the colloquial Koine, the "Volkssprache."

At about the same time two new Greek-German Lexica to the New Testament were issued, both moderate in size and well adapted to the needs of the student, the one by *Erwin Preuschen* (Alfred Toepelmann, Giessen) and the other by *Heinrich Ebeling* (Hahnsche Buchhandlung, Hannover). Each has its own peculiar features and merits. Preuschen's aim has been, not only to prepare a Lexicon to the New Testament writings, but also to the patristic Greek literature. He does not, however, take into account either the Koine or the classical Greek. Ebeling on the other hand confines himself strictly to the New Testament, but with constant reference to the Koine and the classical Greek. Preuschen covers more ground than Ebeling, but Ebeling is superior to Preuschen in what he gives. Both Lexica may be used side by side with good results.

Fifty years ago *Hermann Cremer*, then a young country pastor, published his "*Woerterbuch der neutestamentlichen Graecitaet.*" Tho being the work of a beginner, it soon became recognized as one of the most useful books in the study of the New Testament. Cremer himself prepared not less than nine editions of his work, which in the course of time became more and more his life-work and on which he spent an immense amount of labor. Those who have used Cremer's Lexicon will readily admit that it contains great treasures of sound and solid theological learning. It is more than an ordinary Lexicon; what it aims at is a most accurate examination of all the fundamental Biblical terms in their linguistic origin, their Biblical development and their theological significance. Cremer's position was little influenced by modern research in Hellenistic language and literature. With great courage he always mantained and defended his fundamental conviction that the language of the New Testament had little more in common with the "profane" speech than the sound of words, that Christianity had given to the most important religious words an entirely new meaning and had thus created a language of its own. When the new Hellenistic movement set in, Cremer was not too old to learn nor was he too stubborn, but from his own fundamental position he was hardly able fully to appreciate the significance of this movement and its bearing on the New Testament.

After the death of Cremer, which occurred in 1903, his friends and pupils felt that of all his works one at least should be preserved and continued: his Biblico-Theological Lexicon. At the same time, however, it was also felt that, in order to satisfy modern needs and requirements, the work would have to be thoroly revised. The revision was under-

taken by *Prof. Julius Koegel*, in Halle, one of Cremer's faithful pupils. In the preface to the first part which came out in 1910 Prof. Koegel stated the general principles by which he had been guided in his difficult task. These principles centre around two points: 1. that the distinctive character of Cremer's Lexicon should remain intact; 2. that more attention should be given to modern research, principally in the field of inscriptions and papyri documents. After more than four years, the work is now complete and lies before us in a stately volume of more than twelve hundred pages. It is one of the few books, published in Germany during the war, which have found their way across the ocean into our library; and I venture to say that, after the war, it is bound to become one of the standard books for every theological student who wishes to study the New Testament chiefly for its religious content. On the whole, Koegel has been very conservative and even somewhat reluctant in making use of the new material, and if any criticism is to be made, it will be in this direction. But it is also true that a large number of articles has been entirely rewritten, while others have been thoroly revised or materially changed. In order to make the work still more useful to the student, some practical features have been added, for instance a complete vocabulary to the New Testament, and a very full list of the more important New Testament literature. The author is to be congratulated that he has completed an arduous and self-sacrificing task in such an admirable manner.

Pastor C. J. Blaskamp beschreibt im „Am. Botschafter" seine Erlebnisse im

belagerten Tsingtau.

Mächtig ergreifend ist die Szene im Septemberheft:

Am 4. November morgens, als das nächtliche Feuer zu einem Stillstand gekommen war, wurde ich an das Telephon gerufen. In der Hochschule, die am Meere liegt, an der Grenze der Linie der Beschießung, verlange ein Verwundeter nach mir. Ich wußte, daß es jetzt galt, die Zähne zusammenzubeißen. Es konnte einer unserer Brüder sein, eine innere Stimme sagte mir: „Es ist dein Gerhard!"

Betend schritt ich durch die stillen Straßen, die so grauenhaft öde und zerrissen dalagen. Aus den Kellerlöchern krochen Chinesen hervor mit zerstörten Mienen. Automobile mit der Genfer Flagge und mit bleichen Verwundeten jagten an mir vorüber.

Ich fragte in den weiten Räumen nach dem, der mich gerufen. Man sah mich mitleidig an. Eine Schwester führte mich in ein Klassenzimmer, das nun für Verwundete eingerichtet war. Ja, da lag mein armer Junge, totenblaß, mit eingefallenen Wangen und dem Sterbensausdruck in den lieben Augen. „Kommst du, Papa?" sagte er mühsam, „ich glaube, mich hat's ordentlich zugerichtet." Ich strich ihm die eiskalte, nasse Stirn und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Gott wird alles recht machen, mein Kind." — Er nickte leise. Der Oberstabsarzt Dr. P., ein Pastorensohn, trat ein und drückte mir tiefbewegt die Hand: „Ich will es Ihnen nur gleich sagen, daß wir kaum Hoffnung haben für Ihren Sohn. Er hat einen Schuß durch den Rücken bekommen, der seine Eingeweide zerrissen hat."

Da saß ich am Bette meines Knaben. Meist war er bewußtlos, dann öffnete er auch wieder die Augen, sprach einige Worte und fiel dann wieder in Schlaf. Ich betete mit ihm den alten Sterbevers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid." — „Kennst du auch den Schluß davon, mein Kind?" — Er nickte und sprach langsam weiter: „Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn." Langsam sprach ich den 23. Psalm, es ging ja jetzt hinein in das finstere Tal, und wohl dem, der den Gottesstecken und den Gottesstab des Wortes in der Hand hat! „Es war so schwer da draußen, Papa" — sagte mein Junge, „so furchtbar schwer." — Langsam gingen ihm die Worte über die Lippen. — „Was ist es für eine Pein, wenn man nicht schlafen kann — sechs, sieben, acht, neun Tage lang! Man steht auf Vorposten, und liegt man in den Kasematten, so donnern Tag und Nacht die Granaten gegen die Zementwände. Man fühlt nur Stiche im Kopf, und wir sehnten uns alle so nach Schlaf, nach Schlaf!" — Er sprach abgerissen, und die Schwester trat ein. Ich betete ihm sein Abendgebet vor, das er als Knabe gern zu beten pflegte:

Weil denn weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe find't,
Ei, so heb ich meine Hände
Zu dir, Vater, als dein Kind.
Bitte, wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht
Zu umfangen Tag und Nacht,
Hier in diesem armen Leben,
Bis ich dich nach dieser Zeit,
Lob und lieb in Ewigkeit.

Dann kniete ich nieder und segnete ihn ein zum Sterben. An der Tür saß ein Genesender, der auf der Walderseehöhe eine schwere Verletzung davongetragen hatte. Dem braven Jungen liefen immer die hellen Tränen über die Backen. Auf einem Nebenbett stöhnte leise ein junger Soldat mit einem schönen, feinen Antlitz. Er war zusammen mit meinem Gerhard eingeliefert worden. Ein Granatsplitter war ihm tief in den Rücken gefahren.

Still und sanft ist dann mein lieber Junge gestorben, und ich habe ihm noch einen Gruß mitgegeben an sein unvergeßliches, totes Mütterchen.

Ich bin dann den weiten Weg zurück durch die Stadt gegangen in das Hafenviertel, wo das Lazarett Höfft liegt. Links und rechts fegten die Geschosse daher, aber mir war's, als ginge das alles mich gar nichts mehr an. Ich dankte dem Herrn, daß er mir vergönnt hatte, 1½ Stunden lang neben meinem sterbenden Kind zu sitzen und Abschied zu nehmen. Das empfinde ich noch heute als eine ganz besondere Gnade; denn wie viele verbluten still in diesen Tagen hier in Tsingtau und auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, und kein Mensch wischt ihnen den Todesschweiß von der Stirne und erhellt ihnen den dunkeln Pfad mit einem lieben Gebetswort!

Als ich das Haus erreichte, war das feindliche Feuer in seiner ganzen Stärke wieder ausgebrochen. Im Laufe des Vormittags sandte mir der Gouverneur der Stadt einen herzlichen Brief. Was mich ganz besonders freute, war ein Bote aus dem Infanteriewerke, wo mein armer Junge zuletzt Vorposten stand, und wo seine näheren Kameraden waren. Es war

gewiß ein mutiges Wagestück, mitten durch das anhaltende feindliche Geschützfeuer das Automobil zu führen, nur um mir einen Brief des Oberleutnants Sch., der stellvertretend das Infanteriewerk befehligte, zu überbringen. In dem Briefe heißt es: „In dem lang aufgeschossenen, schmächtigen jungen Soldaten, der so knabenhaft aussah, habe ich einen außergewöhnlich mutigen jugendlichen Kämpfer kennen gelernt, der sich oft freiwillig zu schweren Posten meldete."

Am 5. November, abends 9 Uhr, habe ich dann meinen Jungen zur letzten Ruhe gebracht. Wir standen am Meere und sangen: „Harre, meine Seele," sein Lieblingslied. Die Wasser rauschten, die feindlichen Geschütze von der Arkona=See und von den Inseln her, wo die Kriegsschiffe ihre Stellung genommen hatten, blitzten auf, und der Mond beleuchtete wie eine mächtige Grabeskerze Meer und Land. „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens," war das Textwort. Einen Sarg gab's nicht mehr, aber die Kameraden hatten das weiße Laken, in das man den Toten gehüllt hatte, mit Guirlanden geschmückt.

So ruhe denn in Gottes Händen, mein geliebtes Kind, dort an dem Gestade des Gelben Meeres! Du liebtest Tsingtau, du hingest mit deinem ganzen Herzen an China, wo du geboren bist, dessen Sprache und Sitte dir so heimisch war. Menschlich gesprochen, bot die Zukunft dir große Aussichten. Du solltest dein Jahr abdienen in Freiburg, und dann nach London gehen, wo deine Firma ihren Hauptsitz hat. Dein Ziel war die ferne Provinz Setschuan, die unter den 18 Provinzen Chinas eine der reichsten und am wenigsten aufgeschlossene ist. Nun bist du auf den Schanzen Tsingtaus gefallen, auf denen heute das Sonnenbanner siegreich weht. Bist immer meine Freude und Wonne gewesen, oft auch meine Sorge, ob du in den schweren Versuchungen, die das fernöstliche Leben bietet, stand halten würdest.

War's nicht vor zwei Jahren, wo ich bei Tische mich hinreißen ließ, dir, dem erwachsenen Sohne, einen Backenstreich zu geben? „Auch unsere leiblichen Väter haben uns gezüchtiget nach ihrem Willen," sagt St. Paulus an einer Stelle und streift dabei leise aber deutlich die Erziehungsfehler der Väter. Du standest vom Tische auf, und ich saß nachher da in dem peinlichen Gefühle, einen solchen Fehler begangen zu haben; denn welcher rechte Vater möchte nicht strafen, und doch das Herz seines Kindes behalten! Und dann öffnete sich hinter mir leise die Türe, und du legtest die Arme um meinen Nacken und gabst mir einen Kuß und gingst wieder still hinaus. — Es ist doch seltsam, daß einem solche Geschichten gerade dann einfallen, wenn man dasitzt und in die brechenden Augen seines Kindes blickt.

Wie sagt doch St. Paulus im ersten Kapitel des zweiten Korintherbriefes so schön? „Gott tröstet uns in aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Troste, damit wir getröstet werden von Gott." In dem Verse liegt eine ganze Pastoraltheologie.

Unten in den Kellern und in den Räumen lagen unsere armen verwundeten Brüder in ihren heißen Schmerzen. Die Kugel und Granatensplitter hatten oft so seltsame Verwundungen geschaffen. Da gab es dann zu trösten mit dem Troste, damit man selber getröstet war von Gott.

Eine tiefe Hochachtung vor unsern deutschen Aerzten habe ich in diesen Tagen gewonnen. Wie sie mit geschickter Hand lieb und lind hineingriffen

in die oft so gräßlichen Wunden! Mancher Soldat war recht wehleidig und hatte doch wie ein unerschrockener Held im wütenden Kugelregen gestanden. Ich ließ mir gern die näheren Umstände erzählen, wie sie zusammengebrochen waren. Wie oft wurden mir da die seltsamsten Erfahrungen erzählt! Jeder stand unter dem Eindruck, an seinem eigenen Leibe ein Wunder erlebt zu haben. Und sagte ich dann: „Sehen Sie, da hat Gottes gnädige Hand eingegriffen in Ihr Leben," nickte mir der Erzähler mit leuchtenden Augen zu.

Habe ich doch selber gestern an mir solch ein Eingreifen Gottes erlebt. Eine Granate schlägt in den Hof ein und wühlt dort ein tiefes Loch auf. Schon wollte ich hingehen, um mit dem Stock die Tiefe des Loches zu messen, als ich wie von einer leisen und doch unwiderstehlichen Macht zurückgehalten wurde. Noch stehe ich in seltsamer Unentschlossenheit da, als gerade über diese aufgewühlte Stelle in halber Manneshöhe eine kleinere Granate fährt und durch die Wand des Nachbars, eines chinesischen Oelhändlers, schlägt.

Von den Kranken ließ ich mir gerne solche Erlebnisse erzählen. Der Mann vergißt dann für eine kleine Zeit im Eifer seines Berichtes und im dankbaren Gefühl, daß er wie ein Brand aus dem Feuer errettet ist, seine Schmerzen und seine unbequeme Lage. Man kann dann auch leicht als Seelsorger dem Gespräch eine höhere Wendung geben, für die unsere lieben Kameraden immer von Herzen dankbar waren. Man braucht nicht lange Sermone zu halten, oft genügt ein gutes, kräftiges Wort. Die Herzen sind weich und empfänglich. Eine meiner kleinen Erzählungen erregte große Freude. Als 1866 unsere Truppen in Berlin durchs Brandenburger Tor einzogen, kam als letzter der Feldprediger, einen Schlapphut auf dem Kopf und das Ränzel auf dem Rücken. Rüstig schritt der Mann Gottes, den derben Stock in der Hand, daher. Da erhob sich die Stimme eines Berliners, der mit lauter Stimme rief: „Und nun kommt det Amen zum Vaterunser. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen."

Six Pounds of Potatoes Equal to Six Pounds of Meat in Nutritive Value.

"Germany, with its loss of over a billion pounds of fat from human beings, shows an amazing decrease in disease. Another benefit is that food, such as cereals, which contains only ten per cent. protein—the percentage the human body needs out of every hundred calories taken in—costs seven times less than meats and gives all the nourishment that science has established as being necessary. To quote Dr. Hindhede: '*It costs about twenty times as much to live on meats as to live on cereals.*' He proved this on a test which lasted eight weeks, during which his food cost him seven cents a day—the exact pro rata price it is costing to-day to feed the Belgians.

"The German food allowance is three thousand calories a day. Germany has plenty of non-protein foods, the lowest of which contain ten per cent. of protein. The meat allowance of the German food cards are merely to make concessions to the human appetite. Meat is not needed to sustain life. Also, by cutting rich protein food (meat, eggs, etc.) from the nation's diet, an enormous saving is made possible. The

Germans are driving that home to their people more than ever. Privy Councilor Boas is now lecturing this over the empire: 'How one can live on almost nothing.' He implores the Germans to 'throw to the winds their idolatrous regard for certain foods which they falsely regard as rich in albumen. He scientifically proves that they can get their necessary daily nourishment in 2,917 grams of potatoes or in thirty-five eggs or in 2,857 grams of beef. And he points out that the price of the potatoes is 9 cents; the eggs, $2.87, and the beef, $4.00.

"It is significant to note that since food prices have risen in England, since the newspapers—for example, the *Daily Chronicle* in its issue of October 12th, have been carrying on a food propaganda 'Food for two on fifteen shillings a week.' 'Meatless day for all,'—it is significant *that since England has begun to carry on a food propaganda that London's death rate has dropped to twelve in a thousand, lower even than New York's.*

"In viewing the German food situation, the kicks that leak out, the sensational reports from Scandinavian capitals, facts such as one egg a week, a half pound of meat, one-fifth of a pound of butter, coffee from acorns, jams from turnips, letters saying 'Food, food is the only topic,' these things are unimportant. The only important thing is that the human body needs for sedentary occupation 18 to 2,400 calories of food a day, only ten per cent. of which need be protein. Germany to-day is getting 3,000 calories per person—more than she needs—and her sources for the kind of food that makes up these 3,000 calories are illimitable. *A. L. S.*

Catholics Among the Central Powers.

(LUTHERAN SURVEY)

Pope Benedict's peace message to the belligerents lends interest to the fact that Catholics among the Central Powers are outnumbered almost two to one by persons of that faith in allied nations.

Roughly the Central Powers have 55,000,000 Catholics and the Entente Allies 100,000,000.

The Pope is the spiritual leader of about 287,000,000 souls. Catholics living in the principal belligerent countries are divided about as follows:

United Kingdom	5,600,000
France	38,000,000
Germany	20,000,000
Austria-Hungary	35,900,000
Italy	32,500,000
Belgium	7,500,000
Russian Poland	12,000,000
Canada	3,000,000
United States	17,000,000
Total	171,500,000

From this total allowance must be made for the Catholics of overrun Poland and Belgium, who are not in a position to be belligerents.

Die Zentenarfeier im Städtchen Zoar, Ohio.

Am 15. August vor hundert Jahren langte der schwäbische Tuchweber Joseph Michael Säumler mit seinen Separatisten, die wegen religiöser Verfolgung die Heimat verlassen hatten, am Tuscarawas, im gleichnamigen County, im Staate Ohio an und gründeten Zoar, dessen hundertjähriges Bestehen soeben gefeiert wurde. Aus weiter Ferne waren die Fremden herbeigeströmt, denn das Wunderdorf und seine wunderlichen Bewohner haben von jeher eine große Anziehungskraft ausgeübt. Außerdem ist die Zentenarfeier das Fest der Heimkehr, denn Bürgermeister Sturm hat sich mit bestem Erfolg bemüht, ehemalige Zoaristen im ganzen Lande zu bewegen, zur Jubelfeier heimzukehren.

Ursprünglich war die Gemeinde keine kommunistische, die Not scheint die Glieder derselben aber zu gemeinschaftlichem Handeln getrieben zu haben. Es war am 15. April 1819, als 53 Männer und 104 Frauen den ersten Gesellschaftsvertrag unterzeichneten. Bäumler, der sich durch Umsichtigkeit und Organisationstalent auszeichnete, war Vorsteher der Gemeinde bis zu seinem Tode 1853. Obgleich es jedem freistand, zu predigen, war Bäumler doch der eigentliche Prophet und zugleich Richter und Arzt.

Zurzeit ihres Glanzes besaß die Gemeinde, die durch Zuzug aus Württemberg auf rund 500 angewachsen war, 7500 Acker fruchtbaren Landes, vortreffliche Viehherden, ansehnliches Barvermögen und unbegrenzten Kredit. Man unterhielt Mahl- und Sägemühlen, eine Tuchfabrik, Schmelzhütten, Gerberei, Ziegelei u. s. w. Auf die Blütezeit folgte eine Periode des Stillstands. Dann wurde die Eisenbahn durch den Ort gelegt, und mit der Abgeschlossenheit war es vorbei. Zahlreiche Fremde erschienen, um das schmucke Dorf zu besichtigen. Das ehemalige Wohnhaus Bäumlers wurde in ein Hotel umgewandelt. Es lockerten sich die Bande, und das junge Volk verließ die heimatliche Scholle. Am 10. März 1898 erfolge die Auflösung der Gemeinde und Teilung des Eigentums. 136 Mitglieder unterzeichneten den Beschluß, und jedes erhielt Eigentum im Werte von $12,000.

Zoar macht heute noch seiner romantischen Lage und der noch vorwiegend roten Ziegeldächer wegen den Eindruck eines deutschen Dorfes. Obgleich zweite und dritte Generation, so wird doch in Zoar fast ausschließlich die deutsche Sprache gesprochen. („Sendboten.“)

Hunderttausende im Banne der Rauschgifte in New York.

Ein weit schlimmeres und bedrohlicheres Uebel als die Branntweinpest und die Trunksucht, ist die immer mehr zunehmende Sucht nach Betäubungsmitteln und sogenannten „Rauschgiften,“ und das Problem, dessen Lösung die Ausrottung dieses Uebels verlangt, stellt eine Millionenstadt, wie New York, vor eine sehr schwere Aufgabe, da weder die staatlichen noch die Bundesgesetze zu seiner Bekämpfung ausreichen. Das Uebel hat schon so weit um sich gegriffen, daß, wie sich dieser Tage Bundesmarschall D. McCarthy äußerte, in New York allein zwischen 200,000 und 300,000 Personen beiderlei Geschlechts und in den verschiedensten Lebensaltern dem Genuß von Rauschgiften ergeben sind und wie der letzte Feldzug gegen den gesetzwidrigen Verkauf der gefährlichen Drogen ergeben hat, die Zahl der dem

Laster Verfallenen auf mindestens ein Prozent der gesamten Bevölkerung des ganzen Landes sich beläuft.

Bei der großen, stets wachsenden Nachfrage nach diesen Betäubungsmitteln und dem unverhältnismäßig großen Profit, den ihre Herstellung und ihr Vertrieb einbringen, haben sich eine ganze Menge von Verbrechern, die früher sich mit der Umgehung anderer Gesetz befaßten, auf diesen für die Allgemeinheit weit gefährlicheren Industriezweig geworfen als selbst das professionelle Einbrechen und Geldschrankſprengen war. Ist die Gefahr des Abgefaßtwerden doch lange nicht so groß.

Der ganze Handel mit Rauschgiften in New York liegt allerdings in den Händen von sechs oder sieben großen Unternehmern, die dadurch sich $400 bis $500 täglich Einnahmen verschaffen. Von ihnen sind 10 bis 12 kleinere Händler abhängig, deren Tagesprofit sich auf $30 beläuft. Und dann kommt das große Meer der Straßenhändler, die ein Wochensalär von $40 und außerdem noch Extra-Kommissionsgebühren für größere Verkäufe oder das Heranziehen neuer Kunden beziehen.

Ein einziger „Schwindel"-Doktor „behandelte" nach Bundesmarschall McCarthyr Angaben 700 bis 800 „Patienten" täglich, ein anderer Verteiler ungesetzlicher Drogen konnte in einer Zeit von 16 Tagen einen Profit von $3700 auf die Bank tragen. Der jetzt im Untersuchungsgefängnisse seinem Prozesse wegen verbotener Verausgabung von Rauschgiften entgegensehende Dr. Hoyt, der bis er sich freiwillig zum Militärdienst stellte und als Kapitän angenommen wurde, in der oberen Stadt ein Sanatorium führte, ausschließlich für angebliche Kranke, die er mit Rauschgiften behandelte, hat in einem Jahre damit ein Vermögen von $100,000 verdient. Sechs Wochen vor seiner Verhaftung hatte er in dem von seiner Frau angestellten Ehescheidungs-Prozesse angegeben, daß er nicht imstande sei, der in seiner Sprechstunde beschäftigten Krankenpflegerin ihren Wochenlohn pünktlich zu bezahlen, und bei seiner Verhaftung wurden in seinem Sanatorium hertvolle Aktien im Betrage von $75,000, $23,000 Bargeld, Rauschgifte im Werte von $15,000 und verschiedene Bankbücher über namhaften Eintragungen gefunden. Nach seiner Verhaftung sind viele seiner Patienten in McCarthys Büro gekommen und haben weinend gebettelt, man möge ihnen doch von den konfiszierten Betäubungsmitteln etwas ablassen.

Den New Yorker Rauschgifthändler und den Schwindeldoktoren die ihr Diplom zum Deckmantel dieses schandbaren Handels mißbrauchen, ist zurzeit in dem Binnensteueragenten Richard R. Yancey jun. ein Verfolger entstanden, der bereits durch eine glänzend und erfolgreich durchgeführte Razzia in Nashville, Tenn., gezeigt hat, daß er besser als die Polizei imstande war, dem gesetzwidrigen Handel ein Ende zu machen. Yancey sagt, daß das Schlimmste bei dem Rauschgifthandel ist, daß die diesem Laster Verfallenen ihre Freunde verführen und so zu der Verbreitung desselben fortgesetzt beitragen, und daß die einmal von ihm Ergriffenen stehlen, lügen und betrügen, selbst vor einem Morde nicht zurückschrecken würden, um nur das Gift zu erhalten, an das sie ihr System gewöhnt haben. Er erzählt von einem Patienten eines dieser verbrecherischen Doktoren, daß einer dieser Unglücklichen den Doktor flehentlich gebeten habe, ihm doch etwas von dem Gifte ohne Bezahlung zu geben, da er kein Geld habe und seinen Kindern Schuhe und Nahrung kaufen müsse, worauf der „Doktor" mit einem Fluche geant-

wortet habe: „Wenn du die übliche Dosis haben willst, die du nötiger hast, als deine Kinder Schuhe, dann bring mir erst das Geld.“ Und von demselben „Doktor“ erzählte er, hat derselbe einen ganzen Kasten voller Juwelen gehabt, die ihm für die Betäubungsgifte von Frauen gegeben wurden, die nicht imstande waren, bares Geld aufzutreiben.

Natürlich sei der Schmuggel über die Grenzen von Canada und Mexiko sehr groß und kaum zu unterdrücken.

Wenn dieses Uebel (trotz der Gesetze und der Verfolgung der Händler) nicht auszurotten sein wird, dann ist der Kampf gegen die Bedrohung des ganzen Landes nur möglich, durch die Hilfe der ganzen Bevölkerung, die intelligent und aufgeklärt genug ist, um die Größe der allgemeinen Gefahr zu erkennen und den Behörden ihre Unterstützung zu gewähren.

(„Mennon. Rundschau.“)

Amerikas Schulwesen.

Nach dem kürzlich veröffentlichten Jahresbericht der Bundes-Erziehungsbehörde waren die Schulen des Landes im letzten Jahre von insgesamt 23,500,000 Schülern und Schülerinnen besucht. Das bedeutet, daß vierundzwanzig Prozent der Bevölkerung, also nahezu ein Viertel, Schulen besuchen. In England sind es nur neunzehn, in Frankreich siebzehn Prozent, in Deutschland zwanzig und etwas über vier Prozent in Rußland.

Die Zahl der Kinder in den öffentlichen Kindergärten und Elementarschulen stieg von 16,900,000 in 1910 auf 17,935,999 in 1914. Eine Vermehrung von mehr als einer Million. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Hochschüler von 915,000 auf 1,219,000. Im Jahre 1915 waren es 1,329,000.

Der Jahresbericht der Erziehungsbehörde macht auch Angaben über die Zahl der Lehrkräfte. Es gab insgesamt 706,000 Lehrpersonen: 169,000 Männer und 537,000 Frauen. Die Zahl der männlichen Lehrer hat sich seit dem Jahre 1900 nur in geringem Maße vermehrt, während sich die Zahl der weiblichen Lehrkräfte beinahe verdoppelt hat. In den öffentlichen Schulen hat sich die Zahl der männlichen Lehrkräfte seit dem Jahre 1900 um zwanzig Prozent vermindert. Die Zahl der weiblichen Lehrer vermehrte sich um acht Prozent. Im Jahre 1900 waren die Lehrposten an Hochschulen in gleicher Zahl an Männern und Frauen verteilt; gegenwärtig sind an den Hochschulen 8000 weibliche Lehrkräfte mehr zu verzeichnen als männliche. Diese fortwährende Verminderung der männlichen Lehrkräfte ist ein beklagenswerter Zustand, der sich in den Erziehungsergebnissen außerordentlich nachteilig bemerkbar macht.

Ein trauriges Kapitel bildet die Gehaltsfrage. Es zeigt sich hier, daß die amerikanischen Lehrkräfte ganz jämmerlich bezahlt werden, wenigstens im Durchschnitt. Daß diese schlechte Bezahlung auf die Qualität der Lehrer einwirkt, ist selbstverständlich. Der Jahresdurchschnitt eines Lehrergehaltes für die Ver. Staaten ist 525 Dollars. Die Gehälter variieren von 234 Dollars in Mississippi bis zu 941 Dollars in New York; Sätze, die zu den Anforderungen des Lebens in gar keinem Verhältnis stehen.

Die Ausgaben für das gesamte Schulwesen der Ver. Staaten für öffentliche und private Schulen werden von der Erziehungsbehörde für 1914 auf

800 Millionen Dollars geschätzt, für 1916 auf 1000 Millionen. Die Summe mag groß erscheinen, in Wirklichkeit ist sie jedoch viel zu klein. Auch Amerika gibt nämlich, wie so manche andere Kulturstaaten, viel mehr für den Militarismus aus, als für sein Schulwesen. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, waren die Ausgaben am höchsten in Utah mit $10.7. Dann folgt Idaho mit $9.66, Montana mit $9.50, Arizona mit $8.93 und Washington mit $8.84. Am niedrigsten sind die Ausgaben in Mississippi mit $1.48, Süd-Carolina mit $1.83, Alabama mit $1.97 und Georgia mit $1.98.

Alles in allem betrachtet, zeigt der Bericht, daß im letzten Jahr ein kleiner Fortschritt gemacht wurde. Es bleibt aber noch viel zu tun übrig. In den Südstaaten ganz besonders.

Das Greisenalter soll sich nicht schonen.

Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Greise, die nach einem arbeitsreichen Leben sich zur Ruhe gesetzt haben, bald verfallen und dahin siechen. Daraus zieht Prof. Chodousky gewisse Schlüsse für die Diätetik im Greisenalter. So lange es überhaupt die Körperfunktionen zulassen, soll keine Parole der „Schonung" statthaben. Wer in das siebente Jahrzehnt mit einem hinreichenden Fonds von Leistungsfähigkeit eingetreten ist, genießt alle Bedingungen, von diesem Fonds nicht lediglich zehren zu müssen, sondern ihn für weit länger, als man im allgemeinen annimmt, ziemlich ungeschmälert zu erhalten. Mit jener Schonungsmethode sinkt die Körperernährung, dazu tritt Schwächung der Körperelemente durch vergiftende Abnutzungsprodukte, die infolge der herabgesetzten Funktionen ungenügend ausgeschieden werden. Es ist festgestellt, daß Lunge, Herz, Gefäße, Magendarmkanal und Haut noch im Greisenalter weiter wachsen, funktionsfähig und deshalb auch intensiver leistungsfähig bleiben. Schonungsmethoden sind nur für Sieche gut, nie aber für Gesunde, am wenigsten für gesunde Greise. Also Uebung heißt auch die Lösung für das Greisenalter. Daher sind sportliche Betätigungen im Freien am passendsten, z. B. Kegel-, Golf-, Kroket-, Lawn-Tennisspiel, Reit-, und Jagdsport, sowie Garten- und Feldarbeiten. Bei hinreichender Leistungsfähigkeit können größere Anforderungen gestellt werden, wie sie der Ruder-, Schneeschuh, oder Klettersport erfordert. Sorgen wegen der Gefahr der Uebermüdung und Erschöpfung braucht man nicht zu hegen.

Es liegt schon im Wesen des Alters, daß nichts auf die Spitze getrieben wird, und endlich besitzt das leistungsfähige Alter so viel Reservekraft, um auch etwaigen Mehrforderungen entsprechen zu können. Nicht an der letzten Stelle steht die Hautpflege der ganzen Körperoberfläche, sie muß ausreichend und tagtäglich geübt werden. Eng damit ist die Frage der Bekleidung verknüpft. Die Wärmeregulierung im Alter ist nicht geschwächt, vielmehr reagiert sie auf jeden Wechsel der Außentemperatur vollständig prompt. Für das Alter ist eher eine leichte, den Jahreszeiten angepaßte Kleidung zu wählen, als es für das Mannesalter angezeigt ist, nicht eine schwerere. Auch ist es nicht nötig, die Verdauungsfunktionen des Alters ängstlich zu schonen, wenn diese ausgezeichnet sind. Verkehrt ist auch der Rat, den man Greisen gibt, sehr wenig auf einmal, dafür aber sehr oft zu essen.

(„Mennon. Rundschau.")

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

"Good Ministers of Jesus Christ," by **William Fraser McDowell.** Bishop in the Methodist Episcopal Church. (Published by **The Abingdon Press,** New York. 307 pages. $1.25 net).

The volume contains Bishop McDowell's "Lyman Beecher Lectures on Preaching" at Yale University, 1917. In a "personal foreword" the author gives expression to his deepest sense of the honor and responsibility placed upon him by putting him in the place where renowned men like Horace Bushnell, Phillips Brooks and H. A. Beecher had stood before. It is natural and commendable for a man to be impressed with his limitations when thinking of the "giants" who have been his predecessors. But it is also pleasing to see that for that reason the present lecturer does not make the slightest attempt to be anything but himself. Horace Bushnell was the man who, like no one else whom we know, had the ability to take up and solve the intellectual difficulties that confront a modern man in the pulpit or in the pew. Bishop McDowell does not wrestle with these difficulties. He knows they are there and he alludes frequently to them but he keeps on undebatable ground by looking at the minister as the man who has to do with soul and character needs and insisting above all on a sanctified personality. The problems he tries to solve are in the moral and spiritual field. Brooks was entirely different from Bushnell. Coming to him with questions so well answered by Bushnell one would be disappointed. If he takes up the subject of the Trinity, let us say, he elucidates it by the use of analogy and he is marvelously fertile in happy illustrations. Then he is a poet and an artist, but he doesn't satisfy the man who wants real arguments. We have not the time to speak about Beecher. The point is, Bishop McDowell, knowing these and other lecturers before him, determines to give his own version on preaching and the preacher and so succeeds in making an original contribution on the subject.

This fundamental thesis is that the preacher's ministry should be as much as possible like the ministry of Jesus Christ. There are naturally a great many qualifications but in the main he upholds that principle thruout the book. So he shows in the first chapter "The Ministry of Revelation" that, as Jesus came to show us the Father, so the preacher must reveal God. Tennyson said: "I covet above all things else a fresh vision of God." That is the cry not only of the poet and seer, but of the soldier in the trench. "Our age is in a sore need of a new vital vision or more of God. God is in eclipse. God has no practical significance for a large part of the world. He has faded out of men's lives. We are, in general, in the condition of the

Rugby Boys of Arnold's time: "God was not in all their thoughts." He pleads for the intense, living Grace of God that was in the mighty evangelists. "Anywhere in any land, in the presence of any other or all other gods, we can rest our case on the God of our Lord, Jesus Christ." "Of old it was believed that no one could see God and live. Now we know that no one can live, no life can be preserved, without the vision of the face of God." The "Ministry of Redemption" is the title of the second chapter. Here is the place where we can see how the author handles the critical questions which spring up so easily in connection with such subjects as Bible, redemption, incarnation and so on. He tells of his own doubts about the Bible in the past and that a word of Brooks set them at rest "That the contents of the Bible chiefly relate to a purpose of grace, and its great watchword is redemption." The Bible to him is the Book of Redemption, all other aspects are of secondary interest, and with Robertson Smith he says: "This I know to be true by the witness of His Spirit in my heart, whereby I am assured that none other than God Himself is able to speak such words to my soul." And so Jesus is the Redeemer. We know it by the facts of Christian history, the experience of past ages and our own. Redemption is the message of the Church to non-Christian lands. He sums up what he has to say on this subject by saying: "The Bible is the Book of Redemption, Jesus Christ the Redeemer, the Church the Society of Redemption, humanity the subject of redemption."

The remaining titles are: The Ministry of Incarnation, of Reconciliation, of Rescue, of Conservation, of Co-operation, or Inspiration.

It is sometimes claimed that the Methodist Church is seriously affected and permeated with ultra-liberal tendencies in point of doctrine. Bishop McDowell, however, stands on the firm ground of biblical truth. His book breathes a spirit of deep piety, he is a preacher with the Spirit of Jesus Christ. Reading this volume must appeal to the best that is in us. He gives no heed to theories and doctrinal wranglings "which minister questions rather than Godly edifying which is in faith."

One thing we have missed in the book, that is a chapter on the "Ministry and the Social Question." We don't see how in this 20th century any minister and especially a man who stands in as high a position as Bishop McDowell, can give a lecture course on Preaching without touching on that all-absorbing subject. *H. K.*

"Modern Pagans," by **Charles M. Sheldon.** (Published by the **Methodist Book Concern.** 50 cents. 79 pages.)

Twenty-five years ago Sheldon gave us "In His Steps." It was a little book, constructed on modest lines, showing no great power of invention or literary distinction. It had grown out of chapters read from the pulpit, taking the place of the regular evening discourses. But we all know how it took the country, or at least the Church, by storm. The reason seemed to be that it contained a message which

the Church needed just then. Its emphasis was on real not sham or nominal Christianity. The key question it sought to answer was: "What Would Jesus Do?" Sheldon's influence was by no means confined to the Church as shown by the fact that he was asked to edit a Topeka newspaper for a week to give an idea as to how "Jesus would do it." Since then he has given as little else as tho he had in that one throw exhausted his literary productiveness. Now we are agreeably surprised by the appearance of this little volume. The Wallace family, to which he introduces us, are an American family who, like many others, while belonging to a Church, make little practice of their religion, in fact they are modern pagans who accept and enjoy the good things a Christian country offers, but do nothing for the moral and spiritual uplift of others. An evangelist who comes to the town is the means of their transformation. He is a manly, sincere, natural man, who uses neither the sensational methods nor possesses the keen appreciation for lucre found in other evangelists. One of the sons, a great athlete, yields first to the evangelist's power, then the father himself is wrenched from the old moorings of indifference and pride. Those who believe in the personal note in preaching and Christian living will find it worth reading. *H. K.*

"St. Paul the Traveler and the Roman Citizen," by **W. M. Ramsey,** Professor of Humanity, Aberdeen. 394 pages. $1.50. Published by **Putnam's Sons.**

Only lately did we get acquainted with this book altho it is 20 years old. Ramsey is a Scotch scholar who dates his insight into modern methods of literary investigation back to a residence in Goettinger in 1874. His special field of research are the borderlands between European and Asiatic civilization. He is a thoro student of the political history of the Roman empire in the Christian period as well as of the records of the Christian Church. It pays to study his books (The Church in the Roman Empire before A. D. 170 and others) because he puts before us the world and lands in which Paul lived. Anything that helps us to understand the personality of the apostle and his method not only from spiritual sources but also from the environment and atmosphere in which he moved brings us closer to the man himself. The tendency of our time is to get at the actual facts. Heretofore many were satisfied to attribute all the "acts" of the apostles to the Spirit. To-day we have not ceased to believe in the Spirit, but we think we can understand the methods of his working better by learning more of the world, the principles, the moving ideas and all the human factors which acted on the Church and its leaders.

Ramsey's main contributions to our knowledge of the life and work of Paul is in the first place that he pointed out the close connection between Paul's activity and the policies of the Roman empire (the use of the Greek language and his organizing the churches around the Roman provincial metropolises and according to the Roman provincial division). In the second place he has made it likely that the Galatians

to whom he wrote his great epistle lived in Southern Galatia with cities like Antioch, Iconium, Derbe, and not in North Galatia with Ancyra, Pessinus, etc. According to him therefore the work among Galatians was done on the first journey. There can be no doubt that this contention has much to commend itself to us, for heretofore we have wondered why Acts has nothing to say about the founding of these important churches if they are to be looked for in North Galatia. He also claims that Paul's visit to Jerusalem described in Gal. 2. 1-10 was not the one mentioned in Acts 15 (Apostolic Convention), but the one referred to in Acts 11, 30. We cannot follow him but in this have not time now to give our reasons. *H. K.*

"Germany, the Next Republic?" by **Carl W. Ackerman.** (**George H. Doran Company,** Publisher, New York.)

Ackerman, for two years prior to the break with Germany, was a war correspondent for American papers in the Fatherland, had unusual opportunities for observation at strategical points. At first sympathetic with Germany, he began to change his attitude to one of bitterest hostility when the party for ruthless submarine warfare obtained the upper hand. He describes the struggle of the Foreign Office, Bethmann-Hollweg in particular, with the von Tirpitz-Falkenhain influences at length, and in this respect the book is quite interesting altho we have no means of knowing how far his accounts are dependable. He claims that the invasion of Belgium was carried out against the advice of the Foreign Office. The downfall of von Tirpitz was a triumph for Hollweg, that of Falkenhayn was caused because of his contempt for the Neutrals ("Damn the Neutrals.")

He is not friendly to the German-Americans. He says if they had advised the German Government of the true sentiment of this country, there would have been no war.

He finds little to commend in things German now, even the much-vaunted Food Control is in many respects a failure. The German people, according to him, are an underfed, depressed, weighed-down nation, on the verge of a nervous breakdown. A great military defeat would be a crushing blow to them.

"The world cannot afford to consider peace with Germany until the people rule. The sooner the United States and her allies tell this to the German people officially the sooner we shall have peace." President Wilson seems to have acted on this advice. *H. K.*

„Haus und Herd." Ein Familienmagazin für Jung und Alt. A. J. Bucher, Editor. „The Methodist Book Concern." $2.00 per Jahr.

Die Oktobernummer dieser tüchtigen Zeitschrift ist eine Luthernummer. Das Heft enthält eine reiche Auswahl von ansprechenden Artikeln über die Reformation von verschiedenen Verfassern und einem Schmuck von prächtigen, zum Teil wenig bekannten, Bildern. Es ist eine schöne Festgabe zum Reformationsjubiläum und wird aufs beste empfohlen.